ILLUSTRIRTE ZEITUNG

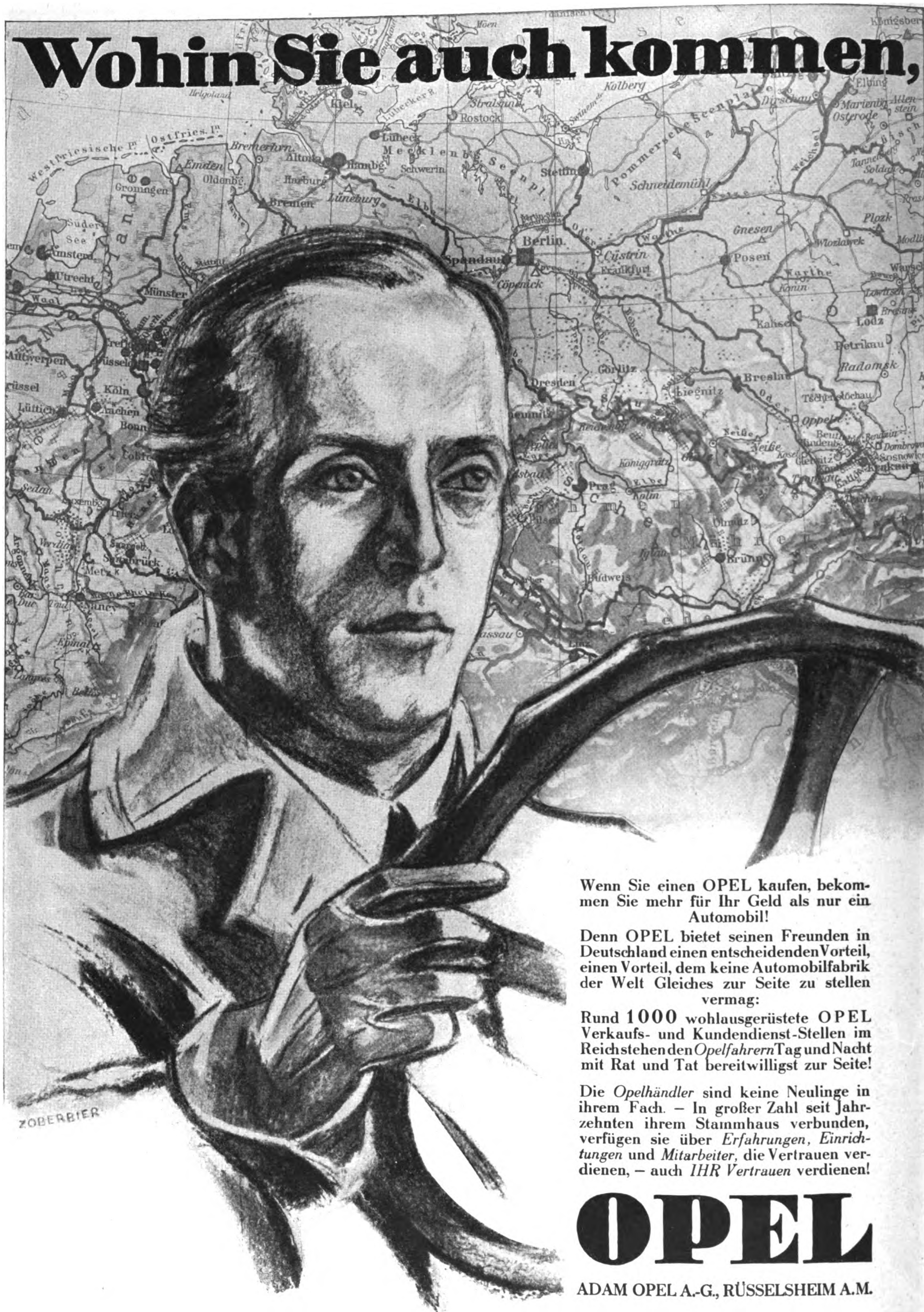


LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4399 ☆ 4·JULI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.



Opel ist überall zu Hause!

70- de BH

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4399 / 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. **Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark.** Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

4. JULI 1929

Leitz

Prismen-Ferngläser

für Reise ◇ Jagd Theater



Erstklassige Optik / Elegante Form.

Fordern Sie kostenlos unsere Liste Nr. 5519.

Ernst Leitz, Wetzlar

Bezug durch die Fachgeschäfte.



Wohin die Reise?

Aufs Land? An die See? Ins Gebirge? Überallhin sollte eine praktische, schützende Kleidung die notwendige Ergänzung Ihrer Garderobe bilden. Denken Sie an die kühlen Abende, an die Launen der Witterung. Mit einem flotten Pullover oder einer vornehmen Bleyle-Weste kommen Sie zum ungetrübten Genuß Ihrer Ferien. – Achten Sie beim Kauf auf die Marke



Bleyle

Verkaufstellen in allen Städten. Nachweis durch die Fabrik Wilh. Bleyle G.m.b.H. Stuttgart

Zimmermann

Sanatorium Chemnitz

für innere u. Nervenkrankheiten. Außerh. d. Stadt, auf einer Anhöhe im Villenviertel gelegen, in einem 3½ ha großen alten Park, angrenz. an den Stadtpark. Alle bewährten elektro-physikal. Kurmittel. Klinisch-diätetische Behandlung, bes. der Erkrank. des Stoffwechsels, des Magen—Darms, Herzens u. Nervensystems. Medico-mechan. Institut. Große Liegehalle im Park. Individuelle Behandl. Psychotherapie. 2 Ärzte. Chefarzt: **Dr. Wittkugel.** Tel. 34042.

Angegliedert im besond. Hause: chirurgisch geburtsh. Klinik.

SM Sanator. Dr. Möller, Dresden-Loschwitz
Diät-, Schroth-, Fastenkuren
Gr. Heilerfolge — Broschüre fr.

CHAMONIX



Die schönste Route nach dem Mont-Blanc-Gebiet.

Wunderbare Aussicht auf zahlreiche Gletscher und wilde Schluchten.

Französischer Grenzschein für 5 Tage an der Grenze erhältlich.

Auskünfte und Prospekt gratis durch die **Cie. Martigny-Chamonix, Abt. Rue Diday 10, Genf.**

San.-Rat Dr. Bielings Waldsanatorium



Tannenhof

Friedrichroda in Thür.

zu klin. Behandlung u. Spezialdiät. Kuren bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm- u. Stoffwechselkrankheiten, speziell Basedow u. Fettleibigkeit.

Berchtesgadener Land

mit Watzmann u. Königsee



Das Paradies der bayerischen Alpen.

Alpines Solebad. Höhenluft und Terrainkur. Bergsport. Kurkapelle. Hervorragend für Vor- und Nachkuren und als Übergangsaufenthalt von und nach dem Süden, und in sehr hochgelegene Gebiete geeignet. Besonders mildes Frühjahrs- und Herbstklima. Auskünfte u. Prospekte durch das Verkehrsamt des Berchtesgadener Landes.



Besuchen Sie BERN (SCHWEIZ)

Die malerische u. romantische Bundesstadt

Prospekt: Verkehrsbureau

Dies und Das.

Die Marburger Ferienkurse, die in diesem Jahre vom 1. bis 28. August stattfinden, behandeln das Thema „Deutsche Sprache und Dichtung“. Mit der Versendung der Stundenpläne ist vor kurzem begonnen worden. Neben Marburger Dozenten finden wir unter den Vortragenden zahlreiche auswärtige Gelehrte von hohem Ruf, so Prof. Oskar Walzel-Bonn, Prof. Josef Nadler-Königsberg, Prof. Andreas Heusler-Basel u. a. Die Kurse schließen mit einer sehr interessanten Studienfahrt an den Rhein. Trotz der Fülle des Gebotenen sind die Kosten hierfür verhältnismäßig gering. Auskunft erteilt jederzeit die Geschäftsstelle der Ferienkurse, Marburg a. d. Lahn, Rotenberg 21.

Die Prager Messen haben eine sehr alte Tradition und wurden bereits im September 1920 im neuzeitlichen Sinne als Mustermessen erneuert. Von den kleinsten Anfängen an, ohne jedwede staatliche oder städtische materielle Subvention, entwickelten sie sich zu der gegenwärtigen Weltbedeutung. In maßgebenden Kreisen erregt besonders der neuerrichtete Meßpalast, der im wesentlichen ein Dauermusterlager darstellt, durch seine riesige Ausdehnung besonderes Aufsehen. Er umfaßt eine Grundfläche von 8500 m² sowie einen 400000 m³ bebauten Raum und soll die Grundlage der zukünftigen Prager Messestadt bilden. Für die diesjährige Prager Herbstmesse vom 1. bis 8. September ist eine große, in der ehemaligen Maschinenhalle auf dem alten Ausstellungsgelände untergebrachte Sondergruppe der chemischen Branche vorgesehen, die außer reichhaltiger Fachliteratur, 17 Gruppen einschließen wird. Außerdem wird sich Sowjetrußland und vielleicht auch Frankreich, Rumänien, Lettland oder Finnland beteiligen. Es ist zuverläßlich mit einer Vollbesetzung der Stände auf dem alten und neuen Meßgelände sowie im Meßpalast zu rechnen. Riesige Spielwaren- und Pelzwarenmessen wurden abermals in Aussicht genommen. Der sehr gute Geschäftserfolg der achtzehnten Prager Frühjahrsmesse dürfte infolge der zumeist unter dem Weltmarkt-Index stehenden Warenpreise auch der diesjährigen Herbstmesse mit Sicherheit beschieden sein.

Lange-Uhren. Der vorliegende neue Katalog der Firma A. Lange & Söhne, Glashütte i. Sa. unter-

scheidet sich von seinen Vorgängern durch seine gediegene Ausstattung sowie durch einen ausführlichen Textteil. Der Leser erfährt hier das Wesentlichste, was jeder Träger einer Taschenuhr von der Uhr wissen sollte. Er gewinnt einen kurzen Einblick in den Herstellungsgang einer Präzisionsuhr im allgemeinen und einer Qualitätsuhr von Weltruf mit der hier notwendigen überaus gewissenhaften Feinarbeit wie der Lange-Uhr im besonderen. Ein kurzer Hinweis beleuchtet die Leistungen der Uhren. Tatsächlich stellen unsere heutigen Präzisionsuhren Meßinstrumente von unerhörter Genauigkeit dar. So wird auf den wenigen Seiten der Werbeschrift eine Fülle von Interessantem geboten und auf geschickte Weise der Sinn für edle Taschenuhren zu wecken gesucht. Der eigentliche Katalog enthält die bekannten Präzisionserzeugnisse der Firma A. Lange & Söhne. Er bietet einem jeden die Möglichkeit, sich einen Zeitmesser nach seinem persönlichen Geschmack auszuwählen und legt anderseits ein beredtes Zeugnis davon ab, wie vielseitig die Uhrmacherkunst in Glashütte seit langem gepflegt wird.

Der bunte Schwimmanzug ist auch in diesem Jahr die große Mode; gleichviel ob man in ein mondänes Seebad, in ein kleines Fischerdörfchen, an einen Alpensee geht oder nur am Wochenend in heimatliche Gewässer taucht. Die Badeausrüstung ist noch bunter und phantasiereicher geworden. So paradox es klingt: man will auch ausgezogen, gut angezogen sein. Es genügt keineswegs, Farbe, Muster und Schnitt des Schwimmanzuges, des Bademantels, des Capes oder des Strandpyjamas passend zur Gestalt und Hautfarbe zu wählen. In erster Linie soll man daran denken, daß Sonne, Sand und Wasser, vor allem Salzwasser, die Farben förmlich auslaugen und bleichen. Es ist weder schön, noch angenehm, wenn die göttliche Haut der schaumentstiegenen Venus in allen Farben des Regenbogens — will heißen des Badeanzugs schillert. Auch ein verblaßter Bademantel, ein verschossenes Strandpyjama sieht weder hübsch, noch elegant aus. Man darf nicht nur nach Geschmack und Farbenwirkung wählen, sondern muß auch darauf sehen, daß die Badeausrüstung wirklich farbecht ist. Das ist aber bei Baumwolle, Leinen- und Kunstseidesachen nur dann der Fall, wenn sie indanthrenfarbig sind. Indanthrenfarbigen Geweben schaden weder Wasser noch Sonne.

Internationales Tanzturnier in Bad-Nauheim.

Der Reichsverband zur Pflege des Gesellschaftstanzes hatte in diesem Jahr die Austragung der Meisterschaft von Europa und der deutschen Senioren-Meisterschaft Bad-Nauheim übertragen. Das Turnier, das unter der Leitung von Herrn Hartmann-Emersen im glänzenden Rahmen des großen Bühnensaales im Kurhaus stattfand, erwies sich als ein großer tanzsportlicher und gesellschaftlicher Erfolg. Bei der Meisterschaft von Europa siegte nach langen Vorrunden und Ausscheidungen im Endkampf das englische Paar Heath-Williams, London über das deutsche Meisterpaar Neumann-Grünwaldt, Berlin. Einen Wettstreit großen Stils bot auch die Austragung der deutschen Seniorenmeisterschaft. Hier siegte das Paar Kruse-Protzen, Berlin. Die Berufsweltmeister im Gesellschaftstanz Maxwell Stewart—Pat Sykes aus London gaben unlängst ihr erstes deutsches Gastspiel im Kurhaus Bad-Nauheim. Die in Technik und gesellschaftlicher Linie unerreichten Darbietungen des Paares bereiteten dem zahlreichen Publikum einen hohen ästhetischen Genuß und ernteten auch reichen Beifall.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



AUS DER GESELLSCHAFT

ERBPRINZESSIN FRANZISKA ZU FÜRSTENBERG-DONAUESCHINGEN

GEMÄLDE VON JOHN QUINCY ADAMS, WIEN

HEIRATSALTER UND HEIRATSMÖGLICHKEIT

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Die Entwicklung der Bevölkerungsverhältnisse hat in allen europäischen Ländern eine erhebliche Überzahl an Frauen mit sich gebracht. Die Folgen des Krieges mit seinen Millionenverlusten von Männern im heiratsfähigen Alter sind noch lange nicht ausgeglichen. Eine Neigung zur Frauenüberzahl war früher schon vorhanden: es werden zwar immer mehr Knaben geboren als Mädchen, aber die größere Sterblichkeit des männlichen Geschlechts bringt schon im Heiratsalter einen ziffernmäßigen Ausgleich, und mit steigendem Alter kommen die Frauen in die Überzahl. Die Frage des Männermangels greift tief in das Leben unserer Generation ein. Vorschläge wie die „Ehe zu dritt" sind, so undurchführbar sie grundsätzlich sind, aus dieser Lage entstanden.

Aber derartige Überlegungen haben das Interesse an den Grundfragen der Ehe wieder in hohem Maße geweckt, und es erhebt sich zunächst die Frage: In welchem Alter heiraten die Menschen eigentlich? Das Schicksal der Ehen hängt mit dem Heiratsalter oft eng zusammen. Das hat sich aus amerikanischen Untersuchungen ergeben, die einige tausend Ehen auf ihr Schicksal im Zusammenhang mit dem Heiratsalter der Ehegatten prüften. Das Heiratsalter ist nur ein Umstand unter vielen, der für das Glück der Ehe von Bedeutung ist.

Die amerikanischen Untersuchungen zeigten zunächst: Ein Mädchen, das mit weniger als 20 Jahren einen 5 oder mehr Jahre älteren Mann heiratet, ist leichter zu einer Ehescheidung geneigt als eine Frau, die später geheiratet hat, und zwar einen Mann, der ihr an Jahren näher steht. Besonders gefährdet sind Ehen, bei denen der eine Partner 19 Jahre oder jünger ist. Sehr ungünstige Aussichten ergeben sich beispielsweise schon rein statistisch für den Fall, daß der Mann 19 Jahre und das Mädchen 18 Jahre alt ist. Als günstigstes, d. h. Glück und Dauer der Ehe am meisten verbürgende Alter zeigten die amerikanischen Untersuchungen ungefähr 29 Jahre für den Mann und 24 Jahre für die Frau.

Bei den einzelnen Völkern ist das durchschnittliche Heiratsalter etwas verschieden. Nach Lykurg sollten die spartanischen Jünglinge nicht vor dem 37. Jahre heiraten. Plato betrachtete beim Mann das 30., bei der Frau das 20. Lebensjahr als geeignet. Die Mädchen im alten Rom heirateten spätestens im 19. Lebensjahr. Die Berechtigung zur Ehe war in den alten germanischen Gesetzen schon auf 14 und 12 Jahre festgesetzt. In Deutschland sind heute 20 und 16 Jahre für Mann und Frau das Mindestalter für Heirat. Napoleon I. hat das Heiratsalter von 13 auf 15 Jahre bei Mädchen, von 15 auf 18 Jahre bei Männern erhöht.

Im nördlichen Europa heiratet man später als im südlichen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts heirateten die Frauen in England und Frankreich durchschnittlich mit 26, in Norwegen mit 28, in Holland und Belgien mit 29 Jahren. Naturvölker heiraten sehr frühzeitig. Schon bei den ersten Anzeichen der Reife werden die Mädchen hier verheiratet. Wirtschaftliche Gründe vor allem schieben das Heiratsalter hinaus. Für die Gestaltung der modernen Einehe wird dadurch auch Gutes gewonnen, weil eben Menschen heiraten, die auch geistig schon einen gewissen Reifezustand errungen haben.

Freilich wäre es falsch, im Interesse der Ehe wie der Kinder, wenn das Heiratsalter zu weit hinausgeschoben würde. In Deutschland betrug das durchschnittliche Heiratsalter der ledigen Männer im Jahre 1910: 27,44 Jahre; 1913 war es auf 27,48, im Jahre 1919 auf 29,03 Jahre gestiegen, 1923 wieder auf 27,57 gesunken. Das Heiratsalter der ledigen Frauen betrug 1910 noch 24,78 Jahre, 1913: 24,73; 1919 war es auf 26,05 Jahre angestiegen; 1923 betrug es 25,10 Jahre. Der durchschnittliche Altersunterschied zwischen dem erstmals heiratenden Mann und der Frau beträgt 2¼–2¾ Jahre, wobei der Mann der ältere ist. In den Jahren nach dem Krieg heirateten auffallend viele Männer unter 22 Jahren; es lagen Verhältnisse vor, die den Vergleich mit normalen Zeiten nicht ohne weiteres ermöglichen.

Die Zahl der Eheschließungen in Deutschland betrug, berechnet auf 1000 Einwohner im Jahr, vor dem Krieg durchschnittlich 8. Im Krieg sank sie bis auf 4,1, die Jahre 1919 und 1920 waren mit Ziffern von 13,4 und 14,5 dagegen Rekordjahre. Seit 1924 ist wieder die ungefähre Normziffer von 7,1 und darüber erreicht. Die Verhältnisse in den außerdeutschen Ländern gestalteten sich ganz ähnlich; selbst in den neutralen Ländern ist zum Teil in den Jahren 1919—1921 eine, wenn auch geringe Erhöhung der Heiratsziffer aufzuweisen.

Der Einfluß des Berufs auf das Heiratsalter ist darin zu erkennen, daß körperlich arbeitende Berufe im allgemeinen in jüngeren Jahren heiraten als die sogenannten geistigen Berufe. Namentlich Beamte kommen spät zur Heirat. Die Verheiratung von jungen Männern mit älteren Frauen hat zugenommen, am meisten bei Männern unter 20 Jahren. Das hängt wohl mit der Zunahme der Ehen jugendlicher Männer überhaupt zusammen; denn junge Männer neigen erfahrungsgemäß zu älteren Frauen.

Eine Lebensverlängerung der Verheirateten ist statistisch als Tatsache festzustellen. Das gilt für Männer und Frauen. Nur die jungen Frauen, zwischen 18 und 25, sind, offenbar wegen der jugendlichen Geburten, gegenüber den unverheirateten Frauen etwas im Nachteil. Es mag sein, daß diese Statistik dadurch beeinflußt wird, daß manche Menschen wegen Kränklichkeit oder Schwächlichkeit nicht heiraten. Aber zweifellos ist der allgemein gesundheitsfördernde Einfluß des Ehelebens der eigentliche Kern der in vielen Ländern beobachteten Lebensverlängerung.

Wenn die Liebe zwei gereifte Menschen zusammenführt, dann ist sie sicher der beste Führer, weit verlässiger als alle Überlegungen der Sozialhygiene oder Eugenik. Wenn jedoch andere Gründe eine Ehe schließen lassen, oder wenn noch unfertige Menschen heiraten wollen, da sollten auch die Erkenntnisse nicht vernachlässigt werden, die aus der wissenschaftlichen Erfassung des Heiratsalters gewonnen sind.

Die Heiratsmöglichkeiten sind in den europäischen Ländern mit ihrem Mangel an Männern für viele Frauen erschwert. Im Gegensatz dazu sind in Nordamerika und noch mehr in Südamerika die Frauen in der Minderzahl. Der Aufbau Amerikas als Kolonialland erklärt dieses verschobene Verhältnis.

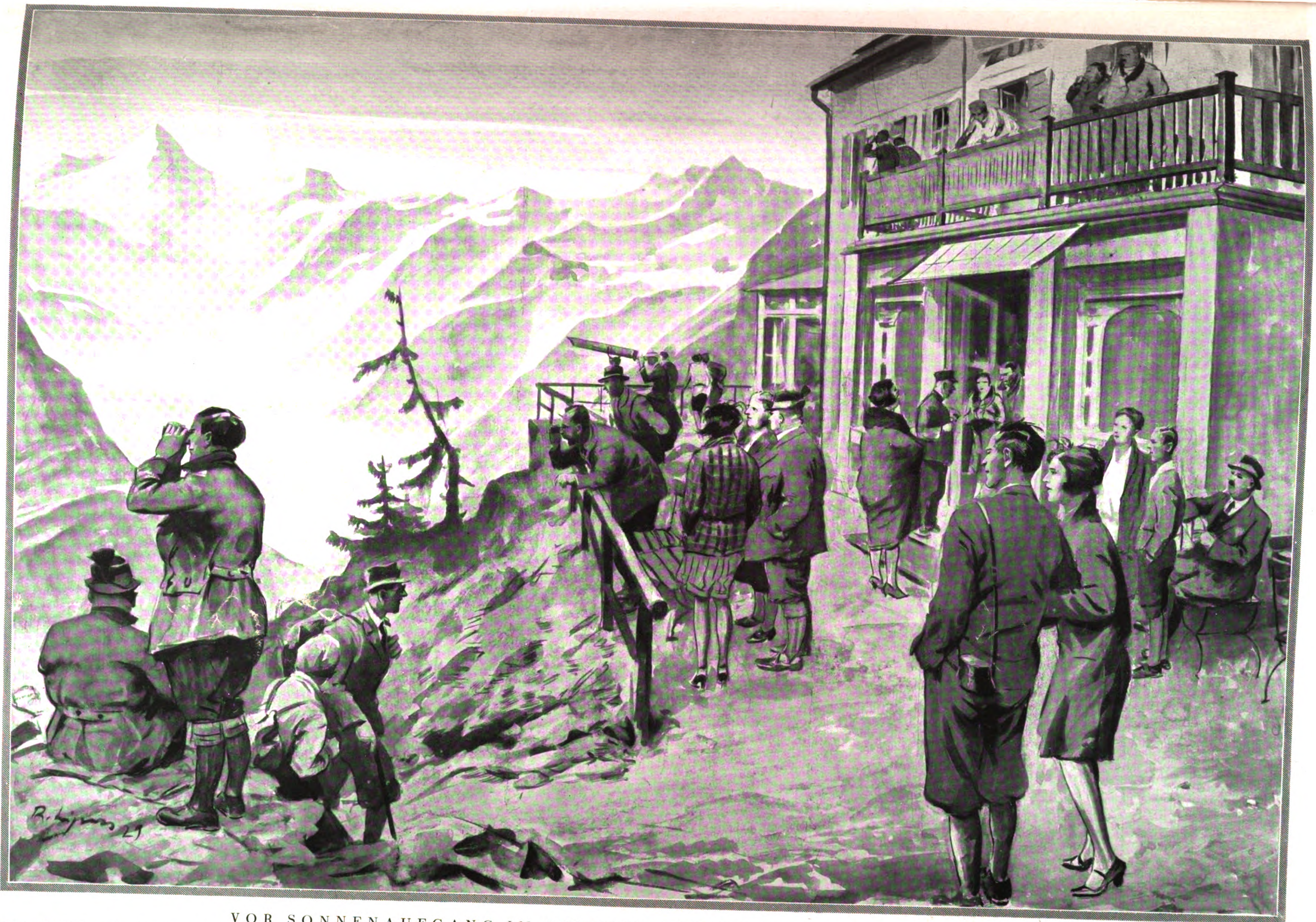
Viele europäische Frauen werden durch diese Verhältnisse ihres natürlichen Lebensziels beraubt, das Leben bleibt für sie nicht voll befriedigend. Freilich macht die Notwendigkeit durch Anpassung und Gewöhnung auch etwas schwer Erträgliches im Lauf der Zeit meist erträglich. Aber ein Notstand liegt vor. Viele Frauen begeben sich in bewußter oder unbewußter Angst vor der Versäumung ihres Lebensziels in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einem nicht geeigneten Mann. Feiner empfindende Frauen ertragen eine solche Bindung nicht, auch wenn sie anfangs glaubten, mit allem einverstanden sein zu können. Daraus ergeben sich unbefriedigte Ehen.

Die neugeschaffenen Bevölkerungsverhältnisse finden ihren Ausdruck auch in der zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frauen. Die Gesamtzahl der erwerbstätigen Frauen ist von rund 8,2 Millionen 1907 auf 11,5 Millionen 1925 gestiegen. Dabei waren nach den Mitteilungen des Statistischen Reichsamtes von der ledigen weiblichen Bevölkerung 1907 etwa 32% erwerbstätig gewesen, 1925 dagegen 41% — also eine ganz erhebliche Zunahme! Von den ledigen Mädchen und Frauen zwischen 18 und 40 Jahren sind rund 80% erwerbstätig. Am stärksten hat die Erwerbstätigkeit nachweislich in jenen Altersgruppen zugenommen, in denen die kriegsentstandene Frauenüberzahl am größten ist, also in den Altersgruppen 25—50. Es ist von Interesse, daß von den insgesamt fast 7 Millionen erwerbstätigen ledigen Frauen 36% als Arbeiterinnen tätig sind, 25% als mithelfende Familienangehörige, 19% als Angestellte und Beamtinnen, 18% als Hausangestellte, 5% als Selbständige.

Von den 12,7 Millionen verheirateter Frauen waren 3,6 Millionen im Hauptberuf erwerbstätig. Der prozentuale Anteil an der gesamten verheirateten weiblichen Bevölkerung hat sich von 25,8% im Jahr 1907 auf 28,7% im Jahr 1925 gehoben. Die Zahl der verheirateten erwerbstätigen Frauen ist seit 1907 in fast allen sozialen Schichten schneller gewachsen als die Gesamtzahl der weiblichen Erwerbstätigen. Nur in der Landwirtschaft liegen die Verhältnisse umgekehrt.

Unter dem Einfluß des Krieges haben die verwitweten oder geschiedenen Frauen seit 1907 um 33% zugenommen. Die Erwerbstätigkeit dieser Frauengruppe ist im Gegensatz zu den beiden anderen Gruppen von 40,8% im Jahr 1907 auf 34,5% im Jahr 1925 zurückgegangen. Der wesentliche Grund dafür liegt in den Renten der Kriegerwitwen, ferner auch in den Leistungen der Alters- und Hinterbliebenenversicherung. Fast die Hälfte dieser Gruppe ist in selbständiger Stellung tätig; ältere Witwen führen oft die Betriebe ihres verstorbenen bzw. gefallenen Mannes weiter, vor allem in landwirtschaftlichen Betrieben.

Es ist sehr zu bedauern, daß äußere Gründe einen Ausgleich zwischen der Frauenüberzahl in Deutschland und der Männerüberzahl in Amerika erschweren. Wo sich die Möglichkeit zu einem solchen Ausgleich bietet, sollte sie nicht versäumt werden. Es ist ein schwerer Entschluß für eine heimatliebende Frau, sich ein Schicksal in der Fremde aufzubauen, und schlimm ist es, daß auf diese Weise gerade tüchtige Frauen Deutschland verlorengehen würden. Aber doch sind allzu sentimentale Überlegungen nicht am Platz, wenn die Verpfuschung von Leben verhütet oder gutgemacht werden soll. Das Leben ist lang, wenn es in Unlust gelebt wird. Die heiratsfähigen Frauen, namentlich soweit sie über 27 Jahre sind, werden an ihrer Verheiratung stets durch den Männermangel gehindert. Manche von ihnen werden es vorziehen, in männerreicheren Ländern einen Beruf auszuüben, der ihnen gleichzeitig die Möglichkeit der Umschau nach einem geeigneten Mann bietet. Das ist sicher einer unerträglichen Bindung vorzuziehen, wie sie das Leben mit einem ungeliebten oder ungeeigneten Mann mit sich bringt, der nur aus Mangel an Wahl genommen wurde.



VOR SONNENAUFGANG IM GEBIRGE / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Selten rafft sich der Städter bei seiner üblichen Tageseinteilung dazu auf, einmal am frühen Morgen den Aufgang der Sonne zu erleben. Führt ihn aber der Sommeraufenthalt ins Gebirge, so erachtet er es als seine Ehrenpflicht, von hoher Warte aus dem Heraufkommen des Tagesgestirns entgegenzusehen. Vor dem Haus auf der Höhe sammeln sich, hin und wieder ein leichtes Gähnen unterdrückend, die Gäste und bestaunen das große Wunder: Wie der aufgehende glühende Ball erst den östlichen Himmel erstrahlen läßt, dann die Gipfel mit seinem Glanze umspielt und endlich voll erscheint in seiner ewigen Schönheit.

Im Faltboot vom Fels zum Meer.

Der Tag des Flußwanderers.

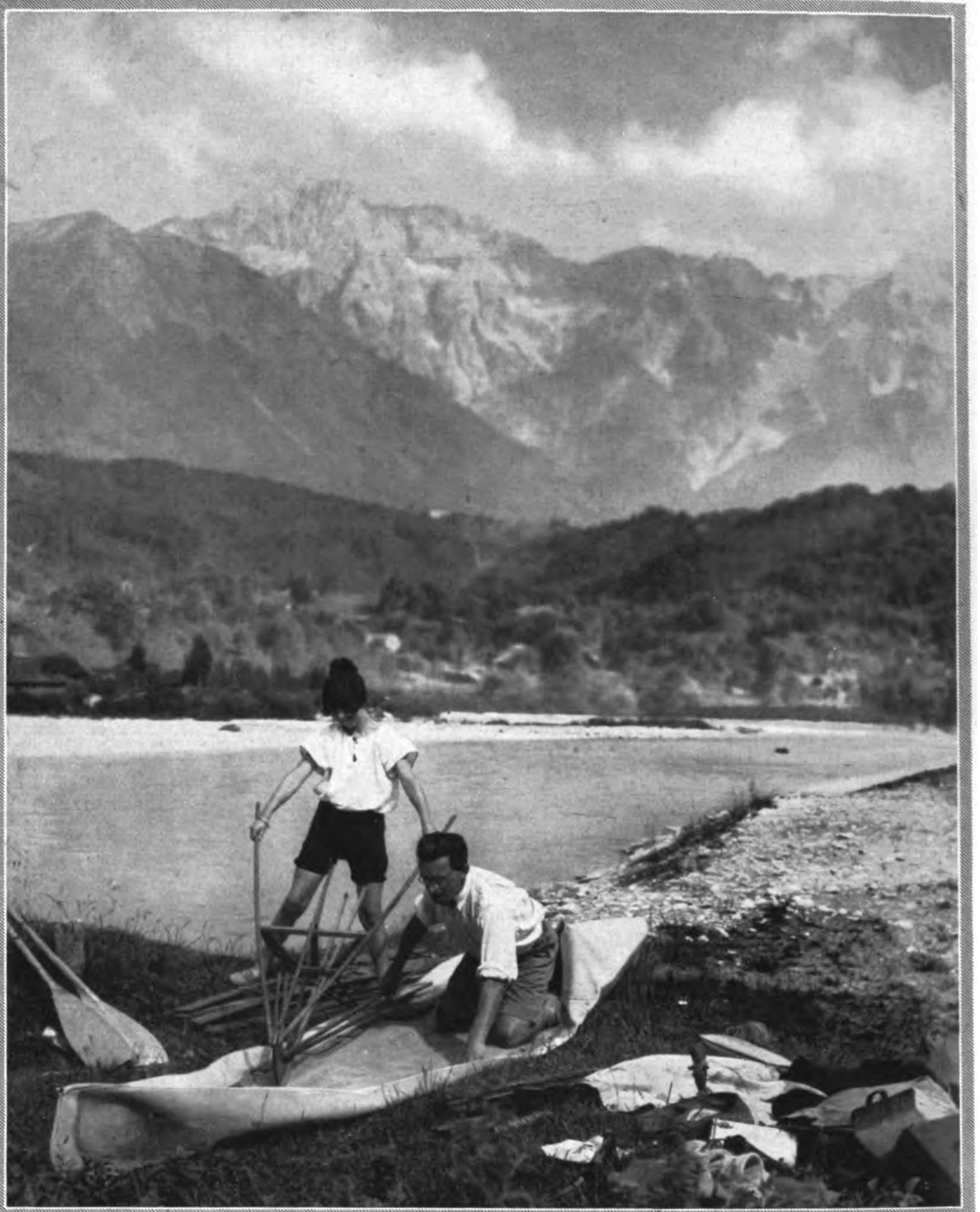
VON CARL J. LUTHER, MÜNCHEN.



Die Reise beginnt!
In verpacktem Zustand kann das Boot bequem mit in das Eisenbahnabteil genommen werden.

Solch eine Gepäckschlepperei möchte ich nicht mitmachen!" Wie oft wird so das Flußwandern mit Faltboot und Zelt abgetan. Gewiß, wir glauben selber manchmal türkische Hamals zu sein. Aber was bedeutet diese kurzfristige Mühe gegen die vielstündigen, ja tage- und zu Ferienzeiten wochenlangen Erfüllungen, die wir erwandern, die uns zugetragen werden, und die wir lechzend und jubelnd erleben, wenn wir das Boot seiner Bestimmung zugeführt haben. Land- und Bahntransport dieses neuen Bereisens der Heimat und der Fremde stehen zur Wasserfahrt über Sonntag wie 1 : 10, bei Ferienreisen wie 1 : 50 und 1 : 100. Auch das Aufbauen des Bootes hat mich in nun über 20 Jahren Faltbootpaddelns noch nie gelangweilt. Hände, die sonst nur die Feder oder derlei führen, beschäftigen sich gern mal mit herber oder kniffliger Ungewohntheit, wenn zudem dicht daneben die Wellen vernehmbar ihr lockendes Wanderlied rauschen.

Schon tragen sie uns in den sonnigen Tag hinein. Als Reisebahn ist diese Flut der Flüsse allen anderen Wanderwegen turmhoch überlegen. Und wäre es nur, weil der Weg des Faltboots — auf Wildflüssen oft genug nur ein schmaler Pfad, auf dem Strom breiter als jede andere Straße — in sich selbst bewegt, über alle Maßen lebendig ist. Ja, diese Einfügung in den gewaltigsten Rhythmus aller sichtbaren Naturerscheinungen, dieses Aufgehen in ihm, dieses erfüllende Erlebnis der alten Weisheit: „Vom Wasser haben wir's gelernt, das Wandern", das ist's, was dieser neuen Wanderschaft den großen Anreiz gibt, wenn's auch mancher, der so pilgert, nicht erfaßt. Immer suchen wir die Wellen als das gesteigerte Leben der Flut; die wilde Widerwelle des



Aufbau am Startplatz.
Von der Bahnstation ist das zusammengelegte Boot ans Flußufer gebracht worden, und nun geht's an das Aufbauen des Fahrzeugs. (Am Inn.)



Wieder mal so ein hinderliches Wehr.
Manches Wehr läßt sich nicht überfahren; da hilft nur umtragen. (Wehr von Kingsau am Lech.)



Hinter Dampferwellen auf dem Rhein.
Um der Gefahr des Kenterns zu entgehen, müssen die durch den Dampfer verursachten Wellen möglichst rechtwinklig geschnitten werden.

jungen Bergflusses erfaßt uns fahrtechnisch und als Erlebnis am stärksten, und da sie dem älteren Strom fehlt, so suchen wir dort hinter Dampferwogen etwas von ihrer Lebendigkeit zu erfassen.

Je unberührter so ein Fluß noch wandern kann und wir auf ihm, desto schöner diese Wanderschaft. Wenn der Mensch einerseits das Meer und andererseits das Gebirge so gern besucht, so geschieht es nicht allein seiner imponierenden Größe wegen, sondern weil da Urweltliches noch atmet und zu uns spricht. Gleiche Erfüllung geben uns die Flüsse, wenigstens noch die Bergflüsse und die großen Ströme in Mündungsgebieten. Leider hat sie die Technik für uns zu viel schon mit Bann belegt. Nun ja, wenn man etwa auf der oberen Donau an einem Tage ein Dutzend Wehrbauten umgehen muß — wir sprechen von Umtragen oder Umsetzen, weil unser Boot ja auch mit muß — dann geschieht das nicht gerade zur Steigerung der Flußwanderlust, abe es gehört mal zum Werk, und auf anderen Flüssen wird uns dann wieder ein Ausgleich. Den Rhein hinab bis nach Holland, die Elbe aus der Tschechoslowakei bis in die Hamburgische Niederung — und unser Boot darauf hält kein Wehrbau auf. Wer in Tirol auf dem Inn eine Donaureise bis ins Schwarze Meer beginnt, eine Flußfahrt vom Fels zum Meer, muß nur einmal umsetzen — was hat das zu sagen? Mit vereinten Kräften ist's ohne viel Mühe und rasch getan. Landungsflöße oder -stege erleichtern dabei das Aus- und Einbooten.



Ausbooten bei einer Bootsstation an der Donau.



Hier laßt uns Hütten bauen!
Jetzt noch ein wirrer Haufen — und in einer halben Stunde steht ein flottes Hauszelt da.

Und reisen wir zu Fluß, ganz seiner Art und Umwelt und dem angepaßt, was solcher Wanderung letzte Befriedigung ist, unbedingte Unabhängigkeit nämlich, dann haben wir, faltbar wie das Boot, darinnen auch unser Haus, das Zelt. Und sind an keine Stadt und an kein Gasthaus gebunden, können somit auch unser Tagesziel frei bestimmen. Was dieses Bestimmen etwas hemmt, ist nur das Erforschen eines guten Lagerplatzes, aber dieser Vorgang ist wieder Genuß und Erlebnis für sich. Weit voraus sucht gegen Abend der Flußwanderer das Lageridyll. Die Karte sagt mancherlei, doch das genügt nicht. Entscheidender ist ein gewisser Instinkt, ein ahnendes Naturverstehen, das so wieder geschult wird. Da gibt es nun Menschen, die sehr hohe Ansprüche an den Lagerplatz stellen, was Ruhe, Aussicht, Trockenheit, Quellwasser, Badegelegenheit, Feuermaterial usw. betrifft, und die doch mit fast tödlicher Sicherheit das alles und rechtzeitig finden, und andere wieder, die derlei immer wieder verpassen und schließlich ihr Zelt aufbauen müssen in letzter Stunde, wo es bestimmt schlecht steht, wo das Haus wirklich auf Sand gebaut ist. Jedenfalls, schon durch diese, vom Zelt uns aufgenötigte Naturbeobachtung wird ein neuer Reiz wirksam und erzieherisch, und das ist gut so, das paßt ausgezeichnet zu dem, was echte, rechte Wanderschaft bedeutet: den in den Städten verlorengegangenen Zusammenhang mit der Natur wiederherzustellen.



Für anspruchsvollere Zeltleute.
Die Schlafmatratzen werden aufgeblasen, und der Daunenschlafsack (links unten) wartet der fahrtmüden Besitzer für eine warme Sommernacht.

Wir haben uns neuerdings, wenn auch durch technische, also ein bißchen widersprechende Errungenschaften, weiterhin unabhängig gemacht, indem wir nun — und das alles trägt ein gutes Faltboot — Daunenschlafsäcke und aufblasbare Gummimatratzen mitführen und deshalb nicht mehr wie bisher das Zelt in der Nähe von Stroh oder Heu (als Lageraufschüttung) bauen müssen.

So beginnt der Tag mit nicht alltäglicher Handfertigkeit beim Bootsaufstellen, und ebenso endet er beim Lagerbau. Und das ist gut so: Es ist etwas Eigenbrötelei an diesem Tun und Wandern, und gerade das ist schön. Sonst verfiele es zu schnell wieder der Alltäglichkeit, der wir just einmal entfliehen möchten.



Die Reise ist zu Ende — nun geht es wieder nach Hause.
Paddler mit Boots- und Zeltgepäck in Erwartung des Zuges zur Heimfahrt.

Die schöne Gülmah und der Hagestolz

Eine lustige Geschichte aus bayrisch-türkischer Kriegszeit

VON CARRY BRACHVOGEL

(Schluß.)

Nach München wollte er Gülmah und Hilal bringen, zu Max Emanuels Gemahlin, Kurfürstliche Gnaden Marie Antonia. Sie war eine Tochter Kaiser Leopolds I., eine überaus fromme Dame, die sich an dem glänzenden Münchener Hof nie wohl fühlte und daher, sobald ihr lebensfroher Gatte im Feld stand, nach Wien zu der kaiserlichen Mutter eilte, um mit ihr zu beten, zu fasten und sich in Bußübungen zu ergehen. In München sowie in Wien erregten Heidinnen gewiß kein so törichtes Aufsehen wie in dörflicher Umgebung, und der frommen Kurfürstin würde es ein leichtes sein, ihre Schützlinge zum Taufbecken zu führen. Was Gülmah und auch Hilal von alledem denken oder halten würden, galt Herrn Rochus gleich. Die Hauptsache war, daß sie von Vachenlueg fortkamen!

Nicht selten gebiert ein erster guter Gedanke einen zweiten, und darum fiel es Herrn Rochus eben vergnüglich ein, daß er seine türkischen Weibsen baldigst nach München befördern wollte, denn im April stand das Ordensfest der frommen Brüder des Paulanerordens bevor, bei dem er niemals fehlte.

Es wäre nun erbaulich, könnte man berichten, daß Herr Rochus sich aus lauterer Frömmigkeit zu den Paulanern hingezogen fühlte, aber leider verhielt es sich anders. Die Paulaner besaßen nämlich ein Bräuhaus, das ihnen schon Max Emanuels Vater, Kurfürst Ferdinand Maria, eingerichtet hatte, und in diesem Bräuhaus brauten sie alljährlich zu ihrem Ordensfest ein besonderes Bier. Worte sind zu arm, um Süffigkeit und Wohlgeschmack dieses Bieres zu künden. Es war, kurz gesagt, das Bier der Biere, vor dem sich die Braunschweiger Mumme oder das Einbecker Gebräu beschämt in ihre Fässer verkriechen mochten. „Heilig-Vater-Bier" nannte die Bevölkerung den Wonnetrank, der seinen Namen später in „Sankt-Vater-Bier" und noch später in „Salvator" wandeln sollte.

Es war Sitte, daß der jeweilige Kurfürst samt Hochdero Gemahlin und großem Gefolge zum Ordensfest der Paulaner geritten kam und vom Frater Bräumeister mit dem allerersten Krug des Wonnetranks und dem Gruß empfangen wurde:

„Salve, pater patriae,
Bibas, princeps optime!"

Der Kurfürst tat dann einen tüchtigen Zug, in den Grenzen weiblicher Schicklichkeit folgte die Frau Kurfürstin seinem Beispiel, und nach Austausch etlicher Erbaulichkeiten mit dem hochwürdigen Herrn Abt und Huldversicherungen für den Orden kehrte man in die Residenz zurück. So war es schon unter Ferdinand Maria gewesen, so war es auch unter Max Emanuel, nur hatte sich der Ausschank des „Heilig-Vater-Bieres" allmählich zu einer Art Volksfest erweitert. Denn da taten sich in weitem Umkreis um das Kloster her Tische und Bänke auf für eine große Menge, die sich nicht nur am Trunk, sondern auch an Wurst, Brezeln und Rettig delektieren wollte, so in flink aufgeschlagenen Buden feilgeboten wurden. Für zartere Gemüter gab es wohl auch Lebzelten, Zuckerherzen und ein schelmisches „Liebesorakel", und mitten unter all den wohlschmeckenden Dingen priesen allerlei Marktschreier bombastisch Wundermittel und Waren an, schluckten Gaukler Feuer und Messer, als wären es Leckerbissen, oder spazierten flitterglänzend auf gespanntem Seil durch die Luft. Über all das Getriebe hin ließen Kinder ihre Drachen steigen (zum „Heilig-Vater-Bier" nahm man alle Kinder mit, vom Lehrbuben bis zum Säugling), erscholl im Lauf der Stunden auch Streit und Geschrei, denn das „Heilig-Vater-Bier" war nicht so fromm wie sein Name, sondern stieg gern zu Kopf und machte händelsüchtig.

So war Herr Rochus denn in München, logierte wie alljährlich im Gasthof „Zu den drei Rosen" und hatte seine Türkinnen bei einer Base der verständigen Rosenwirtin untergebracht, die zwar zuerst große Augen gemacht, als sie von zwei Heidinnen hörte, sich aber schnell gefaßt hatte, denn sie war ein gewandtes Wirtsweib und schätzte Herrn Rochus als Gast. Vor der Abreise aus Vachenlueg hatte es freilich noch einen kleinen Zwischenfall gegeben, auf den Herr Rochus nicht vorbereitet gewesen, und der von den Schwierigkeiten mündlicher Verständigung herrührte. Gülmah und Hilal, die von allen Gemiedenen, mit denen auch Herr Rochus nur das Notwendigste sprach, hatten nämlich nur etliche Brocken Deutsch gelernt, und Herr Rochus verstand wechselwirkend immer noch kein Türkisch, so daß zwischen ihm und den Weibsen zumeist die Gebärdensprache üblich war. Doch als er ihnen mittels kreisender und stoßender Armbewegungen und dem immer wiederholten Wort „München" Reise und Reisezweck klarmachen wollte, mißverstanden sie ihn gründlich, meinten, sie müßten zurück zu dem alten, grausamen Pascha und warfen sich darum, wie schon früher, flehend vor Herrn Rochus nieder. Gülmah ergriff sogar leidenschaftlich seine beiden Hände, küßte sie, ließ heiße Tränen durch ihren Schleier strömen:

„Guter Pascha. Hier... Hier... Bei gutem Pascha bleiben!"

Herr Rochus war verblüfft, und über seiner Stacheligkeit wollte ein Gefühl aufdämmern, das er bislang nie gekannt hatte. Liebe? O nein, mit so etwas gab sich der Vachenlueger nicht ab. Aber nachdem er die Weibsen, so gut er konnte, beruhigt und entlassen hatte, stapfte er mit geschwellter Brust hin und her, blieb auch vor einem kleinen, fast erblindeten Spiegel stehen und beguckte sein Gesicht, was er seit mindestens zwanzig Jahren nicht mehr getan hatte. Stapfte wieder mit geschwellter Brust hin und her und gedachte des Brandensteiners, dem schon die stumme Erscheinung Gülmahs den Sinn verwirrt hatte. Er nickte vor sich hin, als spräche er zum Brandensteiner: „Ja, ja, manch einer, der den Weibern nicht nachläuft, gefällt ihnen besser als der Hanswurst, den jede Schürze verrückt macht!"

Es waren Augenblicke menschlicher Schwäche, gegen die keiner gefeit ist, aber Gesinnung und Vorhaben des Vachenluegers erschütterten sie nicht. Und alles entwickelte sich so befriedigend, wie er nur wünschen konnte. Denn als er in der Residenz seine Aufwartung machte, erwies sich der Kurfürst überaus gnädig, und das langgezogene Habsburgergesicht der Kurfürstin strahlte vor Glück, daß sie die Heidinnen, die sie sogleich zu sich holen ließ, dem ewigen Heil zuführen durfte. Natürlich wünschte sie, Gülmah sowie Hilal entschleiert zu sehen, doch beide wehrten sich mit demütiger Gebärde dagegen, so daß die gütige Kurfürstin nicht auf ihrem Wunsch bestand, obgleich sie nicht begriff, weshalb er keine Erfüllung fand. „Aber", so dachte sie, „vielleicht fürchten die Türkinnen, daß unvermutet Männer eintreten könnten, vielleicht sogar der Kurfürst selbst." Und nach diesem Gedanken, der freilich in die Irre ging, erwog die Kurfürstin, daß sie einem überaus lebensfrohen Herrn angetraut war, der nicht nur bei Bataillen mit siegreichem Angriff vorging. Da hatte sie nichts dagegen einzuwenden, daß die Heidinnen einstweilen verhüllt blieben; später, wenn sie erst ein wenig eingewöhnt waren, würden sie ihre Gesichter wohl von selbst zeigen, besonders wenn sie sicher waren, daß kein Mann sich näherte.

Die Kurfürstin behielt Gülmah bei sich, übergab Hilal aber etlichen rechtschaffenen Mägden aus dem Frauengesinde, das gleich den männlichen Bediensteten gruppenweise zum „Heilig-Vater-Bier" gehen durfte und nichts dagegen hatte, daß die Türkin mitkam. Man war zwar noch nicht an türkische Frauen, aber doch an Türken gewöhnt, denn die Gefangenen Max Emanuels gruben und schaufelten eifrig an einem großen Festungsgraben, der bis tief in die Neuzeit hinein „Türkengraben" heißen sollte, auch als er längst kein Festungsgraben mehr war. Diese Muselmänner wurden vom Volk nicht geringschätzig angesehen; manches Münchener Eheweib dachte bei sich, daß es nicht übel sein müsse, einen Mann zu haben, dem der Himmel selbst das Trinken verbot, und manches Mägdlein schaute nicht ungern zu den hochgewachsenen, schweigsamen Männern hin, die sich in ihr armseliges Los mit Würde fügten: „Allah hat es so gewollt!"

Als Hilal mit den Mägden beim Paulanerkloster anlangte, waren schon alle Bänke und Tische um die Buden herum mit Menschen und Bierkrügen besetzt, und es kostete Mühe, in dem Gedränge noch etliche Plätze zu erobern. Natürlich gab es ein allgemeines Hälserecken nach dem schwarzen Zipfeltuch und seiner Trägerin, und die wahnwitzigsten Vermutungen wurden laut über das Ge-

Künstlerisches Gestalten des Kindes.

Ergebnisse pädagogischer Methoden von Prof. Friedrich Thetter, Wien.
Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben."



Turm. Tafelkreidezeichnung eines Achtjährigen.





Tafelkreidezeichnungen sechsjähriger Kinder.



Erinnert dies nicht an künstlerische Erzeugnisse primitiver Völker? — Arbeiten in Holz oder Lehm, bemalt mit Tafelkreide bzw. Tempera, von 12- bis 14jährigen Schülern.



Stadtbild.

Arbeiten 13jähriger Schüler in Tafelkreide.



Bewegungsgruppe.

sicht, das sich hinter ihm barg. Doch das Richtige traf keine von ihnen.

Endlich war es gelungen, einen Tisch zu finden, an dem nur etliche Kleinbürger saßen, die schon etwas stumpfsinnig in ihre Krüge stierten und bloß einiges von „Gaudi“ und „Maschkera“ brummten, als Hilal sich bei ihnen niederließ. Da sie das Gebrumme nicht verstand, störte es sie nicht, wie sie überhaupt, trotz ihrer notgedrungenen Stummheit, nie so verschüchtert wirkte wie Gülmah. Hier besonders bewegte sie sich so frei, als hätte sie alle Haremssitte vergessen, und trotz ihres Zipfeltuchs merkte man, daß ihr fröhlich zumute war, obgleich sie stumm zwischen den Mägden saß, die bald rote Köpfe bekamen, eifrig dem „Heilig-Vater-Bier“ zusprachen und ohne besondern Grund kreischend lachten. Als aber eine einmal wie im Scherz nach dem schwarzen Zipfeltuch griff, um es von Hilals Gesicht zu ziehen, kriegte sie einen so derben Schlag auf die Hand, daß sie aufschrie und keinen zweiten Angriff wagte.

Auch vor Hilal stand ein Krug „Heilig-Vater-Bier“, den sie durch ihre dunklen Augenschlitze mißtrauisch beguckte, um in kaum verständlichem Deutsch ängstlich zu fragen:

„Wein?“

Tosendes Gelächter ringsum, sogar bei den schon stumpfsinnig stierenden Kleinbürgern. Irgendwer sagte im Ton tiefen Mitleids:

„Die sind geschlagen, die armen Türken! Die dürfen nur Wasser trinken!“

„Aber Bier dürfen's doch auch trinken?“

Ja, das war nun eine Frage, die nur von Hilal gelöst werden konnte! Sie schien aber selbst im Zweifel zu sein, denn ihre Augen blickten begehrlich nach dem vor ihr stehenden Krug, während die Hand noch zögerte, ihn zu ergreifen. Sie roch an seinem Inhalt, netzte den Finger darin, kostete. Nickte bejahend und trank.

Tosende Heiterkeit ringsum. Ein neuer bayrischer Sieg über den Islam! Hilal machte aber gar nicht den Eindruck einer Besiegten, trank und trank abermals.

„Schau, schau, die hat einen ordentlichen Zug!“

„Die kann's, als ob sie alle Jahr zu die Paulaner käm'!“

„Vielleicht ist's gar keine Türkin!“

„Das werden wir gleich sehen!“

Diesmal ist's eine Männerhand, die nach dem Zipfeltuch greift. Wem sie gehört, weiß man nicht gleich, ist auch Nebensache, denn schon saust Hilals Faust auf sie nieder, daß die kecke Männerhand es für besser hält, im Gedränge zu verschwinden.

Die anderen rundum lachen hinter dem entschwundenen und abgeschlagenen Angreifer her. Es gefällt ihnen, daß „das schiache Trumm“ sich zur Wehr setzen kann. Sie trinken ihr zu, einmal... zweimal... dreimal...

Die Gesichter sind jetzt heiß wie in Juliglut. Auch die Türkin spürt die Wirkung des ungewohnten Trankes, möchte gern ihr Zipfeltuch, wenn auch nicht lüften, so doch ein klein wenig von den erhitzten Wangen entfernen, so daß ein kleiner Spalt bleiben könnte für frische Luft. Doch schon ist abermals eine zudringliche Männerhand da, die wahrscheinlich den Augenblick für günstig hält, um die Schlappe von vorhin wieder gutzumachen. Diesmal begnügt sich Hilal nicht mit einem Faustschlag auf die verwegene Hand, nein, wie ein Berserker springt sie auf — will sich auf den Angreifer stürzen. Doch ehe sie ihn erreicht, taumelt sie, schlägt, schwer auffallend, besinnungslos zu Boden.

Schrecken... Geschrei... Geglotze... Gerenne. „Hebt sie auf!“ ... „Kaltes Wasser her!“... „Nein, einen Aderlaß!“... „Einen Bader!“

Selbstverständlich befand sich unter der Gästeschar beim „Heilig-Vater-Bier“ ein Bader aus der Nachbarschaft, der sich um die bewußtlose Türkin bemühte. Er wollte sie vom Boden heben, fand aber ihr Gewicht zu beträchtlich, um es allein zu meistern, und rief daher einen merkwürdigerweise noch ganz nüchternen Mann zur Hilfe herbei. Sie trugen Hilal aus dem Gewühle und Gegaffe fort in die Baderstube, in der sich die erschrockenen kurfürstlichen Mägde wispernd und Unheil fürchtend zusammendrängten, während der Bader die Bewußtlose lang ausgestreckt auf eine Bank gelegt hatte und ihr nun das Zipfeltuch abnahm. Was niemand vermutet hätte, kam da zum Vorschein: ein junges Gesicht, herb und stolz geschnitten, das mehr an ein Jünglingsantlitz gemahnte denn an eine Frau. Dann öffnet der Bader der Ohnmächtigen das Gewand über der Brust — schaut verblüfft. Schaut noch einmal, ob er sich nicht täusche. Wendet sich zu den wispernden Mägden. Sagt ihnen etwas, das sie laut aufschreien macht, und das sie gar nicht glauben können. Und doch hat den Bader nicht sein Auge, er nicht die Mägde getäuscht. Was niemand ahnte, vermutete, wissen konnte, durch das „Heilig-Vater-Bier“ wurde es geoffenbart.

Hilal war keine Frau, sondern ein Mann!

*

Reumütig knien Gülmah und Omar (so heißt Hilal in Wahrheit!) vor dem kurfürstlichen Paar und beichten. Omar hatte in der Verkleidung einer ins Vertrauen gezogenen fellachischen Sklavin die schöne Gülmah aus dem Harem des grausamen, alten Paschas entführt. In Männertracht hätte er das kühne Unternehmen nicht wagen können, denn überall stand der Feind im Lande, der ihn niedergemacht oder gefangengenommen hätte. Omar aber hatte keinen anderen Gedanken, als die geliebte Gülmah aus den Händen des Paschas, den sie verabscheute, zu befreien und in Sicherheit zu bringen. War dies erst geschehen, wollte er zum Schwert greifen, gegen den Feind ziehen.

Der Kurfürst setzte zunächst eine erhaben-strenge Miene auf, zu der sein bayrisch-eigensinniges Kinn und sein voller, kußfreudiger Mund wenig, die gewaltige Lockenperücke dagegen ausgezeichnet stimmte, so daß man ihn, wenn man nicht genau hinsah, beinahe für den Sonnenkönig hätte halten können. Strenge Miene und strenge Worte, während die gute Kurfürstin sich nur mit der Frage plagte, ob es ihr auch jetzt noch gelingen würde, dies verwegene und eigentlich sündige Paar für die Kirche zu gewinnen.

Trotz Strenge und Lockenperücke gefiel sich Max Emanuel nur vorübergehend in der Rolle eines Richters, denn eigentlich dünkte ihn diese Entführungsgeschichte nicht übel. Er sah auf das langgezogene Gesicht der Frau Kurfürstin, seufzte ein wenig und sprach:

„Zunächst soll sich Gülmah vor Uns entschleiern, damit Wir gewiß sind, daß nicht abermals ein Mann zum Vorschein kommt!“

Da glitt endlich der golddurchwirkte Schleier zu Boden, und vor dem Antlitz, das er freigab, saß der Kurfürst wie entrückt, während die Kurfürstin in stiller Angst auf ihn schaute und schon eine kleine, eine ganz kleine Träne im rechten Auge spürte. Denn Gülmah war über die Maßen schön, von einer dunklen, morgenländischen Schönheit, die noch in ihrer allerersten Blüte stand und wohl nicht nur Muselmännern gefährlich werden und sie zu verwegenen Abenteuern locken konnte.

Doch auch die Entrückung Max Emanuels nahm ein Ende, und da er sich zu seiner Gemahlin wandte und die kleine, angstvolle Träne in ihrem Auge sah, unterdrückte er ein Lächeln und sagte liebenswürdig:

„Mich dünkt, Madame, Wir bleiben diesem türkischen Paar in Huld gewogen und wünschen ihm, daß es so glücklich werde, wie Wir es sind!“

Dabei ergriff er die Hand der Kurfürstin und küßte sie galant. Worauf die Träne in ihrem Auge verschwand und ihr Herz beruhigt und glücklich schlug.

So kam alles zum guten Ende. Nach dem Beispiel des Kurfürsten gewährte auch Herr Rochus Verzeihung, wenngleich mit reichlich stacheligem Beigeschmack. Gülmah und Omar empfingen die Taufe und das Sakrament der Ehe, wurden von der Kurfürstin noch besonders dem kaiserlichen Herrn Vater in Wien empfohlen, denn sie gedachten nach ihrer alten Heimat zurückzukehren, die jetzt ja dem Gebot Kaiser Leopolds unterstand.

Herr Rochus schnaubte zwar vor Wut, als er erfuhr, welcher Täuschung er zum Opfer gefallen, aber es schien ihm doch klug, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Darum kam er hocherhobenen Hauptes nach seiner Burg Vachenlueg zurück und prahlte gewaltig, daß es ihm, nur ihm gelungen sei, die beiden heidnischen Seelen in überraschend kurzer Zeit der Kirche zuzuführen. Sowohl der Seelenhirte von Vachendorf als auch der hochwürdige Abt von Höglwörth waren ob solcher Wandlung hocherfreut und überzeugt, daß Herr Rochus sich, wie man zu sagen pflegt, eine Staffel zum Himmel gebaut habe. Die alte Emerenz aber zischte durch ihre zahlreichen Zahnlücken ein Vaterunser nach dem anderen für den braven Herrn, der Ungläubige zum rechten Glauben gebracht und (fügte sie ganz insgeheim hinzu) „vorher schon zum Haus hinausgestampert hat!“

Von dem, was sich sonst in München zugetragen, verriet Herr Rochus nie ein Sterbenswörtchen. Das Land brauchte nicht zu erfahren, was die Hauptstadt wußte, und was es nicht zu erfahren brauchte, erfuhr es auch nicht. Er galt nun allerorten wieder als der frühere, stachelige Hagestolz, dem auch die ängstlichste Mutter unbesorgt die Tochter anvertrauen könnte, und dies erfreute Herrn Rochus ungemein, denn man läßt sich nicht gern den guten Ruf verderben, hauptsächlich nicht, wenn man von dem eingetauschten schlechten nichts hat als Schererei und üble Nachrede.

Für den Kurort





Schickes schwarz-weißes Sportkostüm, getragen von Frau Ola v. A. Modelle: Kuhnen (Kleid); Berthe (Hut), Berlin.

Links oben: Viola Garden trägt ein lindfarbenes Kleid, dessen Kragen- und Ärmelgarnitur aus Chinakrepp feine Handarbeit aufweist. Modell: Klyhs, Berlin.







Aparter breitrandiger Hut mit handeingearbeiteten Filzstreifen. Trägerin: Helen Steels. Modell: Alice Wicht, Berlin.

Nebenstehend: Weißes schickes Luxor-Complet mit wundervollem Nutriabesatz am Mantel. Dazu weicher gewellter Hut. Modelle: Kuhnen (Kleid); Berthe (Hut), Berlin.

Links unten: Baronin v. Martells in elegantem bleu Imprimé-Abendkleid mit passendem Samtcape. Modell: Kuhnen, Berlin.

Alle Aufnahmen: Yva, Berlin.

UNTER KOLLEGEN

WIE MALER ÜBER MALER URTEILEN

VON LOTHAR BRIEGER

Zu den Sätzen, mit denen sich der Künstler gegen das Urteil des Laien über Kunstwerke zu wehren sucht, gehört auch der berühmte Satz, daß nur ein Künstler über Kunstwerke ein richtiges Urteil zu fällen vermag. Dabei ist dieser Satz vielleicht gerade besonders auffällig falsch. Je bedeutender ein Künstler ist, desto mehr ist er auch in seine besondere Eigenart eingesponnen, desto weniger ist er zu einer unvoreingenommenen Beurteilung völlig anders gearteter Werke befähigt. Man könnte am Ende sogar sagen, daß eine gewisse Einseitigkeit und eine gewisse Voreingenommenheit mit zur Persönlichkeit eines wirklich bedeutenden Künstlers gehören, daß sie ein Bestandteil jenes Eigenwertes sind, der Mitwelt und Nachwelt das bleibende Werk schenkt.

Wie dem auch sei, die gerechte Anerkennung anderen Schaffens durch einen Künstler gehört zu den größten Seltenheiten der ganzen Kulturgeschichte. Die Kunstgeschichte ist voll von falschen Urteilen, bösen und feindlichen Kritiken eines Künstlers über den anderen. Der Künstler hat keinen schärferen Kritiker, aber auch keinen ungerechteren Kritiker als den anderen Künstler. Allerdings soll einmal Donatello zu Verrocchio gesagt haben: „Deine Kunst ist eine Kunst für Edelleute, meine Kunst ist nur eine für Bauern!", und von Michelangelo wird berichtet, er habe Ghibertis Türen des Florenzer Doms nachgerühmt, sie verdienten wirklich, die Türen des Paradieses zu sein. Aber es ist charakteristisch, daß solche Äußerungen tatsächlich als so etwas wie Legenden berichtet werden, während die absprechenden Äußerungen eines Künstlers über Kunstwerke immer viel bestimmter klingen.

So hat derselbe Michelangelo über Tizian gesagt, er würde der größte Maler der Welt sein, wenn er nur zeichnen könnte. Raffael und Michelangelo treffen einander auf der Straße. Das gegensätzliche Gefühl ihres künstlerischen Wollens hatte sie immer zu Feinden gemacht, zumal da ihre Freunde alles dazu taten, die Feindschaft noch zu vertiefen. Michelangelo sagt zu Raffael, der mit großem Gefolge auftritt: „Ihr kommt einher wie ein Anführer von Häschern", und Raffael antwortet: „Ich hätte Euch für den Henker gehalten, so allein geht Ihr."

Annibale Carracci äußert über Tintoretto: „In seinen schwachen Augenblicken ist er noch schlechter als Tintoretto."

In der neueren Kunstgeschichte wiederholt sich genau die gleiche absprechende Kritik der Künstler über die Künstler. Als Menzel anfängt, hat er ziemlich alle Künstler seiner Zeit gegen sich. Der alte Schadow sagt, als er das Friedrichswerk sieht, solche elende Kritzeleien seien des Großen Königs ganz unwürdig. Menzel hört, Steffeck, der berühmte Berliner Maler, habe sich über ein Gemälde von ihm sehr ungünstig geäußert, und er bittet ihn, er möchte ihn, den jungen Maler, doch nicht in der Öffentlichkeit durch solch harte Urteile unmöglich machen. „Ich war schon sehr milde," antwortet Steffeck, „sonst hätte ich sagen müssen, daß das Bild mit Dreck gemalt ist." Ganz ähnlich hat übrigens einmal Lairesse über Rembrandt geurteilt, als er seine Schüler vor seiner Nachahmung warnte: „Ihr müßt nicht malen wie er, so daß die Farbe wie Dreck von der Leinwand herunterläuft! Eure Gegenstände müssen durch die Kunst rund und erhaben erscheinen und nicht durch Kleckserei!" Im übrigen hat Menzel später selbst vergessen, wie es ihm in der Jugend durch das Urteil schon berühmter Künstler erschwert wurde. Er sagte von Böcklin: „Böcklin — ach, das ist ein Dichter!" Und er sagte zu dem jungen Liebermann: „Man müßte Ihnen dieses Bild um die Ohren schlagen! So dürfen Sie mit 50 Jahren malen, aber nicht jetzt!" Bei aller Verschiedenheit aber waren sich Menzel und Liebermann wieder über Böcklin einig, denn als Liebermann zu einer Art Böcklinfeier bei Gelegenheit der Gründung der Zeitschrift „Pan" eingeladen wurde, antwortete er: „Was soll ick dabei? Böcklin ist doch gar kein Maler!" Liebermann hat im übrigen seine Kritik anderer Künstler noch schärfer gefaßt als Menzel. Sein berühmtestes Wort ist hier sein Vergleich Anton v. Werners, des Akademiedirektors und seines schärfsten Gegners, mit — Raffael. „Wenn er auch ohne Hände geboren worden wäre, das große Mundwerk hätte er doch gehabt."

Am schärfsten haben sich vielleicht die großen französischen Maler, die zum Impressionismus gehörten, untereinander beurteilt. Hier trug die Kampfesstimmung, in der sich jeder gegenüber der Umwelt befand, natürlich sehr viel zur Verbitterung bei. Man darf bei dem Urteil der Künstler übereinander überhaupt nicht vergessen, daß Künstler immer auch Kämpfer bedeutet, und daß der Kampf um so hitziger und schärfer ist, je weiter und persönlicher sich der Künstler seine Ziele gesteckt hat. Um den Künstler herum, wenn er auch scheinbar Gefährten hat, ist immer eine große Einsamkeit, die seine Stärke, aber auch Grund zu menschlicher Verbitterung ist. In dieser Einsamkeit fühlt sich der Künstler sehr oft als eifernder Prophet seiner Sache, der um des Werkes willen auch die Freunde, ja selbst ursprünglich verehrte Lehrer nicht schonen darf. Diesem Umstand entnimmt das Künstlerurteil über andere eine Schärfe, die es oft wie ein Schwert Wunden schlagen macht.

In der leidenschaftlichen Kampfzeit, die gerade der Impressionismus durchzumachen hatte, fielen die Urteile sonst selbst befreundeter Künstler übereinander viel schärfer aus als in beruhigten Zeiten. Diaz sagte von Ingres, dem großen Meister der jetzigen französischen Generation: „Nehmen Sie ihm alle alten Kupferstiche weg, und sperren Sie ihn und mich in einen Turm. Er wird seine Leinwand leer herausbringen. Meine wird ein Bild sein!" Manet hatte mit Meissonier zusammen gedient, und der ältere Künstler, der Oberst gewesen war, hatte Manet ein bißchen von oben herab behandelt. Ein paar Jahre später war Manet berühmt, und Meissonier stellte bei Petit einen „Angriff der Kürassiere" aus. Manet pflanzte sich inmitten des Publikums auf und sagte nach einer Weile der Spannung laut: „Wirklich ausgezeichnet, wie da alles von Stahl ist, bloß die Kürassiere nicht." — Whistler, der in Paris wohnt, sieht bei Vollart ein Bild von Cézanne und sagt: „Hätte das ein Kind von 10 Jahren gemalt, so müßte es seine Mutter verhauen!" Dafür erhält Whistler seine Abfuhr von Degas: „Wenn Sie kein Genie wären, wären Sie der lächerlichste Mensch von Paris." Und Cézanne wieder sagt über Manet: „Er vergewaltigt den Ton. Er besitzt weder Harmonie noch Temperament." Über Monet sagt er: „Er ist nichts als ein Auge." Und Courbet äußert über Manet: „Weiß Gott, ich bin kein Akademiker, aber schließlich ist die Malerei nicht dazu da, um Spielkarten zu fabrizieren." Monet hat ohne Zweifel sehr viel von dem englischen Maler Turner gelernt, der zum ersten Male die Natur in einem so freien Sinne aufzufassen vermochte. Freilich ist Monet, der sich direkt an die Natur hielt, dann durchaus über das englische Vorbild hinausgelangt, und er hat auch nicht verfehlt, das deutlich zum Ausdruck zu bringen. Als er zum zweiten Male aus London kam, fragte man ihn, was er denn jetzt zu Turner sage, und er antwortete kurz: „Ich habe die Himbeerbonbons nachgerade satt." Die Impressionisten waren in ihrer Kritik aneinander mitunter geradezu handgreiflich. Degas hatte Manet und seine Frau gemalt und das Bild dem befreundeten Maler geschenkt. Manet fand seine Frau schlecht und überstrich sie mit Farbe. Degas sah das bei seinem nächsten Besuch, holte das Bild von der Wand, nahm es unter den Arm und entfernte sich ohne ein Wort. Am nächsten Morgen fand dafür Manet vor seiner Tür ein Bild von sich, das er Degas geschenkt hatte, und ein paar Jahre sprachen die Künstler kein Wort miteinander. Manet war überhaupt vielleicht der schärfste Kritiker in dem Freundeskreis. So sagte er einmal über Cézanne: „Wie kann man nur so schmutzig malen!"

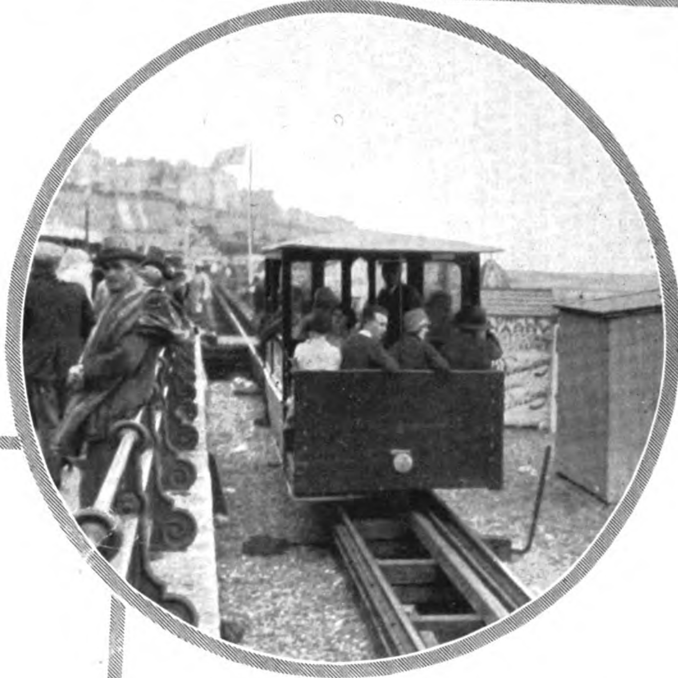
Mitunter freilich nahmen diese Urteile der Künstler übereinander weit über die sachliche Kritik hinaus eine persönliche Schärfe und Gehässigkeit an, die sie schon menschlich fast unerträglich machte. Toulouse-Lautrec war bekanntlich ein Krüppel. Er hatte in jungen Jahren beide Beine gebrochen und bewegte sich nur mit Hilfe eines Stockes. Er schätzte niemanden auf der Welt höher als Degas, aber Degas gab ihm diese Liebe nicht zurück, er sah mit einem gewissen Unrecht in Toulouse einen Nachahmer, der seine eigenen Absichten bis zur Karikatur verzerre. An sich stand er mit dieser Meinung nicht ganz allein, auch Renoir hat sich einmal mit Bezug auf Degas höchst ungünstig über den jüngeren Maler geäußert. Aber Degas selbst ging bis zu einer persönlichen Verspottung des menschlichen Unglücks. Er fragte einmal die Valaton: „Was halten Sie von Lautrec?" Die Künstlerin antwortete: „Ich finde, er hat ein wenig Ihre Kleider an." Da sagte Degas scharf und heftig: „Ja, aber auf seine Gestalt zugeschnitten!"

Diese Äußerung von Degas, so ungeheuer persönlich, ja feindselig zugespitzt, zeigt, welch außerordentliche Gefahr in den Urteilen von Künstlern über Künstler liegt. Jede Kritik, auch die schärfste, vermag sachlich und unpersönlich zu sein, die Kritik eines Künstlers über Kunst vermag das nicht. Sie kann Person und Sache nicht voneinandertrennen, weil ja für den Künstler Person und Sache überhaupt untrennbar, vielmehr vollkommen identisch miteinander sind. Wie der Künstler immer eine Kritik an seinem Werk — sicher durchaus nicht mit völligem Unrecht — als eine Kritik an seiner Person, dem Schöpfer des Werkes, auffaßt, so ist er auch seinerseits ausgesprochen persönlich, sobald er selbst zum Kritiker wird. Die Eigenart der künstlerischen Natur, diese wichtige Vorbedingung jedes positiven Werkes, wird sofort aus einem Vorzug zu einem Nachteil, sobald sie sich negierend versucht.



BLICK AUF DEAUVILLE, DEN ELEGANTEN FRANZÖSISCHEN BADEORT DER INTERNATIONALEN WELT

BADESAISON-BEGINN AM KANAL



Die Personen-Kleinbahn für den Strandverkehr.

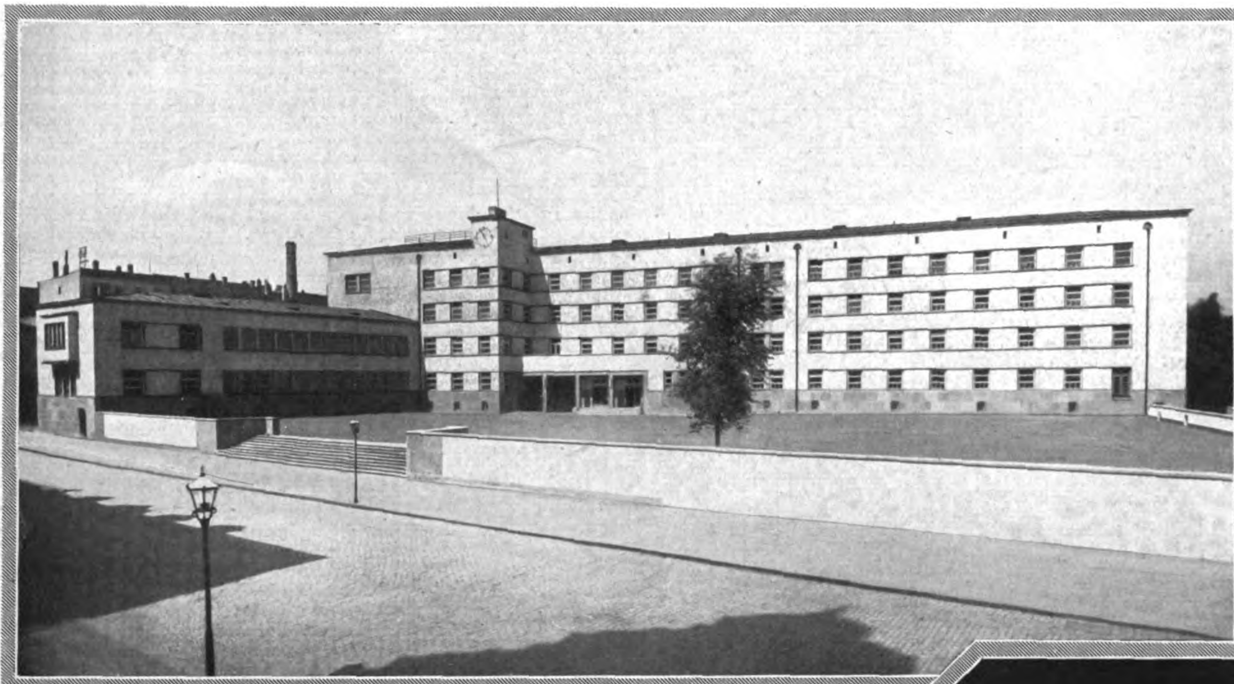


AM STRAND VON BRIGHTON, DEM SEEBAD DER LONDONER

Auf der „Lästerallee" vorm Musikpavillon auf dem Landungssteg.

EINE NEUZEITLICHE FACHSCHULE

DIE BUCHDRUCKER-LEHRANSTALT ZU LEIPZIG MIT MEISTERSCHULE FÜR DAS GRAPHISCHE GEWERBE, DIE AM 29. JUNI EINGEWEIHT WURDE



Gesamtansicht der neuen Lehranstalt.

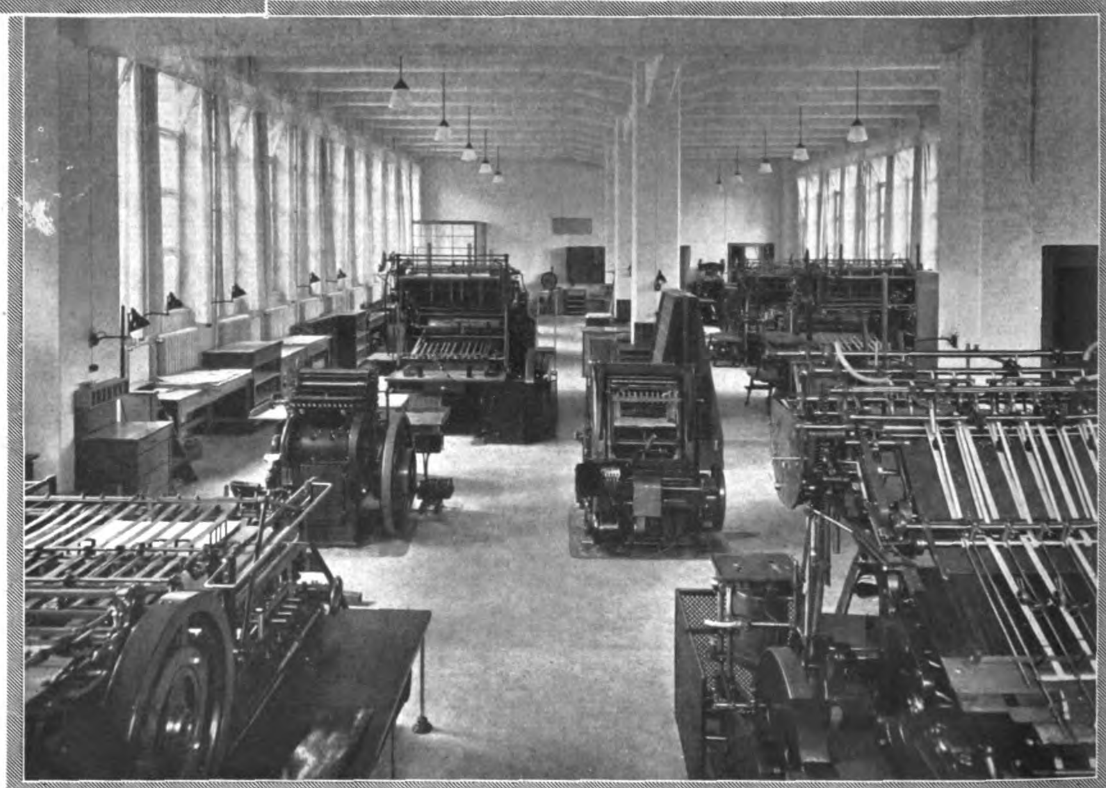


Unterrichtszimmer.



Blick auf Korridor und Aufgang im Erdgeschoß.

Inmitten des Leipziger Buchgewerbe-Viertels ist das neue Gebäude der Buchdrucker-Lehranstalt mit Meisterschule für das graphische Gewerbe nach fast zweijähriger Bauzeit erstanden. Der in ganz modernem Stil gehaltene Bau, errichtet von Architekt Otto Droge, Leipzig, im Auftrage des Vereins Leipziger Buchdruckerei-Besitzer, verfügt über alle zweckmäßigen und hygienischen Einrichtungen einer neuzeitlichen Lehranstalt. Am 29. Juni fand unter Teilnahme von Vertretern der städtischen und staatlichen Behörden und des Hauptvorstandes des Deutschen Buchdrucker-Vereins die feierliche Einweihung statt. Die 1200 Lehrlinge ausbildende Buchdrucker-Lehranstalt sowie die Fachschule für Flachdruck werden ihren Betrieb sofort im neuen Gebäude aufnehmen; die Meisterschule soll am 1. Oktober eröffnet werden.



Der Druckersaal.

Eine Tragikomödie in den kanadischen Rocky Mountains

Der Bären-Babys Lust und Leid



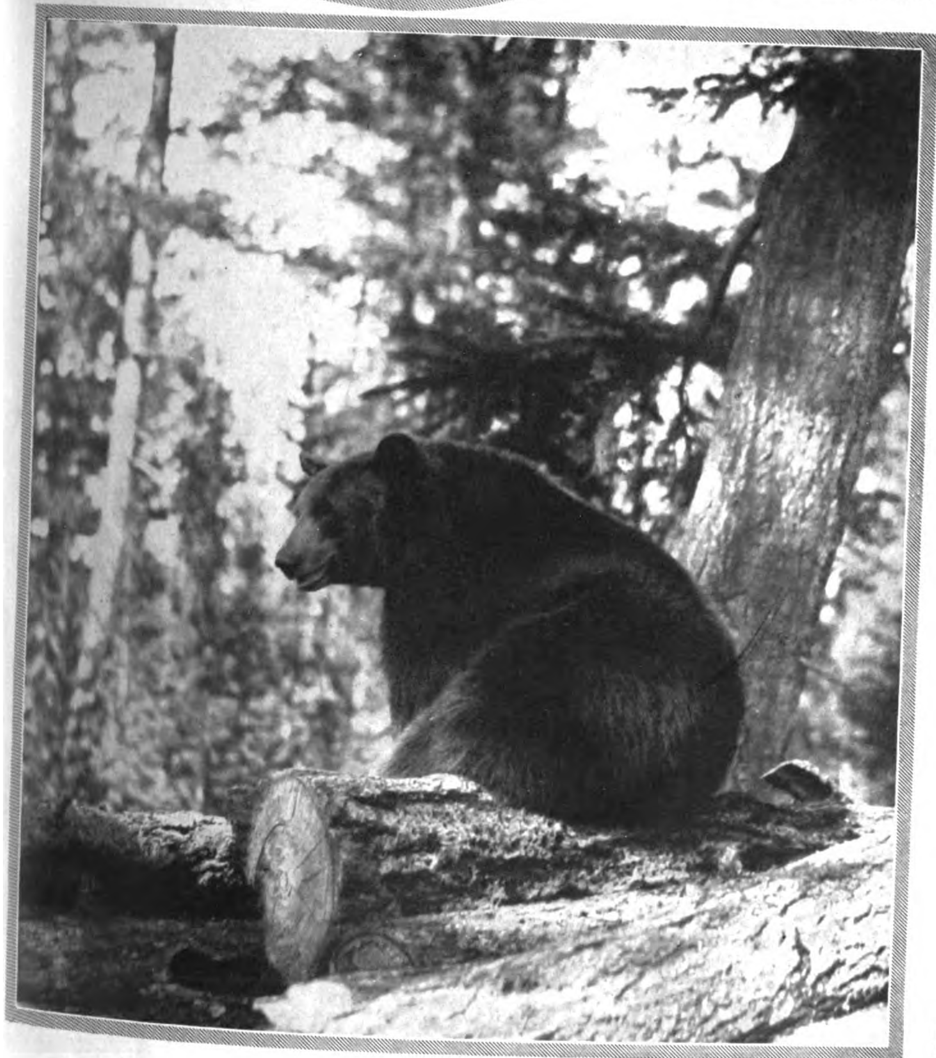
Drollig erscheinen die beiden trotz aller augenblicklicher Gereiztheit . . .



. . . doch die Mama hat abgewinkt, und so sitzen sie, eingeschüchtert, wieder friedlich nebeneinander.



Das gegenseitige Kräftemessen wird hier im lustigen Wettklettern erprobt.



Dem Spiel ihrer Kleinen schaut Frau Petz in Stolz und Fürsorge zu.

WENN DER FILM GEDREHT IST...

EIN KAPITEL AUS DER BEARBEITUNG DES FILMS NACH DER AUFNAHME



Wie mag er ausgefallen sein? — Darsteller und Hersteller prüfen gespannt, wie der eben gedrehte Film aussieht. (Phot. Paramount.)

Nach Beendigung der Filmaufnahmen im Atelier und im Freien beginnt die schwierige und verantwortungsvolle Bearbeitung des belichteten Negativmaterials, das Schneiden und das Zusammensetzen der einzelnen Streifen. Die Montage, wie der Fachausdruck lautet, bildet das letzte Feilen und die letzte Korrektur im Rhythmus und Fluß der aufgenommenen Spielhandlung, bevor der dann fertige Film dem Publikum vorgeführt werden kann.

Das Manuskript und infolgedessen auch das Filmbild ist stets in eine große Anzahl kleiner Stücke zerlegt oder, richtiger: es wird aus ihnen aufgebaut. Die Gesamtheit des Drehbuchs ist in Teile geteilt, diese in Episoden, jede Episode in Szenen, und endlich besteht die Szene aus einer ganzen Reihe von Stücken, die von verschiedenen Aufnahmepunkten aus gedreht worden sind. Diese Stücke sind die Urelemente des Films: die Montagebilder. Der Filmbearbeiter, in Amerika „Cutter" genannt, ist gewissermaßen der Redakteur des Films. Die Aufgaben seiner Tätigkeit bestehen darin, den Film so zu schneiden und zusammenzusetzen, daß aus den Einzelstücken ein fesselndes Gesamtbild entsteht.

Dem für den Erfolg eines Films so überaus wichtigen Kapitel Filmbearbeitung liegt eine ganz bestimmte Ökonomie der Wahrnehmung zugrunde. Eine Darbietung der Sprechbühne besteht aus der Zusammenstellung von Worten und aus der Bewegung der Schauspieler. Die Filmvorführung ergibt sich ebenfalls, wie beim Theater, aus der Zusammenstellung menschlicher Bewegungen, jedoch nicht wirklich vorhandener Menschen, sondern nur ihrer Bilder auf der weißen Wand. In beiden Fällen nimmt der Zuschauer somit Bewegungen wahr — allerdings besteht der Unterschied erstens in dem Material des sichtbaren Eindrucks und zweitens in dem Grad der Bequemlichkeit der optischen Wahrnehmung. Auf der Sprechbühne sieht (und hört) das Publikum tatsächlich vorhandene Dinge, wirklich lebende (und sprechende) Menschen, im Kino dagegen sieht es lediglich den Schein der Gegenstände und der handelnden Personen — flimmernde Lichtbilder. Im Theater muß der Zuschauer selbst auf wichtige Einzelheiten achten und selbst den Grad ihrer Bedeutung bestimmen. Das Kinopublikum hat es da einfacher. Der Film gibt dem Zuschauer bei weitem mehr Bequemlichkeit zum Auffassen. Im Film braucht der Zuschauer nichts aus Worten zu erraten, ihm wird alles, was er sehen soll, deutlich gezeigt. Noch mehr: der Film zwingt, das zu sehen, worauf es ankommt. In dieser Bequemlichkeit liegt das Geheimnis der Popularität des Kinos, das Geheimnis seines allgemeinen Erfolgs, seiner allgemeinen Verständlichkeit.



Unter dem Feuer der ersten Kritik: Nach Beendigung der Aufnahme läßt der Regisseur sich den Film vorführen, um etwa nicht gut ausgefallene Stellen durch Neuaufnahmen zu ersetzen. (Phot. Metro-Goldwyn-Mayer.)

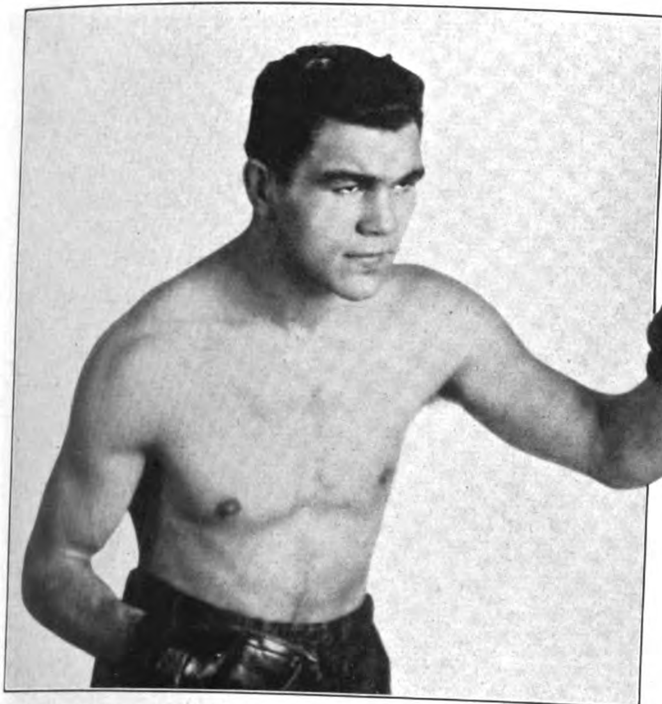
Der „Cutter" findet nun, wenn er mit der Bearbeitung beginnt, eine Anzahl Filmrollen vor, die sämtliche Szenen des Spiels enthalten. Da die Aufnahmen nicht in der logischen Reihenfolge des Geschehens hergestellt worden sind, sondern dem jeweiligen Vorhandensein der Dekorationen entsprechend, muß er zunächst eine Einteilung vornehmen, die dem natürlichen Verlauf der Handlung gemäß ist. Da gibt es Streifen, die nur Großaufnahmen der Hauptdarsteller aufweisen, Bilder, die später auf die verschiedensten Akte und Szenen verteilt werden müssen. Dann wieder Streifen, die immer nur ein und dieselbe Dekoration als Hintergrund zeigen, und die an den Anfang oder in die Mitte oder ans Ende des Films gehören. Andere Streifen sind nur mit Titeln, d. h. Zwischentexten bedruckt. Die richtige Zusammensetzung aller dieser Szenen, Episoden und Akte wird zunächst dadurch erleichtert, daß jedes Montagebild (10 bis 30 m lang) mit einer Zahl versehen ist, die der



Auch eine wichtige Persönlichkeit: Der Mann an der Druckmaschine, auf der die Titel (Zwischentexte) hergestellt werden. (Phot. Ufa.)



Hier bewährt sich der Meister: Ebenso wichtig wie die Aufnahme ist das Prüfen, Schneiden und Zusammensetzen des fertigen Films. — Fritz Lang bei der Arbeit. (Phot. Ufa.)



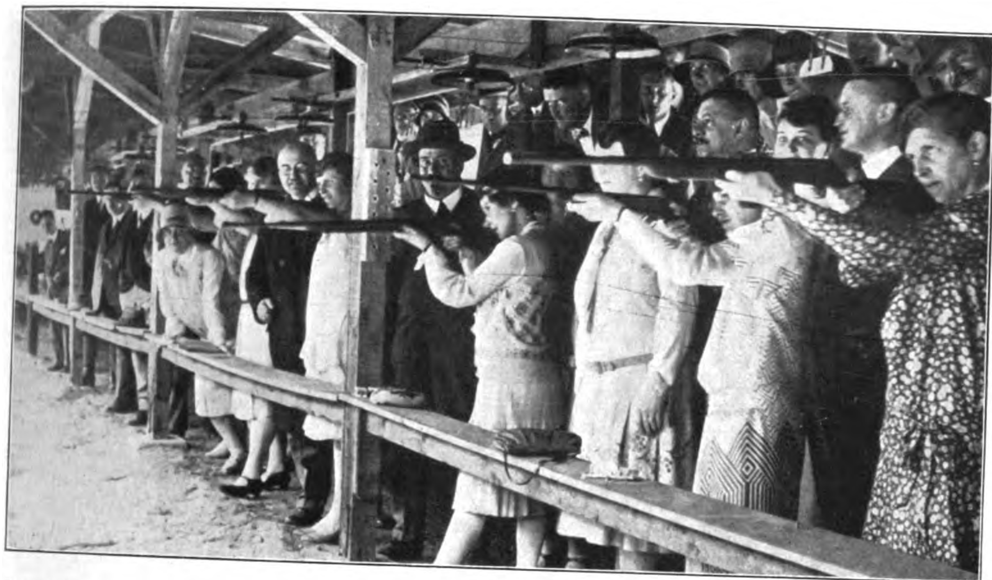
Er hat sich die Anwartschaft auf den Weltmeistertitel gesichert!

Max Schmeling siegte am 27. Juni im Kampf gegen den „baskischen Holzfäller" Paolino im Yankee-Stadion zu Neuyork. Mit diesem Erfolg gegen einen schwierigen Gegner im Ausscheidungstreffen für die Boxweltmeisterschaft im Schwergewicht hat Schmeling erneut sein großes Können erwiesen.



In höchster Konzentration!

Der Weltschachmeister Capablanca bei einem Simultanspiel, das er in Berlin auf seiner Durchreise zum Internationalen Meisterturnier in Karlsbad spielte. Von 31 gleichzeitig gespielten Partien gewann er 28 und machte 3 remis, ohne eine einzige zu verlieren.



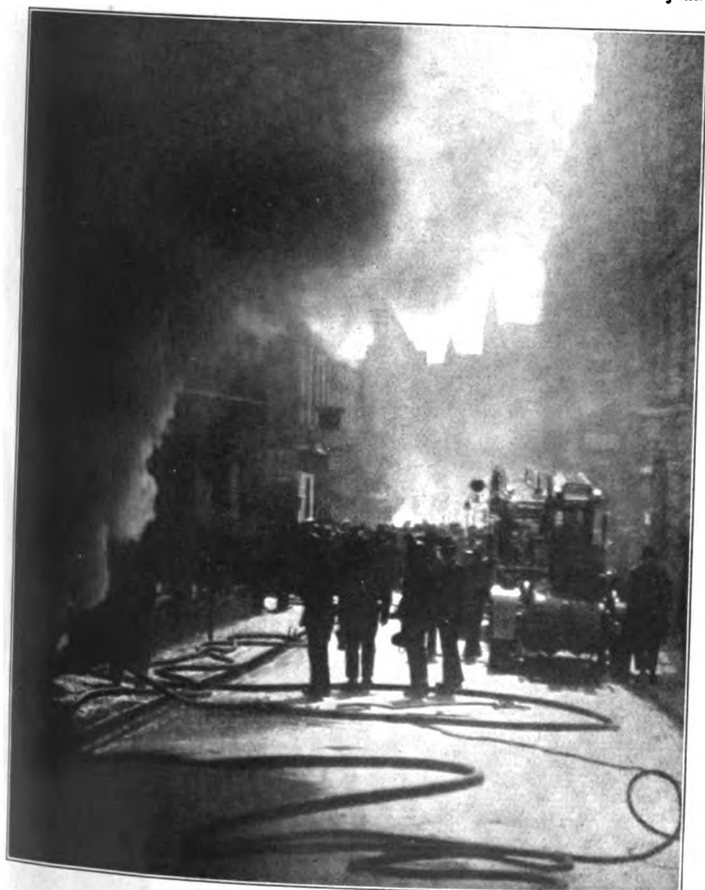
Die Dame auf dem Schießstand.

Während des Kleinkaliberschießens der Damen bei einer Veranstaltung des Offiziers-Reit- und -Fechtvereins in der Versuchsanstalt für Handfeuerwaffen in Berlin am 22. Juni.



Die japanische Sängerin Hatsue Yuasa

mit Kurdirektor Brogsitter (links) und dem Pianisten W. C. Meißner auf der Promenade in Bad Ems.



Ein Riesenbrand in Stockholm.

Die Feuerwehr bei dem Versuch, des Feuers Herr zu werden. Bei der starken Rauchentwicklung, die der Brand in dem großen Papierlager verursachte, wurden 11 Feuerwehrleute vergiftet und ein ganzer Stadtteil in dichten Nebel gehüllt.



Motorradfahrt in Gesellschaft von Löwen.

Eine sensationelle Vorführung in Berlin: Der Artist Cliffs Aeros fährt in dem Kugelkäfig mit seinem Motorrad umher, während Jonny de Koh, der frühere Boxchampion, als Dompteur den Löwen zu beruhigen sucht.



Von der Weltreise zurück.

Fräulein Clärenore Stinnes, Tochter des verstorbenen Großindustriellen, kehrte am 24. Juni von ihrer Weltreise (eine Strecke von 46000 km auf Adler-Standard 6) zurück. Die Begrüßung auf der Avusbahn in Berlin: Neben Fräulein Stinnes (1) ihr Begleiter Karl Axel Söderström (2) und Staatssekretär Weißmann (3); links (4) der russische Botschafter Krestinsky.

fortlaufenden Numerierung der im Drehbuch verzeichneten Szenenbilder entspricht. (Jedesmal, wenn der Regisseur ein solches Bild bei der Aufnahme beendet hat, wird die Manuskriptnummer mit Kreide auf eine Tafel geschrieben und diese mitphotographiert.) Zu Beginn des Schneidens liegen viele tausend Meter belichtetes und entwickeltes Negativmaterial vor. Da schwierige Szenen oft viele Male wiederholt und ebensooft aufgenommen werden, schwankt die Gesamtlänge der Streifen — würde man sie aneinanderlegen und messen — zwischen 5000 und 20000 m. Selbst 100000 m und mehr sind schon bei einem einzigen Großfilm belichtet worden, obwohl das Normalmaß für einen fertigen Spielfilm nur 2000 bis 2500 m (mit je 52 Einzelbildchen) beträgt. Auf diese Länge muß nun das gesamte vorliegende Material in der Weise zurechtgestutzt werden, daß es das ausgesucht Beste und Wirksamste enthält. Der Bearbeiter muß aber ein ausgesprochen feines Fingerspitzengefühl für Bildwirksamkeit haben und zugleich mit den Augen des Künstlers und des Publikums sehen. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß Fehler des Regisseurs und Mängel der Darstellung durch geschicktes Schneiden ausgeglichen werden. Hierfür den richtigen Blick zu haben, bedeutet mehr als handwerksmäßiges Können, über das viele Regisseure nicht hinausragen. An den Schnitt der Bilder schließt sich dann die richtige Verteilung der Texte an, die in der Titeldruckerei nach den Manuskriptvorlagen angefertigt wurden. Von dem so geschnittenen und zusammengeklebten Negativ wird nun zunächst ein Positiv-Exemplar abgezogen, das den maßgebenden Leitern der Gesellschaft vorgeführt wird. Sind Änderungen nicht notwendig, so gilt diese Ausführung als Musterkopie, d. h. nach ihrem Vorbilde wird das Negativ geschnitten, nach dem dann die weiteren Positive bzw. Kopien hergestellt werden. Die Tätigkeit der Kopieranstalt besteht keineswegs, wie fälschlicherweise oft angenommen wird, in einer einfachen Durchführung von mechanischen, schablonenhaften Vorgängen und chemischen Bearbeitungen — den Entwicklern fällt vielmehr die Aufgabe zu, hier eine Szene zu verstärken, dort abzuschwächen, je nachdem, wie es die Beschaffenheit des belichteten Filmbandes verlangt, damit eine gewisse Gleichmäßigkeit im Lichtton oder bestimmte Kontrastwirkungen erzielt werden. Auch das „Viragie en", das Färben des Filmbandes, das man mitunter vornimmt, um stimmungsvollere Eindrücke hervorzurufen oder zu verstärken, bedarf größter Aufmerksamkeit, zumal da hierbei die Gefahr, ins Kitschige abzugleiten, sehr nahe liegt.

Sind vom Musternegativ die gewünschten Kopien abgezogen, dann werden diese nach der Entwicklung auf große Trommeln zum Trocknen aufgezogen. Zum Schluß treten die Kleberinnen in Tätigkeit, die die einzelnen Bänder an Hand der Vorlage zusammenkleben, aufspulen und in Kartons verpacken. Nachdem dann jede einzelne Kopie noch einmal sorgfältig überprüft worden ist, kann sie endlich ihren Weg in die Welt der Lichtspieltheater antreten.

Otto Behrens.

IM ZEICHEN DES AUTOMOBILS





Aus dem Blumenkorso: Erntewagen von Frau Wachtler, Gattin des Direktors der General-Motors G. m. b. H. in Berlin-Borsigwalde.

Im Oval: Caracciola (rechts) und Rosenstein, die Sieger im Bergrennen, nach der Preisverteilung.
Caracciola erzielte auf Mercedes-Benz die beste Gesamtzeit im Flach- und Bergrennen; Rosenstein fuhr, ebenfalls auf Mercedes-Benz, die schnellste Zeit der Sportwagen.

Nebenstehend: Während der Automobil-Quadrille.
Diese interessante Schaunummer wurde von Damen des Deutschen Damen-Auto-Clubs Hannover auf acht blumengeschmückten Hanomag-Cabriolets gefahren.

Vom internationalen IX. Baden-Badener Automobil-Turnier (19.—23. Juni).



Dr. Rudolf Tyrolt,
bedeutender Wiener Schauspieler, Mitglied des Burgtheaters und dann des Deutschen Volkstheaters, besonders als Anzengruber-Darsteller bekannt, † am 22. Juni im Alter von 81 Jahren.



Prof. Max Levy-Dorn,
verdienter Röntgenologe, der vor kurzem, 66 Jahre alt, an den Folgen von Verbrennungen, die er sich bei Versuchen mit Röntgenstrahlen zugezogen hatte, verstorben ist.



Die Schriftsteller tagen.
Feierliche Eröffnung des Pen-Klub-Kongresses (internationale Vereinigung von Schriftstellern) im Kuppelsaal des Palais Belvedere in Wien am 24. Juni. 1 der polnische Schriftsteller Kaden v. Bandrowski, Vorsitzender der Tagung; 2 der polnische Delegierte A. Breiter; 3 der Schriftsteller Scholem Asch, Paris; 4 Frau Galsworthy, die Gattin des bekannten englischen Schriftstellers John Galsworthy (5); 6 der Wiener Bürgermeister Seitz; 7 Bundespräsident Miklas.



Ein Riesenbau für die künftige Prager Messestadt.
Der neue Palast der Prager Mustermesse, des größten ständigen Musterlagers der Welt.



Rechts:

König Fuad besichtigt deutsche industrielle Betriebe.
Fuad I. von Ägypten stattete (am 20. Juni) den Kunstseidenwerken der J. P. Bemberg A.-G. in Barmen-Ohde einen Besuch ab. 1 König Fuad; 2 Generaldirektor Langenbruch; 3 Carl Benrath, Vorsitzender des Aufsichtsrats; 4 Schön-Bemberg; 5 ägyptischer Außenminister Dr. Hafez Afifi Bei.



Fräulein Kommerzienrat Lina Pfaff,
langjährige Allein-Inhaberin der Nähmaschinenfabrik G. M. Pfaff, Kaiserslautern, † am 17. Juni, 74 Jahre alt.



Georges Courteline
(G. Moinaux), erfolgreicher französischer Schriftsteller, Verfasser von Humoresken und Novellen. † an seinem 69. Geburtstag (25. Juni).



Zehn Jahre Versailler Friedensvertrag.
Kundgebung der Bevölkerung von Köln a. Rh. anläßlich der zehnten Wiederkehr des Tages der Friedensvertragsunterzeichnung zu Versailles am 28. Juni.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(9. Fortsetzung.)

Wie eine steile Flamme stieg der Klang seines Namens minutenlang in die Nacht empor, und die Berge antworteten, als hätten sie seinen Aufruf vernommen: „Kutavu Mpanjaka — Kutavu Mpanjaka!"

Dann wurden alle Gedanken an die Zukunft beiseitegeschoben, und schrankenlose Ausgelassenheit beherrschte den Platz, auf dem eben noch zwanzig Tote gelegen hatten und die unkenntlichen Reste des Sergeanten Vinay — jetzt in einem Winkel vergessen — nur noch die Moskitos interessierten.

Die Mannschaft umringte Kutavu und drang ins Haus.

Ungestraft im Besitz eines verhaßten Vorgesetzten wühlen zu dürfen, wiegt Jahre mürrischen Gehorsams auf!

Begeisterung macht hungrig. Flaschen rollten, Glasbehälter klirrten, und Vorratskisten splitterten.

Im Hof flammte ein mächtiges Feuer auf. Bücher und Papiere flogen hinein. Führungsvermerke und Löhnungslisten, die Minuten vorher noch wie Dämonen über ihrem Leben gelauert hatten, stoben jetzt als Funkenregen in die Höhe und verloschen im Winde.

Dickbäuchige Weinbehälter wurden in den Hof geschleppt, und Kutavu ordnete das Festmahl. Ein Ochse wurde geschlachtet, und riesige Stücke brieten am Feuer. Konserven und Marmeladen wurden mit Absinth und Likör begossen. Gespensterhaft tauchten die Kleidungsstücke des Toten in diesem Tohuwabohu auf. Der eine trug seinen Dolman, der andere den Tropenhelm. Die hohen Reitstiefel steckten an nackten Beinen, und das Käppi saß schief auf einem schwarzen Krauskopf.

So wenig wie Kinder, die ihrem Lehrer einen Streich spielen, dachten sie an die Folgen. Gab es überhaupt Schwierigkeiten? Wie schnell und leicht war alles gegangen! Warum hatte man das nicht schon längst gemacht? Außerdem war ja Kutavu da! Kutavu Mpanjaka!

Neue Holzscheite flogen ins Feuer, und neue Alkoholströme verbrannten den letzten Rest von Besinnung.

Ein Spaßvogel hackte einen Arm des Sergeanten ab und zog ihn am Flaggenmast hoch.

Bald danach wußten sie nicht mehr, wo sie ihre eigenen Arme und Beine hatten.

Das Bild, das der anbrechende Tag enthüllte, war nicht erhebend, aber Begleitumstände von Revolutionen pflegen es selten zu sein.

Kutavu und der Stab, den er sich erwählt hatte, waren vorsichtiger gewesen. Sie fühlten die Verantwortung und hielten mit ihren Kräften haus.

Während die Mannschaft noch da lag, wo sie zuletzt hingefallen war, öffneten sie die Waffen- und Munitionskammern — zählten, rechneten und hielten Rat in des Sergeanten Haus.

Es galt, zunächst die Waldleute zum Losschlagen zu bewegen, Gewehre und Munition unter sie zu verteilen, Brücken und Wege zu zerstören und Deckungen zu wählen, aus denen man den anmarschierenden Feind überraschend unter Feuer nehmen konnte.

Kutavu wußte genau, daß das Fort einem französischen Angriff nicht standhalten konnte. Die Stärke der Aufständischen lag im Buschkrieg. Ermüdung und Zersplitterung, ständige Beunruhigung von weit auseinanderliegenden Punkten aus, Überfälle auf Munitionskolonnen und Überrumpelung der benachbarten Forts zur Ergänzung des Waffenvorrats waren das Programm, das seine natürliche Klugheit der geschlossenen Übermacht entgegensetzte. Er wußte nicht nur, was geschehen mußte, sondern auch, wie es geschehen konnte, und was am wichtigsten war: er verstand es, seine Absichten den anderen begreiflich zu machen.

Seine Überlegenheit und gleichzeitige Beliebtheit ersparten ihm jeden Widerspruch im eigenen Lager.

Nenesse hielt sich geduckt im Hintergrund und war froh, daß Kutavu ihn vollkommen vergaß.

Als die Waldleute eintrafen, war der Feldzugsplan der obersten Heeresleitung fix und fertig.

Die Nachrichten, die Kutavus Emissäre in den Dörfern verbreitet hatten, lösten wohl heftigen Schmerz aus über den grauenhaften Tod der jungen Freiwilligen, aber der Triumph über die rasche Vergeltung am Sergeanten drängte die Trauer in den Hintergrund.

Der Sergeant war tot und das Fort in den Händen Kutavus! Es war wie ein Sturm, der durch den Wald brauste.

Boten rannten von Dorf zu Dorf. Trommeln und Muschelhörner jagten die Nachricht durch die Luft. Sie übertönte die stürzenden Wasser des Flusses und brandete über die Zacken der Felsen.

Alle, die sie hörten, machten sich auf und folgten dem Ruf — Kutavu Mpanjaka!

Noch nie war eine so gewaltige und erregte Menschenmenge in den Bergen zusammengekommen. Sie bedeckte den Hügel rings um das Fort.

Die Angehörigen der Freiwilligen holten ihre Toten und trugen sie in feierlicher Prozession durch die Menge. Beim Anblick des stummen Zuges ging eine Welle brausenden Unwillens über die Hänge.

Nun sprach Kutavu vom Torturm aus zu den Waldleuten. Die Besatzung, längst wieder nüchtern, säumte den Eingang zum Fort.

Kutavu hatte leichtes Spiel. Die Wünsche aller waren auf Kampf gerichtet — es hatte nur der Führer gefehlt. Sie hatten genug von den Fremden und wollten nicht noch einmal Forts und Sergeanten in ihrer Mitte dulden.

Als Kutavu am Ende seiner Rede erklärte, daß er das Fort nicht halten wolle, sondern es heute noch mit ihrer Hilfe zu zerstören beabsichtige, da wiederholten sich die Begeisterungsausbrüche des vorigen Abends in vieltausendfacher Verstärkung.

Der junge Führer war ein geschickter Regisseur. Was kann man einer Volksmenge Willkommeneres bieten als die Gelegenheit, zu zerstören!

Zuerst wurden die noch vorhandenen Lebensmittel verteilt, Nahrungssorgen waren nicht zu befürchten. Es gab genug Reis dort unten in der Ebene, und man war jetzt stark genug, um ihn zu holen, selbst wenn die Küstenleute sich der Bewegung nicht anschlossen. Dann wurden Waffen und Munition abtransportiert — es fehlte nicht an Trägern.

Von dem, was übrig war, konnte jeder nehmen, was er wollte.

Neugierig strömte die Menge durch alle Räume des Forts, und es dauerte nicht lange, so klirrten die Fensterscheiben in des Sergeanten Haus und splitterte das Holzwerk unter klingenden Axthieben.

Beim Wegebau hatten Kutavu und seine Kameraden gelernt, mit Sprengstoffen umzugehen. Auch jetzt war an Dynamit kein Mangel. Sie legten kunstgerechte Minen unter die Steinbauten und Umfassungsmauern.

Gegen Abend trieb Kutavu die Menge aus dem Fort und legte Feuer an die Zündschnüre. Dann sammelte er das Volk auf einer gegenüberliegenden Kuppe, wo alles in atemloser Spannung die Ereignisse erwartete.

Die Explosion war gewaltig. Immer, wenn alles beendet schien, ging wieder eine neue Mine hoch, und eine majestätische Fontäne von Erde, Steinen und Balken erhob sich bis zum Himmel.

Kutavu hatte seinem Publikum fast zuviel zugemutet.

Die Waldleute sanken in die Knie, zitterten vor Schrecken, warfen sich die Lamba über den Kopf und riefen alle guten Geister an.

Als die letzte Staubwolke im Wind verwehte, sahen sie, daß der Hügel, den das Fort gekrönt hatte, leer war. Nur einige Balken und Mauerreste zeigten die Stelle der verhaßten Zwingburg.

Der Eindruck von der Macht Kutavus, die solche Gewalten zu entfesseln vermochte, war überwältigend, und ihr Vertrauen zu ihm war von diesem Augenblick an unbegrenzt. Wer konnte ihm widerstehen?

Kutavu Mpanjaka! Kutavu Mpanjaka!

Das arme Volk vergaß, daß er ja nur ein Schüler war, der sich anschickte, gegen seine Lehrmeister zu kämpfen.

XIV. Krieg.

Anfangs wirkten die Nachrichten aus der fernen Südostecke der Insel mehr belebend als erschreckend.

Der Militärregierung in Antananarivo war es nicht unerwünscht, ihre Daseinsberechtigung, die von dem zivilen Teil der Verwaltung bereits angezweifelt wurde, durch erhöhte Geschäftigkeit zu beweisen. Es fiel ihr nicht ein, daran zu denken, daß ohne ihre Maßnahmen zur Sicherung des Friedens auch die Bergvölker von Amparihy nie einen anderen Krieg als den gegen die Wildschweine geführt hätten.

Jede erhöhte Tätigkeit einer Regierung wirkt belebend auf den Handel. Die Kaufleute kabelten Bestellungen nach Europa, und ihre Frauen hatten neuen Unterhaltungsstoff. Sie interessierten sich für Kutavu: „Il paraît que c'est un homme bien fort!"

Die wenigen Gegner des Generals waren nur Gegner seiner Friedlichkeit. Jetzt konnte man ja sehen, was dabei herauskam! Die Eingeborenen, dieses hinterlistige Gesindel, die sollten ganz anders angefaßt werden! Steuerleistungen in Form von unbezahlter Arbeit



Idyll aus Bali, der Nachbarinsel von Java: Fruchtverkäuferin in einem kleinen Dorf bei Den Pesar.
(Photographische Aufnahme von Dr. Herbert G. Meyer.)

POLNISCHES GETTO



RADIERUNGEN

VON

OTTO QUANTE

(Bavaria-Verlag, München-Gauting)

DER DIEB

zugunsten der Europäer wurden als wirksamstes Erziehungsmittel dringend empfohlen. Es waren die wenigen Plantagenbesitzer, die so sprachen. Sie verwalteten ihre Pflanzungen von der Hotelbar in Antananarivo aus und beklagten sich schon lange darüber, daß sie für fünf Frank im Monat keine Arbeiter bekamen.

Aber bald machte das Geschwätz der Leute mit den ausgesprochenen Meinungen einem verlegenen Schweigen Platz. Was jetzt der Heliograph über die Berge funkte, überstieg den Bedarf an anregendem Unterhaltungsstoff.

Zwei weitere Forts waren in die Hände der Rebellen gefallen. Der eine Kommandant war in einen Hinterhalt gelockt und ermordet worden, der andere entkam in die Sümpfe und Wälder, wo er vermutlich elend zugrunde gehen mußte. Die Mannschaften liefen mit Sack und Pack, mit Gewehr und Munition zu Kutavu über.

Der General entsandte eine Strafexpedition. Kutavus Gönner, der junge Leutnant, der ihn nach Amparihy geschickt hatte und sich für den unglücklichen Ausgang des Unternehmens mitverantwortlich fühlte, erhielt auf seine Bitten die Führung. Er stürzte sich mit Optimismus und echt französischem Elan in die Wälder, aber es endete damit, daß nur wenige Teilnehmer dieser Expedition ohne ihren Führer wieder zurückkamen und erstaunliche Dinge erzählten.

Keiner von ihnen hatte auch nur den Schatten eines Gegners zu sehen bekommen. Es war, als ob die Felsen selbständig feuerten. Es war ein sparsames Feuern und ein reicher Erfolg, denn fast jede Kugel traf. Der junge Offizier hatte seine Leute zu übermenschlichen Leistungen mitgerissen. Sie brandeten in Sturmwellen über die schwarzen Basaltfelsen, aber sie fanden hinter ihnen nichts anderes als leere Steinfelder. Kein Sandkorn bewegte sich, und nicht das geringste Geräusch verriet die Richtung, in der die braunen Teufel entschlüpft waren. Raubvögel schwebten lauernd über ihnen, und Eidechsen huschten in die Felsspalten, sonst war kein Leben in der feindlichen Wildnis.

Beim letzten Vorstoß stürmte der tapfere Leutnant seiner Truppe weit voraus. Sie fanden ihn mit ausgebreiteten Armen über einem Felsblock liegen. Seine Augen starrten erstaunt ins Leere, und man hat nie erfahren, ob sie etwas gesehen hatten.

Der hübsche, junge Leutnant war das erste Opfer aus dem fashionablen Teil der Kolonie, der dem General am Herzen lag. Man vermißte ihn sehr beim Polo und auf den Tennisplätzen. Es ging nun nicht länger, die Sache en bagatelle zu behandeln. Man begriff, daß das Prestige auf dem Spiel stand, und daß nur eine gut vorbereitete und umfassende Operation zum Ziel führen konnte. Aber das erforderte Zeit, und die benutzte Kutavu.

Es gelang ihm, den Aufstand weit im Innern auszubreiten, während die Küstenvölker in zweifelhafter Ruhe verharrten. Wenn sie auch keinen offenen Widerstand leisteten, da sie sich raschem Zugriff von der See her ausgesetzt sahen, so waren doch ihre ganzen Sympathien auf Kutavus Seite, den sie mit Nachrichten und heimlichen Lieferungen von Lebensmitteln wirksam unterstützten. Auch ein starkes Kontingent der jungen Rabehavana war zu ihm gestoßen.

Eine unheimliche Spannung breitete sich über die Insel aus, und phantastische Gerüchte fanden eifrige Verbreitung. Der deutsche Kaiser wurde verdächtigt, mit Kutavu unter einer Decke zu stecken, und man suchte den Horizont nach deutschen Kriegsschiffen ab.

An den Küstenplätzen im Südosten waren die Gemüter der Europäer mit näherliegenden Sorgen erfüllt. Jeder hatte Flüchtlinge aus dem Innern bei sich aufgenommen und wußte nicht, wann er selbst zum Flüchtling werden würde. Aller Handel hörte in diesen Gegenden auf, und die braunen Arbeiter wurden trotzig. Bald verschwanden sie, einer nach dem andern, und auch die persönlichen Diener der Europäer folgten ihnen nach. Von den wenigen, die zurückblieben, wußte man nicht, was sie im Schilde führten. Die Vazahas verteilten Waffen unter sich und richteten einen Bereitschaftsdienst ein, aber sie zweifelten nicht daran, daß ein Massenangriff der Braunen ihrer aller Schicksal besiegelt haben würde. Man erwartete diesen Angriff jede Nacht und wunderte sich, daß er nicht erfolgte. In der Überhebung ihres selbstverständlichen Herrentums hatten sie bisher nie eine Vorstellung von ihrer tatsächlichen Schwäche gehabt. Es war demütigend, fast wehrlos der braunen Übermacht ausgeliefert zu sein, und es wäre eine gute Gelegenheit gewesen, darüber nachzudenken, ob wirkliche oder eingebildete Macht überhaupt eine gesunde Grundlage für den Verkehr mit fremden Völkern abgeben könne. Aber davon waren sie weitentfernt. Sie fühlten sich selbst als Helden, nannten die natürlichen Besitzer des Landes Rebellen und speicherten Rachegedanken auf, obwohl ihnen nichts Übles widerfuhr als die heimliche Angst, die jeder empfand, und die keiner zugab.

Dieser Zustand dauerte mehrere Wochen, dann änderte sich das Bild mit einem Schlag. Transportdampfer kamen von Norden und landeten überall genügende Truppen, um die Niederlassungen zu schützen. Ein starkes Expeditionskorps rückte von der Küste aus vor, um im Verein mit den im Innern anmarschierenden Truppen das Aufstandgebiet zu umfassen.

Farafangana wurde die hauptsächlichste Basis dieser Operation. Bisher ein trostlos nüchternes Tropennest, wandelte sich der Platz in ein buntes und lärmendes Heerlager.

Madegassische Soldaten aus den Garnisonen des Nordens und Westens stolzierten in blauen Pluderhosen und leuchtend roten Sechias zwischen den Wellblechbuden. Aber zum Vorstoß verwendete man lieber die baumlangen, spindeldürren Senegalneger, deren wilde, narbenzerschnittene Gesichter wie Ausgeburten Goyascher Phantasien grinsten. Doch sie marschierten nur, wenn man ihnen gestattete, ihre Weiber und ihre Boys mitzunehmen, die die Habe dieser Grandseigneurs, in riesige emaillierte Waschschüsseln verpackt, auf dem Kopfe trugen. Es hat noch niemand gesehen, daß die schwarzen Teufel sich in diesen Waschschüsseln gewaschen hätten, aber sie gehörten nun einmal zu ihrer Würde, wie der Knopf zum Mandarin.

Ohne Waschschüsseln, ohne Weiber und ohne Boys folgte die weiße Verzweiflung der Fremdenlegion. Um ihre Würde kümmerte sich niemand — am wenigsten sie selbst. Sie standen nackt im Fluß und wuschen ihre Hemden, während die schwarzen Lümmel vom Senegal ihnen höhnisch zusahen und die Arbeit von ihren Weibern und Boys verrichten ließen. Die Schwarzen waren Franzosen — la plus grande France — und was waren die Weißen? — Fremde! Sie marschierten auf fremden Befehl gegen fremde Völker. Nur weil man lebt, solange man marschiert, marschierten sie, bis Fieber und Tropensonne ein letztes, unwiderrufliches Halt kommandierten. Ihr Marschlied war ein verdrossenes Murren:

„Marche quand même, marche quand même."

Wer bis an den Feind kam, der kämpfte in dumpfer Raserei und rächte die eigene Vernichtung am gleichgültigen Gegner.

Ein stattlicher Zug von Maultieren transportierte die Gebirgsartillerie, und Tausende von eingeschüchterten braunen Trägern folgten mit dem Proviant.

Es war ein gewaltiges Aufgebot, das auszog, um gegen Kutavu, Jabankutavus Sohn aus Nossimena, zu kämpfen.

XV. Ein Speer geht fehl und trifft doch.

In Nossimena war es still geworden. Die jungen Leute waren bei Kutavu, so mußten die Frauen und die Alten die Reisfelder bestellen.

Das war nicht schlimm, damit wurden sie schon fertig, aber die Sorge um die Söhne macht auch braunen Müttern das Herz schwer.

Pater Benediktus war mit sich selbst in tiefen Zwiespalt geraten. Er kannte den Zusammenhang der Ereignisse und konnte Kutavu nicht verdammen. Und doch war er das Werkzeug der Zerstörung seiner Hoffnungen. Auch gegen die Schuld seiner eigenen Landsleute empörte sich sein Gerechtigkeitsgefühl, und doch schlug sein Herz mit seinem Volk. So trafen ihn die Verluste beider Seiten und erhöhten gleicherweise seine Trauer.

Noch nie hatte er das Wort vom Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt, so gut verstanden wie jetzt, aber er trug schwer daran, weil er jung und kraftvoll war und das Tragen allein ihm nicht genügen wollte. Er sann Tag und Nacht darüber nach, was seine Pflicht sei: Handeln oder Dulden?

Wenn er zum General nach Antananarivo ginge? Niemand in der Umgebung des Gouverneurs kannte so gut wie Benediktus die Ursachen und die Personen des Dramas. Sie glaubten dort ja alle an die Legende von Vinays musterhafter Behandlung der Eingeborenen und nannten schmählichen Verrat, was bittere Notwehr war.

Aber der Gouverneuer war ein General und befahl über ein Heer von 10000 Mann. Er war verantwortlich für das Leben von 15000 Europäern und für viele Millionen investierten Kapitals. Durfte er — selbst, wenn er den Menschen über den General stellte — Recht über Interessen stellen?

Das Problem lag ja viel tiefer und war schon damals entschieden, als Frankreich von Madagaskar Besitz ergriff. Oder war es damals, als Kain seinen Bruder Abel erschlug?

Der Gouverneur, der ein höflicher und verständiger Mann war, würde sagen:

„Mein lieber Pater, ich bin Ihnen für Ihre Aufklärungen außerordentlich dankbar und verstehe vollkommen, was Sie bewegt. Ich rechne auf Ihre Hilfe, wenn es an der Zeit sein wird, geschlagene Wunden zu heilen. Aber solange Sie mir nicht dafür gutstehen können, daß Kutavu Madagaskar besser verwalten wird als ich, müssen Sie mir gestatten, ihm und den Seinigen so viele Wunden zu schlagen, als wir immer vermögen, selbst wenn dabei ein wenig Unrecht mit unterlaufen sollte!"

Und wenn er zu Kutavu ginge, um von ihm das höchste Opfer zu verlangen, das ein Mensch bringen kann — das Opfer einer in seinen Augen gerechten Sache, das Opfer seiner Freunde und seiner selbst?

Kutavu der Jäger! Kutavu der Krieger! Kutavu Mpanjaka!

(Fortsetzung folgt.)

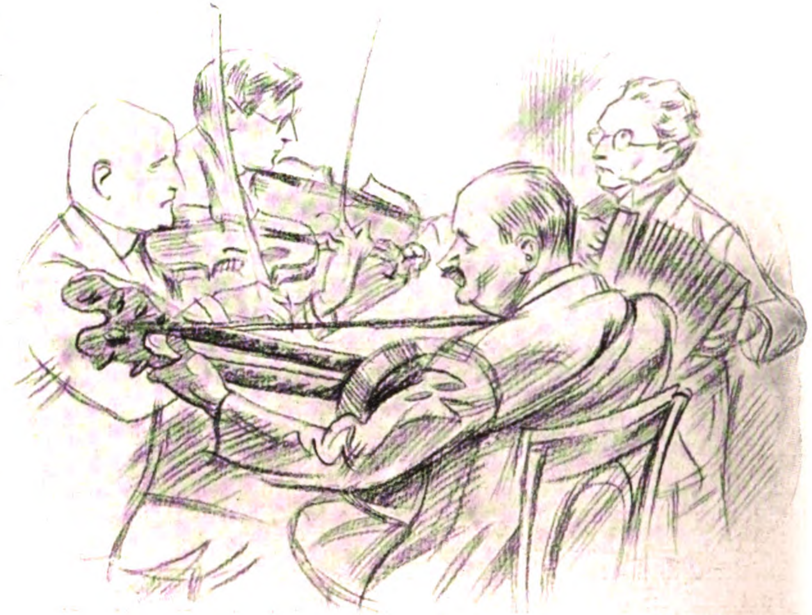
WIENER VOLKSMUSIKANTEN

VON MAXIMILIAN BAUER

MIT ZEICHNUNGEN VON ALFRED GERSTENBRAND



Ein Künstler, den keine Kritik trifft: Hingegeben lauschen die Gäste des Vorstadt-Cafés den rührenden Weisen des Klavierspielers.



Die „Klassiker“: Das Tautenhayn-Quartett, das alte Wiener Musik pflegt.

Wien ward das große Glück zuteil, daß eine Reihe der größten Musiker aller Zeiten dort gelebt und unvergängliche Werke dort geschaffen hat. Diese Reihe beginnt bei Gluck und führt über Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, die Dynastie Strauß (Johann, der Vater, Johann, der Sohn, und Joseph, der Komponist der „Dorfschwalben aus Österreich“), Lanner, Anton Bruckner, Johannes Brahms, Hugo Wolf und Gustav Mahler bis zu Richard Strauß, der eines seiner schönsten Werke, den „Rosenkavalier“, dem Genius der alten Kaiserstadt verdankt. (Die Handlung der neuen, eben entstehenden Oper von Richard Strauß, „Arabella“, spielt wieder in Wien.) Neben diesen Großen ihrer Kunst wimmelte es am musikalischen Himmel Wiens aber immer auch von Sternen zweiter und dritter Ordnung — obgleich Millöcker und Suppé, um nur zwei Meister der klassischen Wiener Operette zu nennen, in ihrer Art ganze Kerle waren. Und da wäre noch mancher Name zu nennen, der Weltgeltung



Der Harfenist: Instrument und Stimme sind meist schon etwas brüchig.



Der Konzertunternehmer auf der Straße: Er läßt bequemerweise das Grammophon für sich arbeiten.

gewann. Nun, das Wiener Volk in seiner Breite hat für die „klassische“ Musik, die auf seinem Boden entstand, es hat für Beethoven, Bruckner oder Mahler kaum je das tiefe Verständnis gehabt, aber dieses Unverständnis für die hohe, klassische Kunst — ich spreche vom Volk in der Breite — schließt nicht aus, daß dieses selbe Volk eminent musikalisch war und aus seiner Mitte prachtvolle Musiker hervorbrachte. Der Walzer von Johann Strauß ist die feinste musikalische Blüte des Wiener Bodens. Johann Strauß allein ist wirklich ins Volk gedrungen, und von ihm und seinen Altvorderen, den Komponisten der Gesänge und Couplets in den Raimundschen und Nestroyschen Zauberspielen und Komödien, lernte der Wiener Volksmusiker und Volkssänger seine Weisen singen und sagen. „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu tun!“ Diese Kärrner, die das musikalische Kleingut unter die Wiener Menschen bringen, das sind nun jene Klavierspieler in den Vorstadt-Cafés, es sind die Harfenisten und Hofsänger (Sänger in den Höfen der Häuser!), die mit viel zu wenig Stimme und „viel z'viel G'fühl“ um den Groschen singen, den ihnen ein gerührter Hofwohnungsinhaber aus dem vierten Stock zuwirft, es sind die schwarzbebrillten, angeblich gänzlich erblindeten Harmonikaspieler, es sind die praktischen, neuzeitlichen Konzertunternehmer der Straße, die das Grammophon als anspruchlosesten Geldmacher für sich arbeiten lassen, oder es sind die „Werkelmänner“ (Drehorgelspieler), eine früher sehr häufige, jetzt aber schon im Schwinden begriffene Erscheinung der Wiener Straße. Die Frau dreht die Kurbel am tönenden Kasten, der Mann, die Mütze in der Hand, legt dem Passanten damit den Gedanken einer Spende nahe. Spielte dieser Werkelmann früher die „schöne blaue Donau“ und das „Fiakerlied“, so spielt er jetzt, moderner geworden, die neuen Schlager. Dagegen kann man nichts machen als größere Schritte. Und dann gibt es noch die volkstümlichen Quartette, die vor allem beim „Heurigen“ zu vernehmen sind, oder die Konzertquartette, wie etwa das Quartett Tautenhayn, die das reizende Genre der alten Wiener Musik pflegen, jene gemütvolle, „picksüaße“ oder „potzwache“ (patzweiche) Musik, die sich so sanft und anmutig hindehnt wie die bewaldeten Hügel um das alte Wien, dessen Herz Tönen und Liedern immer freudig offen war und offen ist.



Der „Hofsänger“: Hauptsache ist das „Gefühl“!

STÄDTE-JUBILÄEN



Am westlichen Stadteingang von Weißenburg in Bayern.

Diese im südlichen Mittelfranken gelegene Stadt feierte am 30. Juni die 900-Jahrfeier der Reichsunmittelbarkeit. Urkundlich erwähnt wurde sie bereits 792. Unter den sehenswerten mittelalterlichen Stadtbildern zeigt die gut erhaltene Stadtmauer mit 31 Türmen und Wehrgängen die Bedeutung Weißenburgs in früheren Zeiten. (Phot. Kester & Co.)



Diez an der Lahn mit der auf einem Felsen stehenden Burg.

Die Feier dieser preußischen Kreisstadt in Hessen-Nassau gilt der Verleihung des Stadtrechts vor 600 Jahren (1329) durch Ludwig den Bayern. Schon 790 war Diez im Besitz des Klosters Prüm.



1000 Jahre Duderstadt: Die Festfeier auf dem geschmückten Marktplatz am 23. Juni.

Duderstadt im Eichsfeld war 929 ein Hofgut der sächsischen Herzoge. Es unterstand im Laufe der Zeiten verschiedenen Landeshoheiten, bis es mit Hannover an Preußen fiel.



Links:

Aus Brandenburg an der Havel, das in diesem Jahre die 1000-Jahrfeier begeht: Das 1543 von Clemens Storbeck erbaute Kurfürstenhaus und der steinerne Roland aus dem Jahre 1474.

Brandenburg, das alte Brennabor, vor 1000 Jahren von König Heinrich I. den slawischen Hevellern entrissen, wurde bis ins 12. Jahrhundert hinein von Deutschen und Slawen heiß umstritten. Nach Besitznahme der Mark durch die Hohenzollern erreichte es eine hohe Blüte.

Wissen und Leben

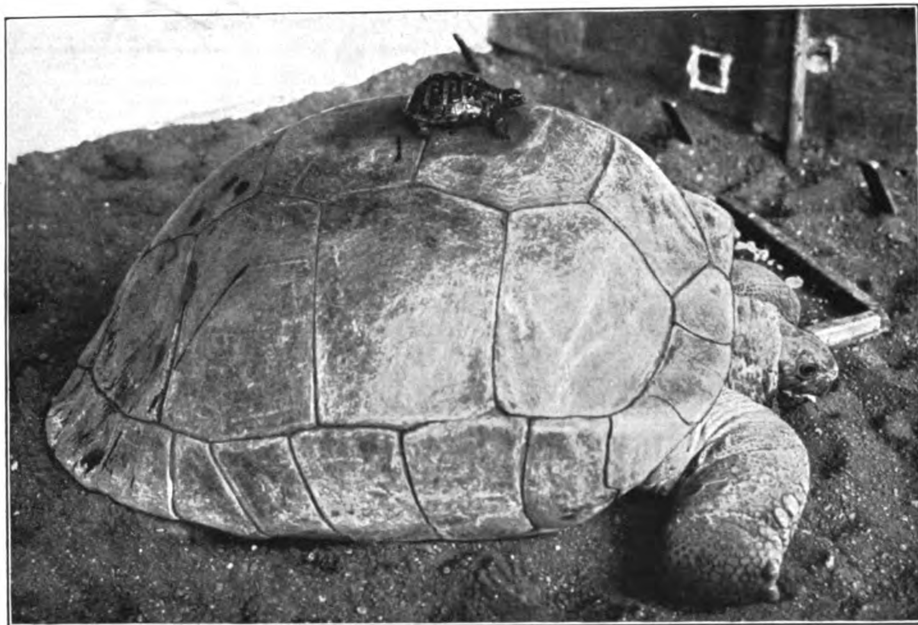
Künstlerisches Gestalten des Kindes.

(Zu der farbigen Bildertafel auf Seite 15.)

Die letzte Ausstellung im Gebäude der Wiener Sezession, dem künstlerischen Gestalten des Kindes gewidmet, wollte eine Methode des Lehrens demonstrieren, die sich aus der Erkenntnis eines allgemeinen Lebensprinzips herleitet. Der Wiener Pädagoge Professor Friedrich Thetter will dieses allgemeine Lebensprinzip erkennbar und in seiner Schrift „Die Gesetze des organischen Lebens“ an Werken der Kunst deutlich machen. Die Ausstellung in der Sezession zeigte Malereien, Schnitzereien, Webereien als künstlerische Gestaltungen von Kindern, wie sie diese als Schüler in Klassen der öffentlichen Schulen in Mödling bei Wien geschaffen haben. Auch in den Volksschulen in Baden bei Wien und in Blumau (Niederösterreich) haben Lehrpersonen die pädagogischen Methoden des Professors Thetter übernommen. Das Kind zeigt sich von Natur aus nicht nur zum Maler, Bildhauer, Weber befähigt, sondern auch zum Dichter. Beispiele von Kindergedichten, darunter erstaunliche Produktionen, wurden mitgeteilt. Die große Wahrheit Schillers, in seiner Schrift über die ästhetische Erziehung des Menschen ausgesprochen: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt, und er spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist“, diese Wahrheit ist so recht nach dem Geiste des Wiener Neuerers, der eigentlich nichts will, als das Kind sich selbst überlassen, damit es im echtesten Sinne des Wortes produktiv werde und ungestört von jederlei zwanghafter Beeindrukkung durch andere Menschen (Lehrer) frei aus sich selber gestalte, was in ihm lebt, das heißt, was als Äußerung des in ihm waltenden und nur ihm eigentümlichen Lebens zutage treten will. Durch diese Methode, dem Kind die Ausdrucksmittel an die Hand zu geben — Farben, Holz, Äste, Wolle — und es dann gar nicht zu belehren und seinem Spiel- und Gestaltungstrieb ungehemmt zu überlassen, durch diese Methode, die eigentlich keine ist, sind dann die seltsamsten und interessantesten künstlerischen Gestaltungen der Kinder zustande gekommen, die uns anmuten wie künstlerische Gestaltungen längst entschwundener Epochen menschlicher Entwicklung. Man glaubt, in diesen Malereien und Schnitzwerken und Webereien Erzeugnisse alter Kulturen vor sich zu haben, die Kunst vom Anfang aller Kunst. Es handelt sich da oft um höchst originelle Hervorbringungen, die das Kind eben spielend und ohne jede bewußte Intellektualität leistet. Es werden keine „Aufgaben“ gestellt, keine Themen gegeben, es wird nicht nach der Natur gezeichnet oder modelliert. Das Kind ist hier Phantasiekünstler, das sich, jedes nach seiner Art, naiv und gleichsam als Instrument des All-Geistes mitteilt. Es offenbart sich da, wenn man so sagen darf, eine Art biogenetischen Grundgesetzes des Geistes: Altes, Verschollenes wird wieder lebendig, Geist aus der Kindheitszeit der Menschheit tritt schöpferisch hervor. Wie immer man zu dieser neuen Methode, werdende Menschen sich künstlerisch betätigen zu lassen, stehen mag, sicher ist, daß der Versuch einem Wollen entspringt, das den Menschen in seiner Tiefe fassen und ihn unverbildet sein eigenes Werdegesetz erleben lassen will. Der Mensch soll mit seinen eigenen Augen sehen, mit eigenem Geiste denken, in eigener Seele fühlen, kurz, er soll von Anfang an er selbst sein und solcherart zum wirklichen Erleben der Lebenswirklichkeit gelangen. Max Hayek.



Eine praktische Neueinrichtung der Reichsbahn.
Leuchtende Ziffern geben am Turm des Bahnhofs Travemünde die Abfahrtszeit des jeweils nächsten Zuges nach Lübeck an.



Ein interessantes Bild für den Größenunterschied innerhalb einer Tierfamilie: Zwergschildkröte beim Ritt auf einer Riesenlandschildkröte.
(Hierzu nebenstehender Beitrag.)

Riesen- und Zwergwuchs bei Schildkröten.

(Zu der mittleren Abbildung.)

Die Körpergröße der Tierarten schwankt innerhalb einer Tiergruppe oft sehr. Neben mittelgroßen Formen finden sich nicht selten solche, deren Körpergestalt entweder Riesen- oder Zwergwuchs angenommen hat. Da allen Erscheinungen in der Natur bestimmte Ursachen zugrunde liegen, ist es Aufgabe der Wissenschaft, die Gründe für die verschiedenartige Größengestaltung nachzuweisen. Durch zahlreiche Untersuchungen und Beobachtungen wurde erkannt, daß die Umwelt einen großen Einfluß auf den Körperwuchs der Tiere ausübt. Das läßt sich nach verschiedenen Richtungen hin nachweisen. Beschränkung des Wohngebiets und Nahrungsknappheit müssen entschieden verkleinernd auf die Körpergestalt der Tiere einwirken. Große, besonders bewegliche Formen unter ihnen hätten auf beschränkten Lebensgebieten, so z. B. auf kleinen Inseln, für ihr Gedeihen nicht die nötige Bewegungsfreiheit; auch kann beschränkte Nahrung den Anforderungen eines großen Tierkörpers nicht gerecht werden. Wo aber der Lebensraum eine besonders große Ausdehnung annimmt und sich den Geschöpfen Nahrung in Hülle und Fülle bietet, wie das z. B. in den Weltmeeren der Fall ist, da kann sich Riesenwuchs entwickeln. Als ein Beispiel hierfür sei auf die Wale hingewiesen. Neben der räumlichen Ausdehnung der Heimgebiete sind es aber auch Temperaturverhältnisse, welche die Größe des Tierkörpers beeinflussen. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß große Tierformen in kälteren, kleine in wärmeren Gegenden angetroffen werden. Das liegt daran, daß ein großer Körper in kalter Umgebung seine Eigenwärme besser erhalten kann als ein kleiner, sonst aber gleichgestalteter Körper, der im Vergleich zur Wärmeerzeugung mehr Wärme ausstrahlt. Es sind aber keineswegs nur die genannten Ursachen allein, die den Körperwuchs beeinflussen. Vielmehr finden sich noch solche, die in der Natur der Tiere selbst liegen, durch deren Lebensgewohnheiten bedingt sind oder auf Wechselbeziehungen zwischen verschiedenartigen Tieren zueinander beruhen. Ein in dieser Hinsicht besonders interessantes Beispiel lassen die Körperverhältnisse der Schildkröten erkennen. Durch Riesenwuchs sind bekanntlich die Elefantenschildkröten, mächtige Land-



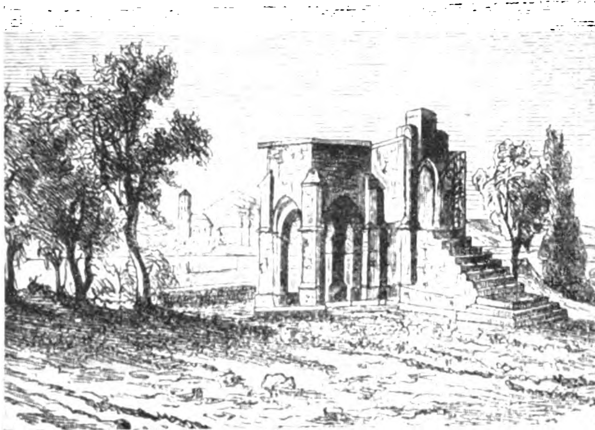
Die Stromfege, ein altgewohntes Bild in Erfurt: Roßkräcker bei der Arbeit an der Krämerbrücke.
Kleine, mit Pferden bespannte Wagen, sog. Roßkräcker, ziehen alljährlich zur Sommerszeit in dem mühlenreichen Erfurt an der Gera von Mühle zu Mühle, um den Fluß vom Unrat „reinzufegen“. Einst ein regelrechtes Volksfest, bildet die Stromfege jetzt hauptsächlich für die Kinder ein besonderes Vergnügen. Auch ist das Fischen während der Arbeit der Roßkräcker für jedermann frei. (Phot. G. Christ.)

schildkröten, ausgezeichnet, die zwischen dem Äquator und dem Wendekreis des Steinbocks gelegene Eilande bewohnen. Das größte bisher beobachtete und gemessene Exemplar erreichte eine Panzerlänge von 156, über die Krümmung gemessen sogar 194 cm und wog 529 Pfund. Diese trotz ihrer Größe völlig harmlosen Geschöpfe nähren sich von Pflanzen verschiedener Art, fressen Blätter und zeigen in trockenen Gegenden eine Vorliebe für saftige Kakteen. Es fragt sich nun, wie der Riesenwuchs bei diesen Tieren zu erklären ist, da sie doch warme Gegenden bewohnen und ihre Aufenthaltsgebiete räumlich sehr beschränkt sind. Als Erklärung kann nur angenommen werden, daß das Fehlen von Feinden der Entwicklung des Körpers zum Riesenwuchs kein Hemmnis bereitete. Ihr einziger Feind ist der Mensch. Dieser trat aber erst in später Zeit auf den Plan, so daß er ihre Entwicklung nicht mehr beeinflussen konnte. Im Gegensatz hierzu erweisen sich zahlreiche Landschildkröten, die kontinentale Gegenden bewohnen, nur mittelgroß oder klein gestaltet. Ihnen wird von zahlreichen Feinden nachgestellt. Namentlich sind es die großen Katzenarten, die es verstehen, mit ihren Krallen das Fleisch aus dem Panzer zu ziehen. Der kleine Wuchs gestattet es diesen Schildkröten, sich vor ihren Verfolgern zu verbergen. Außerdem ist ihre Panzerschale in Farbe und Zeichnung der Umgebung angepaßt. Unsere Abbildung zeigt zwei Landschildkröten, deren extreme Größenverhältnisse die geschilderten Unterschiede vor Augen führen. Dr. phil. A. Sokolowsky.

Der Königsstuhl zu Rhens.

(Hierzu die beistehenden Abbildungen.)

Eine gute Stunde südlich von Koblenz liegt das alte, früher kurkölnische Städtchen Rhens. Noch ist ein großer Teil seiner aus dem 14. Jahrhundert stammenden Befestigungen mit Mauern und Türmen erhalten, und eine stattliche Anzahl interessanter Fachwerkbauten aus späterer Zeit, darunter das alte Rathaus, zieren den Ort und geben ihm ein besonderes Gepräge. Das Hauptwahrzeichen des alten Städtchens aber ist der Königsstuhl zu Rhens, mit dessen Aufrichtung auf Befehl des Kaisers Karl IV. im Jahre 1376 begonnen, und der im Jahre 1398 vollendet wurde. Als die Franzosen nach ihrer großen Revolution in das Rheinland einbrachen, haben sie den Königsstuhl im Jahre 1794 zerstört und seine Steine beim Bau der Landstraße benutzt. Im Jahre 1840 bildete sich in Koblenz ein Verein, der das Bauwerk drei Jahre später wiedererstehen ließ. Der Königsstuhl stand bisher dicht am Rhein in der Nähe der Gebäude des Rhenser Mineralbrunnens, die sich in den letzten Jahren immer weiter ausdehnten und den Königsstuhl förmlich erdrückten. Deshalb hat die Gemeindeverwaltung sich entschlossen, ihm im Einverständnis mit der Regierung in Koblenz, in deren Besitz der Königsstuhl aus dem des letzten deutschen Kaisers nach der Umwälzung übergegangen ist, einen neuen Standort auf der Anhöhe Schawall westlich des Städtchens anzuweisen. Er wurde abgebrochen und mit denselben Steinen auf der Höhe neu errichtet, von wo aus er nun die Rheinreisenden von weitem grüßt und viel besser wirkt als an seinem früheren Standorte. Am 6. und 7. Juli d. J. wird der neue Königsstuhl mit



Der Königsstuhl an alter Stätte. Holzschnitt aus dem Jahre 1870.



Am neuen Standort, auf der Anhöhe Schawall.

Ein Erinnerungsmal aus großer deutscher Vergangenheit: Der Königsstuhl bei Rhens am Rhein. (Phot. H. Menzel.)
Seine Neuaufstellung wird am 6. und 7. Juli festlich begangen. (Vgl. obenstehenden Beitrag.)

einem großen Heimatfeste eingeweiht. Von der Stelle aus, an der der Königsstuhl in alten Zeiten stand, hörte man den Ruf der Herolde in vier Kurfürstentümern: Rhens war kurkölnisch, das eine halbe Stunde nördlich gelegene Kapellen kurtrierisch, das gegenüberliegende Oberlahnstein kurmainzisch und das südlich davon liegende Braubach mit der den Ort überragenden Marksburg kurpfälzisch. Der Stuhl ist ein achteckiger, auf 9 Pfeilern ruhender Bau von 8 Meter Durchmesser und 5,25 Meter Höhe. Ringsum läuft eine gemauerte Bank mit den Sitzen für die 7 Kurfürsten, die jeweils den deutschen König und Kaiser zu wählen hatten. Diese Wahlen wurden aber schon lange vor der Errichtung des Königsstuhls bei Rhens vorgenommen. Das geht daraus hervor, daß bei der Wahl Heinrichs VII. im Jahre 1308 der Versammlungsort als „von alters her" bezeichnet wird. Drei Jahrzehnte später wurde hier der erste Kurverein (Unio electorum Rhenensis) gegründet, in dem die Kurfürsten die Kaiserwürde als unabhängig vom Papste erklärten. Am 11. Juli 1346 wurde bei Rhens Karl IV. als Gegenkönig gegen Ludwig den Bayer erkoren und 1376 sein Sohn Wenzel zum König gewählt, der aber im Jahre 1400 für abgesetzt erklärt wurde. Sein Nachfolger wurde Ruprecht von der Pfalz. Die Sage weiß zu erzählen, daß Wenzel dem Pfälzer seine Krone für 4 Fuder besten Rheinweins verkauft habe. Hans Schaack.

Ein wertvolles Leichtmetall.

Bereits vor hundert Jahren wurde das Leichtmetall Beryllium von dem deutschen Chemiker Wöhler, der auch als erster Darsteller des Aluminiums anzusprechen ist, in kleinen Mengen gewonnen. In der Folgezeit spielte das Beryllium mehr oder weniger die Rolle eines seltenen Metalls, von dem man verschiedene Eigenschaften kennenlernte, das auch in der Form seiner Verbindungen hauptsächlich dem Chemiker bekannt wurde, aber kaum oder gar nicht technische Bedeutung erlangen konnte. In den letzten Jahren jedoch, vornehmlich nachdem die unter Führung der Siemens & Halske A.-G. im Jahre 1923 gegründete Berylliumstudiumsgesellschaft ins Leben gerufen worden war, lernte man das Beryllium als wertvolles Metall erkennen. Erst nachdem man gelernt hatte, auf den Forschungen der deutschen Chemiker Stock und Goldschmidt fußend, größere Mengen des Berylliums in hoher Reinheit darzustellen, konnte man darangehen, die Eignung des Berylliums für technische Zwecke zu prüfen. Überraschenderweise hat sich gezeigt, daß dem Beryllium wenig vorauszusehende Eigenschaften innewohnen, von denen wohl zur Zeit die technisch bedeutungsvollste die ist, daß Beryllium, wenn es zu einem geringen Prozentsatz mit anderen Metallen legiert wird, diesen eine außergewöhnliche Härte verleiht. Diese Berylliumlegierungen zeigen ganz vorzügliche Eigenschaften. So läßt sich beispielsweise Eisen durch Zusatz von nur 2 Proz. Beryllium auf das Dreifache seiner ursprünglichen Härte bringen. Beryllium-Eisenlegierungen mit 4 Proz. Beryllium lassen sich überhaupt nicht mehr heiß oder kalt walzen, dagegen vergüten, so daß man Härten erhält, die denen des gehärteten Stahls nicht nachstehen. Auch die Härte des Kupfers, eines an sich recht weichen Metalls, wird durch Legierung mit Beryllium außerordentlich erhöht, so daß 6,5 Proz. enthaltende Kupfer-Berylliumlegierungen so hart sind wie gehärteter Stahl. Ebenso verhalten sich Nickellegierungen und andere Metallegierungen. Neben der großen Härte weisen aber auch diese gesamten Berylliumlegierungen außerordentliche Korrosionsbeständigkeit gegenüber den Einflüssen der Atmosphäre usw. auf. Leider zeigt die Legierung mit Aluminium nicht die erhofften Eigenschaften, so daß man die Absicht, auf diesem Wege das an sich sehr weiche Reinaluminium zu härten, wiederaufgeben mußte. Beryllium ist leichter als Aluminium und hat das spezifische Gewicht 1,8, schmilzt dagegen erst bei 1285 Grad, und es ist bisher nicht gelungen, eine Legierung von Aluminium und Magnesium, die technisch äußerst wertvoll sein würde, herzustellen, da Magnesium beim Zusammenschmelzen schon weit eher verdampft, als Beryllium schmilzt. Allgemeinbekannte natürliche Berylliumverbindungen finden wir im Smaragd sowie im Aquamarin, die aber technisch nicht zur Herstellung des Berylliums verwendet werden können, da sie viel zu teuer sind und in Schmuckwaren eine lukrativere Verwertung finden. Dagegen dient das Mineral „Beryll", aus Aluminium, Kieselsäure und Beryllium sowie Sauerstoff im wesentlichen bestehend, zur technischen Darstellung dieses zukunftsreichen Metalls. Der Beryll scheint ziemlich weitverbreitet auf der Erde vorzukommen und findet sich vor allem in Kanada, den Vereinigten Staaten von Amerika, Brasilien, England, Norwegen, Spanien sowie im Ural. Auch in Deutschland und Tirol gibt es kleinere Vorkommen. Die technische Herstellung erfolgt aus dem günstigstenfalls 3,5 Proz. enthaltenden Rohberyll über die Fluorverbindung auf dem Wege der Schmelzflußelektrolyse. Beryllium kostet zur Zeit rund 1000 Mark pro Kilogramm. Man hofft, Beryllium zum Preise des Silbers, etwa 80 Mark das Kilo, herzustellen, vielleicht auch noch billiger, wenn sich durch steigende Verwendung, Stabilisierung der heute noch sehr uneinheitlichen Rohstoffpreise eine verbilligte Erzeugung ermöglichen läßt. Jedenfalls bahnt sich ein neues Leichtmetall seinen Weg, doch ist es, wenigstens heute noch, abwegig, mit dem Gedanken zu spielen, daß man nun in Kürze Flugzeuge, Luftschiffe, Autos aus Beryllium bauen wird; dazu wird der Preis wohl auch in Zukunft viel zu hoch liegen. Die Bedeutung des Berylliums liegt in seiner Verwendung als äußerst wertvolles Legierungsmetall; nur eine einzige Anwendung macht man heute vom metallischen Beryllium: man baut sogenannte Röntgenfenster für Röntgenröhren aus etwa 1 mm starken Berylliumfolien, da diese infolge der niedrigen Ordnungszahl des Berylliums die Röntgenstrahlen etwa 14 mal besser durchtreten lassen als gleich starke Aluminiumfolien. Dr. Fr.

Wohnungsnot und ihre Lösung in der Tierwelt.

Vielfach herrscht die Ansicht, daß den frei lebenden Tieren nicht nur der Tisch reichlich gedeckt sei, sondern daß sie auch nie in Verlegenheit hinsichtlich ihrer Wohnstätten kommen. Mag die ersterwähnte Behauptung wenigstens für die milderen Jahreszeiten und auch im allgemeinen zutreffen, eine Wohnungsfrage gibt es aber auch im Tierreich und zumal in der Vogelwelt. Gäbe es sie nicht, dann hätten wir nicht so überaus zahlreiche Beispiele seltsamer Wohnstätten, deren auffällige Absonderlichkeit sich nur dadurch erklären läßt, daß eine natürliche Wohngelegenheit mindestens zur gegebenen Zeit und in der Nähe nicht zu finden war. In Ermangelung natürlicher Brutstätten, der Nisthöhlen in alten Bäumen, haben sich Vögel, die vordem Höhlenbrüter waren, völlig umgestellt und sind zu Freibrütern geworden, wie die Ringeltauben. Es ist nicht ausgeschlossen, daß auch die Hohltaube, kleiner als jene und darum bisher immer noch imstande, passende Baumhöhlen zu finden, sich einmal umstellen wird. Ein Forstmann aus der Mark will, wie er mir unter Handschlag versicherte, beobachtet haben, daß ein Hohltaubenpaar einen „Hexenbesen" auf dem Aste einer starken Kiefer als Niststätte benutzte. Aber solche Erscheinungen, mögen sie auch auffällig sein, bleiben in den Grenzen des Natürlichen. Staunen und Kopfschütteln dagegen erregt es, wenn Örtlichkeiten und

Gegenstände als Wohngelegenheiten Tiere anziehen, die sie im Gegenteil abschrecken müßten. So wurde einmal im Läutewerk einer regelmäßig verkehrenden Kleinbahn ein Iltisgeheck gefunden, das schon ziemlich herangewachsen war. Beispiele ganz absonderlichen Geschmacks in der Wahl nicht natürlicher Wohnstätten als Ersatz für die fehlenden natürlichen finden wir in der Vogelwelt. Naturgemäß sind es da vornehmlich die Höhlen- und Halbhöhlenbrüter, die uns in dieser Beziehung Auffälliges zeigen. Öfters schon wurden in Haufen aufgestapelter Brikette Nester von Bachstelzen und Rotschwänzchen gefunden. Daß Bachstelzen unter Eisenbahnschwellen, über die jede Stunde ein Zug hindonnerte, nisteten, ist mir wiederholt berichtet worden. Auch Meisen haben oft seltsame Einfälle, um den Mangel natürlicher Bruthöhlen auszugleichen. So fand ein Waldarbeiter in seiner Hütte ein Kohlmeisennest in dem Schaft eines unter der Decke aufgehängten Stiefels. Eine Sumpfmeise hatte ihr Nest in der Tasche eines alten Beinkleides unter dem Dachvorsprung eines Schuppens. Ein Rotschwanzpaar fand Gefallen an einem alten, in einen Balkenwinkel verirrten Halbschuh als Nistplatz. Von Meisen und Rotschwänzen haben wir wohl die meisten Beispiele absonderlicher Brutplatzwahl. In dem Knick eines alten Jaucherohrs fand sich das vollbesetzte Nest eines Blaumeisenpaars. Daß in einer lauten Schmiede über der Innentür ein Rotschwanzpaar seine Brut hochbrachte, muß uns ebenfalls verwundern. Das zähe, unglaublich mutige Durchhalten der Mutterliebe an dem einmal gewählten Platze überrascht uns noch mehr in jenem sicher verbürgten Falle, wo ein Rotschwanznest an einem täglich eine Strecke von ungefähr 200 m hin und her fahrenden Eisenbahnwaggon einer Lokomotivwerkstätte trotz der Störung und freilich auch dank der Vorsicht der Arbeiter auskam. Daß Schwalbennester zuweilen seltsame Plätze haben, ist bekannter. Mehrmals wurden Schwalbennester an Lampenglocken in Ställen und anderen Gebäuden gefunden. — Wohnungsnot in der Tierwelt gibt es auch sonst recht häufig, nur findet sie gewöhnlich eine weniger auffällige Lösung, indem sie sich natürlicher aushilft. Der Fuchs gräbt Kaninchenbaue nach, um sie für seine Zwecke zu erweitern, oder er wohnt im Dachsbau. Iltisse und Marder, auch Katzen, wilde wie verwilderte, hausen häufig in den Bauen von Füchsen und Dächsen, oft mit diesen zusammen, wenn auch in verschiedenen Etagen. Der Baummarder ist nicht selten aus dem Kobel des Eichhörnchens rege gemacht, und Raubvögel benutzen alte Krähennester als Horstplätze. In manchen Fällen spielt wohl auch weniger Not als Bequemlichkeit die Rolle.

Wilhelm Hochgreve.

FÜR DEN BÜCHERTISCH

Aus der Welt der Musik.

Das Todesjahr Franz Schuberts ist, wie nicht anders zu erwarten war, mit einer Hochflut von Schubertliteratur gesegnet. Der Amalthea-Verlag, der sich um die Erforschung der Wiener Kultur ein besonderes Verdienst erworben hat, legt von Karl Kobald „Franz Schubert und seine Zeit" auf den Büchertisch. Der Vorzug dieses reizvollen, mit vielen Abbildungen geschmückten Buches besteht darin, daß es mehr die Zeit, die Umwelt als das Leben des Unvergeßlichen schildert, über den wir ja schon durch andere Biographien gründlich unterrichtet sind. Gewiß spiegelt sich sein Leben auch in dem Werk, aber eine gewichtigere Rolle spielt das Milieu, das österreichische Biedermeier, von dessen Luft die Schöpfungen Schuberts durchflutet sind. Zwar ist, um Schuberts Musik zu verstehen, diese Kenntnis nicht notwendig, aber wer das Werk liebt, muß auch die Bedingungen kennenlernen, unter denen es einst entstand. — Auch das Büchlein von Hans Sittenberger „Schubert" (Rascher & Co., Zürich) möchte die Zahl der Biographien nicht um eine neue bereichern. Es will in seinem knappen Umriß nicht anders als ein Charakterporträt gewertet werden, ein Porträt der stillen menschlichen Größe des Musikers, und diese Aufgabe hat der Verfasser sehr hübsch gelöst. — Eine nette Sache für die Freunde des Künstlers wird von der Bibliothek des „Wiener Tagblatts" mit einer Faksimilepublikation „Schuberts Liederzyklen" geboten. Die „schöne Müllerin", die „Winterreise" und der „Schwanengesang" erscheinen hier nicht in der Originalgröße der Erstausgabe, sondern um die Hälfte verkleinert, in Albumformat. — Mit der Veröffentlichung des zweibändigen Briefwechsels zwischen Clara Schumann und Johannes Brahms (Verlag Breitkopf & Härtel, Leipzig), den Berthold Litzmann im Auftrag von Marie Schumann herausgegeben hat, ist die Brahms-Literatur um ein bedeutendes Werk reicher. Von dem Tage, an dem der junge Hamburger im September 1853 zum erstenmal vor Robert Schumann und dessen Gattin trat, keimte eine Freundschaft auf, die bis zum Tode Claras währte. Schumanns leidenschaftliches Eintreten für den jungen Brahms, den er wie einen Messias der Musik begrüßte, ist ja genügend bekannt. Nie hat der Hamburger dieses tapfere Bekenntnis zu ihm vergessen, und allen Dank, zu dem er sich seinem Entdecker gegenüber verpflichtet fühlt, strömt dieser Briefwechsel aus, nicht überschwenglich und in schönen Worten preisend — das war nicht Brahms' Art — aber in aufrichtiger, ehrlicher Gesinnung und vor allem in der unverbrüchlichen Freundschaft, die er der Gattin des so bald nach dem Kennenlernen Dahingeschiedenen bis an ihr Lebensende wahrte. Davon legen die Briefe das schönste Zeugnis ab, wie sie auch für den Aufstieg des Schaffenden wertvolle Beweisstücke sind.

s.

Geschichtliches.

Man wird Jakob Burckhardts Jugendschrift „Die Zeit Konstantins des Großen" schwer auf eine Stufe mit seinem berühmten Werk „Die Kultur der Renaissance" stellen können. Aber innerlich verwandt sind beide sowohl in der Methode als auch vor allem in der Wesensart. Auch das Jugendwerk verrät bereits jenes von Burckhardt später so grandios ausgebildete Können, Wissenschaft kunstvoll darzustellen. Mag darum die neuere historische Forschung manches anders auffassen und darstellen — der Grundcharakter jener für das Christentum so wichtigen Epoche ist genialisch erfaßt und die Lektüre dieses Büchleins, das nun in Kröners Taschenausgabe vorliegt, ein Genuß. — Eine wichtige geschichtliche Ära darzustellen, gelingt am besten, wenn man die Zeitgenossen in Briefen sprechen läßt. Dieses Verfahren verfolgt Prof. Gustav Berthold Volz in seinem Werk „Friedrich der Große im Spiegel seiner Zeit" (Verlag von Reimar Hobbing, Berlin), von dem der erste Band „Jugend und Schlesische Kriege bis 1756", splendid gedruckt und reichhaltig mit zeitgenössischen Abbildungen geschmückt, nunmehr vorliegt. Diese auf drei Bände berechnete Publikation ist gewisser-

maßen als Ergänzung zu den im gleichen Verlag erschienenen Werken und Briefen des Königs gedacht. Der Herausgeber hat eine gewichtige Fülle von Zeitstimmen hier zusammengetragen. Deutsche und Ausländer urteilen über den König und seine Taten, und wie auch immer ihr Urteil ausfallen oder abweichen mag, in ihrer Ansicht über die Größe seiner Persönlichkeit stimmen sie miteinander überein. — Daß über Napoleon noch immer wertvolle Augenzeugenberichte ans Tageslicht gelangen können, lehrt die Veröffentlichung der „Memoiren der Königin Hortense" (Verlag F. Bruckmann A.-G., München). Sie sind 1816 in Konstanz begonnen und in Augsburg vollendet worden. Doch erhielten sie später manche Ergänzung und Korrektur. Über das intime Leben des großen Korsen geben diese Beobachtungen und Bekenntnisse seiner Stieftochter manche neue interessante Kunde. — Das tragische Ende des Kaisers „Maximilian von Mexiko" behandeln die Blätter aus dem Tagebuch des Prinzen Felix zu Salm-Salm (Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br.). Der Prinz war der Erste Flügeladjutant des Kaisers und stand ihm in seinen letzten Monaten am nächsten. Darum sind seine Aufzeichnungen besonders wertvoll. Der Herausgeber, Dr. Otto Hellinghaus, hat ihnen natürlich nur das Wichtigste entnommen, alles, was irgendwie Bezug auf das erschütternde Schicksal nimmt, einige Fehler verbessert und außerdem ergänzende Einfügungen vorgenommen. — Die Katastrophe eines anderen Herrscherhauses erleben wir in dem Buch „Die Tragödie einer Kaiserin" von Wladimir Poliakoff (Verlag F. Bruckmann A.-G., München). Es ist die Lebensgeschichte der letzten russischen Zarin — ein Schicksal, das, nach den Worten des Verfassers, zwei Männer gestaltet haben: Nikolaus und Rasputin. Wie diese grundverschiedenen Charaktere Einfluß gewannen und das Leben der Zarin einesteils sich aus innigster Liebe zu ihrem Gatten mit seiner Gedankenwelt erfüllte, andernteils aus abgöttischer Liebe zu ihrem Sohne sie in die Abhängigkeit des sibirischen Starez brachte, wird glaubwürdig von Poliakoff dargelegt. V.

Naturwissenschaft und Technik.

Das „Jahrbuch der angewandten Naturwissenschaften", das Dr. August Schlatterer im Verlag Herder & Co. (Freiburg i. Br.) herausgibt, und das in den zwei letzten Jahrgängen mir vorliegt, ist immer ein wichtiges Nachschlagewerk für den, der sich über den neuesten Stand der Naturwissenschaft und Technik informieren will. Die neuen Bände unterscheiden sich von den bisherigen dadurch, daß sie innerlich eine engere Auswahl des Stoffes bringen, d. h. nur das aufnehmen, was allgemeine Bedeutung hat, und die Wissensgebiete berücksichtigen, die am kräftigsten gewachsen sind, äußerlich jedoch der typographischen Ausstattung und der Illustration mehr Sorgfalt angedeihen lassen. — Der Blick in die Zukunft erscheint nicht so schwierig, wie man allgemein annimmt. Auf technischem Gebiet kann man die vorgeahnten Möglichkeiten sogar recht glaubhaft verwirklicht sehen. Das zeigt uns Anton Lübkes Buch „Technik und Mensch im Jahre 2000" (Verlag Josef Kosel & Pustet, München). Die technischen Wunder von morgen, auf die das kommende Zeitalter der Elektrizität, die Ausbeutung der Sonnen-, Luft- und Meerenergien, die Atomzertrümmerung, die Revolutionierung des Verkehrswesens durch Flugzeug und Luftschiff sehr eindringlich hindeuten, werden hier höchst anschaulich dargestellt. — Wie man ein Flugzeug baut, lehrt „Der praktische Modellflieger" von Hanns Günther und Dr. Paul Hirsch (Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart). Es handelt sich hier um ein Bastelbuch, das nach gründlicher Betrachtung der theoretischen Voraussetzungen sehr genau die Ausführung, d. h. die Herstellung der Einzelteile bespricht, so daß jeder, der einigermaßen über technisches Geschick verfügt, sich nach dieser Anleitung selbst ein Flugzeug konstruieren kann. — Drei Männern der Technik, die auf grundverschiedenen Gebieten sich ausgezeichnet haben, gelten die nachstehenden Publikationen: Edison, Büssing und Soennecken. Über das Leben und die Leistungen des großen Amerikaners unterrichtet ein schmales Bändchen von Ernst Angel (Eigener Verlag, Berlin), das in knappster Form, unter Zuhilfenahme von Abbildungen, den Aufstieg dieses Erfindergenies zeigt. Heinrich Büssing, der Begründer der bekannten Automobilwerke in Braunschweig, die auf ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen blicken können, wird durch ein von der Firma selbst herausgegebenes Werk eingehend gewürdigt, wobei ein zahlreiches Illustrationsmaterial die Entwicklung des großangelegten Unternehmens verdeutlicht. Friedrich Soennecken, dessen Name einen hellen Klang in der deutschen Industrie hat, widmet Dr. Robert Hellbeck (Verlag Baedeker, Essen-Ruhr) eine eingehende Studie, indem er gleichzeitig das Charakterbild eines Mannes entwirft, der dank rastlosem Tätigkeitstrieb, praktischem Erfindergeist und klarem Blick für wirtschaftliche Möglichkeiten vom schlichten Schmiedesohn zum Großindustriellen aufgestiegen ist. r.

ANEKDOTEN

Eine sonderbare Zusage.

Unmittelbar vor der Schlacht bei Roßbach (1757) standen die Verhältnisse für Friedrich den Großen ziemlich ungünstig. Eines Tages wurde ihm ein Fahnenflüchtiger vorgeführt. Der König ließ den Deserteur hart an und fragte ihn schließlich: „Warum wolltest du eigentlich davonlaufen?" — „Weil es sehr schlecht um Eure Majestät steht, und deshalb wollte ich mein Glück anderwärts versuchen!" — „Hm, schlecht steht's allerdings mit mir," pflichtete ihm Friedrich bei, „aber ich meine, du wagst es noch diesen Feldzug mit mir. Wenn sich die Sache dann noch verschlimmert, so verspreche ich dir, mit dir zusammen davonzulaufen!"

Begreiflich.

Chateaubriand litt in seinen alten Tagen an einer geradezu krankhaften Eitelkeit, die ihn nicht selten dem Gespött seiner Bekannten aussetzte. In einer Gesellschaft, bei der auch Talleyrand zugegen war, bildete diese Eitelkeit Chateaubriands den Gesprächsstoff. Eine Dame jedoch nahm für den Dichter Partei und meinte, daß sein leicht zu verletzendes Wesen wohl durch die Taubheit bedingt sei, an der er zu leiden habe, denn er klage fortwährend über seine Schwerhörigkeit.

„Sehr begreiflich," sagte Talleyrand, „denn seitdem man aufgehört hat, von ihm zu reden, hält er sich für taub!"

Schnell gefaßt.

Der hessische Dichter H. v. Wildungen behauptete fest, daß Kartoffelgenuß das Gedächtnis schwäche. Er sagte auch in einer Gesellschaft, er esse deshalb nie Kartoffeln und lasse sich auch nicht täuschen, wenn man sie ihm in einer Speise vorsetze, wo sie nicht leicht erkannt werden könnten. Bei Tische wurde zum Dessert ein feiner Kartoffelkuchen herumgereicht — und Wildungen aß von der Speise, die er für ein Biskuit hielt, mit größtem

Behagen. Als ihm die Hausfrau dann lächelnd sagte, daß in dem Kuchen reichlich Kartoffeln enthalten gewesen wären und er sie doch nicht erkannt hätte, half er sich, schnell gefaßt, aus der Klemme, indem er sagte: „Da haben wir gleich eine Bestätigung meiner Behauptung: Die Kartoffeln schwächen das Gedächtnis. Denn kaum habe ich den Kartoffelkuchen im Magen, so weiß ich schon nicht mehr, was ich gegessen habe!"

Zarter Wink.

Der Herzog von Testi in Palermo hatte einst fremde Gäste zu Tisch geladen, und um sie zu unterhalten, ließ er den Possenreißer Barlachia kommen. Mit der Einladung war ein großes Fischessen verbunden, Barlachia aber erhielt nur einen Teller mit ganz kleinen Fischlein. Er ergriff einen der Fische, hielt ihn an das Ohr und tat, als ob er mit ihm spreche. Dann legte er ihn wieder auf den Teller und machte es auch mit allen übrigen so. Dem Herzog fiel das auf, und er fragte Barlachia, was das bedeuten solle.

Der Narr antwortete: „Einer meiner Brüder, Herr, ist nach Spanien gefahren — es ist schon lange her — um eine Erbschaft anzutreten, aber leider hat er Schiffbruch erlitten, und ich habe nichts mehr von ihm gehört. Da habe ich nun diese Fischlein gefragt, ob sie mir keine Auskunft geben könnten. Die aber haben gesagt, sie könnten davon nichts wissen, denn sie seien erst in allerjüngster Zeit geboren worden. Aber sie rieten mir, ich solle ihre größeren Brüder fragen, die dort oben auf der Tafel ständen, die könnten mir sicher etwas mitteilen."

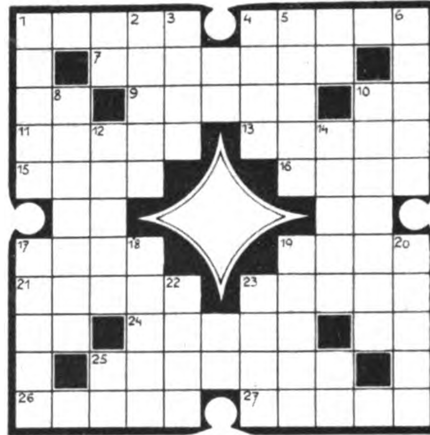
Der Herzog verstand den zarten Wink und ließ dem Possenreißer nun auch von den großen Fischen etwas zukommen.

Ein Wortspiel Fr. Th. Vischers.

Wegen der Antrittsrede als ordentlicher Professor, die Friedrich Theodor Vischer, der berühmte Ästhetiker, am 21. November 1844 in Tübingen hielt, wurde er, der mit dem ihm eigenen Freimut seine Weltanschauung dargelegt hatte, des Pantheismus angeklagt und deshalb für zwei Jahre suspendiert, d. h. er durfte während dieser Zeit weder öffentliche noch private Vorlesungen halten. An demselben Tag, als ihm das Straferkenntnis zugestellt worden war, wurde ihm sein erster Sohn geboren. Zu gewohnter Stunde betrat er das Katheder mit den Worten: „Meine Herren! Ich habe heute einen großen Wischer und einen kleinen Vischer, eine unwillkommene Muße und eine willkommene Unmuße erhalten!"

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Gezogenes Metall, 4 Ladentisch, 7 Pfeilbehälter, 9 Stimmlage, 11 Prophet, 13 belletristisches Werk, 15 Ringelwurm, 16 Baumaterial, 17 Nebenfluß der Donau in Ober-Österreich, 19 Ozean, 21 Vorbild, 23 Gattung, 24 Evangelist, 25 Tropenvogel, 26 Edelsteinschliff, 27 alttestamentlicher Prophet; senkrecht: 1 Kristallaggregat, 2 Fremdenherberge, 3 Steinkohlenprodukt, 4 germanische Gottheit, 5 Held, 6 Not, 8 Heiligenerzählung, 10 Festmahl, 12 deutscher Dichter, 14 Künstler, 17 Wassergefäß, 18 Zuspeise, 19 Nebenfluß des Rheins, 20 Rätselart, 22 Vergrößerungsglas, 23 Erzählung.

Verwandlungsrätsel.

Barke — Bonne — Ulan — Motte — Riege — Rade — Made — Oder — Stall — Organ — Lage — Wolke — Zange — Rebus — Adel — Rom — Pola

Jedes der vorstehenden Wörter ist durch Verändern eines Buchstabens in ein Wort anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben den Namen eines berühmten Entdeckers.

Maler-Ergänzungsrätsel.

„— — — —," sagte die Hausfrau, „stoße nicht gegen das — —, nimm auch den — —; für Hunde ist kein Platz am Tisch."

Vorstehender Satz ist an Stelle der Striche durch Silben bzw. einsilbige Wörter zu ergänzen. Der Zusammenhang ergibt dann jeweils einen bekannten Maler-Namen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
a — ba — bert — da — del — dung — e — e — ei — ent — fer — ge — go — haut — hirn — holz — i — keit — ko — la — le — lu — mi — na — nar — no — nu — o — re — ris — se — ster — ster — tel — ul — zi — zün

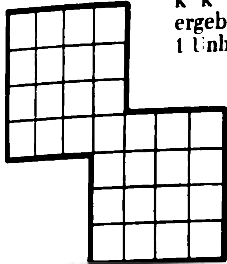
sind 11 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Strophe aus einem Lied von Franz Abt ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Blume, 2 biblische Gestalt, 3 männlicher Vorname, 4 schlechte Eigenschaft, 5 Wirtschaftsgegenstand, 6 Gipsart, 7 irische Provinz, 8 Krankheit, 9 weiblicher Vorname, 10 Betäubung, 11 Teufelsname.

IV. Internationales Schachmeisterturnier in Karlsbad.

Die Teilnehmerliste des internationalen Schachmeisterturniers, welches in der Zeit vom 30. Juli bis 28. August 1929 abgehalten werden wird, steht nunmehr fest. Es haben sich sämtliche Großmeister angesagt, sodaß dieses Turnier weit über den Rahmen der üblichen Schachveranstaltungen hinaus geht und wohl das größte schachsportliche Ereignis der Nachkriegszeit darstellt. Die ungeheuere Anteilnahme, welche man nicht nur in Kreisen der Schachwelt, sondern auch außerhalb derselben diesem Turnier entgegenbringt, wird durch die Teilnehmerliste mehr als gerechtfertigt. Der Gesamtwert der bei diesem Turnier ausgesetzten Geldpreise übersteigt Kč. 200 000. Das Turnier findet teils in den Räumen des Imperialhotels in Karlsbad, teils in den Räumen des Karlsbader Schachklubs unter der Leitung des Vorsitzenden des deutschen Schachverbandes in der Tschechoslovakei, Viktor Tietz in Karlsbad, statt.

Magisches Doppelquadrat.

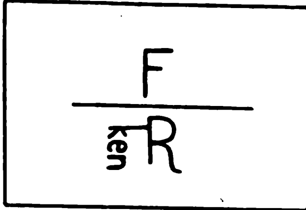
Nach richtiger Einordnung der Buchstaben a a a a b b e e f k k k k l l l n n o o o o p p s s t t u u u u ergeben wagerecht und senkrecht die Reihen: 1 Unheimliches, 2 Spiel, 3 Kavallerist, 4 Leckeres, 5 biblische Gestalt, 6 junges Haustier, 7 Blasinstrument.



Putzsucht.

Meine Frau, die kleine Fee,
Täglich ging zum Wort mit P.
Und nicht eher wollt' das enden,
Bis sie's kopflos hielt in Händen.

Rebus.



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4398.

Silbenrätsel: 1 Dromedar, 2 Iwanow, 3 Equipage, 4 Korridor, 5 Lancelot, 6 Eroika, 7 Igel, 8 Nonius, 9 Spinat, 10 Tombola, 11 Esau, 12 Globus, 13 Undine, 14 Tamburin, 15 Elend, 16 Toggenburg, 17 Aargau, 18 Trappist, 19 Isolde, 20 Samowar, 21 Trophäe, 22 Mittenwald, 23 Eskorte, 24 Hermelin. — Die kleinste gute Tat ist mehr wert als tausend gute Reden.

Homonym: Noten.

Quadraträtsel:

F A R N H A I N
E R D E E F E U
G R Ü N O M A R
E L C H M O L E

K A L I L Y O N
R A T E S I L D
O S L O A R N O
S P A N T A L G

Frühlingsstimmen.

Das Kleinod.

Tehan, Maha und Achmed zogen auf Befehl ihres hochbetagten Vaters aus, ihm die zukünftige Herrscherin zu bringen, ehe er von dieser Welt scheide. Jeder kehrte heim mit einer Lebensgefährtin, die er für würdig hielt, in dem Wettbewerbe zu bestehen. — Der alte Sultan fragte die erste: „Was bringst Du mir als kostbarstes Gut in mein Haus?" — „Meine Schönheit", sprach sie, „denn die wird alle beherrschen!". Die zweite rühmte auf seine Frage ihren unbegrenzten Reichtum, der ihren Gatten zum mächtigsten des Landes machen werde. Die Dritte endlich deutete auf ein geheimnisvolles Kleinod in einer Truhe: „Ihm allein verdanke ich die Schönheit meiner Zähne!" und sie lächelte dabei so süß, daß jeder sich von der Wahrheit ihrer Worte überzeugen konnte. – „Und was enthält diese geheimnisvolle Flasche?" fragte der Herrscher. „Sie enthält ›Odol‹. Besitzest Du dieses Kleinod, o Herr, so wird Dein ganzes Volk immer gesunde und schöne Zähne und einen reinen, frischduftenden Atem haben." — „Du bist die Siegerin, mein Kind! — denn keine Schönheit, kein Reichtum der Welt wiegt den Besitz gesunder Zähne auf." —

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG J · J · WEBER

NR · 4400 ☆ 11 · JULI · 1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.

Besuchet das Land der Naturschönheiten, die

TSCHECHOSLOVAKEI,

das Land der Heilquellen, reicher Schätze, geschichtlicher Denkmäler, unbeschränkter Erholungsmöglichkeiten,


Hohe Tatra — (Štrbské Pleso)

um die **Gesundheit** in den weltberühmten tschechoslovakischen Bädern und Kurorten zu stärken,

die **Naturschönheiten** zu genießen,

die **historischen Denkmäler** aus der reichen Vergangenheit des Landes zu besichtigen,

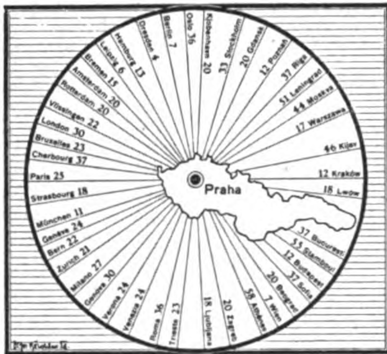
um die **eigenartige Kultur** des Landes, das die Brücke vom Westen zum Osten darstellt, kennen zu lernen,

mit der **Wirtschaft** des Staates, dessen Industrie, Handel, Gewerbe, seinem technischen Aufschwunge, dem neuen Prager Messepalaste vertraut zu werden.

die **herrlichen Sportgelegenheiten** zu nützen.

Die Hauptstadt **PRAG** (PRAHA), das „Rom des Nordens" ist mit Bahn, Flugzeug oder Automobil von allen Richtungen leicht zu erreichen.

Verlangen Sie kostenlos illustrierte Drucksdiriften vom Reisebureau Čedok (Prag u. Berlin), Agenturen der Wagons-Lits-Cook, American Express Coy od. Čsl. Verkehrszentrale, Prag I., Obecni düm.



Entfernungen in Schnellzugsstunden

DEAUVILLE

STRAND DES ELEGANTEN SPORTES

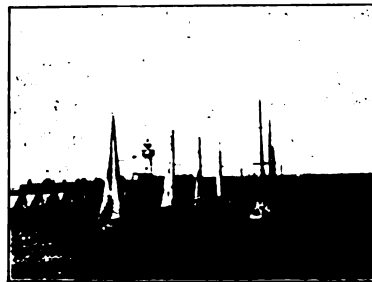
Das herrliche **HOTEL DU GOLF** ist eröffnet

Wettrennen mit 6.000.000.- Frs. Preise

POLO · TENNIS · GOLF
CONCOURS HIPPIQUE

Die Weltkonkurrenz zwischen
MISS EUROPA und **MISS AMERIKA**
um den Titel der schönsten Frau findet im Juli statt

HOTEL ROYAL / HOTEL NORMANDY


REGATTA


WETTRENNEN



HOTEL RUSSELL

gegenüber den herrlichen Anlagen von
RUSSELL SQUARE, LONDON.
Zentrale Lage zwischen innerer Stadt und West End.
Eines der elegantesten Hotels in London.

Schlafzimmer mit fliessendem warmen und kalten Wasser, mit anschliessendem Privatbad.
MÄSSIGE PREISE.
Verlangen Sie illustrierten Prospekt.

PARIS **LE ROYAL MALESHERBES** PARIS
24, Boulevard Malesherbes, 24.
Privatwohnungen als EIGENES HEIM.
Sämtliche mit Bad u. Telephon ausgestattet. (Mit oder ohne Küche u. Kühlraum).
Restaurant — Tea-Room.
Telegramme: Royalesherbes Paris 123.

SAINT-MALO Die ersten Hotels mit Aussicht auf das Meer
FRANCE-CHATEAUBRIAND — 125 Zimmer
FRANKLIN — 100 Zimmer F. Tiberge, Besitzer

TROUVILLE, HOTEL BELLEVUE
Erstkl. Haus, gegenüb. dem Kasino. Deutsche Bedienung. Mäßige Preise.
A LA SOLE NORMANDE Das Paradies für Feinschmecker. Die edelsten Markenweine.

Stoffwechselkuren
Sanatorium Dr. v. Guggenberg, Bressanone.
Bester klimatischer Jahreskurort südlich des Brenners.

Fürchten Sie keine Reise!



MOTHERSILL'S
ist das beste Mittel gegen alle Arten von Reisekrankheiten. Bekannt und seit 25 Jahren gebraucht von Weltreisenden. Kein Betäubungsmittel, keine Nachwirkungen. Erfolg garantiert, wenn Gebrauchsanweisung genau beachtet wird. Zu haben in allen Apotheken. Schreiben Sie um einen Prospekt an: Mothersill Remedy Co. Ltd., Dept. 3, 92 Fleet Street, London.

Verjüngung **Dr. Gossmann's Sanatorium Kassel-Wilhelmshöhe** Entfettung

Schönste Sommerfreude:
Baden am Strand,
Graben im Sand
Von Westerland!
BITTE, FORDERN SIE UNSERE KURSCHRIFTEN
STÄDT. BADEVERWALTUNG WESTERLAND



KARERSEE-CAREZZA al Lago

DOLOMITENSTRASSE
KARERSEE-HOTEL eröffnet.
Ideal für Ruhe und Erholung. Golf. Tennis.
Pensionspreis: Lire 50.— bis 80.—. Auskunft durch:
E. Rohr, Dir. Grand Hotel, Carezza, al lago, Dolomiten, Italien.

EMS EMS EMS EMS EMS EMS EMS
Verjüngend wirkt

eine Kur in Bad Ems: denn sie heilt Katarrhe, Asthma, Emphysem, Grippefolgen, Herz- und Gefäßerkrankungen, Gicht und Rheuma. — Natürliche kohlensaure Bäder / Die größten und vielseitigsten Inhalatorien / Pneumatische Kammern / Vorzügliche Gaststätten. Auskunft: Reisebüros und Staatliche Bade- und Brunnendirektion, Bad Ems.
Emser Wasser (Kränchen), Pastillen, Quellsalz, Emsolith.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4400 / 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. **Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.**

11. JULI 1929

Dies und Das.

Archiv für alte Zeichenkunst. Der Kustos der Albertina in Wien, Dr. Heinrich Leporini, Verfasser der „Künstlerzeichnung“ und „Stilentwicklung der Handzeichnung“, Herausgeber der „Handzeichnungen großer Meister“, hat ein Archiv für alte Zeichenkunst begründet, das der Erforschung und Bekanntmachung unbekannter Meisterwerke alter Zeichenkunst dienen und so auch dem Kunstsammler eine Stütze, der Wissenschaft eine wertvolle Bereicherung der Materialkenntnis bieten soll. Nur Originalzeichnungen von hervorragender Qualität werden nach eingehender Prüfung durch Spezialkenner im Verzeichnis aufgenommen und der wissenschaftlichen Bearbeitung zugeführt. Von jedem im Archiv verzeichneten Blatt wird eine photographische Aufnahme gemacht und auf dieser die Archiv-Nummer und das Ergebnis der wissenschaftlichen Untersuchung vermerkt. Die Bekanntmachung erfolgt in einer periodisch erscheinenden Publikation. Zuschriften von Interessenten (Sammlern und Mitarbeitern) sind an die Redaktion Dr. H. Leporini, Wien I, Augustinerbastei 6 zu richten.

Auslandsfremdenverkehr. Für diesen Sommer ist eine weitere Steigerung des Fremdenverkehrs aus Amerika und auch aus den wichtigsten europäischen Reiseländern zu erwarten. Ebenso ist mit einer nicht unerheblichen Zunahme des Fremdenstromes aus England zu rechnen. Die großen Londoner Reisebüros nehmen an, daß der Verkehr um etwa 30 v. H. stärker sein wird, als im Vorjahr, in dem er bereits eine Steigerung aufwies. Auch Gesellschaftsreisen nach Deutschland sind heuer in größerer Zahl in das Programm der englischen Reisebüros einbezogen worden.

Bad Brückenau. Die Rhön, dieses ausgesprochene deutsche Mittelgebirge, trägt in ihrer Vegetation und in ihrem Stil zum Teil Hochgebirgscharakter. Ebenso gemahnt Bad Brückenau, das als Heilbad in seinen Bauten, seinen Hotels und Sanatorien und seinem ganzen Betrieb ein durchaus modernes Gepräge zeigt, immer irgendwie an einen Ort mitten im Gebirge. Würziger Geruch des Heues schwebt wie eine Wolke über dem grünen Wiesental, durch das die kleine Sinn springt. Heimelig ducken sich die roten Ziegeldächer unter alten Bäumen. Bad Brückenaus Stahl-

Wildbad im Schwarzwald. Das neuzeitlich eingerichtete Luft- und Sonnenbad wurde dieser Tage als das neueste Kurmittel des Bades dem Betrieb übergeben. Am Ende der Kuranlagen an einem von früh bis abends von der Sonne beschienenen, gegen Nord- und Westwinde geschützten Hang, terrassenförmig angelegt, enthält es ausgedehnte Rasenflächen, ein Sandbad, einen geschmackvollen Neubau mit gedeckter Liegehalle, Auskleidekabinen, kalte und warme Brausen sowie Leseräume. Die vorbildlichen sanitären Einrichtungen verdienen besonders hervorgehoben zu werden. Für den gesamten Betrieb ist eine eigene zeitgemäße Kläranlage vorhanden.

quelle und Stahlbäder sind in der Hauptsache für Bleichsüchtige. Die Wernarzer Quelle wird vorzüglich gegen Nierenleiden gebraucht, während die Sinnberger Quelle bei Halskrankheiten verschiedener Art gern in Anspruch genommen wird. Alljährlich genießen Tausende von Kurgästen und Erholungsuchenden die Heilwirkung dieses beliebten Bades.

Würzburg. Aus der Verkehrsstatistik ist ersichtlich, daß Würzburg im vergangenen Jahr von 135512 Fremden besucht wurde, während 1913 nur 113184 gezählt wurden. Die Zahl des letzten Jahres vor dem Kriege ist sonach bereits um fast 20 v. H. überschritten. Auch der Besuch der Ausländer ist im Verhältnis zum letzten Vorkriegsjahr um etwa 18 v. H. übertroffen. Der Fremdenverkehr steht im ständigen Aufschwung. Die einzigartigen Sehenswürdigkeiten veranlassen immer weitere Kreise zum Besuch dieser Stadt.

Vom Kurischen Haff. Auf der Strecke Cranzbeck-Memel ist ein neues Bäderschiff, das Doppelschrauben-Motorschiff „Kurisches Haff", in Dienst gestellt worden. Der Dampfer berührt sämtliche Badeorte der Kurischen Nehrung, wie Rossitten, Nidden, Schwarzort. Der Verkehr wird bis zum Schluß der Binnenschiffahrt durchgeführt. Das Schiff faßt etwa 600 Personen. Die gesamte Paß- und Zollabfertigung sowie Visaerteilung für die Einreise in das Memelgebiet erfolgt an Bord.

Sommer in Schweden. Unsere Sehnsucht nach dem Norden hat eine andere Wurzel als der Drang, der uns sonst in ferne Länder treibt. In anderen Ländern suchen wir das Fremde, Seltsame, Merkwürdige. Nach dem Norden, nach Schweden vor allem, zieht uns mit magischer Kraft ein Gefühl der Verbundenheit, des Verwandtseins. Nicht nur die ungemein herzliche Gastfreundschaft des Schweden ist es, die dieses Gefühl noch verstärkt, sobald wir schwedischen Boden betreten. Es ist vor allem auch die schwedische Landschaft, die in uns ein seelisches Echo erweckt. Bei aller Vielgestalt, die man kaum erwartete, hat sie einen durchaus einheitlichen Grundcharakter, jene herbe Klarheit und Durchsichtigkeit der Atmosphäre, die uns so gefangen nimmt. Schwedens überaus zahlreiche landschaftliche Reize und Wunder sind weltbekannt. Das Schwedische Reisebureau in Berlin W 8, Unter den Linden 22/23 gibt gern weitere Auskunft und versendet illustrierte Prospekte auf Verlangen kostenlos.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Phot. Setzer, Wien.

EIN LIEBLING DER WIENER

DIE SCHAUSPIELERIN ELSE WOHLGEMUTH ALS VIOLA IN SHAKESPEARES „WAS IHR WOLLT“

(Hierzu der Beitrag auf Seite 52.)

ERMÜDUNG

VON PROF. DR. CARL OPPENHEIMER, BERLIN

Das Problem der Ermüdung ist in den letzten Jahren zu einer alle Welt interessierenden Frage geworden; eine Entwicklung, die ihre Wurzeln sowohl in der ungemeinen Ausbreitung des Körpertrainings und des Sports hat als auch in dem Erwachen eines Verantwortlichkeitsgefühls für die Schäden, die unangepaßte körperliche oder geistige Arbeit bei Erwachsenen und insbesondere bei Kindern verursacht. Im Widerspruch dazu steht leider die Tatsache, daß, rein wissenschaftlich betrachtet, das Ermüdungsproblem noch außerordentlich viele grundsätzliche Schwierigkeiten darbietet. Diese liegen schon in der Umgrenzung des Begriffs. Man versteht unter Ermüdung sowohl das, was der Laie in erster Linie darunter versteht, nämlich das Ermüdungsgefühl, als auch die tatsächlichen Vorgänge einer verminderten Leistungsfähigkeit der in Frage kommenden Organe, insbesondere also des Nervensystems, der Muskeln und Sinnesorgane. Über das Ermüdungsgefühl wissen wir nun überhaupt nicht viel. Eine wirkliche Deutung der Zusammenhänge zwischen der Ermüdung im physiologischen Sinne, d. h. der Herabminderung der Leistungsfähigkeit der Organe, und den stark unlustbetonten Gefühlen, die wir im großen und ganzen deuten können als ein Mißverhältnis zwischen den vom Gehirn ausgehenden Willensimpulsen und der Intensität der Ausführung solcher Willensakte, ist durchaus noch nicht gegeben. Es ist sogar noch nicht einmal erweisbar, ob es eine zuerst im Großhirn auftretende Ermüdung ohne eine vorherige Ermüdung der Muskeln überhaupt gibt, mit anderen Worten, ob nicht vielleicht alle unter dem Sammelbegriff des Ermüdungsgefühls auftretenden Erscheinungen erst durch Weiterleitung von Reizen von den physiologisch ermüdeten Organen hervorgerufen werden. Wir sehen da überaus interessante Zusammenhänge mit den beiden Hauptnervenzentren in dem Sinne, daß der Nervus vagus (vom Großhirn reguliert) und das Sympathische Nervensystem auch hier Gegensätze sind. Der Sympathicus ist geradezu das System des Wachsein, z. B. bewirkt seine akute Vergiftung sofortigen Schlaf. Ebensowenig ist aber auch das Ermüdungsgefühl in einzelnen Organen in allen Punkten geklärt. Als ein Beispiel sei nur die auffallend starke subjektive Ermüdung erwähnt, die beim Stillhalten von Gliedmaßen in ungewohnter Lage auftritt, also bei zahlenmäßig ganz geringer Arbeitsleistung, z. B. beim wagerechten Ausstrecken eines Armes.

Wir können eigentlich aus dem ganzen großen Gebiet der Ermüdung mit völliger Exaktheit nur eine beschränkte Untergruppe genau untersuchen, nämlich die Ermüdung des Muskels, d. h. die durch vorherige Arbeitsleistung bedingte meßbare Leistungsverminderung, gesteigert bis zur Leistungsunfähigkeit. Wir haben gute Gründe, anzunehmen, daß die chemischen Vorgänge, die im Muskel auftreten, weiterhin auch die Ursache sind für das Auftreten zunächst physiologischer Erscheinungen an Nerven, Zentralnervensystem und Sinnesorganen, die auch in erster Linie rein chemisch bedingt sind und erst im weiteren Sinne als psychologische Folgeerscheinungen, als Ermüdungsgefühl, zum Bewußtsein kommen.

Sehen wir nun von diesen Nachwirkungen des rein physiologischen Prozesses ab, und fassen wir die Ermüdung des Muskels als exakt zu untersuchendes physiologisches Problem auf, so kommen wir zu einer nicht unwesentlichen Umformung des Begriffs. Wie dies so häufig in der Wissenschaft geschieht, hat die exakte Forschung aus dem Alltagsleben einen als gangbare Münze umlaufenden Begriff zunächst ihren Problemen zugrunde gelegt und als Fachausdruck benutzt. Bei fortschreitender Erkenntnis ändert dann dieser Begriff seinen inneren Wert und bleibt in etwas anderem Sinne erhalten. Für den Physiologen ist Ermüdung des Muskels ein völlig normaler wesentlicher Akt der Muskelarbeit. Wir haben heute gelernt, die Arbeit eines isolierten Muskels mit Hilfe überaus feiner Methoden so zu untersuchen, daß wir sie in großen Zügen nach allen Richtungen hin kennen. Wir kennen die chemischen Vorgänge, wir kennen die Beziehungen zwischen diesen chemischen Vorgängen und den Arbeitsleistungen des Muskels, und wir wissen ferner ungefähr den Zusammenhang zwischen dieser Arbeitsleistung und den physikalisch-chemischen Zustandsänderungen der Eiweißkörper des Muskels.

Wenn wir einen isolierten Froschmuskel so aufspannen, daß seine Arbeitsleistung sich nicht in wirkliche Arbeit (Heben eines kleinen Gewichts) umsetzt, vielmehr durch die Spannung einer Feder dokumentiert wird, so können wir an einem solchen Muskelpräparat alle diese Vorgänge mit einer geradezu erstaunlichen Exaktheit untersuchen, wie dies besonders in den letzten Jahren durch A. V. Hill in England und Otto Meyerhof in Deutschland geschehen ist, denen für diese hervorragenden Leistungen gemeinsam der Nobelpreis verliehen worden ist. Wenn wir dem so vorbereiteten Muskel einen elektrischen Reiz durch den Nerven zuschicken, so tritt das erste Stadium der Muskeltätigkeit auf. Es ist das Stadium der „Verkürzung", ein kolloidchemischer Vorgang an den Eiweißkörpern, der dazu führt, daß die einzelne Muskelfaser kürzer und dicker wird und dadurch eben Arbeit leistet. Auf diesen ersten Akt folgt ein zweiter, in dem der Muskel erschlafft. Diese beiden Vorgänge der Verkürzung und Erschlaffung faßt der Physiologe unter dem Begriff „Ermüdung" zusammen. Selbstverständlich kann der ermüdete Muskel nicht in diesem Zustand bleiben, weil er ja eben ermüdet, d. h. arbeitsunfähig geworden ist. Es folgt also auf diesen Zustand ein dritter Akt, der der „Erholung", in welchem der Muskel seine völlige Leistungsfähigkeit wiedergewinnt. Wir haben so die beiden gangbaren Begriffe der Ermüdung und Erholung hier rein physiologisch, ohne jede Beziehung zu psychologischen Vorgängen auf die engste Problematik beschränkt.

Diesen Kreisvorgang können wir nun zunächst chemisch untersuchen und finden folgendes: Der Muskel enthält in seiner Substanz ein stärkeähnliches Kohlehydrat, das Glykogen. Dieses ist sozusagen der Brennstoff für die Leistung der Muskelarbeit. Es wird im Muskelstoffwechsel zunächst in Traubenzucker übergeführt und dieser Zucker weiterhin zur Gewinnung von Energie abgebaut. Dabei entsteht als wichtigste Zwischensubstanz Milchsäure. Dieser Stoff ist es, dem wir unter allen Umständen eine wesentliche Rolle beim Zustandekommen jener physikalisch-chemischen Zustandsänderung zuschreiben müssen, der die Verkürzung der Muskelfaser und damit die Arbeit auslöst. Es ist nebensächlich, daß wir uns über den feineren Mechanismus dieser Zustandsänderung noch nicht klar sind. Der Spannungszustand des Muskels löst sich dadurch, daß die Milchsäure von den Oberflächen (den „Verkürzungsorten") abströmt und zunächst in den Muskelsaft übergeht. Damit ist der zweite Zustand, die Erschlaffung, herbeigeführt. Aber immer noch ist der Muskel nicht wieder arbeitsfähig. Hierzu folgt nunmehr ein dritter Prozeß. Unter Verbrauch von Sauerstoff wird die gebildete Milchsäure verbrannt, wobei Kohlensäure und Wasser als Endprodukte des Stoffwechsels entstehen. Damit ist der Kreis geschlossen. Der Muskel ist in genau demselben Zustand, wie er vor der Verkürzung gewesen ist; es ist, chemisch betrachtet, nichts weiter geschehen, als daß ein gewisser Anteil Glykogen völlig verbrannt worden ist.

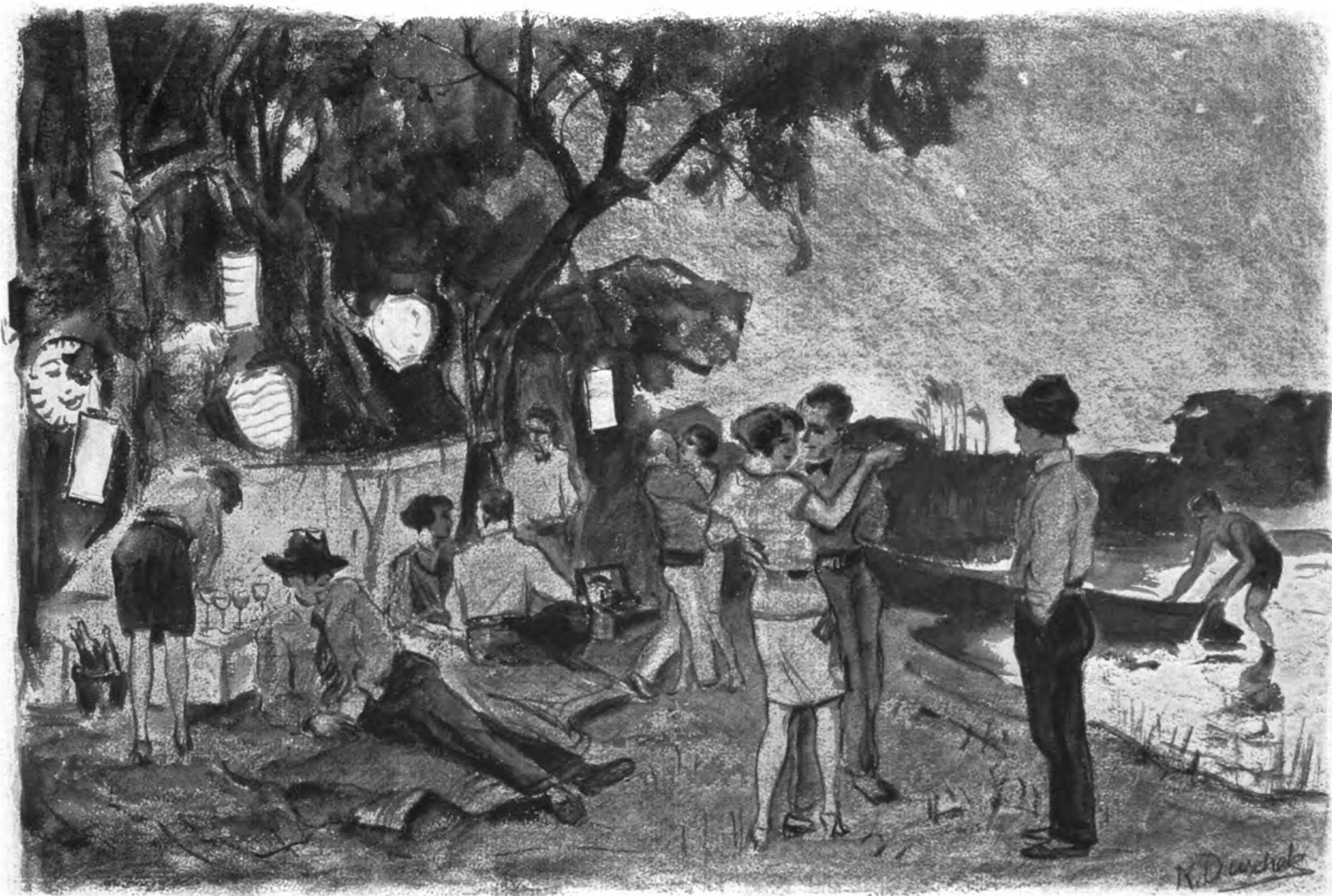
In diesem einen einzigen Vorgang liegt somit auch die Verknüpfung der chemischen Umsetzungen mit den Energieanforderungen. Wenn irgendwo eine Arbeit geleistet werden soll, so muß dazu eine angemessene Menge von Energie verbraucht werden. In diesem Fall ist es also die chemische Energie einer gewissen Menge Glykogen, die als Grundlage der Arbeitsleistung dient. Es ist nichts anderes, als wenn in einem Benzinmotor zur Leistung der nötigen Arbeit eine gewisse Menge Brennstoff völlig oxydiert wird. Wie in jedem praktisch möglichen System geht niemals die ganze vorhandene Energiemenge in nutzbare Arbeit über, es tritt vielmehr stets ein erheblicher und wechselnder Anteil als Wärme auf; und so ist es auch im Muskel, der dadurch auch die Hauptquelle der für den Warmblüter notwendigen Wärmeerzeugung zur Aufrechterhaltung der Körpertemperatur ist. Wenn wir nun dem Muskel die Möglichkeit nehmen (wie dies in der oben angedeuteten Versuchsanordnung geschieht), wirklich äußere Arbeit zu leisten, vielmehr nur eine Spannung zu erzeugen, so geht sogar die ganze verbrauchte Energie in Wärme über. Mißt man aber diese Wärmeabgabe in den einzelnen zeitlichen Folgen der Muskelkontraktion, so bekommt man einen tieferen Einblick in die Vorgänge der Ermüdung und Erholung des Muskels. Es hat sich nämlich gezeigt, daß die Gewinnung von Energie durch einen Oxydationsprozeß ganz ausschließlich in dem dritten Teil des Kreisprozesses, der Erholung, eintritt. Ein wirklicher Neugewinn von Energie aus verbrennendem Nährmaterial findet also nur in diesem letzten Stadium statt, das, wie gesagt, alle vorhergehenden Veränderungen aufhebt und den Muskel zu seinem arbeitsbereiten, normalen, „erholten" Zustande zurückführt. Es hat sich also herausgestellt, daß die wirkliche Muskelarbeit, die Verkürzung, auf Kosten einer Energie vor sich gehen muß, die ihre Quelle nicht direkt der Umsetzung chemischer Energie verdankt, sondern schon vorher im frischen Muskel vorhanden gewesen sein muß. Wir haben Grund, anzunehmen, daß der frische Muskel in seinem kolloid-chemischen System der Eiweißkörper in einem Zustande ist, den man mit einem alltäglichen Bild als eine gespannte Feder auffassen kann. Wie diese ist er arbeitsbereit. Sobald durch irgendeinen kurzen Eingriff die Sperre der Feder ausgeklinkt wird, tritt die Arbeitsleistung ein. Dabei wird aber die Feder entspannt: sie kann keine Arbeit mehr leisten, ist „ermüdet". Diese Ausklinkung der Sperre, damit das Entspannen der Feder, geschieht durch die Einwirkung eben der im ersten Stadium durch Spaltung des Zuckers entstehenden Milchsäure (zu deren Bildung Sauerstoff nicht erforderlich ist). Sie wirkt auf die Eiweißkörper, verändert sie so, daß eben die Muskelfaser ihre Oberfläche durch Verkürzung ändert, und ist damit als auslösende Substanz für die Muskelarbeit verantwortlich. In der zweiten Phase wirken sich chemische Änderungen dahin aus, daß die Milchsäure von dem Muskelsaft aufgenommen und damit von den Verkürzungsorten abgeschwemmt wird. Beide Vorgänge leisten Arbeit, die, wie gesagt, in der beschriebenen Versuchsanordnung ausschließlich als Wärme aufzufinden ist. Nach dem Abschluß dieser Ermüdung hat nun der Muskel jegliches Quantum verfügbarer Energie tatsächlich abgegeben. Seine Energiereserven sind auf dem tiefsten Stand angelangt: er ist unfähig, sich erneut zu kontrahieren (zu „zucken"), wir haben das volle Bild der Ermüdung. Nun setzt unter Zutritt von Sauerstoff der Energie bildende, dritte Akt ein, die Erholung. Die erzeugte Milchsäure wird verbrannt, und die dadurch gewonnene Energie dient dazu, das für den erholten Muskel charakteristische Verhalten einer gespannten Feder wiederherzustellen. Der Muskel hat wieder Energiereserven, kann wieder arbeiten, ist erholt.

Treten nun in diesem normalen Verlauf Störungen ein, so kann es dahin kommen, daß dieser letzte Akt der völligen Wiederherstellung, der Erholung, mangelhaft verläuft. Wir wollen hier als den wichtigsten Fall den beschreiben, bei dem der Muskelfaser die für den Erholungsakt notwendige Menge Sauerstoff nicht mehr zur Verfügung steht. (Schluß auf Seite 70)



AN EINEM BRENNPUNKT DES WELTVERKEHRS: DIE „ALTE LIEBE“ IN CUXHAVEN / ZEICHNUNG VON RUDOLF LIPUS

Wo der Elbstrom sich mit der Nordsee vereinigt, liegen die Landungsbrücken „Alte Liebe“. Alle Schiffsreisenden kennen diesen Ort, der einen Sammelplatz der fremden Besucher und der einheimischen Bevölkerung von Cuxhaven bildet, denn von hier aus läßt sich der gesamte Schiffsverkehr nach und von Hamburg beobachten.



Moderne Romantik: Berliner Wochenende an einem Havelsee. Zeichnung von R. Duschek.
Ein Wochenend-Sommerabend am See: Das Koffergrammophon spielt auf zum Tanz, Wein wartet im Kühler, Lampions lichten das Dunkel — das ist wohl nicht gerade Eichendorff-Stimmung, aber doch eine Art Romantik, ins Moderne übersetzt.

Und unter uns die schöne Welt!

Der Enge der Großstadt enteilt das Auto, der Peripherie entgegen, zu einer großen grünen Fläche. Aufgespießt wie eine Reihe großer, silberblanker Libellen, warten am Rande die Flugzeuge.

Flughäfen haben auch für den, der den Betrieb genau kennt, immer noch etwas Außergewöhnliches. Nicht gerade für Piloten, Starter und Monteure; aber für den Zivilmenschen, der sich entschlossen hat, per Luft zu reisen. Er tut dies mit erhöhtem Puls und unter gar nicht unangenehmem seelischen Druck.

Schon löst sich der große Vogel nach ein paar unbeholfenen Sätzen von der Erde. Vorwärts gerissen von der Kraft seiner 500 Pferde, stößt er sich durch den Dunst, der die Großstadt wie ein undurchdringliches graues Tuch zudeckt, aufwärts zur Höhe, der lockenden Ferne entgegen.

Die Sonne strahlt mit unerhörter Kraft und Helligkeit, und die Augen suchen in der Unendlichkeit des blauen Äthers. Die eherne Eintönigkeit des vorwärts drängenden Motors gibt uns ein Gefühl ungeahnter Sicherheit. Man hat keinen Eindruck von der ungeheuren Geschwindigkeit, mit der man sich vorwärts bewegt. Erst an der sich scheinbar träge wälzenden Rauchschlange eines dahinrasenden Schnellzugs, den wir mit doppelter Geschwindigkeit überholen, macht sich das Tempo bemerkbar. Allmählich lichtet sich der Dunst, und das jetzt niedriger fliegende Flugzeug ermöglicht es, nähere Einzelheiten ins Auge zu fassen.

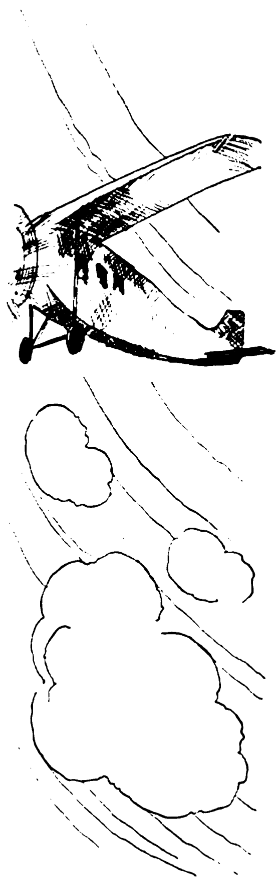


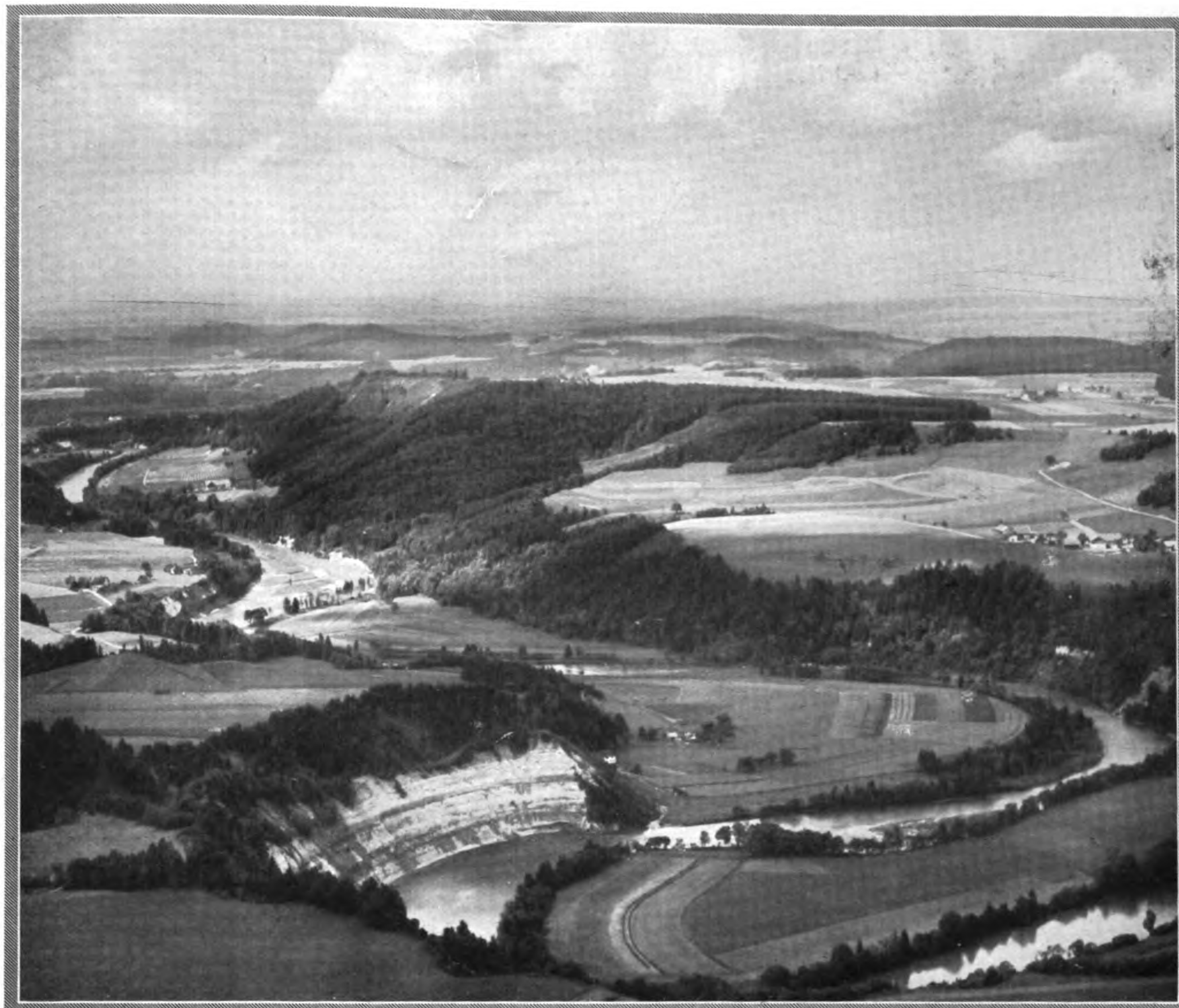
Eine vom Wasser eingefaßte Perle: Wasserburg am Bodensee.

Hier offenbart sich die reizvollste Seite des Fliegens. Wir beobachten den Landmann mit dem pflügenden Ochsengespann, sehen an der frisch aufgeworfenen Erde, was er schon hinte sich hat, umfassen mit diesem Augenblick sein Tagewerk, genau wie es seine Väter vor Jahren und Jahrhunderten ausgeübt haben. Flügelschlagend enteilt eine große Gänseherde vor dem Raubvogel. Schnell wechseln die Bilder. Eben überflogen wir noch ausgedehntes Wald- und Heideland, und schon sehen wir die himmelstarrenden Schlote einer gewaltigen Fabrikanlage. Das Spielzeughafte, die klar umrissene Form, dazu die wechselnde Licht- und Schattenwirkung eröffnen uns bisher ungeahnte Schönheitsperspektiven.

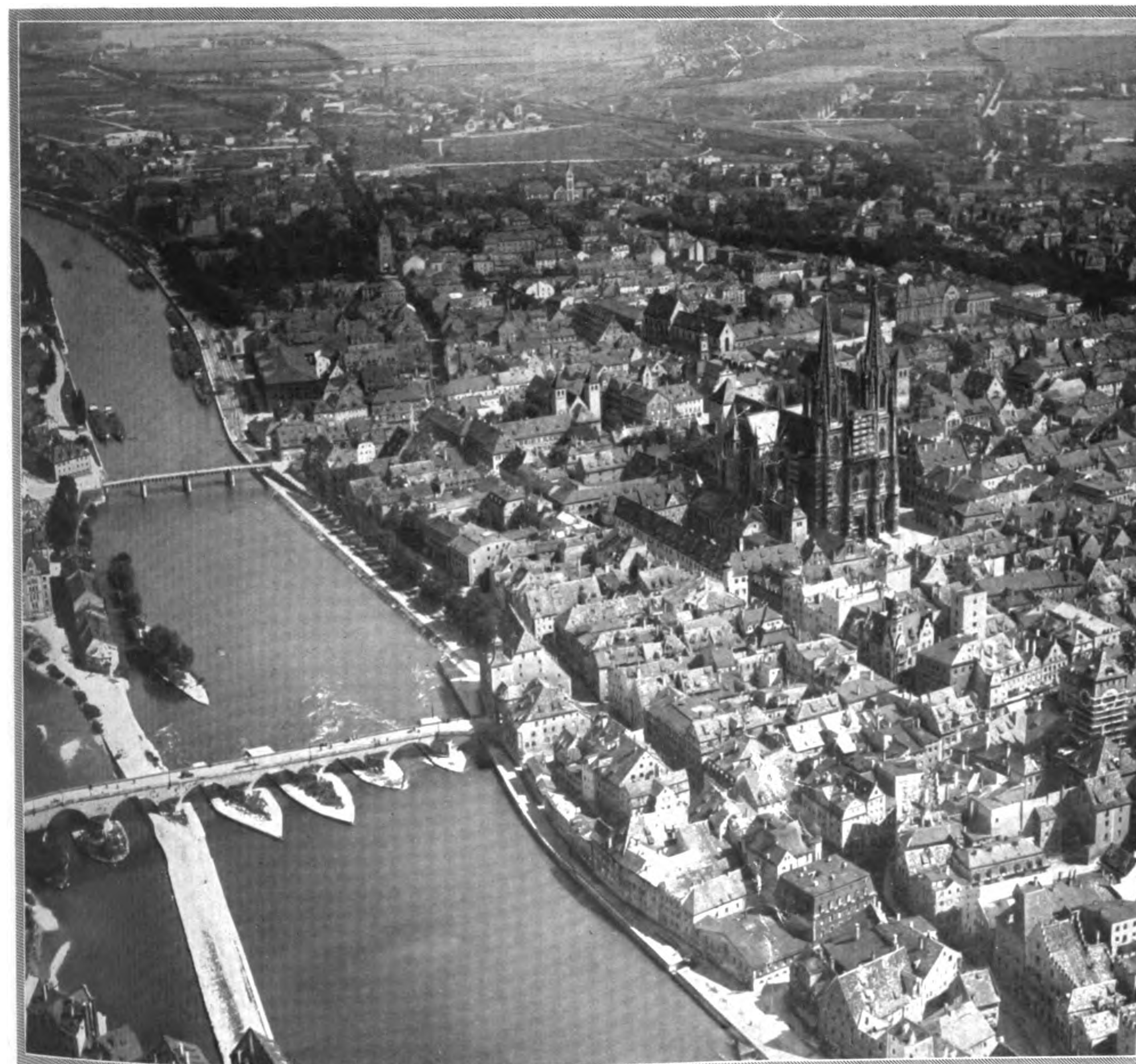
Wir fliegen über Burgen und schauen in die Vergangenheit. Wir sehen in das Herz de alten Städte, erkennen ihre Anlage und ihren Aufbau, und zwischen den mittelalterlichen Giebeldächern erblicken wir gerade noch dahinziehende Fuhrwerke und Menschen. Von hier oben empfangen wir ein reineres Bild des ehrwürdigen Charakters, und wir sehen nicht die schreiende Reklame des heutigen Geschäftsbetriebs. Hier oben empfinden wir nichts von den störenden Schnörkeln und Zieraten und sehen auch nichts von dem Zerfall und Schmutz einer kleinen Bauernkate. Alles bettet sich harmonisch in den großen bunten Garten unter uns, einen unglaublichen Frieden ausströmend.

Helmuth Kurth.





Wie ein silbernes Band zieht sich der Fluß durch die hügelige Landschaft: Illerschleife unweit Memmingen (Schwaben).





Als wir jüngst über Regensburg waren . . . Blick auf die alte Reichsstadt mit Dom

Der Neger unter dem Sternenbanner

Von Koch-Wawra



Jack Johnson, der evangelische Negerpastor, der predigend das Land durchzieht.

Die große Masse der politisch erwachsenen Neger lebt in Nordamerika, wenngleich es zahlenmäßig nur elf Millionen sind, die dort auf neuer Erde, die ihnen Staat und Heimat bedeutet, als Bürger der mächtigsten Republik der Welt gelten, äußerlich satt und zufrieden, innerlich arm und einsam, denn ihr Dasein wird verschieden benannt, je nach der Hautfarbe des Beobachters: die schwarze Gefahr — das schwarze Leid.

Zu Zeiten des patriarchalischen Sklaventums gab es in Amerika überhaupt keine „schwarze Frage". Der Neger war ein Niemand und wurde als solcher von seinem Herrn, von „Massah", ernährt. Und was frommte dem kindischen, einfältigen Neger, der über jede Kleinigkeit so herzhaft lachen konnte — sicherlich der sympathischste Zug an ihm — besser als eine Naturalversorgung auf Lebenszeit?

Da plötzlich wurden die Sklaven von gestern mit Bürgerrechten und Privilegien ausgestattet (1863), die in ihren Händen zweifellos zunächst eine große Gefahr bedeuteten. So trat das weiße Amerika sofort in eine verständliche Abwehrstellung. Das „schwarze Problem" war damit erschaffen. Konnte man dem schwarzen Mitbürger nun auch den wirtschaftlichen Aufstieg nicht mehr verbauen, eines wenigstens konnte man tun, und man tut es bis zum heutigen Tag: Gesellschaftlich gibt es keine schwarzen „Mitbürger". Die soziale Ächtung erstreckt sich sogar auf solche, die nur ein Achtel Negerblut in ihren Adern haben.

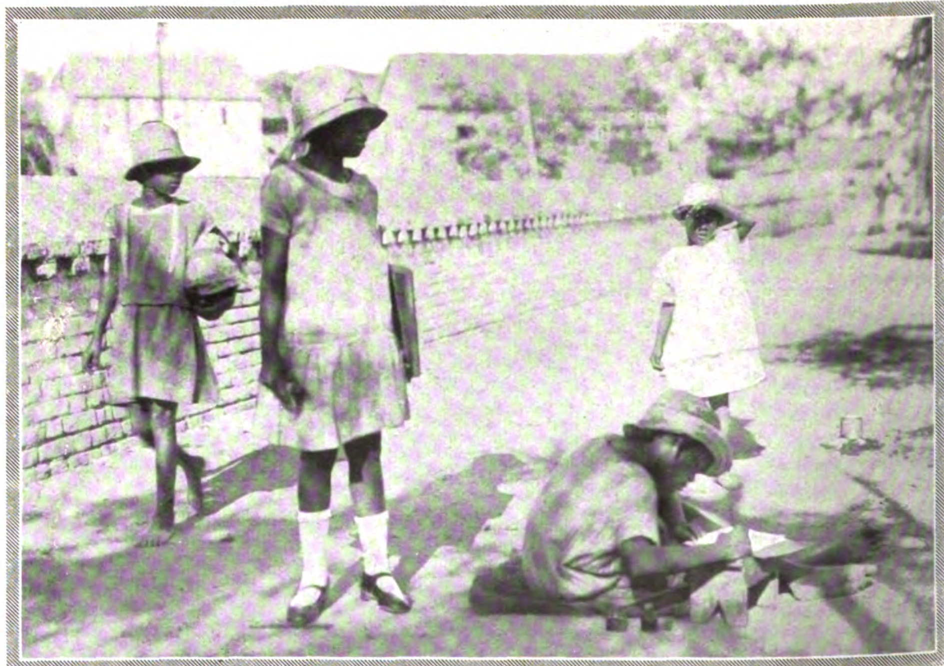
Seit dem Tage seiner Befreiung hat das amerikanische Negertum wirtschaftlich und politisch Großes geleistet. Es hat drei führende Klassen geschaffen: eine zahlenmäßig sehr starke Intelligenz, einen beachtlichen Musikerstand und die gut organisierte Klasse der Kellner und Eisenbahnbediensteten. Es gibt Negergymnasien und Negeruniversitäten, schwarze Gelehrte von Weltruf, schwarze Bischöfe und Richter und Offiziere. Aber es scheint, als würde der Trennungsstrich zwischen Weiß und Schwarz — vielleicht gerade dieser Riesenleistung wegen — alljährlich schärfe und drastischer nachgezogen.



Ein typisches Bild aus dem Negerviertel von Neuyork: Der Kamerunnuß-Verkäufer mit seiner Kundschaft.

Ein Neger, der es wagen würde, eine weiße Dame zum Tanz aufzufordern, würde gelyncht, die Dame aus dem Lokal verwiesen werden. Ist in einem Wohnhaus eine Negerfamilie eingezogen, so ziehen die Weißen aus. Bald darauf ist die ganze Straße vernegert. Auf diese Weise entstanden in den großen Städten die Negerviertel, z. B. das Stadtviertel Haarlem in Neuyork. Die großen Hotels sind für die Neger unzugänglich, viele Kirchen bleiben ihnen verschlossen, die guten Plätze der Theater werden nicht an sie vermietet, und selbst in zweitklassigen Hotels gibt es besondere Stockwerke für sie, ganz zu schweigen von den Zuständen im Süden, wo der Gastwirt, der einem Neger einen „Drink" verkaufte, das ausgetrunkene Glas hochhebt und es vor den Augen der weißen Gäste zu Boden wirft; aus einem Glas, das eine Negerlippe berührte, darf kein Weißer mehr trinken. — Im Süden ist die soziale Ächtung überhaupt am schärfsten. Für Schwarze gilt jegliches Gesetz genauer, und über ihren Häuptern droht stets das Gespenst der barbarischen Lynchjustiz. Viele gerecht denkende Amerikaner möchten dem gebildeten Neger eine gewisse soziale Geltung einräumen, aber sie wagen es nicht. Die öffentliche Meinung ist in diesem Punkte starr und unbeugsam. Die Ächtung treibt bisweilen seltsame Blüten. Der Studentengesangverein der Columbia-Universität, der sich stets um aktive Mitglieder bewirbt, nahm kürzlich auch einige farbige Studenten ihrer schönen Stimmen wegen auf; doch die begehrten Bassisten mußten sich ehrenwörtlich verpflichten, den Bällen der Korporation fernzubleiben. Das Ehrenwort war das einzige, was die weißen Gentlemen den schwarzen an Gesellschaftsfähigkeit zugestanden. Dabei ist es bezeichnend, daß die Ächtung von „coloured people" sich nur auf Neger und deren Bastarde erstreckt. Chinesen, Japaner, Inder und die lieben „roten Wirte", die so manche „white people" in die ewigen Jagdgründe beförderten, fallen nicht unter diesen Begriff.

Eigentlich verachtet nämlich der Amerikaner im Neger nur das ehemalige Sklaventum, und der amerikanische Mensch geht in

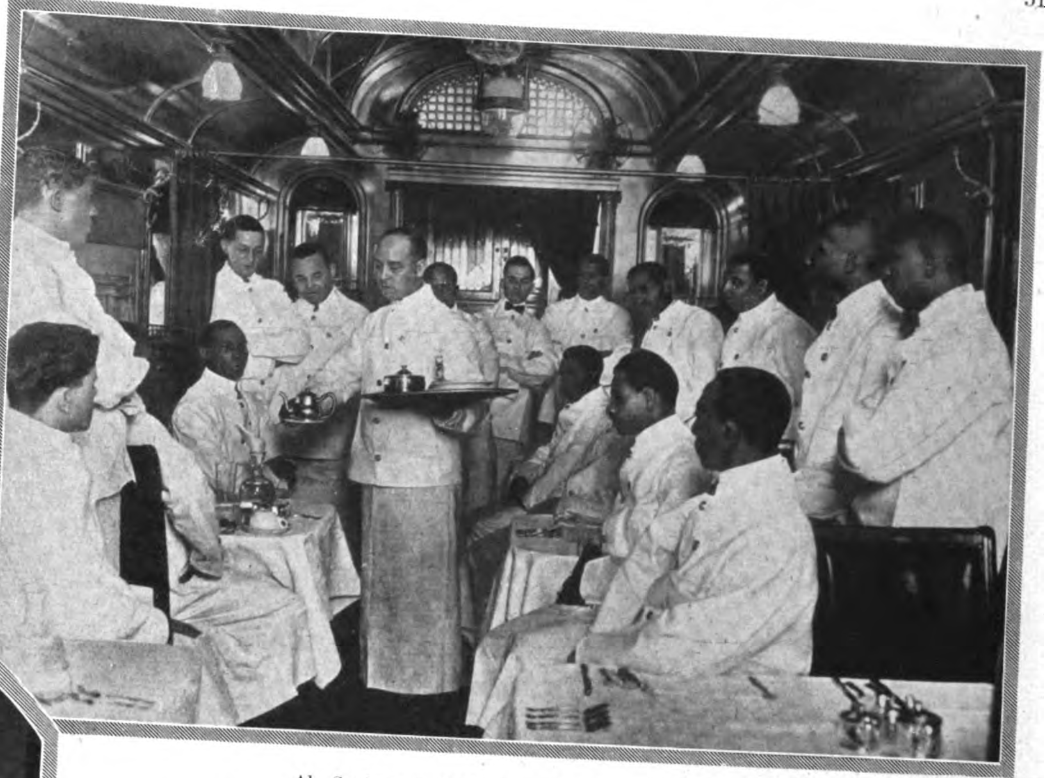


Auch die kleinen Schwarzen vergessen manchmal ihre Schularbeiten! Negerkinder im Staate Missouri; eins macht noch rasch auf dem Wege zur Schule seine Aufgaben fertig.

dieser gefühlsmäßigen Ablehnung so weit, daß sogar manche Gewerkschaften, wie Maurer und Uhrmacher, keine Neger aufnehmen. Und doch verdankt Amerika gerade dem geschmähten Sklavenblut seine „nationale Musik“, die ganz zu Unrecht amerikanisch genannt wird.

Die Jazzmusik entstand aus den Verrenkungen der heute aussterbenden „Minstrel-Singers“, deren Melodien wieder auf die wehmütigen Weisen der heimatlosen, rechtlosen Sklaven zurückgehen. Die hemmungslose, unkultivierte Jazzmusik wurde von Negern erschaffen und von ihnen der großen Welt zugänglich gemacht. Negerkapellen sind Amerikas musikalische Attraktion, und es ist ein offenes Geheimnis, daß sich unter so manchem amerikanischen Komponistennamen ein schwarzer Schöpfer verbirgt; doch die amerikanische Gesellschaft läßt den Neger als Schöpfer nicht gelten. — In der Auffassung des weißen Amerikas ist und bleibt der Neger ein einfacher, träger, gelehriger, sorgloser Mitbürger zweiter Klasse: ein singendes, tanzendes, lachendes, weinendes Kind; ein redlicher, stets lächelnder, sich verbeugender Diener für die Weißen, die er finster haßt, doch deren Überlegenheit er anerkennt; ein fremdes und unverständliches Element in der Nation; eine Bedrohung der weißen Kultur und ihrer Rassenreinheit; eine Gestalt, die einen schlimmen Schatten auf die Zukunft des Landes wirft.

Denn schließlich sind es ihrer eben doch 11 Millionen, und niemand weiß so recht, welche Strömung man fördern soll, das „Zurück nach Afrika“ oder das Bekenntnis der Mehrheit: Wir sind außen schwarz, doch innen weiße Gentlemen — mit einer echt amerikanischen Seele.



Als Speisewagenkellner ist der Neger überall zu finden.
Ausbildung von schwarzen Speisewagenkellnern bei einer amerikanischen Eisenbahngesellschaft.



Drei Negermädchen aus Alabama
Sie arbeiten tagsüber als Kuhmägde und gehen abends als „Damen“ aus.



Arbeitsversteigerung in Neuyork.
„Sieben Neger für Erdarbeiten!“ — Jeder Anwärter tritt auf das Podium und wird vom Arbeitgeber besichtigt. Zur Erheiterung befühlt der Auktionator die „Ware“ wie in den Zeiten der Sklaverei.



Negerklasse einer Schule in Nordkarolina.

ELSE WOHLGEMUTH

EINE BEDEUTENDE SCHAUSPIELERIN WIENS

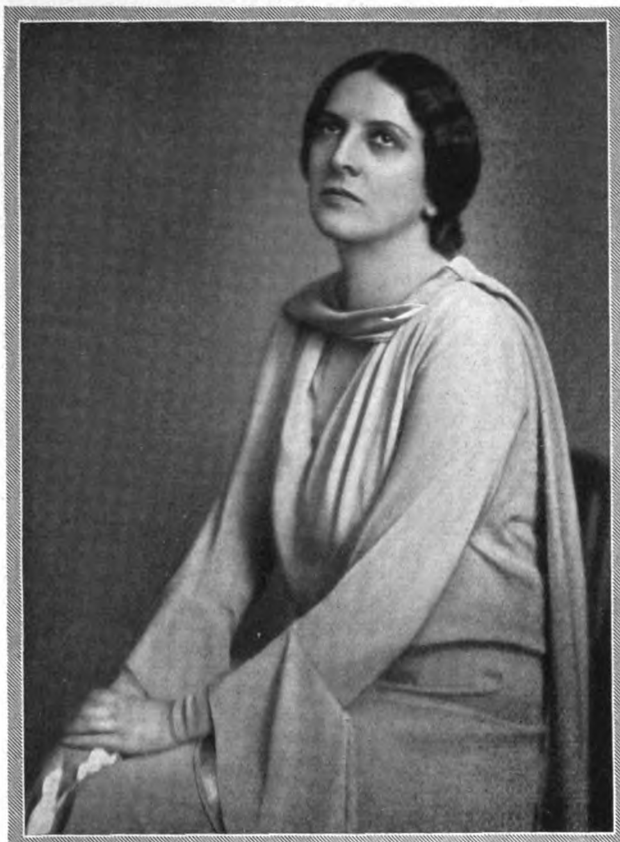
(Hierzu die Abbildung auf der Innentitelseite dieses Heftes)



Else Wohlgemuth als Abisag in Adolf Pauls Komödie „Die Sprache der Vögel". (Phot. Setzer.)

Sie erschien im Mai 1909 in der Rolle der Maria Stuart zum erstenmal auf der Bühne des Wiener Burgtheaters und spielte damals auch noch die Jeanne d'Arc und die Sophokleische Elektra „auf Engagement". Es waren drei Rollen und drei Siege. Dieser schöne, hohe, aufrechte Mensch mit dem Antlitz einer Griechentochter, dem dunklen Feuer seiner ausdrucksmächtigen Augen, dem Wohllaut seiner tönenden Altstimme, dem Adel seiner Geste und Erscheinung, die ihn destinierten, Königinnen und Edelfrauen glaubhaft zu machen: diese ungewöhnliche Begabung mußte im Burgtheater, das seit je ein Theater der Persönlichkeiten war, enthusiastisch aufgenommen werden. Man erkannte sogleich den echten Burgtheaternachwuchs — und darf heute sagen, daß die junge Debütantin von damals alles gehalten hat, was sie versprach. Else Wohlgemuth reifte in den Jahren ihrer Wiener Wirksamkeit — es waren Jahre voll der bedeutendsten Aufgaben des klassischen und modernen Repertoires — zur großen deutschen Schauspielerin heran, die heute in der Tragödie wie im Schauspiel und Lustspiel Vollendetes zeigt. Die Dichter verlangen, daß sie die tragenden Rollen in ihren Stücken spiele, weil ihr Name den Erfolg verbürgt. Insbesondere ihre Charlotte in Werfels dramatischer Historie „Juarez und Maximilian" und zuletzt ihre Anna Karenina waren Meisterleistungen der Schauspielkunst. Wien schätzt und liebt die prominente Else Wohlgemuth, die österreichische Republik verlieh ihr das goldene Ehrenzeichen.

Max Hayek.



Als Anna Karenina im Drama nach Tolstois Roman. (Phot. Setzer.)



Als Adelheid in Gustav Freytags „Journalisten". (Phot. Setzer.)



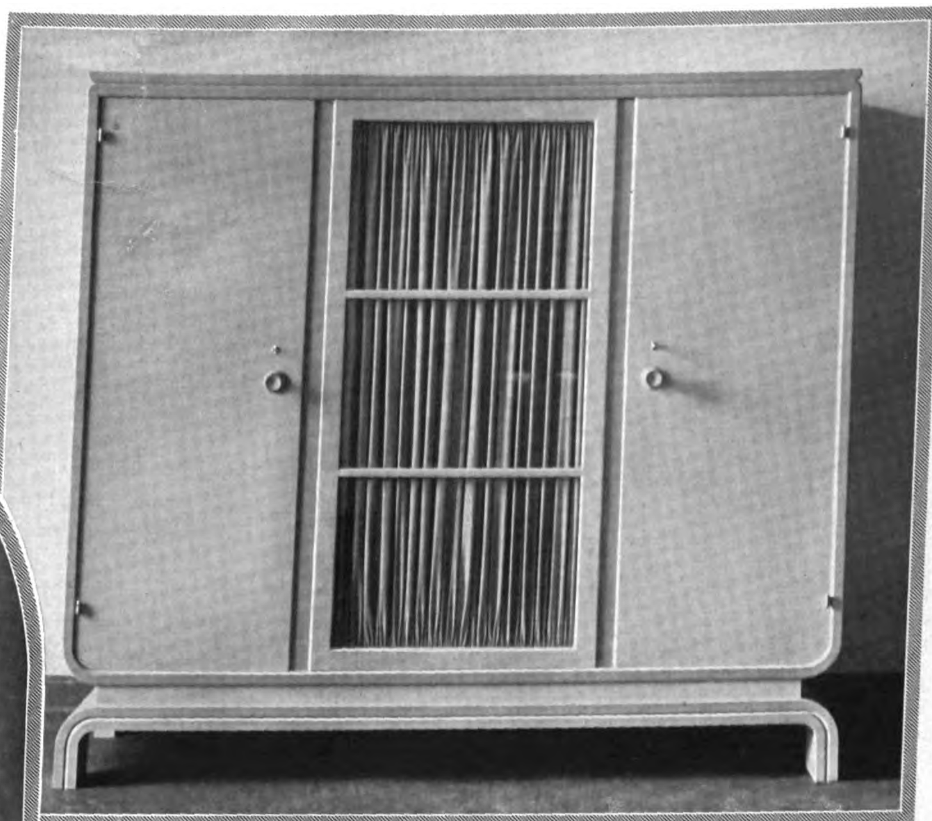
Als Kaiserin Charlotte in Franz Werfels dramatischer Historie „Juarez und Maximilian". (Phot. Dietrich.)

EIN MODERNER SCHLAFRAUM

ENTWORFEN VON ARCHITEKT KARL BERTSCH

AUSFÜHRUNG: DEUTSCHE WERKSTÄTTEN A.-G. HELLERAU, DRESDEN, BERLIN, MÜNCHEN









Aus dem modernen Schlafzimmer (Schleiflack und Rohrgeflecht; elfenbeinfarben und resedagrün): Stuhl und Nachtschränkchen.

Oben links:

Spiegel mit Hocker.

Oben rechts:

Der sachlich-elegante Schrank des Schlafzimmers.

Nebenstehend:

Bettstatt mit wirkungsvoller Verwendung des Rohrgeflechts.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(10. Fortsetzung.)

Benediktus sah Kutavu wieder, wie er ihm zum erstenmal in jener dunklen Nacht erschienen war: Mit hocherhobener Fackel und stoßbereitem Speer, vom tiefverhüllten Dämon vorwärtsgetrieben.

Der Pater begann zu begreifen, daß die stärkste Tat, die er vollbringen konnte, die demütige Erkenntnis seiner eigenen Grenzen sei.

In der Unruhe seines Herzens verdoppelte er den Dienst an seiner Gemeinde. Er legte überall mit Hand an, half bei der Arbeit und kümmerte sich um das Schicksal jedes einzelnen.

Er wies es weit von sich, dem Rufe des besorgten Bischofs zu folgen, der ihm längst geboten hatte, sich nach Fort Dauphin zurückzuziehen, ehe sich das Kampfgebiet bis Nossimena breitete.

Als Jabankutavu ihm denselben Ratschlag gab, wurde der Pater ungehalten und nahm ihn als Ausdruck ungerechten Mißtrauens.

Was ihm an Zeit übrigblieb, verbrachte er mit den Kindern in seinem Garten und versuchte, mit ihnen fröhlich zu sein.

Sie pflanzten und gossen, harkten und jäteten, als hinge die Zukunft vom Gedeihen ihrer Blumen ab.

Ein breiter Mittelgang führte vom Tor des Gartens bis zur Kirche, die ganz am Ende der Insel erhöht über der Lagune lag und von dem alten Mangobaum beschattet wurde. Auf der einen Seite des Weges lag das Wohnhaus und auf der andern die Schule. Hohe Hibiskusbüsche umsäumten den Garten, durchschlungen von den Ranken der afrikanischen Winde, die jeden Morgen viele Tausende märchenhaft großer blauer und weißer Kelche öffnete. In den breiten Veranden, die rings um die Gebäude liefen, waren Körbe aufgehängt, aus denen die Blütenrispen und Luftwurzeln seltener Orchideen quollen. Die Häuser selbst verschwanden fast unter der violetten Blütenbrandung der Bougainvillea, und in den Beeten davor glühten rote Amaryllen und träumten weiße Kallas. Stechapfelbüsche wuchsen zu erstaunlichem Umfang und glichen glockenbehangenen Weihnachtsbäumen.

Am Abend, wenn der Wind einschlief, erhob sich ein Choral von Düften in den stillen Raum, und inbrünstige Farben gossen ihren Überfluß an Lichtempfängnis in die rasche Dämmerung.

Wenn dann im Gefolge der Fliegenden Hunde die Nacht sich aus dem Uferwald erhob, gingen Benediktus und Ingila in das helle Haus, wo sich ihnen unter der Lampe eine neue Welt aus Büchern und Bildern erschloß.

Mit offenen und unverdorbenen Sinnen ließ sich der Knabe von Benediktus in das fremde Wunderland führen und erfaßte vieles mit dem Herzen, wozu seinem Geist die Vergleichungspunkte mangelten. Sie lernten beide gleich viel dabei, denn es wurde auch für Benediktus etwas vollkommen Neues daraus, als er Europa von Nossimena aus mit den Augen eines braunen Jungen ansah.

Zum Schluß holte Benediktus seine Geige. Dann trennten ihn weder Alter noch Herkunft mehr von seinem Schüler. Was Töne zu sagen vermögen, verstand Ingila so mühelos, als ob das ganze Reich der Musik vorgeahnt in seiner Seele wohnte. Er sang mit seiner hellen Stimme so überirdisch rein, daß Benediktus sein Geigenspiel immer leiser werden und schließlich ganz verklingen ließ, damit der liebe Gott und die Engel Ingila ungestört hören konnten.

Wenn Ingila nach Hause gegangen war, saß Benediktus noch eine Weile beruhigt unter seiner Tür. Mochte kommen, was aufzuhalten, ihm keine Macht gegeben war — mochte Krieg seinen Garten zertreten, wenn nur die Saat, die er in dieses junge Menschenherz legen durfte, aufging, dann wollte er den Tag segnen, an dem er sich zum erstenmal auf Jabankutavus Türschwelle ausgeruht hatte. — — —

Aber einmal, als Benediktus gerade seine Tür schließen wollte, erhob sich eine Stimme aus dem Dunkel:

„Pater Benediktus, ich muß mit dir sprechen. Willst du mich hören?"

Erstaunt trat der Pater zurück, hob die Lampe vom Tisch und leuchtete in den Garten.

Vor ihm stand groß und finster Kutavu.

Einen Augenblick setzte des Paters Herzschlag aus, dann sagte er ruhig und freundlich:

„Tritt ein, Kutavu. Da du den Weg zu mir gefunden hast, sollst du nicht umsonst gekommen sein. Auch ich habe dir vieles zu sagen."

Der Pater schloß hinter ihm die Tür. Nun konnten sich die beiden Männer in die Augen sehen.

Was Kutavu sah, war Wissen und Verstehen — was Benediktus sah, war Trotz und Verzweiflung.

Kutavu sprach zuerst:

„Pater, die Franzosen haben Truppen in Farafangana gelandet. Ich habe erfahren, daß sie auch hierherkommen werden.

Du bist gut gegen uns gewesen. Mein Vater, Rasua, Ingila und alle Leute von Nossimena sagen es. Aber nun kannst du nicht mehr unter uns bleiben. Du bist Franzose, du kannst nicht in unserer Mitte sein, wenn wir auch hier gegen deine Landsleute kämpfen müssen. Sie werden dich zwingen, uns zu verraten. Meine Kameraden mißtrauen dir, deshalb komme ich allein und bitte dich: geh, ehe Dinge geschehen, die ich nicht aufhalten kann. Es ist nicht mehr viel Zeit."

Der Pater schwieg eine kurze Weile, dann antwortete er:

„Und was glauben deine Kameraden, das ich verraten werde, Kutavu? Soll ich verraten, daß ihr allein geblieben seid, daß sich der Norden und der Westen ruhig verhalten, weil sie mit den Franzosen gute Geschäfte machen. Daß ihr umschlossen seid und jede Möglichkeit, den Aufstand weiterauszubreiten, abgeschnitten ist? — In den unzugänglichen Bergen mag euer Widerstand wohl noch eine Zeitlang dauern, aber er kann kein größeres Ziel mehr haben, als euer Leben um Wochen, vielleicht um Monate zu verlängern. Glaubst du nicht, Kutavu, daß meine Landsleute das schon ebensogut wissen wie du selbst?"

Kutavu senkte den Kopf und sah einen Augenblick lang so grau und müde aus, daß Benediktus ihn sanft bei der Hand nahm und zu einem Stuhl führte.

Als sie nun einander gegenübersaßen, fuhr der Pater fort:

„Vielleicht, Kutavu, würde es besser sein, daß du fortgingest? Meine Gegenwart kann für Nossimena ein Schutz sein, aber solange du unter den Aufständischen weilst, kann der Krieg nicht zu Ende kommen — der Krieg, der keinen Zweck mehr hat! — Es tut mir weh, es dir zu sagen, weil ich dich sehr gut verstehe und weiß, wie alles gekommen ist. Aber wer jetzt in diesem Kampf noch getötet wird, stirbt nicht mehr der Sache wegen, denn die ist schon entschieden, sondern deinetwegen. Dann wirst du noch ein Mörder, der du bis jetzt in meinen Augen nicht warst."

Kutavu sprang auf. Er hatte gelernt, rasch zu denken, und begriff sofort die tödliche Gefahr, die in des Paters Worten lag.

Nie durften die Aufständischen solche Worte hören. Sie bedeuteten Verrat bei den Freunden, und das war schlimmer als Verrat an den Feind!

„Du sprichst für die Franzosen, Pater. Ich soll feige fliehen oder mich ergeben — alles im Stich lassen? Glaubst du, daß dann ein Mann weniger getötet wird? Deine Landsleute werden keinen am Leben lassen, der mit mir war!"

„Du täuschst dich, Kutavu", entgegnete Benediktus. „Heute stehst nur du zwischen ihrer Milde und deinem Volk. Sie werden nur zu gern dein Opfer annehmen, das ihnen erspart, Wunden zu schlagen, die zu heilen, sie sich dann viele Jahre lang bemühen müssen. Milde ist in diesem Falle viel billiger. Jetzt wird es dir noch möglich sein, nach dem Westen über das Gebirge zu entkommen."

Kutavu wußte, daß Benediktus recht hatte, und daß er nur die Gedanken deutlich aussprach, die er sich bis jetzt bemüht hatte, von der Schwelle seines eigenen Bewußtseins zu verdrängen. Gerade deshalb stieg ein rasender Zorn in ihm auf, und dieser Zorn, der im Grunde seiner Ohnmacht und seinem Schicksal galt, richtete sich gegen den Pater, der ihm beide zeigte. Er erstickte an der Überlegenheit dieses Menschen, der immer recht hatte — der, wie er meinte, sich in alles mischte. Gegen den Fremden, der sich hier eingeschlichen hatte, um ihn zu verdrängen. Der ihm nun das Letzte nehmen wollte: den Glauben der Seinigen und den eigenen Glauben!

Kutavu war mit guter Absicht gekommen. Der Pater sollte freiwillig gehen. Hier war Krieg — er hatte hier nichts mehr zu suchen. Und nun wollte dieser Fremde ihn mit sanfter Überredung in eine Grube drängen und die schweren Balken schlechten Gewissens über ihn wälzen.

Nein, er wollte tausendmal lieber seine und der Seinigen Haut so teuer wie möglich verkaufen und — wenn es sein mußte — auf Kriegerart zugrunde gehen. Des Missionars Hirngespinste sollten und durften nichts anderes sein als List und Tücke. Es war eine Erlösung für Kutavu, die alte Gegnerschaft in offene Feindschaft münden zu lassen.

„Pater Benediktus," sagte er drohend, „damals, als ich gegen den Willen meines Vaters nach Amparihy zurückkehrte, weil ich kein Deserteur werden wollte, gabst du mir recht. Was dann kam, hat mich unfreiwillig dazu gemacht. Heute willst du, daß ich frei-

LIED DER ARBEIT

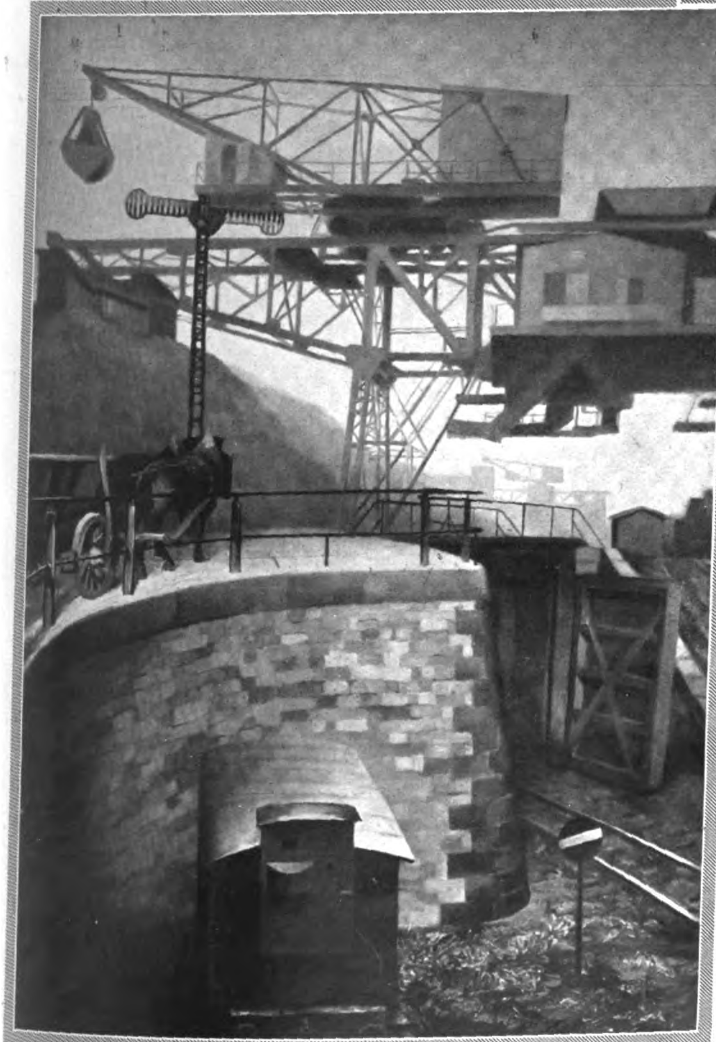
GEMÄLDE VON
ERNEST NEUSCHUL



SCHIFF IM BAU



IM BANNKREIS VON STAHL UND EISEN

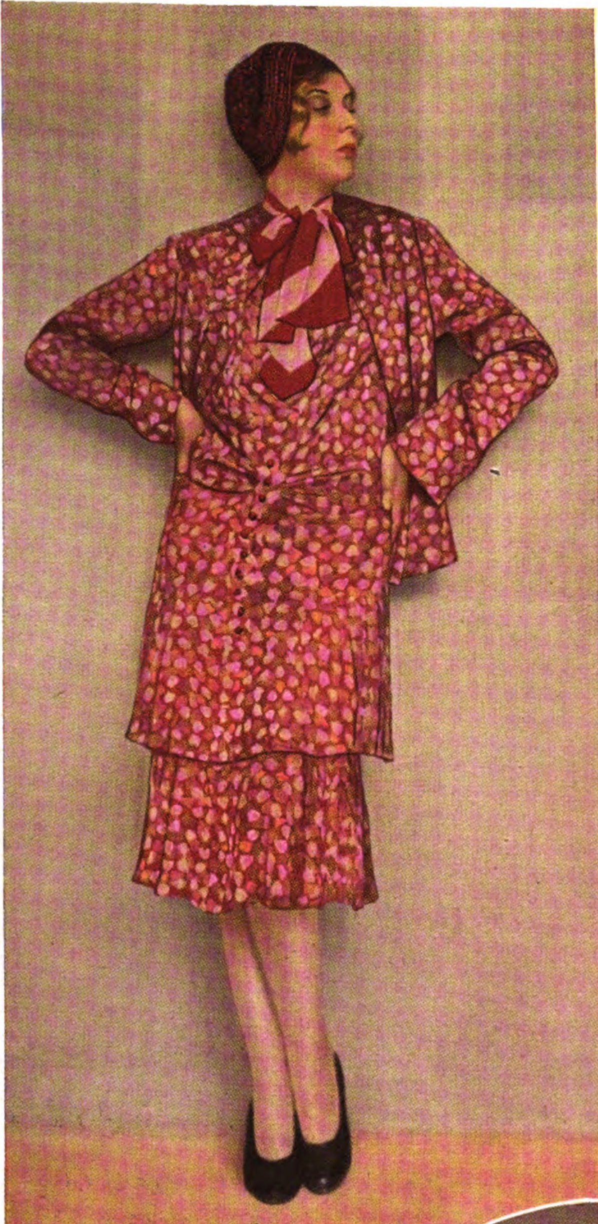


AM FÖRDERKRAN



LANDARBEIT

Der Hochsommer bringt das kurze Jäckchen aus Seidenkrepp







Kleidsames Imprimé-Jackenkleid; dazu kleine Toque aus Strohborten, die durch Handstickerei zusammengeheftet sind.

Oben Mitte:
Fesches Crêpe-Imprimékleid mit origineller Manschetten- und Halsgarnitur aus zweierlei kirschfarbener Seide. Trägerin: Trude Brionne.

Oben rechts:
Orangefarbenes Straßenkostüm in zwei Nuancen; dazu passender Schal und großer eleganter Hut.

Unten links:
Maria Grete Ehrenstein trägt ein weißes ärmelloses Crêpe-Mongol-Kleid mit blauer Stickerei, das durch ein sehr schickes kurzes Jäckchen aus hellgrünem Seidenkrepp und einen gewellten Exotenstrohhut ergänzt wird.

Unten rechts:
Entzückendes Straßenkostüm, bestehend aus einem weißen schweren Seidenkrepp-Kleid in Glockenform und kurzer weißer Jacke, die — übereinstimmend mit dem Kleid — mit Tupfen bestickt ist. Dazu passender Schal und Hut.

Modelle:
Kuschnitzky & Gerstl (Kleider); Johanna Löw (Hüte); beide in Wien.

Alle Photos:
Kitty Hoffman, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.





willig zum Verräter an den Meinigen werden solle. Du hast zweierlei Worte für dieselbe Sache, und die Kinder lehrst du, daß man nur ein Wort haben soll. Ich will tun, was du die Kinder lehrst."

Es waren Flammen, die aus Kutavus Augen zu Benediktus hinüberschlugen, und ehe der etwas erwidern konnte, war das Zimmer leer.

Die Nacht, die nun kam, brachte Benediktus schwere Stunden und war von keinem taufrischen Morgen gefolgt. Benediktus blieb allein im Schatten seiner Sorgen.

Die Kinder kamen nicht an diesem Morgen. Auch Rasua kam nicht. In der Küche war nichts zu hören von Radanas lustiger Geschäftigkeit, und selbst Ibotos Werkstatt blieb leer.

Nur Ingila kam. Aber Benediktus sagte ihm, daß er allein bleiben wolle, und schickte ihn spielen.

Es widerstrebte ihm, das Kind über die Vorgänge im Dorf auszufragen. Er war nicht im Zweifel darüber, daß es nichts Gutes sei. Er begriff, daß man seine Freunde und Diener von ihm abdrängte und einschüchterte.

In tiefen Gedanken ging er durch den Garten in die Kirche, um wie jeden Morgen eine stille Messe zu lesen. Er ließ alle Türen offen, obwohl seine Gemeinde heute nicht zu erwarten war. Aus Andacht und tiefer Versunkenheit strömte ihm neue Kraft zu. Er blieb lange vor dem Altar.

Einen Augenblick war es ihm, als hörte er Schritte nackter Sohlen hinter sich. Er dachte, es sei Ingila, und ließ sich nicht stören. Kam dann noch irgendein anderes Geräusch, oder war es ein plötzliches Ahnen, das ihn zwang, sich umzusehen?

Sein erschrockener Blick sah die Kirche voll brauner Krieger und dicht hinter ihm Kutavu mit hocherhobenem Speer — furchtbar und schön — wie in jener Nacht über den dunklen Wassern.

Der junge Priester, von Kraft und Leben erfüllt, dachte keine Sekunde lang an die tragische Pose eines Märtyrertodes vor dem Altar.

Er hatte keine Zeit, irgend etwas zu denken. Sein Körper übernahm die Führung und handelte selbständig.

Gerade neben ihm war eine offene Tür. Er sprang mit einem gewaltigen Satz ins Freie, während der Speer in die Wand fuhr und federnd steckenblieb.

Benediktus raste um die Rückwand der Kirche nach dem Abhang, der zum Wasser führte und dicht mit Büschen bedeckt war. Unten war hohes Schilf, wenn er es erreichte, war er einen Augenblick verborgen.

Er brach wie ein Wild durch die Büsche — da, gerade vor ihm schaukelte ein Kanu — Ingila saß spielend darin und ruderte mit den Händen.

Benediktus warf sich in das Boot und verbarg sich auf seinem Grunde, unter Bastsegeln und Fischernetzen.

„Ingila!" rief er ganz leise, „sie wollen mich töten. Bleibe ruhig — rudere weiter mit den Händen — laß das Boot nach Süden treiben!"

Benediktus konnte von seinem Versteck aus nichts sehen als den Bootsrand und des Knaben zarte Gestalt vor dem blau flammenden Himmel.

Alles Leben in ihm drängte sich in den einen Augenblick gespannter Beobachtung zusammen, was Ingila nun tun würde. Ein Feuerstrom von Freude ließ sein stockendes Herz wieder schlagen, als er den Ausdruck klugen Verstehens und furchtloser Besonnenheit in den offenen Kinderaugen las.

Ingila plätscherte mit den Händen weiter und verstand es, die Spitze des Bootes geschickt in den Strom zu drehen, so daß es langsam vom Ufer ab in den Bereich des Monsuns trieb, der von Norden wehte.

Benediktus hatte nicht gewußt, daß das Rauschen des Wassers an der dünnen Wand eines fahrenden Kanus himmlische Musik sein könne.

Er vergaß diesen Ton nie in seinem Leben. — — —

Oben in der Kirche war ein Augenblick der Verblüffung entstanden. Auch Raubtiere kennen diese kurze Scham nach einem mißlungenen Sprung.

Als sie die Verfolgung aufnahmen, verriet nichts die Richtung, in der der Pater entflohen war. Sie vermuteten, daß er ins Haus gelaufen sei, wo er vielleicht Waffen hatte. So rannten sie nach der falschen Seite, schlichen geduckt um die Veranda und drangen endlich ein, als sich nichts rührte.

Aber Kutavu, der sonst, wie die Madegassen sagen, Vater und Mutter aller Unternehmungen war, schien an diesem letzten Sprößling keine rechte Freude zu haben. Er entwickelte nur wenig Eifer, Benediktus zu finden.

Damals, als er hinter dem Felsen lag und auf seinen Leutnant zielte, spürte er einen scharfen Stich im eigenen Herzen. Aber er drückte los und traf, weil es sein mußte.

Gestern abend wäre es ihm leicht gewesen, den Pater im Zorn zu erschlagen, aber seitdem hatten dessen Worte Zwiespalt in sein Herz gebohrt, und heute war sein Speerwurf fehlgegangen.

Er hielt die Kameraden ab, die Mission zu plündern oder zu zerstören.

Jetzt erst sah er Ingila im Kanu draußen auf der Lagune treiben. Er rief hinüber, ob er Pater Benediktus gesehen habe?

Aber Ingila schüttelte gleichmütig den Kopf und fuhr weiter.

Kutavu sammelte die Kameraden und sprach zu ihnen:

„Laßt den Pater laufen — er wird nie wiederkommen. Wir sind den Fremden los, das genügt. Wir haben keine Zeit zu verlieren und müssen den Franzosen den Weg von Farafangana verlegen."

Sie zogen zögernd und ein wenig murrend ab.

Der Garten lag still und blühend in der Sonne. Ein Kanu verschwand im Glitzern der Wellen, und die Wildnis nahm Besitz von Benediktus' Werk.

XVI. Auf der Flucht.

Als das Boot den Südrand der Lagune erreicht hatte und in einen schmalen, von Mangroven überdeckten Wasserlauf einbog, richtete sich Benediktus auf, legte den Arm um seinen Schüler und sagte:

„Kleiner Ingila, du hast dich klug und tapfer benommen, wie ein Mann!"

Mehr vermochte er in diesem Augenblick nicht zu sagen. Es war ihm etwas in die Kehle gekommen, das er zuvor hinunterschlucken mußte.

Sie nahmen nun die Ruder und trieben das Boot rasch vorwärts, solange es der Wasserweg erlaubte. Dann legten sie an und stiegen an Land.

Ingila fragte: „Wo wollen wir hingehen, Pater Benediktus?"

„Ich will versuchen, nach Fort Dauphin zu kommen", erwiderte der Pater. „Aber ich weiß nicht, ob ich es je erreichen werde. Auf jeden Fall wäre es sehr gefährlich, mit mir zu gehen, Ingila; deshalb müssen wir jetzt voneinander Abschied nehmen, und du mußt nach Nossimena zurückkehren."

Benediktus versuchte bei diesen Worten auszusehen, als ob er die selbstverständlichste Sache der Welt sagte.

„Lieber Pater Benediktus," bettelte Ingila, „laß mich mit dir gehen. Du wirst den Weg nicht allein finden, aber ich kenne ihn gut!"

„Du bist heute mein Meister gewesen," sagte Benediktus lächelnd, „und ich war hilflos in deine Hand gegeben. Ich kann dir deshalb nichts befehlen, lieber kleiner Ingila. Aber ich glaube doch, daß du an unserem letzten Tag nicht unfolgsam sein wirst. Wenn auch dein Vater vielleicht ein wenig böse sein wird, weil du mir geholfen hast, so mußt du dich doch nicht fürchten, zurückzukehren — das geht vorüber.

Du kannst ihn von mir grüßen und ihm sagen, diesmal hätte er recht gehabt, und ich müßte ihm die Antwort schuldig bleiben. Auch Rasua, deine Mutter, sollst du grüßen und ihr sagen, daß ich niemandem grolle, aber, daß ich sehr traurig bin!

Du sollst versuchen, mich nicht zu vergessen, kleiner Ingila. Ich habe dich sehr lieb, und nun hast du mir das Leben gerettet!"

Benediktus beugte sich nieder und umarmte den kleinen Mann, während ihm große Tränen über die Wangen liefen.

Dann drängte er ihn ins Boot, schob es ins Wasser zurück und ging mit schnellen Schritten davon, ohne sich noch einmal umzusehen.

Benediktus rannte mehr, als er ging, als wollte er seinen schmerzlichen Gedanken enteilen. Er durfte nicht auf dem offenen Strand marschieren, der den gangbarsten Weg längs der Küste bildet, denn dort ist jeder Wanderer weithin sichtbar. Er mußte versuchen, im Walde vorwärts zu kommen.

Erst nach geraumer Zeit merkte er, wie die Dornen seine Kleider zerrissen, und wie die Glut der Mittagssonne ihm das Blut in die pochenden Schläfen trieb.

Als er endlich stehen blieb, überfiel ihn tödliche Mattigkeit. Die Erregung über das Erlebte wich einem Rückschlag. Trauer und Verzweiflung zwangen ihn nieder. Er beschloß, die heißesten Stunden vorübergehen zu lassen, und suchte sich ein Versteck im dichten Gebüsch.

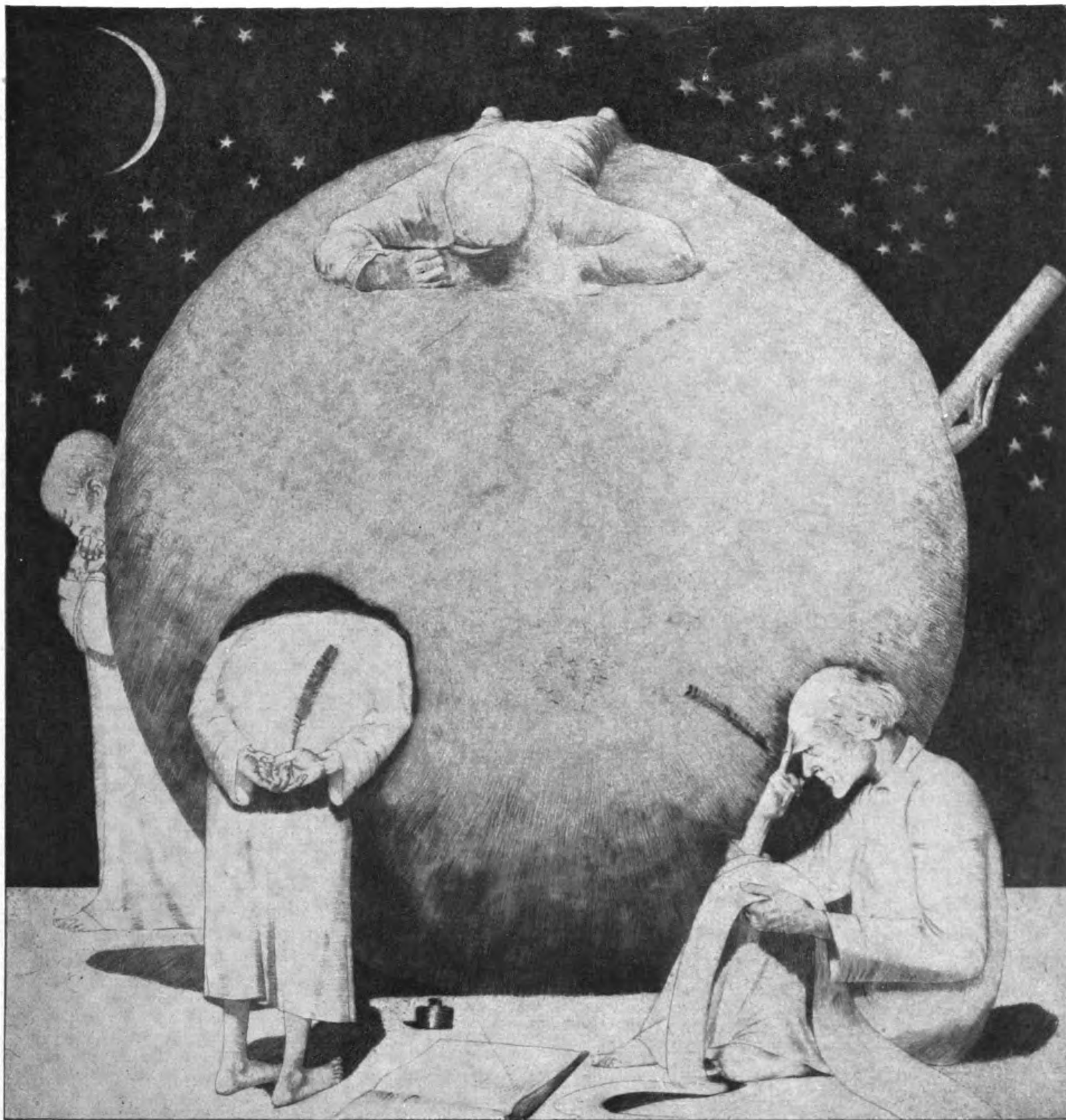
Er setzte sich mit dem Rücken gegen einen Baum, legte die Arme auf die Knie und verbarg sein Gesicht darin, sich ganz seiner Müdigkeit überlassend.

Als er wiederaufsah, merkte er, daß er lange geschlafen haben mußte, denn die Sonnenstrahlen trafen nur noch die Wipfel der Bäume, und der Himmel leuchtete im tiefen Blau des Abends durch das Blätterdach über seinem Haupt.

Aber da war noch etwas anderes zu sehen. Er mußte sich sehr anstrengen, um zu begreifen, daß es wirklich da war.

Dicht vor seinen Füßen lagen große Ravenalablätter ausgebreitet und darauf in zierlicher Anordnung Brotfrüchte und wilde Zitronen. Ein Trinkbecher aus Bambusrohr, gefüllt mit klarem Wasser, stand daneben, und nicht weit davon kniete Ingila, dessen Augen gespannt die seinen suchten.

(Fortsetzung folgt.)



DIE WELTRÄTSEL
RADIERUNG VON
JOSEPH UHL
(Bavaria-Verlag, München)

DAS ALSO ...

VON HANS FRANCK

Das also — das — das ist das Leben:
Dies unaufhaltsam stete Sterben,
Dies keinen Menschen ganz Erwerben,
Keinem das Allerletzte Geben?

Die Liebe: zahm gewordener Haß,
Besitzend nichts besitzen, Raub
Am Ich und Du. So wie der Staub,
Der ab und auf ohn' Unterlaß
Vor unsern Augen wirbelt, nur
Ersichtbar wird im Sonnenstrahl:
So tanzt in ihr als Glück die Qual
Auf — ab — und schwindet ohne Spur.

MUTTER

SKIZZE VON OTTO ERICH EBERTH

Dir brachte das Leben nur Leid. Schon als Knabe sah ich dich oft still am Fenster sitzen und sah eine Träne nach der andern über deine Wange rinnen. Dann ließ ich wohl mein buntes Spielzeug liegen und stahl mich leise zu dir auf den Schoß: „Muttchen, was hast du?" Du wischtest dir dann über die Augen, schlangest deinen Arm um mich, strichst mir über das Blondhaar und sagtest: „Ich weine, daß du einst ein guter Mensch wirst. Willst du das, Guter?" Mir kamen dann auch die Tränen, und um etwas zu sagen, sagte ich still: „Ja, Muttchen, ich will gut werden wie du."

Und obschon dein Weg durch die Welt ohne Sonne war, es war ein mildes Licht um dich, wo immer du gingst. Die Güte warst du und die Liebe. Nur selten ging ein Lächeln über dein Antlitz. Aber Güte strahltest du immer aus. Wir Knaben waren voll Mutwillens und mancher Bosheit. Aber dir haben wir nie etwas zuleide zu tun vermocht.

Du machtest nicht Worte, aber du hattest eine Art, uns bei der Hand zu nehmen und uns unverwandt zum Guten zu führen. Da schmolz auch der trotzigste Trotz. Sooft auch zuweilen die wilden Knabenherzen in die Weite irrten, sooft der heihe Übermut über den stillen Kreis des Hauses hinausverlangte, immer rief uns dein gütiges Auge zurück. Und wenn das junge Blut heiß in den jungen Schläfen pochte und der Drang ins Unbetretbare selig nach Freiheit rang, du strichst uns lächelnd mit gelassener Hand über die Stirn, hießest uns niedersitzen zu deinen Füßen und senktest mit gütigen Worten ein stilles, nachdenksames Genügen in unsere Herzen.

Als ich mit Heinz zur Universität zog, haben wir dir manche Sorglichkeit gemacht. Wir lagen mit lustigen Gesellen in den Schenken auf und saßen die Juninächte wild beim Wein. Aber du mochtest das nicht. Stille war dein Teil und Einkehr. Der Lautheit und den Frühlingsstürmen jungen Blutes wehrtest du, und nach durchjubelten Nächten sahest du uns ernst und traurig an. Wir küßten dich dann, und fröhlich und unbesonnen riefen wir: „Mutting, laß uns den Willen!" Du ließest uns ihn auch, denn das Blut war zu heiß.

Und weil das Blut nicht Maß finden wollte, so geschah es, daß du, gute Mutter, allabendlich ein Inseltlicht in unser Schlafgemach stelltest, das wir verlöschten, wenn wir heimkamen. Und so weit das Inseltlicht heruntergebrannt war, so lange — das wußtest du — so lange waren wir geblieben in der Nacht. Allmorgendlich zeigtest du uns dann das Licht und fragtest: „Habt ihr mich nicht lieb?"

Einmal aber, da wir die Nacht bis zum Frühschein verwacht hatten, trieb uns der Aberwitz; wir warfen uns lachend zu Bett und ließen, Mutter, dein Lichtlein brennen. Noch am Morgen brannte es.

Du warst still, Mutter, und legtest das Haupt in die Hand. Aber wir sahen deine Traurigkeit nicht, und des Nachts saßen wir wieder heiß und wild beim Wein in der Wirtschaft „Zum nassen Licht". Die Nacht war schön, alle Sterne waren am Himmel, und leise und leuchtend zog der alte Main seine Bahn.

Als wir dann heimkamen, saßest du auf der Bank vor dem stillen Hause und sagtest leise: „Seid ihr da, meine Guten? Ich bin wach geblieben, um das Licht zu löschen." Wir sprachen kein Wort und stahlen uns schweigend hinauf.

Du hast, Mutter, um deines lieben Inseltlichts willen später manch Scherzwort ertragen müssen. Aber auf dem Wege, auf dem du uns zur Güte allezeit führtest, mußte wohl auch dein Inseltlichtlein angezündet werden.

Nun sind die Jahre weit ins Land gegangen. Du bist alt geworden, gute Mutter, und auch wir ziehen des Lebens Straße längst hinab.

Unser unbesonnenes Lachen ist verstummt, und wir haben manche Nacht versonnen und vergrübelt. Aber weil du, Mutter, deine Güte und den Willen zum Guten, deine Unverwandtheit und Nachsicht Raum hast finden lassen auch in unseren Herzen, so haben wir was auch das Leben forderte, immerdar mit ganzem Herzen getan und sind fröhlich gewesen in unserer Arbeit allezeit.

Und wenn wir jetzt, Mutter, an den Abenden beisammensitzen und deine alten treuen Hände in die unsern nehmen oder dir über das weiße Haar streichen, so geht uns deines Lebens letzte Weisheit durch den Sinn, daß an Liebe und Güte alle Not und Qual des Lebens immerdar zuschanden wird.



REHE AUF BLÜHENDER WIESE
GEMÄLDE VON ALBERT HOLZ

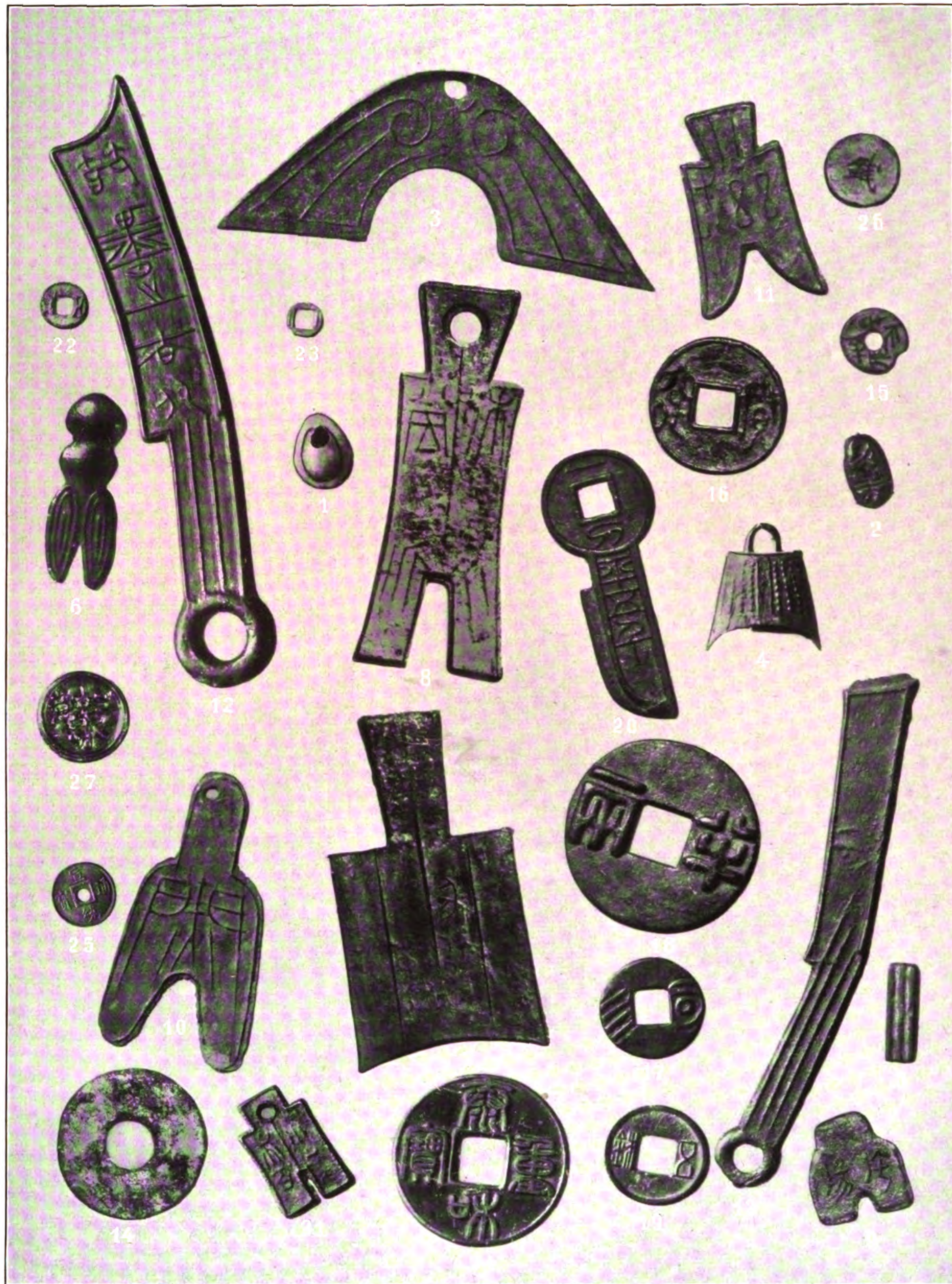
CHINESISCHE MÜNZEN AUS DREI JAHRTAUSENDEN

VON RICHARD SCHLOSSER / MIT AUFNAHMEN DES VERFASSERS

China, dies Land, das uns Europäern immer das Land voller Rätsel und Wunder bleiben wird, ist auch in seinem Münzwesen ganz andere Wege gegangen als alle anderen Länder. Wenn das älteste Metallgeld in Europa kaum weiter als bis ins 7. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, so hatte China solches sicher schon etliche Jahrhunderte früher, vielleicht, sofern den alten chinesischen Geschichtsquellen Glauben zu schenken ist, sogar schon 1000 Jahre früher, selbst wenn man die Angaben späterer chinesischer Geschichtswerke als Phantasterei ansieht, nach denen schon unter den mythischen Kaisern T'ai-hao (2852 v. Chr.) und Yao (2357 v. Chr.) in China Metallgeld im Gebrauch gewesen sein soll.

Weiter ist bemerkenswert, daß in China von den ältesten Zeiten bis in unsere Tage als Münzmetall stets nur die Bronze verwandt wurde, während Gold und Silber nicht gemünzt, sondern in Barrenform nach Gewicht im Handel zu Zahlungen verwandt wurden. Eigentliches Gold- und Silbergeld erscheint in China erst unter europäischem Einfluß um die letzte Jahrhundertwende. Die Bronzemünzen aber wurden stets gegossen, nicht geprägt.

Am auffallendsten sind die verschiedenen Formen, die man in China den Münzen gegeben hat, besonders in den ältesten Zeiten; gerade dadurch haben die altchinesischen Münzen ein allgemeines und kulturgeschichtliches Interesse. Das älteste Zahlungsmittel in China, das schon im 23. vorchristlichen Jahrhundert im Gebrauch war, waren die Kaurischnecken, die als Kostbarkeit aus den indischen Gewässern durch Fischer und Seefahrer eingeführt wurden. Man hat solche Kauris, zum Aufschnüren durchlocht, versteinert tief im Boden der ältesten chinesischen Städte ausgegraben (Abbild. 1). Das chinesische Schriftzeichen für Münze, „Pao", enthält noch heute das Zeichen für Kauri. Später, als die Einfuhr von Kauris nicht mehr den Bedarf decken konnte, hat man solche aus Knochen, aus Horn, schließlich aus Bronze nachgebildet und als Geld verwandt. Gegen 600 v. Chr. waren solche „Bronze-Kauris" im Königreich Tsu im Umlauf; sie waren oval, durchlocht, unten flach und auf der oberen, gewölbten Fläche mit der Wertangabe Ko luh shu (= jedes Stück 6 Shu) versehen (Abbild. 2). Die Chinesen nennen diese seltenen Münzen „Ameisen-Nasenmünzen", weil man mit ihnen den Toten die Nasenlöcher verschloß, um das Eindringen von bösen Geistern in Gestalt von „Ameisen" zu verhüten. Während der langen Regierung der Tschou-Dynastie (1122—255 v. Chr.) treten vor allem die Münzformen hervor, die den Ursprung der Münzbildung in China deutlich erkennen lassen und deshalb unser besonderes Interesse verdienen: die Gerätemünzen. Triangel-ähnliche Klangplatten, mit Loch oder Öse zum Aufhängen versehen, schlicht oder mit Linien verziert (Abbild. 3), sowie Glocken (Abbild. 4) der verschiedensten Formen wurden in stark verkleinertem Maßstab in Bronze nachgeformt und als Geld benutzt; ein Beweis dafür, daß Musik, Klang und Rhythmus im Leben der alten Chinesen eine wesentliche Rolle gespielt haben müssen. Andere Typen zeigen die Form kleiner länglicher Metallbarren von oft wunderlichem und immer verschiedenem Querschnitt (Abbild. 5). Die Chinesen nennen sie „Lotoswurzel-Herz-Münzen", weil ihr Querschnitt dem der Lotoswurzel ähnlich sein soll. In Wirklichkeit sind es Schlüssel von Vorhängeschlössern, die auch als Geldwert im Umlauf waren. Bronzeknöpfe von Kleidung und Rüstung, in verschiedenen Formen und Größen, sowie in Bronze nachgebildete Fransen, die sog. Zikadenmünzen (Abbild. 6), die auf der Rückseite noch einen kleinen Quersteg haben zum Befestigen am unteren Rande des Lederpanzers, dienten gleichem Zwecke. Am überzeugendsten zeigt sich der Werdegang dieser Gerätemünzen aber in den aus dem Acker- und Hausgerät entlehnten Formen. Beim Ackerbau spielte der Spaten natürlich eine Hauptrolle; und die ersten aus Bronze gegossenen Spaten sind sicherlich als Gegenstände von hohem Wert von allen Seiten lebhaft begehrt und geschätzt worden. Sie wurden Zahlungsmittel und später, mehr und mehr verkleinert, mit Inschrift versehen, Münzen (Abbild. 7). Der hohle Griff zum Befestigen des Stiels bleibt noch Jahrhunderte bestehen, selbst der dazu nötige Nagel bleibt als ornamentaler Punkt und ist auf dem abgebildeten Stück deutlich zu erkennen. Solche Spatenmünzen gibt es von 14 cm Größe bis herab zu 4 cm; über 200 Arten sind uns davon bekannt. Sie waren also sicherlich lange Zeit weitverbreitet. Die sog. „Pu-Münzen" (Abbild. 8—11) sind hinsichtlich ihres Ursprungs lange ein Rätsel geblieben. Auf Grund der Bezeichnung „Pu" hatte man sie als „Kleider-", „Tuch-", ja „Jacken-" und „Hosenmünzen" gedeutet. Erst unsere speziellen Forschungen darüber haben des Rätsels Lösung gebracht, daß auch diese seltsamen Münzen auf ein uraltes Ackergerät zurückgehen: die „Grabegabel" des mythischen Kaisers Shen-Nung (2737 v. Chr.). Die Formen der Pu-Münzen, deren es eine große Anzahl gibt, variieren stark. Abbildung 8, die große, seltene Shu-Pu-Münze, hat „eckige Schultern und eckige Füße"; Abbildung 9, die kleinste Münze dieser Gattung, mit dem Namen der uralten Stadt P'ing-yang, hat „runde Schultern und eckige Füße"; Abbildung 10, ein sehr schönes Stück mit dem Namen der Stadt Kuan-chung, „runde Schultern und runde Füße"; Abbildung 11 endlich, aus der Stadt Tze-sheh, hat „eckige Schultern und spitze Füße". Allen gemeinsam ist der schmale, hoch heraufreichende Einschnitt, der für die Grabegabel charakteristisch ist. Alle diese Pu-Münzen gehören der Zeit von etwa dem 7. bis zum 3. Jahrhundert v. Chr. an.



Chinas seltsame Münzformen im Verlauf dreier Jahrtausende. (²/₃ der natürlichen Größe.)

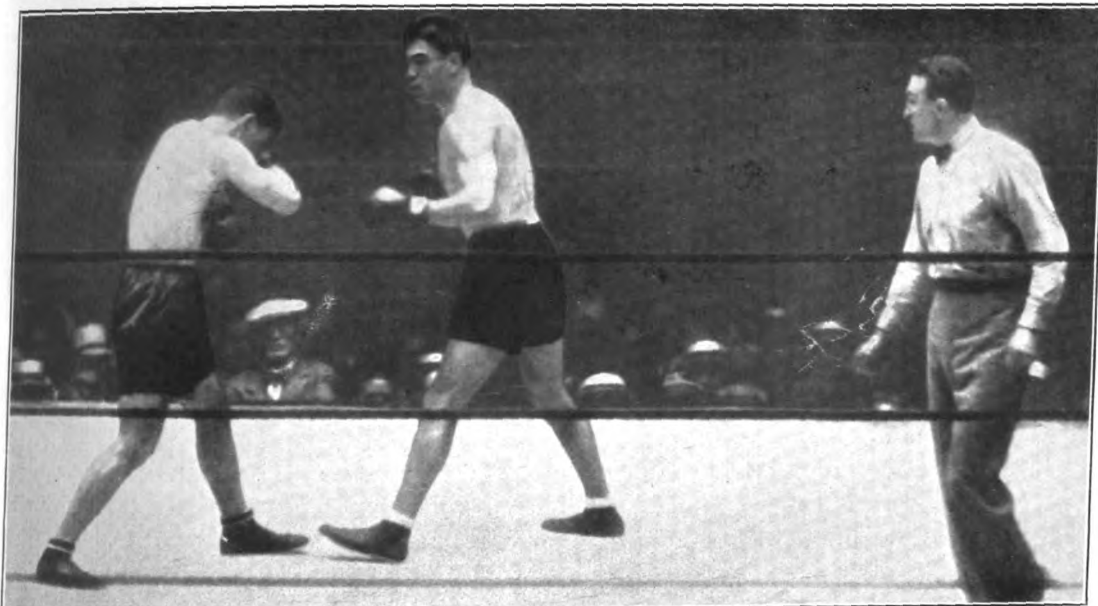
Am bekanntesten von den chinesischen Gerätemünzen sind die Messermünzen. Sie werden bei uns fälschlich oft als Schwertermünzen bezeichnet;



Schubertdenkmalweihe in Leipzig.
Übernahme des vom Leipziger Männerchor errichteten Denkmals, eines Werkes der Leipziger Bildhauerin Grete Seifert-Tschaplowitz, durch Bürgermeister Hofmann als Vertreter der Stadt.



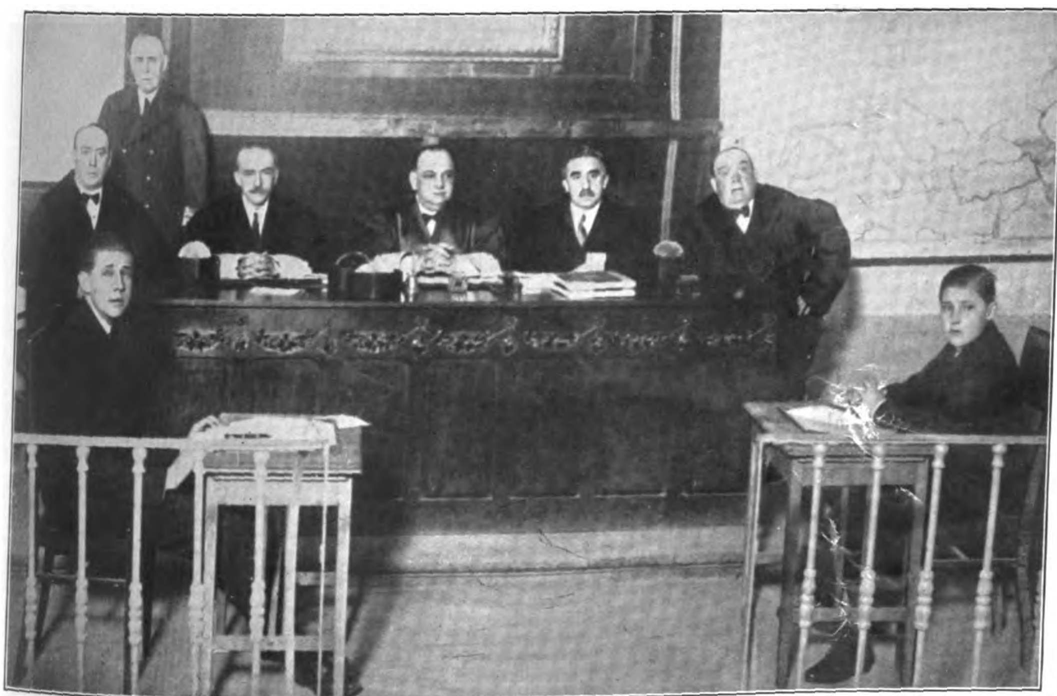
Die Berliner Studenten protestieren gegen die Beeinträchtigung der akademischen Freiheit.
Am 4. Juli fand im Kastanienwäldchen hinter der Universität in Berlin eine Wahlkundgebung der Allgemeinen Studentenschaft statt, die sich gegen das Verbot der Versailleskundgebung durch Kultusminister Prof. Dr. Becker und gegen das Vorgehen der Polizei am 28. Juni richtete. — Ein Zug von Studenten vor der Universität.



Schmelings großer Sieg.
Moment aus dem Kampf. Links Paolino, in der Mitte Schmeling.



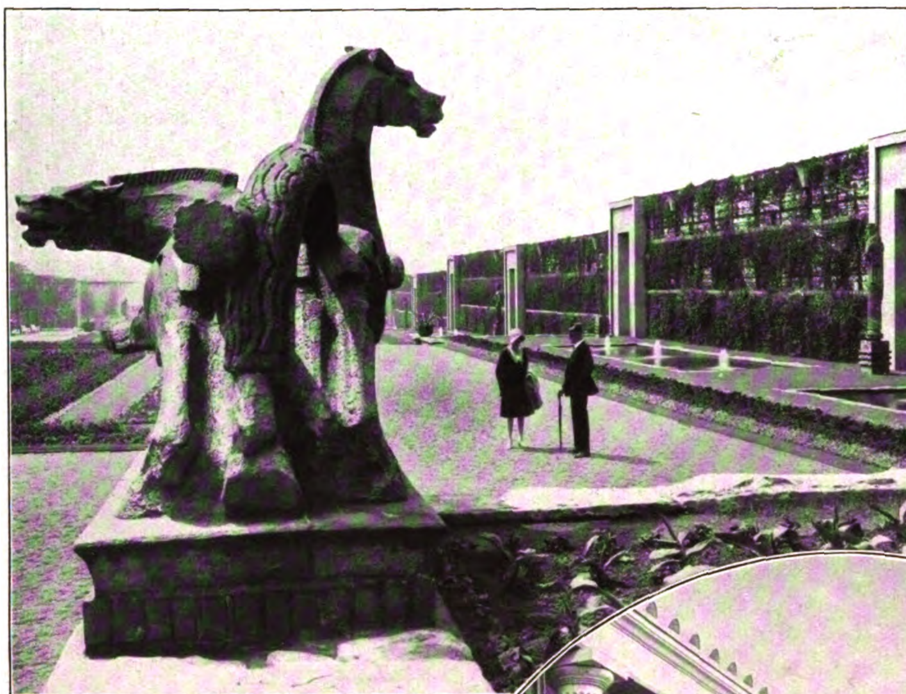
Paolino (links) und Schmeling werden vor dem Kampf gewogen.



Prinzen im Examen.
Die beiden jüngsten Söhne des spanischen Königspaares, Infant Juan Carlos (vorn links) und Infant Gonzalo (rechts), bei der Ablegung des Universitätsexamens im Prüfungssaal des Instituts de San Isidro zu Madrid.



Regierungswechsel in Japan.
Der neuernannte Ministerpräsident Hamaguchi (links) mit dem scheidenden Amtsvorgänger Baron Tanaka.



Die Sommerblumenterrasse mit Tierkeramik (Entwurf: Bildhauer Theilmann). Rechts Klinkerkeramiken der Kieler Werkstätten und mit wildem Wein bewachsene Spalierwände, die nachts in elektrischem Lichte aufleuchten.

aber das Schwert der Tschou-Zeit, der diese Messermünzen sämtlich angehören, war gerade und zweischneidig, wohingegen genügend Bronzemesser gefunden wurden, die der Form dieser Münzen entsprechen. Abbildung 12 zeigt ein besonders schönes und großes Stück mit streng stilisierter, aber lesbarer Inschrift aus der Stadt Tsih-moh, die an der Kiautschoubucht lag. Diese Münze muß vor 547 v. Chr. ausgegeben worden sein. Aus Ming, der Hauptstadt des Staates Tchao, stammt die kleinere und schmalere Messermünze (Abbild. 13). Sie trägt das Schriftzeichen „Ming" und gehört der Zeit etwa zwischen 400 und 200 v. Chr. an. — Gleichzeitig mit diesen Gerätemünzen, wenn auch zum Teil in anderen Gebieten, waren aber in China auch schon die Rundmünzen im Gebrauch. Die ältesten waren flache runde Bronzeringe (Abbild. 14) ohne Inschrift. Sie dürften nach alten Geschichtsquellen schon gegen 1000 v. Chr. aufgekommen sein. Bald wurden sie mit Inschriften versehen, die Ort und Wert angaben, und so entstanden die ältesten Rundmünzen mit rundem Loch (Abbild. 15), die bis etwa in die Mitte des 4. vorchristlichen Jahrhunderts Geltung hatten. Die ältesten Rundmünzen mit dem viereckigen Loch, die in der ganzen Welt als Symbol des chinesischen Münzwesens bekannte Form, traten zuerst auf zu der Zeit, da Kungfutse (Konfuzius) und Buddha leibhaftig auf Erden wandelten und der greise Lao-tse sich in die Berge zurückzog, unter der Regierung des Kaisers King-Wang im Jahre 523 v. Chr. Abbildung 16 zeigt ein schönes und altes Exemplar dieser ehrwürdigen Münze. Abbildung 17 gibt die Rundmünze der Stadt Ming, mit dem Schriftzeichen dieser Stadt, wieder, nachdem die Messermünzen (Abbild. 13) im Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. außer Kurs gesetzt waren. Etwa aus der gleichen Zeit stammt die schöne großzügige Münze mit der Wertangabe pan liang = $^1/_2$ Unze (Abbild. 18).

Sie wurde von Ts'in Schihuangti (221—210 v. Chr.) im ganzen Reich eingeführt, nachdem er alle alten Formen de Gerätemünzen verboten und diese eingezogen hatte. In den folgenden 100 Jahren degenerierte diese Münze stark, wurde deshalb abgeschafft und von dem tatkräftigen Kaiser Wu der Han-Dynastie im Jahre 118 v. Chr. durch das „Wu-shu"-Stück (= „5 Shu") ersetzt (Abb. 19), das sich bald so allgemeiner Beliebtheit erfreute, daß es durch volle 700 Jahre in immer neuen Varianten herauskam. — Unterbrochen wurde diese lange Reihe nur durch die phantastischen, aber numismatisch hochinteressanten Münzreformversuche des Usurpators Wang Mang (9—23 n. Chr.). Er versuchte nicht nur, den alten, seit über 200 Jahren außer Kurs gesetzten Messermünzen in veränderter Form einen hohen Zwangswert zu geben (Abb. 20), mit der Inschrift: „ein Messer. Wert 5000", sondern er griff auch auf die alten Pu-Münzen zurück, deren er eine Reihe von 10 Stücken im Werte von 100 (Abb. 21) bis 1000 einzuführen suchte. — Das Volk lehnte aber diese unerhört hohen Zwangswerte trotz Androhung allerschwerster Strafen heftig ab.

Von da ab herrschten in China nur noch die runden Münzen mit dem viereckigen Loch, die in Strängen zu 1000 Stück aufgereiht wurden. Durch 2 Jahrtausende hindurch sind unendlich viele und zum Teil hochinteressante Variationen herausgekommen. Abbildung 22 gibt ein stark verkleinertes, degeneriertes Wu-shu-Stück wieder aus dem 3. Jahrhundert n. Chr., einer Zeit großer Zerrissenheit und wirtschaftlichen Niedergangs, der sich aber noch weiter steigerte und um das Jahr 465 n. Chr. die Münzform bis zur Grenze des Möglichen reduzierte; Abbildung 23 zeigt nur noch einen winzigen Bronzering, auf dem keine Inschrift mehr Platz hatte, ausgegeben unter Fei-Ti, dem „entthronten Kaiser", der während der ganzen Zeit seiner „Regierung" gefangengehalten wurde. Diese kleinen Ringmünzen wurden erst Gänseaugen, dann Taubenaugen genannt; man brauchte eine Handvoll davon, um ein Pfund Reis zu kaufen! In Abbildung 24 sehen wir dagegen eine künstlerisch und gußtechnisch ganz hervorragende Münze aus einer Zeit des Aufstiegs, aus dem Jahre 1201 n. Chr., als die Kin-Dynastie den Norden Chinas erobert und die Sung-Dynastie nach Süden verdrängt hatte. Endlich zeigt Abbildung 25 die letzte durchlochte Rundmünze Chinas aus unseren Tagen, aus der Regierungszeit Hsüan-Tungs (1908 bis 1912), ausgegeben von dem letzten, durch die Revolution gestürzten Mandschu-Kaiser. Die Münze ist aus Messingblech gestanzt.

Daß die Chinesen lange vor uns auch bereits Geldstücke aus Porzellan (Abbild. 26) herstellten, ja sogar solche aus Glas (Abbild. 27), beweisen diese Beispiele. Dieses Porzellangeld kursierte allerdings nicht in China, sondern in Siam, wo es von der Regierung als vollwertig anerkannt wurde, nachdem es anfangs nur in den chinesischen Spielhäusern als Spielmarken gedient hatte.



Gartenkunst im alten Rom: Antiker Peristylhof, eine Kopie der bei Pompeji freigelegten Hausgärten aus der römischen Kaiserzeit. (Entwurf: Prof. Dr. Heinrich Sulze, Dresden.)



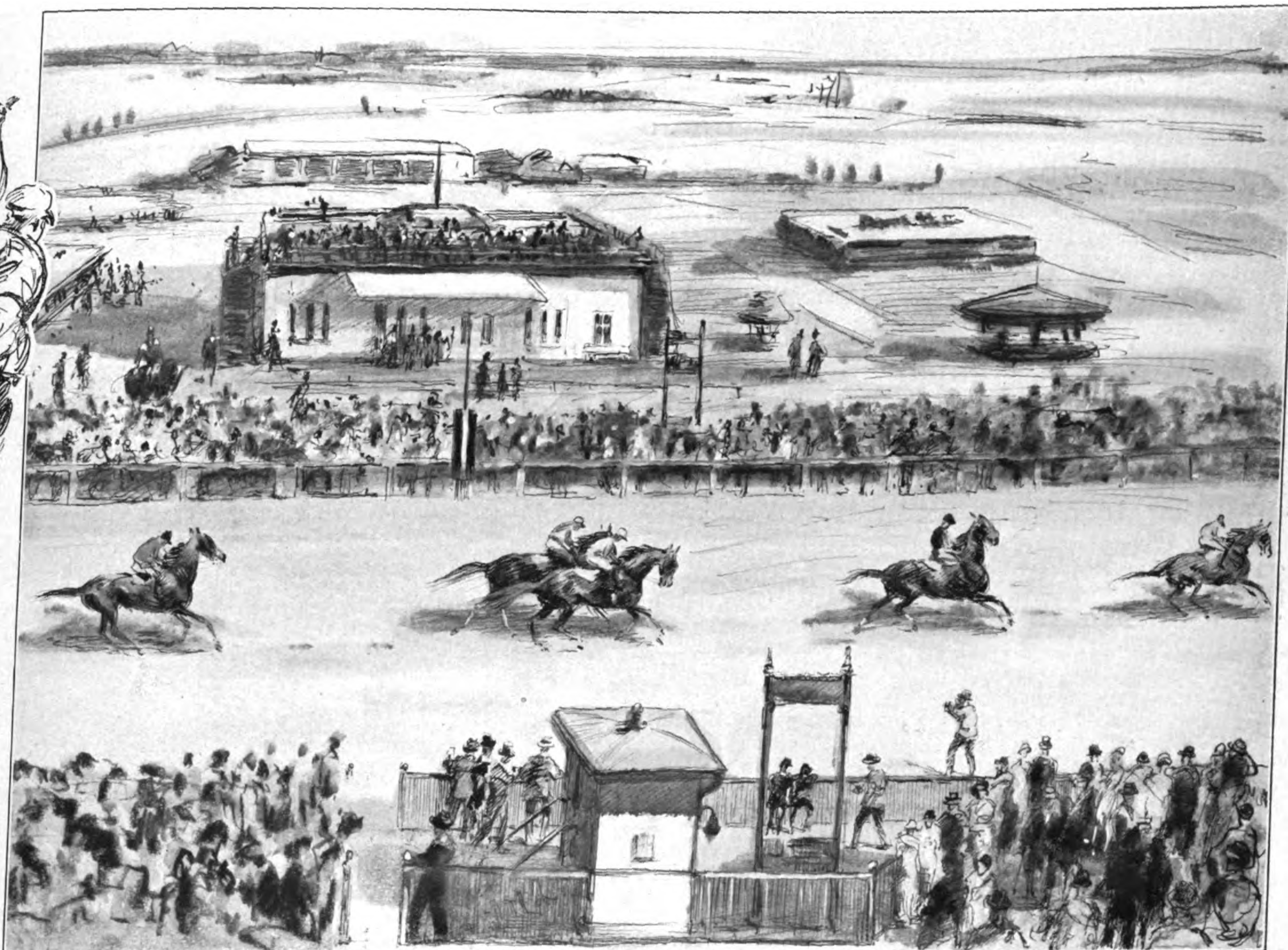
Blick auf das Ausstellungsgelände mit den Gebäuden des Hauptrestaurants.

DER SCHÖNE GARTEN

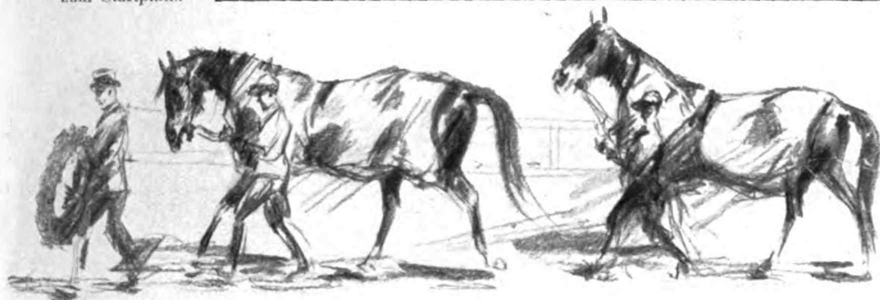
Bilder von der Großen Ruhrländischen Gartenausstellung (Gruga) in Essen, einer Veranstaltung des Deutschen Gartenbauvereins und der Stadt Essen, die am 29. Juni eröffnet wurde.



Zaungäste.



Aufgalopp zum Startplatz.



Der „siegreiche Stall" auf dem Heimweg: „Graf Isolani" und „Atalante" des Barons M. J. Oppenheimer.



Die Photographen und Filmleute auf ihrem „Anstand" — dem Dache der Rennbahnwage.



Finish. Vorn links der Sieger, M. J. Oppenheimers „Graf Isolani", rechts seine Stallgefährtin „Atalante", die den zweiten Platz einnahm.



Beim Buchmacher.

DEUTSCHES DERBY IN HAMBURG-HORN

SKIZZENAUSBEUTE UNSERES ZEICHNERS ADOLF DAHLE
VON DER GROSSEN DEUTSCHEN ZUCHTPRÜFUNG AM 30. JUNI



Eine glänzende Reiterleistung von Reichswehroffizieren.
Ohne besondere Vorbereitung unternahmen acht Reichswehroffiziere vom Reiterregiment Nr. 3 (Rathenow) einen 1000-km-Distanzritt, der in zehn Tagen zu bewältigen war. Reiter und Pferde bewährten sich hervorragend und langten in ausgezeichneter Verfassung wieder in Rathenow an. — Die Offiziere nach der Rückkehr. Von links aus: Oberleutnante v. Manteuffel, v. Collani, Roters, v. Detten und Leutnante Pomtow, Schnelle, v. Rosenberg, v. Glasenapp.



Fritz Viehweg,
langjähriger Direktor des Schauspielhauses in Leipzig, verstarb am 30. Juni im 49. Lebensjahre. (Phot. E. Hoenisch.)



Auf in den Kampf!
Die Teilnehmer an einem Automobilrennen in Brooklands, England, an dem fünf Nationen beteiligt waren, laufen nach dem Startschuß zu ihren Maschinen, um den Wettkampf zu eröffnen.



Auch Japan hat seine Schönheitskönigin.
Fräulein Kahotura, die preisgekrönte japanische Schönheit, die über Hunderte von Mitbewerberinnen den Sieg davontrug. — Bemerkenswert erscheint es, daß die Wahl offenbar unter dem Einfluß des amerikanischen Schönheitsideals getroffen wurde.



Dr. Bünger,
bisheriger Volksbildungsminister, wurde am 2. Juli als Nachfolger Heldts zum sächsischen Ministerpräsidenten erwählt.



Prof. Dr. Hans Meyer,
Geheimer Hofrat, ehemals Professor für Kolonialgeographie und -politik, erfolgreicher Forschungsreisender und bedeutender Geograph, Mitinhaber des Bibliographischen Instituts in Leipzig, † am 5. Juli, 71 Jahre alt, an den Folgen einer Infektion, die er sich bei einer Reise auf den Kanarischen Inseln zugezogen hatte. (Phot. Pieperhoff, Leipzig.)



Admiral L. v. Schröder,
aus dem Weltkrieg rühmlich bekannter Führer des Marinekorps in Flandern, feiert am 17. Juli seinen 75. Geburtstag.



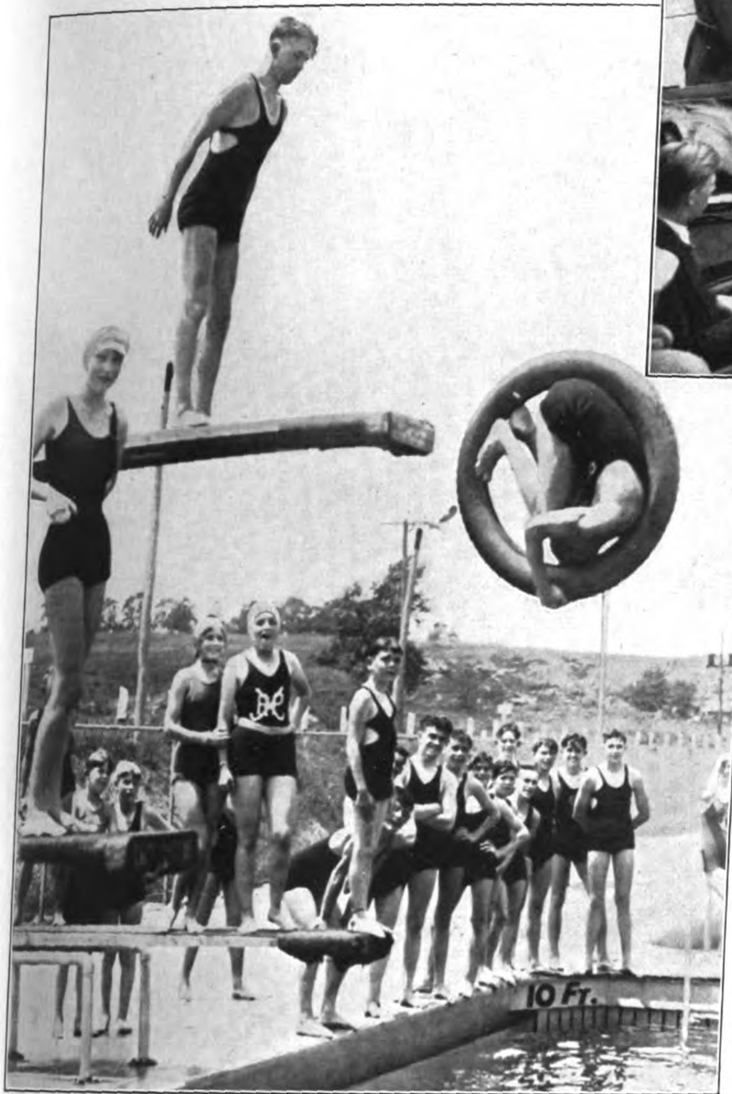
Das wandernde Mikrophon.
Diese beim Westdeutschen Rundfunk in Köln a. Rh. benutzten tragbaren Mikrophonanlagen gestatten bei Außenübertragungen (Beobachtung von Straßenvorgängen usw. mit Wechsel des Standorts) eine außerordentliche Beweglichkeit der Sprecher.

SELTSAMER SPORT



Eine eigenartige Kraftleistung.

Der Artist Stefan will ein Auto an den Zähnen durch ganz Europa ziehen. — Nach dem Start auf dem Kaiser-Franz-Joseph-Platz in Berlin am 1. Juli.



Der Sprung im Autoreifen.

Der Führer einer Schwimm-Rettungsriege in Philadelphia (USA) zeigt einen Wassersprung, bei dem er sich in einen Autopneumatik gezwängt hat, von einem 4 m hohen Sprungbrett aus.



Wettlauf auf der Stelle.

Im Lunapark in Berlin führen ein Läufer und ein Radfahrer einen Wettkampf auf Trainingsapparaten vor.



Turnübungen auf dem Motorrad.

Auf der Radrennbahn in Mailand produzierte sich ein Motorradfahrer, der auf seiner Maschine während der Fahrt allerlei Kunststücke ausführte.



Rennen auf Blumentöpfen.

Bei einem Londoner Frauensportfest wurde zur größten Belustigung der Zuschauer ein Wettkampf ausgetragen, bei dem die Konkurrentinnen auf Blumentöpfen marschierten. Vorn die Siegerin, Fräulein N. Hiscox.

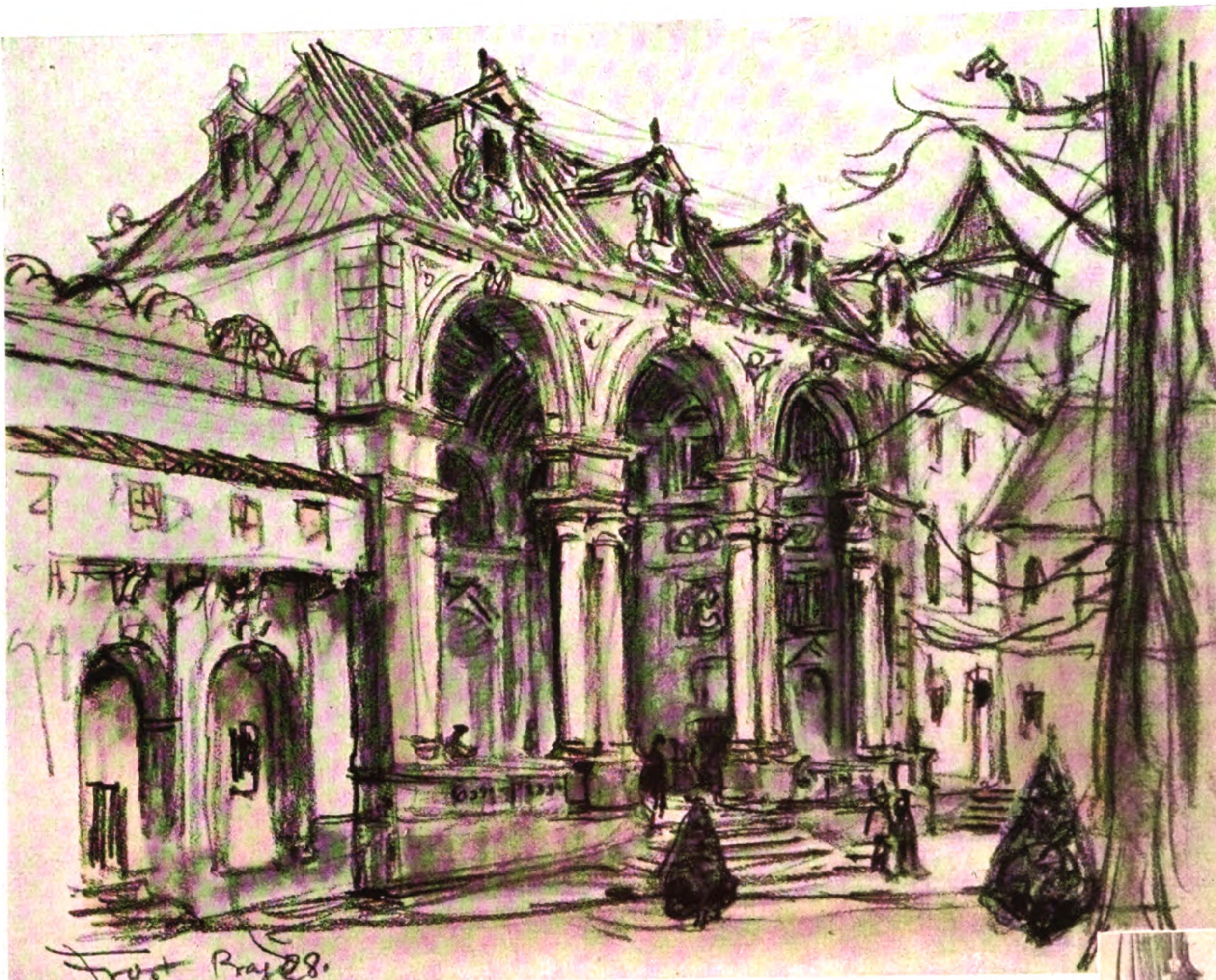


Die Fahrt an der „Todeswand".

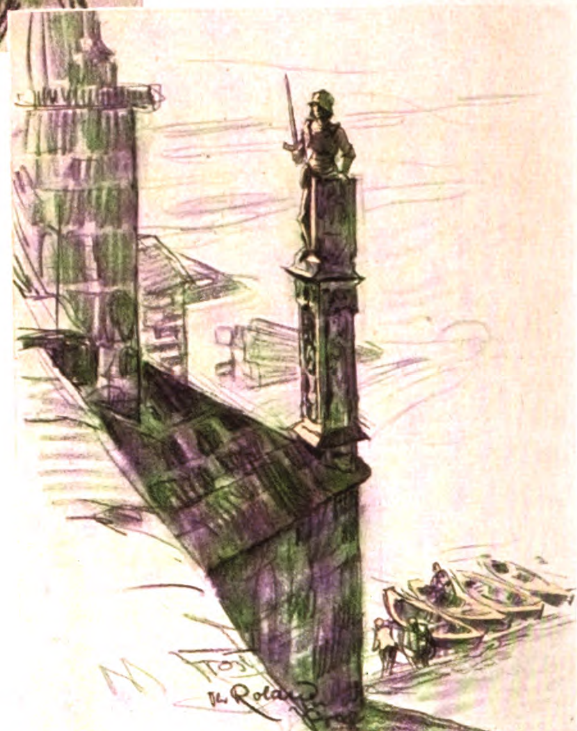
In dem englischen Badeort Southend unternahmen sechs Motorradfahrer, darunter eine Frau, eine Rennfahrt an einer senkrechten Holzwand. — Die weibliche Teilnehmerin bei ihrem kühnen Wagestück. Durch die große Geschwindigkeit wird der Absturz vermieden.

Prager Impressionen

Zeichnungen von Martin Frost



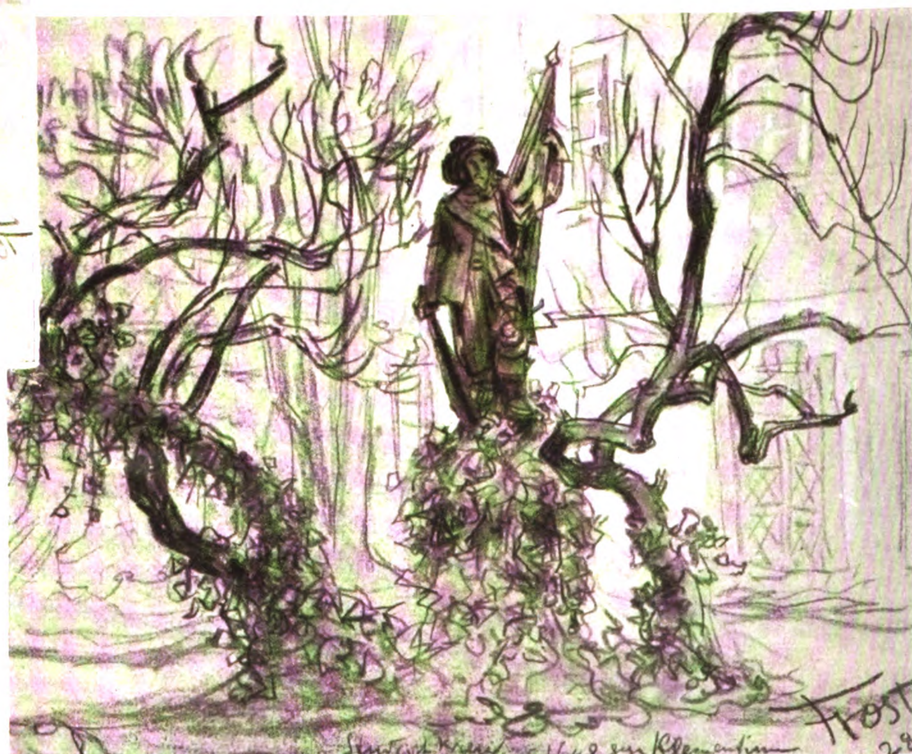
Loggia im Waldsteinschen Palast.
Das Palais wurde 1620 bis 1630 von Giovanni Marini für den aus dem Dreißigjährigen Krieg bekannten Heerführer Albrecht v. Wallenstein erbaut.



Die Rolandstatue an dem Brückenpfeiler der Karlsbrücke auf der Kampa-Insel.



Am Hradschin: Blick auf den St.-Veits-Dom.
Dieser 1344 begonnene Kirchenbau erhielt erst 1922 durch die zwei Westtürme seine Vollendung.



Das Studenten-Denkmal im Clementinum.
Das Standbild, von Em. Max (1864), wurde zur Erinnerung an die Teilnahme der Prager Studenten bei der Abwehr der Schweden 1648 errichtet.

MANN ODER WEIB?

DIE SELTSAME GESCHICHTE DES CHEVALIERS D'EON

VON DR. OTTO HIPP

Der Prozeß der Lillias Irma Valerie Arkell-Smith, die vor kurzem vom Central Criminal Court in London zu einer mehrmonatigen Gefängnisstrafe verurteilt wurde, erregte in der Öffentlichkeit begreifliches Aufsehen. Hatte sie doch mehrere Jahre hindurch, als Mann verkleidet, unter dem Namen eines „Obersten Viktor Barker" gelebt und 1923 in der Brighton Parish Church in London nach dem Ritus der englischen Kirche die jugendliche Elfriede Emma Haward in Gegenwart ihrer Eltern als Trauzeugen geheiratet, nachdem sie schon einen Monat vorher mit ihr als „Mann und Weib" gelebt hatte.

Dieser Kriminalfall bringt wieder die seltsamen Lebensgeschicke des berüchtigten Chevaliers d'Eon de Beaumont in Erinnerung, jenes klassischen Hermaphroditen, dessen abenteuerliche Erlebnisse seine Mitwelt in atemlose Spannung versetzten. Der Chevalier Charlotte Geneviève Louise Auguste André Timothée d'Eon de Beaumont erblickte am 5. Oktober 1728 zu Tonnerre, im Departement Yonne in Burgund, als Sohn eines Parlamentsadvokaten das Licht der Welt. Es ist gewiß, daß bereits im Kirchenbuch Charlotte und nicht Charles gestanden hat, auch wird versichert, daß der Chevalier in seinen Jugendjahren in Aussehen, Stimme und Benehmen einer hübschen Frau täuschend ähnlich war. Traten doch in seiner äußeren Erscheinung immer deutlicher weibliche Merkmale zutage: zarte Gesichtszüge, weiße Hautfarbe, eine außerordentlich schlanke Taille, zierliche Hände und Füße. Seine Mutter liebte es daher auch, ihn als Mädchen anzuziehen. Der Jüngling vollendete seine juristischen Studien am Kollegium Mazarin in Paris, wurde Doktor beider Rechte und Parlamentsadvokat und machte durch einige politische Schriften den Prinzen von Conti auf sich aufmerksam, der ihn dem König Ludwig XV. für den diplomatischen Dienst empfahl. So begleitete er im Jahre 1757 den Chevalier Douglas, einen schottischen Emigranten, an den Hof in Petersburg, um dort an einer Annäherung zwischen Frankreich und Rußland zu arbeiten. Das weibliche Aussehen des Chevaliers brachte Ludwig XV. auf den Gedanken, ihn in Frauenkleidern am Hofe in Petersburg einzuführen. Der Plan gelang, denn d'Eon wurde tatsächlich von der Kaiserin Elisabeth als Vorleserin angenommen und trug in dieser Rolle nicht wenig zu der Annäherung der beiden Höfe bei, worin er im Vizekanzler Grafen Woronzow einen tatkräftigen Bundesgenossen fand. Als die Kaiserin am 5. November 1757 der österreichisch-französisch-schwedischen Allianz gegen Friedrich den Großen von Preußen beitrat, war d'Eon ausersehen, diese Nachricht an den Hof von Versailles zu bringen, wo er zum Lohne eine reiche Tabatiere erhielt, in der eine Anweisung auf den Staatsschatz und sein Ernennungsdekret zum Dragonerleutnant lag.



Schabblatt von Vispré, Paris (1764). In der National-Bibliothek zu Wien.



Stich von Le Bains nach Desrois, Paris. In der National-Bibliothek zu Wien.



Stich von Francis Haward nach Angelika Kauffmann, London (1788). In der Albertina zu Wien.

MANN ODER WEIB? Chevalier d'Eon in verschiedenartiger Aufmachung.

Schon damals tauchten die ersten Zweifel an der Mannheit des Chevaliers auf, die jedoch rasch durch seine nun folgenden Kriegstaten zerstreut wurden. Er machte den Feldzug von 1761 als Dragoneroffizier und Adjutant des Marschalls Victor François Herzog von Broglie mit und zeichnete sich in verschiedenen Gefechten des Österreichischen Erbfolgekriegs in so hohem Maße aus, daß ihm der Oberbefehlshaber des Heeres am Rhein das glänzendste Zeugnis ausstellte. In einem Gefecht wurde er am Kopf und Schenkel verwundet, und bei Osterwick griff er ein preußisches Bataillon mit solcher Bravour an, daß es die Waffen strecken mußte. Noch im Herbst desselben Jahres wurde er nach Paris zurückberufen und als Sekretär Ludwig Julius Barbon Mancini Mazarini, Herzog von Nivernais (geb. 1716, gest. 1798) zugeteilt, der dazu ausersehen war, die äußerst schwierigen diplomatischen Verhandlungen für einen Friedensschluß mit England, dem Bundesgenossen Friedrichs, zu einem glücklichen Ende zu führen. Der junge Gesandtschaftssekretär unterhielt von London aus eine rege Geheimkorrespondenz mit dem königlichen Privatkonseil in Paris. Als endlich im Jahre 1763 zugleich mit dem Frieden von Hubertusburg zwischen Österreich und Preußen auch zwischen den Kabinetten von St. James und Versailles das Einvernehmen erzielt wurde, beauftragte die englische Regierung d'Eon mit der ehrenvollen Mission, die Bestätigung des Pariser Friedensvertrags vom 10. Februar desselben Jahres seinem Hofe zu überbringen. Eine dankbarere Aufgabe hätte es für den jungen Diplomaten wohl kaum geben können. Denn in Versailles empfing man den willkommenen Boten mit offenen Armen, und er erhielt außer einer klingenden Gratifikation das Kreuz des Ludwigsordens. So wurde aus dem Sieur d'Eon der Chevalier des gleichen Namens.

Durch die Auszeichnungen, die d'Eon ein glücklicher Zufall in den Schoß geworfen hatte, verstieg sich jedoch seine Ansicht von seiner eigenen Bedeutung zu maßloser Selbstüberschätzung. Sein Gönner, der Herzog von Nivernais, war vom Londoner Gesandtenposten abberufen worden und hatte ihm erwirkt, daß er einstweilen bis zum Eintreffen seines Nachfolgers die Geschäfte als Resident fortführen konnte. In dieser Rolle nahm d'Eon die Allüren eines vollwertigen Gesandten an, und sein selbstgefälliges, stolzes Auftreten verscherzte ihm nur zu rasch die Gunst der Machthaber in Frankreich. So wurde Claudius Franz Ludwig Regnier Graf von Guerchy (geb. 1715, gest. 1767) zum wirklichen Gesandten am englischen Hofe ernannt, der ihm sogleich nach seiner Ankunft ein offizielles Schreiben der französischen Regierung übergab, durch das er nicht nur abberufen, sondern ihm sogar verboten wurde, wieder bei Hofe zu erscheinen. D'Eon fiel es gar nicht ein, der Abberufung Folge zu leisten. Er blieb vielmehr in London, und es kam zwischen ihm und Guerchy zu erbitterter Feindschaft, die zu einem öffentlichen Skandal und einem Prozeß ausartete, in dem aber der französische Gesandte den kürzeren zog, da ihn die englischen Geschworenen eines Mordversuches an seinem Gegner durch einen Abenteurer namens Treyssac de Vergy für schuldig erkannten. Außer sich gebracht und von Eitelkeit und Rachsucht getrieben, veröffentlichte d'Eon einen starken Quartband unter dem Titel: „Lettres, Mémoires et Négociations particulières du Chevalier d'Eon", in dem er die Geschichte seiner Wirksamkeit und seines Streites mit Guerchy unter gleichzeitiger Publikation direkter Geheimkorrespondenzen schilderte. Das Buch erregte ungeheures Aufsehen, und Guerchy brachte dagegen beim englischen Gerichtshof eine Klage wegen Libells ein. Der Prozeß wurde am 10. Juli 1765 verhandelt und d'Eon in Abwesenheit verurteilt. In Frankreich dachte man daran, ihn von London zu entführen und in die Bastille setzen zu lassen. Als nun d'Eon in seiner Verzweiflung vollends mit der Veröffentlichung seiner gesamten Geheimkorrespondenz mit der französischen Regierung drohte, wollte ihn Ludwig XV. nicht zum Äußersten treiben, da er alle Ursache hatte, die angedrohten Indiskretionen seines diplomatischen Enfant terrible zu fürchten. Daher nahm er seine Dienste weiter heimlich in Anspruch, besonders für den Plan einer bewaffneten Überrumpelung Englands. Außerdem bewilligte ihm der König mit eigenhändig geschriebener Urkunde am 1. April 1766 eine jährliche Unterhaltungssumme von 12 000 Livre „aus Anlaß der Dienste, welche der Sieur d'Eon sowohl in Rußland als auch in den Armeen geleistet hatte".

Die ersten nachhaltigen Zweifel an dem Geschlecht d'Eons scheinen in das Jahr 1771 zurückzugehen. Bei der tollen Wettlust, die damals alle Kreise des englischen Volkes beherrschte, war natürlich alsbald diese pikante Frage als Wettgegenstand an der Themse sehr beliebt, wobei d'Eon den stummen Zuschauer spielte und dadurch die Wettlustigen in ihrer Neugier und Ungewißheit bestärkte. Aus diesen Wetten entstanden auch mehrere Prozesse. So kam im Jahre 1777 die von dem Wundarzt Hayes gegen den Bäcker Jacques erhobene Klage zur gerichtlichen Entscheidung, wobei die Geschworenen die Beweise, daß d'Eon ein Weib sei, so stark fanden, daß sie in diesem Sinne entschieden. Anfangs sträubte sich der Chevalier wohl dagegen, aus dem stärkeren ins schwächere Geschlecht versetzt zu werden, aber allmählich gewann dieser Gedanke bei ihm Raum, besonders als er erkannte, daß er aus dieser Metamorphose Nutzen ziehen und auf diese Weise der Feindschaft des mächtigen Hauses Guerchy entgehen könnte. So entschloß er sich denn ohne langes Zögern zu dem Schritt, der vor der Welt seine Männlichkeit vernichten sollte. Ludwig XVI. hatte kurz nach seinem Regierungsantritt mit ihm Verhandlungen wegen Herausgabe seiner geheimen Papiere anknüpfen lassen und zweimal Unterhändler nach London gesandt. Der eine von ihnen, der Grenadierhauptmann de Pommereux, ging während der Verhandlungen so weit, daß er dem Dragonerkapitän ein — Ehepaktum antrug. Alle Bemühungen scheiterten jedoch an der unverschämten Forderung d'Eons, der für die Heraus-



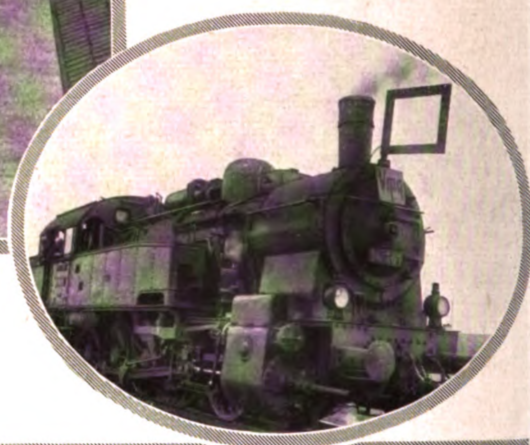
Am automatischen Weichensteller, der Seele des Verschiebe-Bahnhofs.

Der Beamte speichert nach dem ihm durch Rohrpost (s. unterstes Bild) vom Zugabfertiger zugegangenen Rangierzettel mittels der (an der Hand sichtbaren) Tasten die nötigen Weichenstellungen für einen ganzen Güterzug in dem Apparat auf. Sobald er dies getan, meldet er es durch Radio (Mikrophon auf dem Tisch) dem Fahrdienstleiter, der nun das Signal zum Abstoßen der Wagen gibt. Daß die Wagen in der angegebenen Reihenfolge die Weichen passieren, ersieht der Beamte an kleinen aufflammenden Lämpchen.



Die Wagen nach Verlassen des Ablaufberges auf der Fahrt zu den Bestimmungszügen.

In kurzen Abständen sind sie abgestoßen worden und passieren nun die verschiedenen Weichen, in ihrer Schnelligkeit reguliert durch die Gleitbremsen rechts und links des Weichensteller- und Bremserhäuschens, des „Kommandoturms" der Anlage.



Im Oval: Die Rangiermaschine mit der Rahmenantenne für den Radioverkehr zwischen Lokomotivführer und Rangiermeisterhaus.

gabe der Papiere außer den bereits gewährten 12000 Livre Jahrespension eine einmalige Zahlung von 318477 Livre forderte. Da führte im Mai des Jahres 1775 ein Zufall Peter August Beaumarchais nach London, und d'Eon benutzte diese Gelegenheit, ihn aufzusuchen. Seinem Landsmann vertraute nun der Chevalier das pikante Geheimnis an, er habe bisher alle Welt über sein wahres Geschlecht getäuscht, er sei in Wirklichkeit kein Mann, sondern ein Weib. Es ist nicht recht verständlich, wie es ihm gelang, den schlauen und welterfahrenen Beaumarchais so hinters Licht zu führen, daß sich dieser durch Suada und Tränen des schlauen Abenteurers bewegen ließ, ihm Glauben zu schenken, und ihm seine Unterstützung zusagte. Tatsächlich meldete der Dichter der „Hochzeit des Figaro" sogleich in rührenden Briefen an Ludwig XVI. das seltsame Geheimnis und erklärte sich bereit, die abgebrochenen Verhandlungen mit der nunmehrigen Vertreterin des schönen Geschlechts wiederaufzunehmen. „Wenn man bedenkt," schrieb er, „daß diese arme verfolgte Kreatur einem Geschlecht angehört, dem alles gern verziehen wird, so fühlt man das Herz von Mitleid bewegt." Seinerseits ließ es auch d'Eon nicht an Liebkosungen und schönen Worten fehlen und nannte Beaumarchais stets seinen Schutzengel, ja, er schickte ihm mit der Bitte um nachsichtige Beurteilung seine „Oeuvres complètes" in 14 Bänden. Denn dieser merkwürdige Abenteurer war auch noch ein arger Papierverwüster.

Ob Ludwig XVI. und seine Minister die Komödie durchschauten, ist ungewiß; alle Anzeichen sprechen dafür, daß sie sich wirklich täuschen ließen. Jedenfalls nahmen sie die willkommene Gelegenheit wahr, auf diese Weise die ganze mißliche Angelegenheit endgültig aus der Welt zu schaffen. So kam mit d'Eon ein förmlicher Vertrag vom 5. Oktober 1775 zustande, in dem er sich feierlich zum weiblichen Geschlecht bekannte und gegen neuerliche Zusicherung seiner lebenslänglichen Pension und eine einmalige Abfertigung von 120000 Livre seine gesamten Geheimpapiere bei seinem Freunde, dem Admiral Lord Ferrers, deponierte, der sie dann gegen Zahlung an Beaumarchais aushändigte. Die Komödie erhielt noch dadurch einen humoristischen Beiklang, daß Beaumarchais allen Ernstes nach Versailles meldete: „Alle Welt sagt mir, daß die närrische Person närrisch in mich verliebt sei! Sie denkt, ich habe sie verachtet, und eine solche Beleidigung vergeben die Weiber nie."

Nur mit größtem Widerstreben hatte sich d'Eon mit der Bedingung einverstanden erklärt, in Zukunft ausschließlich weibliche Kleidung zu tragen. Als er im August 1777 nach Frankreich zurückkehrte, wohin ihn der Graf Charles Gravier von Vergennes (geb. 1719, † 1787) eingeladen hatte, erschien er in seiner Dragoneruniform in Versailles. Da befahl ihm Ludwig XVI. kurz und bündig, die Uniform mit der seinem Geschlecht zukommenden Kleidung zu vertauschen. Seine Entschuldigung, es fehle ihm an den nötigen Mitteln, sich eine weibliche Ausstattung zu beschaffen, wurde als leere Ausrede erkannt, und Marie Antoinette erbot sich sogar, die Kosten zu tragen. Die Zwischenzeit benutzte d'Eon zu einem kurzen Abstecher nach seiner Geburtsstadt, wo seine hochbetagte Mutter lebte, um dort noch einmal in seiner prächtigen Uniform die männliche Herrlichkeit zu entfalten. Wieder nach Versailles zurückgekehrt, mußte er es sich gefallen lassen, daß man ihm Mieder und Reifröcke anprobierte, und aus dem Chevalier war nun endgültig die Chevalière geworden.

Anfangs fühlte sich die Demoiselle d'Eon begreiflicherweise in ihrem neuen weiblichen Aufputz höchst unbehaglich. So schrieb sie kurze Zeit nach ihrer Verwandlung an den Grafen Vergennes, „seitdem sie ihre Uniform und ihren Säbel beiseitegelegt, komme sie sich vor wie ein Fuchs, der seinen Schwanz verloren habe. Auf den hohen spitzen Hakenschuhen schwebe sie beständig in Gefahr, den Hals zu brechen, und bei Verbeugungen sei es ihr mehr als einmal passiert, daß sie, in dem Wahn, noch einen Hut oder Helm auf dem Kopfe zu haben, ihre Perücke und ihre Frisur mit dreifacher Etage abgenommen habe". Aber für die Unbequemlichkeiten ihrer Verkleidung und den Spott ihrer ehemaligen Kameraden fand sie reichliche Entschädigung in dem Bewußtsein, die Heldin des Tages geworden zu sein. Die vornehmsten Familien des Landes wetteiferten in der Ehre, sie bei sich als Gast zu sehen, man besang sie in Gedichten, und Künstler haben ihre Züge der Nachwelt erhalten.

Da kam die Zeit neuer kriegerischer Ereignisse. Als die Feindseligkeiten mit England begannen, bat die Chevalière in einem Bittgesuch an die Minister, wieder in ihrer alten Uniform dem Vaterlande militärische Dienste leisten zu dürfen. Ihr Gesuch wurde freilich abgelehnt, und als sie wiederholt entgegen dem ausdrücklichen Befehl ihre weibliche Kleidung mit der männlichen vertauschte und sich auch sonst mancherlei Extravaganzen erlaubte — einmal wollte sie in ein Nonnen-

(Schluß auf Seite 70.)



Die Bremser bei der Arbeit.

Diese Beamten müssen die hydraulisch wirkenden Fröhlichschen Gleitbremsen (zweites Bild von oben) rein gefühlsmäßig bedienen, da jeder Wagen anders gebremst werden muß, je nachdem, ob er beladen oder leer, mit dem Wind oder dagegen den Ablaufberg herabkommt. — Rechts die Rohrpostanlage für die Beförderung der Rangierzettel vom Stellwerk ins Weichensteller- und Bremserhäuschen; über dem linken Fenster der Lautsprecher für die Anordnungen des Fahrdienstleiters.

EINE MEISTERLEISTUNG DER DEUTSCHEN REICHSBAHN IM RANGIERBETRIEB

Der Verschiebebahnhof in Hamm (Westfalen), der größte und modernste seiner Art.

Mit dem Umbau des Bahnhofs Hamm wurde 1912 begonnen, er konnte aber infolge der ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit erst spät vollendet werden. Hierbei wurde ein riesiger, 250 ha bedeckender Verschiebebahnhof mit einer Gleisanlage von 325 km erbaut, den jetzt täglich mehr als 6800 Güterwagen durchlaufen. Dies ist nur dadurch möglich, daß das Rangieren hier gegenüber dem sonst üblichen mittels Hemmschuhs die Hälfte der Zeit erfordert. Dabei sieht man in den Gefahrenzonen überhaupt keinen Menschen; die „Befehle" an Lokomotivführer, Weichensteller und Bremser erfolgen durch Radio bzw. Rohrpost. Da sich dieses Rangiersystem sehr bewährt hat, will man eine zweite Anlage in Hamm errichten für den Güterverkehr von Westen nach Osten. Die jetzige Anlage bewältigt den Umschlag von Osten nach Westen.

Sammeln Sie
Pixavon-Flaschenkapseln und
Pixavon-Shampoonbeutel,
man kann nie wissen ...



Die Frau am Strande

Die Unendlichkeit des Meeres... Bläue, soweit das Auge reicht... über tanzenden Wellen die Strahlen der Mittagssonne. Reges Leben am Strande... frohe sorglose Menschen, hingegeben dem unbeschreiblichen Glück dieses reifen Sommers. Schöne Frauen in großer Zahl... Spiel — Lachen — Flirt! — Aber die charmanteste ist dort die Blonde! Der Hauch großer Kultur geht von ihr aus.... wunderbares Fluidum! Haare von erregendem Reiz.... ja, Du hast recht, die „lockende Linie“! Du kennst sie?... ich verstehe, Kabinen-Nachbarin beim Friseur. Was Du sagst.... selbstverständlich Pixavon!

E. Bieber, Berlin



Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon“ (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

kloster gehen — glaubte man, ihr einen kleinen Denkzettel geben zu sollen, und überführte sie nach der Zitadelle von Dijon, wo sie einen Monat lang hinter Schloß und Riegel Gelegenheit hatte, über ihre losen Streiche nachzudenken.

Nach dem Friedensschluß mit England 1783 begab sich Demoiselle d'Eon zur Auseinandersetzung mit ihren Gläubigern wieder nach London, wo ihre kostbare Bücher- und Waffensammlung verpfändet war. Sie sollte den heimatlichen Boden nicht mehr betreten. Die F anzösische Revolution brachte sie in eine sehr mißliche Lage, denn seit 1790 hörten die Quartalszahlungen ihrer Rente auf. In einer Petition an die Nationalversammlung verlangte sie 1791, ihren Rang in der Armee wiedereinnehmen zu dürfen, indem sie erklärte, „ihr Herz empöre sich gegen Haube und Weiberröcke". In der gleichen Bittschrift schrieb sie in richtiger Charakteristik ihrer Person: „Ich bin der Spielball der Natur, des Glückes, des Krieges und des Friedens, der Bosheit und höfische Ränke gewesen, aus dem Zustand eines Mädchens in den eines Knaben übergegangen, aus einem Manne eine Frau geworden und habe alle seltsamen Wechselfälle des menschlichen Lebens an mir erfahren!" Ihr Gesuch wurde jedoch abgelehnt, und so sah sie sich genötigt, ihren Lebensunterhalt auf andere Weise zu verdienen. In weiblicher Tracht trat sie als Fechtkünstlerin auf und maß sich in London und anderen englischen Städten öffentlich und meistens auch erfolgreich mit den berühmtesten Fechtkünstlern des Landes im Zweikampf. Am 16. August 1796 wurde sie beim Zerspringen des Floretts ihres Gegners in Southampton ziemlich schwer verwundet. Man brachte sie nach London, wo sie im Hause einer Freundin wieder langsam genas. Völlige Verarmung, ungestüme Gläubiger, die sie sogar für kurze Zeit in Schuldhaft setzen ließen, und Krankheit verdüsterten die letzten Tage ihres abenteuerlichen Lebens, in denen sie auf die Mildtätigkeit Bekannter angewiesen war. Am 21. Mai 1810 erlöste sie ein sanfter Tod.

Und nun kam die große Überraschung! Bei der Totenschau, die der Chirurg Th. Copeland in Gegenwart der Herren Adair, Wilson und des ersten Chirurgen Ludwigs XVIII., Père Elisées, vornahm, wurde einwandfrei festgestellt, daß die Chevalière im wahrsten Sinne des Wortes dem männlichen Geschlecht angehörte. In der Galerie merkwürdiger geschichtlicher Personen wird sich d'Eon einen auffälligen, aber keineswegs beneidenswerten Platz für alle Zeiten bewahren.

ERMÜDUNG

(SCHLUSS VON SEITE 46)

Dies tritt regelmäßig ein, wenn zwischen den Anforderungen des Muskels und dem Mechanismus der Sauerstoffzufuhr durch Lunge, Herz und Blutgefäße ein Mißverhältnis aufspringt. Hier haben wir also den Übergang von der Ermüdung im physiologischen Sinne zu der im volkstümlichen Sinne, d. h. den Nachwirkungen schwerer Arbeit. Es ist bekannt, daß bei schwerer Arbeit die zuführenden Organe sich die größte Mühe geben, dem Muskel die notwendigen Mengen Sauerstoff zuzuführen: stark gesteigerte Atmung und Herztätigkeit. Es ist aber exakt nachgewiesen worden, daß bei wirklich schwerer Arbeit diese Zufuhr nicht ausreicht. Die Folge ist, daß der Prozeß der Erholung, die Verbrennung von Milchsäure, nicht vollständig verläuft und Milchsäure als Substanz zunächst erhalten bleibt. Solange aber Milchsäure im Muskel vorhanden ist, ist er noch ermüdet, d. h. nicht zur vollen Arbeitsleistung befähigt. Wir können also zum mindesten als Hauptgrund der Ermüdung des Muskels (auch im volkstümlichen Sinne) das Erhaltenbleiben von Milchsäure annehmen und weiterhin auch die Unlustgefühle im Muskel selbst auf eine Art Giftwirkung der Milchsäure zurückführen.

Wir können aber noch weitergehen und auch das allgemeine Ermüdungsgefühl durch ein Übergehen der Milchsäure in den allgemeinen Kreislauf wenigstens teilweise erklären. Daß bei schwerer Arbeit tatsächlich Milchsäure aus dem Muskel heraus in den allgemeinen Kreislauf übergeht, ist nachgewiesen. Zunächst wird sie von anderen Muskelgruppen, die nicht gearbeitet haben, aufgenommen und verbrannt, was natürlich eine sehr zweckmäßige Anpassung des Gesamtkörpers an übergroße Inanspruchnahme einzelner Muskelgruppen ausdrückt. Bei diesem Kreisen im Körper hat die Milchsäure Gelegenheit, als Reiz- und Giftstoff auch auf die Nerven und das Gehirn zu wirken. Eine zweite Ursache ist aller Wahrscheinlichkeit nach die bei den Verbrennungserscheinungen im stark arbeitenden Muskel im Übermaß gebildete Kohlensäure, die, wenn sie nicht sofort durch die Atmung entfernt wird, ebenfalls als Reizstoff mit den psychologischen Ermüdungserscheinungen im Zusammenhang steht. Beide Stoffe, Milchsäure und Kohlensäure, treten also besonders im Beginn schwerer Arbeit in übergroßen Mengen auf. Darauf ist zum großen Teil die jedem Sportsmann vertraute unliebsame Erscheinung des „toten Punktes" zurückzuführen, jenes Zustandes schlagartig einsetzender schwerer Ermüdung, den nur der auf Willen Trainierte überwinden kann. Ist aber der tote Punkt einmal überwunden, so treten intensives Lustgefühl und gesteigerte Leistungsfähigkeit ein, was man als „second wind" (englisch, etwa zweite Atemfreiheit) bezeichnet. Der tote Punkt ist bedingt durch Überladung der Gewebe mit Kohlensäure, zunächst noch gebunden (als Bikarbonat), und Milchsäure. Die Überwindung und Herbeiführung des „second wind" geschieht dadurch, daß erst die immer mehr erzeugte Milchsäure aus der Bindung austreibt und die Atmung sie dann abventiliert. Nun aber setzt in den Geweben die Verbrennung der Milchsäure ein; weiter entfernt starker Schweißausbruch erhebliche Mengen Milchsäure, und so werden beide Gefahren aus dem Körper entfernt. Daraus folgen das Befreiungsgefühl und die erhöhte Leistungsfähigkeit.

So haben wir bereits allerlei Anhaltspunkte, um aus unserer genauen Kenntnis der Muskelermüdung heraus der Lösung des allgemeinen Problems der Ermüdung näherzukommen, wenn auch hier ganz exakte Kenntnisse noch nicht gegeben sind.

Wissen und Leben

Woher stammt die Sonnenwärme?

Die letzte Quelle aller irdischen Kraftentfaltung ist die von der Sonne uns zugestrahlte Wärme. Woher aber die Sonne diese schier unerschöpfliche Wärmemenge nimmt, das hat die wissenschaftliche Forschung bis heute noch nicht zu ergründen vermocht, und man muß sich vorläufig noch mit einer Reihe von Theorien begnügen, von denen keine allein das Rätsel zu lösen, imstande ist. Wie groß die von der Sonne nach allen Seiten in den Raum ausgestrahlte Wärme ist, können wir leicht berechnen, wenn wir wissen, wie groß die Wärmemenge ist, die unsere weit von der Sonne entfernte kleine Erde dauernd empfängt. Genaue neuere Untersuchungen haben ergeben, daß bei senkrechtem Sonnenstand auf jedes Quadratzentimeter der Erdoberfläche in jeder Minute etwa 2 Grammkalorien ausgestrahlt werden, also eine Wärmemenge, die ausreicht, um die Temperatur eines Gramms Wasser um zwei Grad Celsius zu erhöhen. Oder, um ein anschaulicheres Bild zu geben, die jährlich auf der Erde eintreffende „Wärmesendung" wäre, wenn nicht schon die Atmosphäre einen Teil davon verschlucken würde, imstande, trotz Tag- und Nachtwechsel, jährlich eine 33 m starke Eisschicht auf der ganzen Erde zu schmelzen. Und diese ungeheure Energiemenge ist nur ein Bruchteil der ununterbrochen in den unendlichen Raum ausgestrahlten. Und zwar zweifellos schon seit Jahrmillionen in immer gleicher Stärke, wie die geologische Forschung lehrt. Und seit unvorstellbar langen Zeiten. Denn aus dem Salzgehalt der Ozeane kann man auf deren Alter schließen, das auf mindestens 100 Millionen Jahre geschätzt werden muß. Die Erde ist aber noch viel älter; in so „kurzer" Zeit haben sich bestimmt Pflanzen- und Tierwelt nicht entwickeln können. Die Zusammensetzung der radioaktive Stoffe enthaltenden Mineralien erlaubt die sichersten Schlüsse auf das Alter der Mutter Erde; man kommt bei manchen von ihnen auf ein Alter von ein bis zwei Milliarden Jahren, und so lange und wahrscheinlich noch viel länger empfängt die Erde schon Wärme von der unerschöpflichen Spenderin Sonne. Wenn diese Wärme sich nicht ewig ergänzen würde, dann müßte die Sonne, deren Temperatur man auf etwa 5000—6000 Grad berechnet hat, sich allmählich abkühlen. Und da man die ununterbrochen von der Sonne ausgestrahlte Wärmemenge kennt, kann man ausrechnen, um wieviel Grad die Sonne sich jährlich abkühlen müßte. Man kommt, vorausgesetzt, daß die Sonne aus etwa den gleichen Stoffen besteht wie die Erde, auf vier bis sechs Grad jährlich. Nach ein paar Jahrtausenden wäre sicher die ganze Herrlichkeit zu Ende, und dem widerspricht doch sogar die kurze praktische Erfahrung der erst ein paar tausend Jahre alten menschlichen Kultur. Auch ein einfacher Verbrennungsvorgang, also ein chemischer Prozeß, kann der Sonnenstrahlung nicht zugrunde liegen. Selbst wenn die Sonne ausschließlich aus Kohlenstoff und Sauerstoff, im günstigsten Verbrennungsverhältnis miteinander vermischt, bestehen würde, wäre die Sonnenenergie innerhalb zweier Jahrtausende erschöpft, das Licht der Sonne erloschen. Eine andere Theorie nimmt an, daß der Sonne ewig neue Kraft zugeführt wird durch ungeheure Mengen mit höchster Geschwindigkeit in die Sonne stürzender Meteore, deren Fallenergie sich in Wärme umsetzt. Aber auch diese Theorie hält Rechnung und Erfahrung nicht stand. Zur Erzeugung der gesamten Sonnenwärme wäre ein Meteorenschwarm notwendig, der im Laufe eines Jahrhunderts die Masse der Erde aufwiegen würde. Da nur ein kleiner Teil aller in die Nähe der Sonne gelangenden Meteore in sie hineinstürzt, müßte der Raum so stark mit Meteoren durchsetzt sein, daß auch auf der Erde alles Leben von ihnen zerstört und durch die von ihnen erzeugte Hitze alles verbrannt werden würde. Ein Meteorfall auf die Erde gehört aber zu den seltensten Erscheinungen. Die beste Lösung dieser schwierigen Frage schien bis vor kurzem die bereits von Helmholtz Mitte vorigen Jahrhunderts in ihren Grundzügen aufgestellte „Kontraktionstheorie" zu liefern. Ihr Gedankengang und ihre mathematische Durchrechnung sind sehr schwierig. Im wesentlichen beruht sie auf der Voraussetzung, die ja der Erfahrung nicht widerspricht, daß der sich abkühlende Sonnengasball sich zusammenzieht, daß er auf diese Weise dichter wird und so neue Wärmemengen erzeugt. Die Frage ist nun, ob die durch die Ausstrahlung in den Raum sich ergebenden Wärmeverluste durch die Kontraktion des Sonnenballs ausgeglichen werden können, bzw. wie groß dessen jährliche Schrumpfung sein muß, wenn sie wirklich die Quelle der ewigen Krafterneuerung ist. Die Anwendung der Gasgesetze und des Gesetzes von der Erhaltung der Energie ergibt, daß der Durchmesser des Sonnenballs sich in diesem Fall jährlich um etwa 100 Meter verkleinern müßte. Mit astronomischen Hilfsmitteln kann man so geringe Größenveränderungen in der Entfernung der Sonne nicht messen; beweisen kann man also die Richtigkeit der Kontraktionstheorie auf diese Weise nicht. Man kann aber nachweisen, daß die allmähliche Zusammenziehung der Sonne nicht die alleinige Quelle der Sonnenwärme sein kann, indem man nämlich die Gesamtwärme berechnet, die die Sonne bisher ausgestrahlt hat, von der Zeit an, da sie noch ein Nebelball von „unendlicher" Ausdehnung war, bis zum heutigen Tag, und indem man weiter ausrechnet, innerhalb welcher Zeit dieser Wärmevorrat verausgabt worden sein müßte, wenn die Ausstrahlung der Sonne stets gleichgeblieben wäre. Man kommt auf den Betrag von „nur" etwa 12 bis 24 Millionen Jahren; und dieser Betrag ist, nach dem einleitend Gesagten, eben auch viel zu klein. Nachdem man vor etwa 30 Jahren die ungeheueren Kräfte erkannt hat, die durch den radioaktiven Zerfall gewisser Elemente frei werden, hat man natürlich auch versucht, die Radioaktivität als Ursache der Sonnenkraft einzusetzen, um so mehr, als man große Mengen Helium, das bei jeder radioaktiven Zersetzung frei wird, auf der Sonne nachgewiesen hat. Man kann unschwer berechnen, wieviel Radium z. B. die Sonne enthalten müßte, damit dessen Zersetzung die dauernd ausgestrahlte Sonnenenergie erneuern könnte. Auf jedes Kilogramm Sonnenmasse kämen noch nicht anderthalb Milligramm Radium, was nicht außerhalb aller Möglichkeit liegt. Und doch kann das Radium nicht die Ursache der ewigen Krafterneuerung unseres Zentralkörpers Sonne sein. Man kann nämlich bei jedem radioaktiven Element die sogenannte „Halbwertzeit" berechnen, d. h. die Zeit, nach der die vorhandene Menge des Elements, gleichgültig, wie groß sie ist, auf die Hälfte gesunken ist. Und diese Halbwertzeit beträgt beim Radium nur 1750 Jahre. Nach 1750 Jahren wäre also nur noch die Hälfte Radium vorhanden, nach 3500 Jahren der

vierte Teil und sehr bald nur noch eine so kleine Menge, daß von einer nennenswerten Ausstrahlung von Energie nicht mehr die Rede sein könnte. Alles Leben auf der Erde wäre nach ein paar tausend Jahren erstorben, und nicht viel später wäre auch die Sonne nur noch ein rotierender kalter Gasball. Die anderen bekannten radioaktiven Elemente haben zwar eine für astronomische Zeitläufe ausreichende Halbwertzeit bzw. Lebensdauer, aber die aus ihnen bei der Zersetzung frei werdenden Wärmemengen reichten nicht annähernd zur Deckung der Sonnenwärme aus; selbst dann nicht, wenn die ganze Sonne etwa aus Uran oder Thorium bestünde. Entweder also gibt es auf der Sonne noch andere radioaktive Substanzen, deren Energieinhalt wie auch Halbwertzeit ausreichend groß sind, oder auch die radioaktiven Elemente stellen nicht die letzten Quellen der Sonnenwärme dar. Neuerdings neigt man dazu, den Zerfall der Materie, also die Atomzertrümmerung, als letzte Ursache der Wärmeerzeugung anzusehen; die moderne Physik faßt die Materie gewissermaßen als zusammengeballte Energie auf. Bei jedem Zerfall der Materie werden ungeheuere Mengen Energie frei, und man kommt bei der Durchrechnung auf Kraftmengen und Zeiten, die auch für astronomische Verhältnisse ausreichend sind. Da man über das Wesen des Atomzerfalls aber bis heute noch im unklaren ist, tappt auch diese Theorie noch durchaus im dunkeln, und man muß vorläufig noch zugestehen, daß man keinen Begriff vom Ursprung der Sonnenwärme und damit von der Quelle alles irdischen Lebens hat. A. Lion.

Vom Ober- und Unterbewußtsein.

Unsere Träume sind die Pforte, die in das unbekannte Reich des Unterbewußten führen. Eine neue bizarre Welt von Phantasmen und Wunderlichkeiten erschließt sich uns, in der wir Ungeahntes und Unmögliches erleben, schweben können, die schwierigsten Probleme lösen und uns alles dessen wieder erinnern, was wir im Wachzustand absolut vergessen haben. Und alle diese Geschehnisse springen in kaleidoskopartigem Wechsel und scheinbar ohne jeden inneren Zusammenhang über uns hinweg, ganz unlogisch, ohne daß wir uns nur im geringsten über ihre Sinnlosigkeit verwundern. Ja, wir führen mitunter dabei Gespräche mit anderen Personen, die doch nur wir selbst sein können, Spaltungen des eigenen Ichs. Sind wir denn nichts Einheitliches? Gibt es für all das Sonderbare wohl eine Deutung? Die gibt es. Wir Menschen besitzen eben keine einfache geistige Struktur, sondern eine doppelte. Wir haben ein zweifaches Bewußtsein, ein oberes und ein unterbewußtes. Im Lichte des hypnotischen Versuchs unterliegt der Begriff der Persönlichkeit einer vollständigen Umwandlung. Sie, die wir immer gewohnt sind, als Einheit zu betrachten, wird darin zur Synthese, zur Zweiheit. Dieses Doppeldasein führen wir aber, ohne uns seiner recht bewußt zu werden. Richtiger, ohne uns dessen noch bewußt zu sein: Durch unsere Kultur und die Übung reiner Verstandesarbeit ist viel von den supranormalen Fähigkeiten in uns verschüttet, die wir in einem früheren Zustand besaßen, wo wir in inniger Naturverbundenheit lebten. Ihres Besitzes können sich heute noch Völker mit anderer Bildungssphäre, wie die Inder und Tibeter, rühmen, die diese ursprünglichen Gaben nicht abgetötet haben, sondern weiterzuentwickeln wußten. Dort im Osten fließen die tiefen Quellen der Weisheit. Erst seit einem Jahrhundert wurde uns dieses Tor aufgetan. Die Geschichte der Entdeckung des Unterbewußtseins reicht bis in die Mitte des vergangenen 19. zurück. Es war Georg Friedrich Daumer, der in seinem großen Werk „Die Religion des neuen Weltalters" erstmalig von einem latenten zweiten Bewußtsein des Menschen sprach, das mit dem allgemeinen inneren Wesen der Natur eins ist. Also derselbe Gedanke. Seit 50 Jahren haben wir dafür auch den experimentellen Beweis im Hypnotismus, jenem Keil, der alle materialistische Wissenschaft auseinandertreiben wird und uns in Abwendung des Bloß-Stofflichen die Anregungen zu einer modernen Seelenforschung brachte. Sosehr diese Erkenntnis bereits Allgemeingut geworden ist, ausgewertet und sich dienstbar gemacht haben sie bis jetzt nur die Psychoanalyse und die Parapsychologie. Sie dem Verständnis der Allgemeinheit nähergebracht zu haben, ist das Verdienst von Thomson Jay Hudson, mit seinem wundervollen Buche „Das Gesetz der psychischen Erscheinungen", das in seiner Leichtfaßlichkeit wegen seines außerordentlich reichen Inhalts jedermann zur Lektüre empfohlen werden kann. Hudson unterscheidet bei dem Menschen das objektive und das subjektive Ego (Ego ist die lateinische Form für Ich) und versteht unter ersterem den normalen sichtbaren Menschen, unter letzterem sein Unterbewußtes. Er formuliert in leicht faßlicher Form dann weiter: Das subjektive Ich ist mit unabhängigen Kräften und mit der Fähigkeit begabt, unter bestimmten Bedingungen eine vom Körper unabhängige Existenz zu führen (Doppelgänger, Phantom, Materialisation). Während das objektive Ich, also der Mensch im Normalzustand, die Umwelt durch seine fünf Sinne wahrnimmt, erkennt das subjektive Ich, also unser Unterbewußtsein, intuitiv; es nimmt seine Umgebung durch Mittel wahr, die unabhängig von unseren Sinnen sind. Ja, seine höchsten Aufgaben löst es nach deren Ausschalten, also im Tiefschlaf, in der Hypnose, der mesmerischen, somnambulen und medialen Trance sowie in der Agonie des Sterbens. So scheint es fast, als ob unsere Sinne eher Schranken als Vermittler unserer Erfahrung wären. Außerdem besitzt das subjektive Ich, was sehr wichtig, ein absolutes Gedächtnis, während das objektive Erinnerungsvermögen einem Sieb gleicht, durch das die meisten Eindrücke hindurchgleiten, um in den tiefen Schächten des Unterbewußten aufbewahrt zu bleiben. Das rechte Gleichmaß zwischen beiden Ichs führt zu normalem geistigen Leben, solange das objektive Ich die Zügel hält. Mediale Kräfte löst die vorübergehende Herrschaft des Unterbewußtseins aus. Wird es aber zum schrankenlosen Alleinherrscher, dann verfällt der Mensch der Dämonie des Wahnsinns. Dr. Zenker.

Der Einfluß der Planeten auf die Berufseignung.

Rückt der Tag näher, an dem die jungen Menschen die Schule verlassen, dann wird die Frage immer brennender, welchen Beruf der Sohn oder die Tochter ergreifen soll. Erörterungen über den geeigneten Beruf sind im Elternhaus und unter den jungen Leuten an der Tagesordnung. Sind nun hierbei alle Betroffenen in ihren Entschlüssen frei, oder unterliegen sie gewissen von außen kommenden Eingebungen? Bei der vorliegenden Untersuchung soll die Behauptung der Astrologie (Sterndeutekunst) behandelt werden, die Stellungen der Planeten zur Geburtsstunde eines Menschen hätten Einfluß auf sein späteres Schicksal, insbesondere auf die Wahl seines Berufs. Da es nicht möglich ist, alle Berufe zugleich zu erfassen, so muß einer herausgegriffen werden, für den eine typische Veranlagung in Frage kommt. Die Wahl fiel auf den Beruf des militärischen Führers, der sich in Kampfeszeiten als Feldherr bewährt. Da nun die Astrologie behauptet, daß für die militärische Begabung die Stellung von Planeten in feurigen Tierkreiszeichen in Frage kommt, daß ferner für den allgemeinen

Kampfesinstinkt Winkelbildungen zwischen Sonne und Mars und zwischen Mond und Mars notwendig sind, und daß überhaupt in den Horoskopen von Soldaten Mars eine besondere Rolle spielen müsse, so wurden die Horoskope von 186 Feldherren der letzten großen Kriege, des amerikanischen Sezessionskrieges, des Krieges von 1870/71, des Burenkrieges, des Russisch-Japanischen Krieges, des Weltkrieges usw. zugrunde gelegt. Wenn tatsächlich die Behauptung der Astrologie richtig wäre, dann müßten sich gerade bei dem gewählten Beruf überwältigend hohe Anzahlen von Marsstellungen in den Feuerzeichen Widder, Löwe und Schütze ergeben. Aber weder für die Stellung des Mars allein oder aller Planeten in den einzelnen Zeichen noch für die Stellung des Mars oder aller Planeten in den Feuerzeichen ergibt sich eine Bestätigung der astrologischen Behauptungen. Es findet sich sogar Mars weniger oft in den Feuerzeichen, als man bei gleicher Verteilung der Fälle hätte erwarten können. Nicht bloß wenige Prozent über der bei gleicher Verteilung zu erwartenden Zahl, nein, mindestens die Hälfte der Fälle oder gar mehr hätten Marsstellungen in Feuerzeichen ergeben müssen. Dann hätte man tatsächlich die Möglichkeit eines Marseinflusses bei der Berufswahl ins Auge fassen müssen. Je größer die Zahl der in Betracht gezogenen Fälle ist, um so gleichmäßiger ist die Verteilung. Das entspricht den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung so typisch, daß daraufhin wohl gesagt werden kann: Die Wahl des militärischen Berufs ist nicht vom Einfluß der Planeten abhängig. Zu diesem Ergebnis gelangt Prof. Dr. Arthur Krause auch in seinem bei J. J. Weber, Leipzig, erschienenen Werke „Die Astrologie (Entwicklung, Aufbau und Kritik)". Es ist auch für den Laien interessant, den übersichtlichen Ausführungen des Verfassers über die Geschichte der Astrologie, den Ausbau und die Deutung des Horoskops zu folgen. In dem vierten Abschnitt des Werkes, Kritik der Astrologie, ergeht sich Prof. Krause unter anderm in fesselnder Weise über die Astrologie als Wahrsagekunst, Prädestinationslehre und als Glaube.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: bat — bau — de — de — del — der — er — ge — hän — hän — kön — la — mat — ne — nen — ner — re — ritz — ser — stoff — stür — te — te — ten — trum — wa — was — ze — zen sind 11 Wörter zu bilden, deren erste Silben im Zusammenhang ein Schillerwort nennen. Die Wörter bedeuten: 1 Chemisches Element, 2 Ruhelager, 3 Aussprache, 4 Schachfigur, 5 Kohlenwagen bei der Eisenbahn, 6 altes sächsisches Adelsgeschlecht, 7 Teil eines Bruches, 8 Komponist, 9 nordamerikanischer Unionsstaat, 10 Küchengerät, 11 Mittelpunkt.

Stumme Gäste.

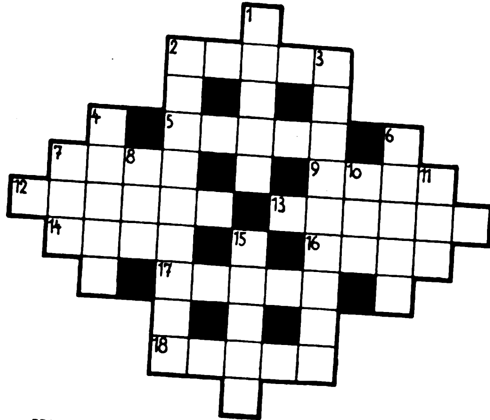
Kennst du die Freunde, die dich stets erfreuen,
Auch dann noch, wenn sie dir den Rücken zeigen?
Die einzig wahren sind's, die einzig treuen.
Sie sagen viel, wenn sie auch ewig schweigen.
Bald schaust du sie in stolzem Prachtgewande,
Bald einfach schlicht im groben Leinenkittel,
Sie tragen keine Orden zwar am Bande,
Und doch am Band erkennst du ihren Titel.

Kreuzrätsel.

1	2
3	4
5	6
7	8

1–2 Fahrzeug, 1–4 schwedisches Königsgeschlecht, 1–5 Verkaufsgegenstand, 1–6 Teil des Bienenstocks, 2–5 Art, 3–2 Fischeier, 3–4 Mädchenname, 3–6 Amtskleid, 3–8 Knabenname, 5–2 Naturerscheinung, 5–6 Pflanze, 5–8 deutscher Komponist, 7–1 Fluß in Rußland, 7–3 römischer Kaiser, 7–8 Volk in Afrika.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Religiöser Dichter, 5 Körperorgan, 7 Körperteil, 9 kaufmännische Bezeichnung, 12 indischer Dichter, 13 spanische Stadt, 14 Germane, 16 Gerücht, 17 sagenhafter Vogel, 18 asiatisches Reich; senkrecht: 1 Krankheit, 2 Zierpflanze, 3 Nahrungsmittel, 4 estländische Insel, 6 ehemaliger russischer Herrschersitz, 7 Wäldchen, 8 schlechte Lebenslage, 10 Stadt im italienischen Südtirol, 11 weiblicher Vorname, 15 Insekt.

Einschalträtsel.

Haar — Speer — Scherz — Rentier — Bruch — Sache — Fähre — Gebet — Maler

Durch Einfügen je eines bestimmten Buchstabens in die einzelnen Wörter sind Wörter anderen Sinnes zu bilden. Die eingesetzten Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine Sportübung.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4401.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4399.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Draht, 4 Theke, 7 Köcher, 9 Tenor, 11 Seher, 13 Roman, 15 Egel, 16 Sand, 17 Enns, 19 Meer, 21 Ideal, 23 Sorte, 24 Lukas, 25 Papagei, 26 Raute, 27 Elias; senkrecht: 1 Druse, 2 Hotel, 3 Teer, 4 Thor, 5 Heros, 6 Elend, 8 Legende, 10 Bankett, 12 Heine, 14 Maler, 17 Eimer, 18 Salat, 19 Mosel, 20 Rebus, 22 Lupe, 23 Sage.

Verwandlungsrätsel: Backe, Bohne, Uran, Mitte, Riese, Rate, Mode, Oper, Stahl, Orkan, Loge, Wolle, Zunge, Remus, Abel, Rum, Posa. — Christoph Kolumbus.

Maler-Ergänzungsrätsel: Liebermann, Tischbein, Spitzweg.

Silbenrätsel: 1 Iris, 2 Naemi, 3 Dagobert, 4 Eitelkeit, 5 Nudelholz, 6 Alabaster, 7 Ulster, 8 Gehirnhautentzündung, 9 Eleonore, 10 Narkose, 11 Luzifer. — „In den Augen liegt das Herz."

Putzsucht: P–Robe.

Rebus: Unterfranken.

Magisches Doppelquadrat:

s p u k
p o l o
u l a n
k o n f e k t
e s a u
k a l b
t u b a

wie geschaffen für die Reise

praktisch und bequem, für Ihre Gesundheit unentbehrlich, sind Ortizon-Mundwasser-Kugeln.

Gründliche Desinfektion des Mundes durch Ortizon schützt wirksam gegen Ansteckung und Erkältung, denen Sie gerade auf der Reise überall ausgesetzt sind. Ortizon beseitigt üblen Mundgeruch und bleicht die Zähne, ohne den Schmelz anzugreifen. Durch die feste Form ist ein Auslaufen von Flüssigkeit im Koffer ausgeschlossen.

BAYER

Also: Auf Reisen stets

Ortizon

MUNDWASSER-KUGELN

Goldene Ferientage....

Wenn die Sonne lacht und eine würzige Brise vom Wasser über Deck streicht, verspürt man einen Optimismus, der wie eine Befreiung wirkt. In solch glücklichen Stunden erobert man alle Herzen im Sturm mit

STOLLWERCK Schokolade Pralinen



„OHNE DASS DIE BESCHAUER ES MERKEN

ist der

AKTUELLE BILDERDIENST

durch seine schönen, interessanten Bilder eine wirksame Reklame für das Schaufenster usw."

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

Aktueller Bilderdienst, Verlag J. J. Weber in Leipzig C 1.



Original Schiessers Knüpftrikot

D. R. P. 302724.

Die beste poröse Unterkleidung, weil sie sich nicht verdreht, haltbar und elegant ist.

Nur Originalware trägt diese Schutzmarke.



Echt ägyptisch Mako, zweifädig.

In gut sortierten Spezialgeschäften erhältlich.

Allein. Fabrikant:

J. Schiesser A.-G., Radolfzell.

AUREOL



Seit 33 Jahren anerkannt beste HAARFARBE

Überall erhältlich

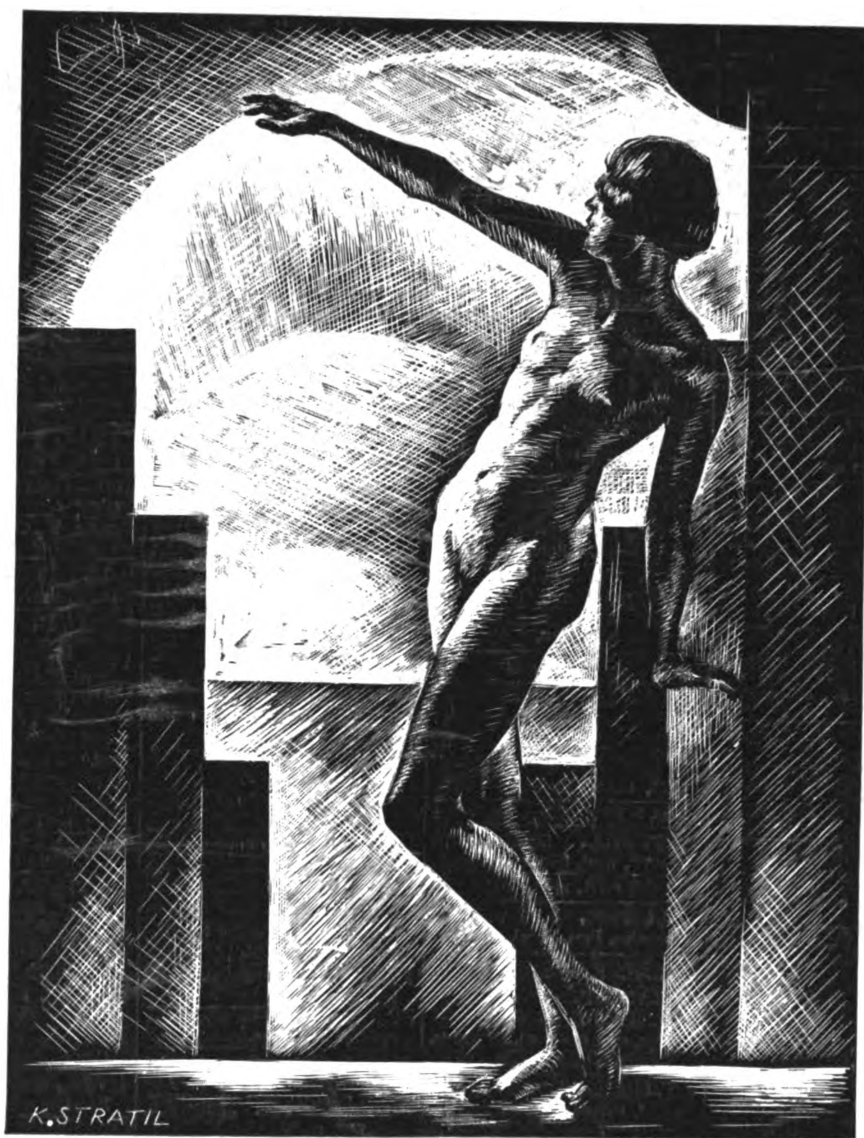
färbt echt u. natürlich in allen Nuancen v. hellsten Blond bis z. tiefsten Schwarz

PROBEKARTON ZU 1 PORTION RM 1.85
PROBEKARTON ZU 2 PORTION. RM 3.30
ORIGIN.KARTON ZU 4 PORTION. RM 5.50

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BLN. MARKGRAFENSTR. 26

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4401 ✶ 18·JULI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS

BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BADEN-BADEN. BADHOTEL DARMSTÄDTER HOF, mod. Komf.
HOTEL „DREI KÖNIGE", mod. Komf.
GOLFHOTEL, vornehm u. modern.
CAFÉ GRETEL, feinbgl., best. Lage.
HOTEL SCHWARZWALDHOF, fein bürgerl., fließ. Wasser.
HOTEL ZÄHRINGER HOF, Fam.-Hotel. Mod. Komf.

BAD BRAMBACH i. Vogtl. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

BAD EMS. HOTEL STAATL. KURHAUS. Erst. Haus. Jegl. Komf.
STAATL. HOTEL u. BÄDER „DAS RÖMERBAD", I. Rang., beste Lage.
HOTEL „ZUM LÖWEN", fein bürgerl., mod. Komf.
DELLERS HOTEL „STADT WIESBADEN", mod. Haus.

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Prosp.
HOTEL „BELVEDERE-BELLEVUE", vornehm, m. letzt. Komf.
HOTEL KÖNIGSVILLA, führendes Haus, jed. Komf.

KARLSBAD. KÜNZELS CENTRAL-HOTEL LOIB, I. Rang. Kurzentr. Jahresbetrieb, mod. Komf.
„GRAND HOTEL PUPP", „PARK HOTEL PUPP", die Zentrale des Kurlebens.

BAD KISSINGEN. HOTEL PENSION VILLA ELSA, den verwöhntesten Ansprüchen genüg.
HOTEL METROPOL, I. Ranges, moderner Komfort.

BAD KUNNERSDORF, Böhmen, Post Oschitz. Moorbad, beispiellose Heilerfolge.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN, klin. Kuranstalt, moderne Heilbehelfe.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- u. Moorbad.

MARIENBAD. PALAST HOTEL FÜRSTENHOF. HOTEL NEW YORK. HOTEL ENGLISCHER HOF. Die Häuser m. letztem Komfort.
ETABL. „BELLEVUE", sonnige Waldlage, günst. Pension.
HOTEL RAUSCHER, fließ. Wasser. Warmwasserheizg., erstkl. Rest.
HOTEL WAGNER, altrenom. Mod. Komf.

BAD MERGENTHEIM. HOSPIZ EXCELSIOR, mod. Behaglichkeit, zivile Preise.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. Rang., jeder Komf.
ELEONOREN HOSPIZ, letzter Komf. 80 Zimm., 100 Bett.
HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA, mod. Komf., beste Lage.

BAD SALZUNGEN. Solbad für Katarrhe u. Frauenl.

BAD SCHMIEDEBERG. KAISERBAD, führendes Kurhaus.

WIESBADEN. EDENHOTEL, schönstes Haus, den verwöhntesten Ansprüchen genügend.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.
HOTEL POST, I. Rang., mod. Komf.
PENSION RATH, beste Lage.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BANSIN, das deutsche Ostseebad.
HOTEL REICHSKANZLER, altbekannte Familienpension.
PENSION RUNGE, vornehm, mod., behaglich.

BORKUM. „Hochseeklima", nicht Wattendunst, nicht Küstenluft.
KURHOTEL IRENE, das ideale Familienhotel.
STRANDVILLA OTTO HAWICH, vornehm, direkt am Meer.
STRANDHOTEL HOHENZOLLERN, erstkl., direkt am Strand.

HERINGSDORF. KURHAUS KAISERHOF ATLANTIC, 300 Betten, letzter Komf.
KURHOTEL QUISISANA, beste Lage, mod. Komf.
LINDEMANNS HOTEL, I. Rang., mod. Komf.

NORDERNEY. Das führende deutsche Nordseebad.
DAS GROSSE LOGIERHAUS, LOGIERHAUS BAZAR, die Häuser der Badeverwaltung.

SWINEMÜNDE. HOTEL „ST. HUBERTUS", mod. Komf. Jahresbetr.
HOTEL DRESDENER HOF am Strand, erstkl.
STRANDHAUS „TREPTOW" a. Strand, komfortabel.

ZINNOWITZ. KURHAUS PREUSSENHOF. Vornehmstes Haus am Strand.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

ERZGEBIRGE

OBERWIESENTHAL. RATHAUS-HOTEL, I. Ranges, mod. Komf.
CAFÉ und PENSION FRIEDRICH, gemütl. Aufenthalt.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, mod. eingerichtet.

KRUMMHÜBEL. DREYHAUPTS HOTEL, mod. Komf.
HOTEL PREUSS. HOF, altrenomm. Beste Lage.

SCHREIBERHAU. SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. Für Erholung und Lebensfreude.

OBERHOF. HOTEL THÜRINGER WALD, mod. Komf.

SCHWARZBURG. HOTEL „WEISSER HIRSCH". Das Haus für Ihre Ferien.

HARZ

BENNECKENSTEIN. HOTEL HERZOG, bestrenommiert.
HOTEL WALDHAUS, idyll. Lage.

HALBERSTADT. PENSION „WILHELM HOCHHAUS".

HOHEGEISS. HOTEL EBERSBERG, feinbürgerlich u. behaglich.

ILSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN", mod. Komf.

RÜBELAND. BAUMANNSHÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

BAD SACHSA. Glanzpunkt des Südharzes, klimat. Kurort.
CAFÉ HAASE, Zentrum des Kurbetriebes.

ST. ANDREASBERG. HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.

SCHIERKE. HOTEL KÖNIG, bevorzug. Gaststätte, bestrenom.
HOTEL WALDFRIEDEN, bestempfohlen, mod. Komf.

TRESEBURG. HOTEL FORELLE, I. Haus, beste Lage.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. GRAND HOTEL, jed. mod. Komf.
HOTEL SOLE-KURBAD, mod. Haus.
Berchtesgaden-Schellenberg. SCHAFFERWIRT, gutbürgerlich.

BAYR.-GMAIN. HOTEL POST, gutbürgerlich.

OESTERREICH

BAD GASTEIN. GRAND HOTEL GASTEINER HOF, I. Ranges, mod. Komf.
HOTEL MOZART, jeder Komfort. Jahresbetrieb.
HOTEL STRAUBINGER u. AUSTRIA, die vornehmen Häuser.

GRAZ, GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komf., I. Ranges.

LINZ. GRAND HOTEL DE L'EUROPE, neu erbaut, 110 Zimmer.
HOTEL WEINZINGER, vornehm. Haus mit allem Komfort.

KÄRNTEN

MILLSTADT am See. HOTEL BURGSTALLER, führendes Fam.-Hotel.

SEEBODEN am Millstädter See, alpines Seebad, 580 m.
HOTEL STEINER, altren. 100 Betten.

SPITTAL. HOTEL „ALTE POST", mod. führend. Haus.
GASTHOF ERTL, mod., bestrenom.

VILLACH. CAFÉ WIEN. Vornehm. Fam.-Lokal.

SALZKAMMERGUT

Das Seenparadies Oesterreichs.

SOLBAD AUSSEE. 650 m, alpiner Kurort, Prospekte.
HOTEL POST, führ. Haus, div. Komf.

ST. GILGEN. GASTHOF FÜRBERG, altrenom. u. beliebt.
HOTEL „ZUR POST", feinbürgl.
FISCHERS SEEREST. u. PENS. a. See, altrenom.

GOISERN. HOTEL GOISERMÜHLE, I. Haus, beste Lage.

BAD ISCHL. HOTEL GOLD. KREUZ, I. Ranges, mod. Komfort.
HOTEL POST, bestrenom.
GASTHOF STÖGER, „GOLDNES HUFEISEN", Stöger-Stüberl.

LUEG. PENSION LUEG, altrenom.

STROBL. GRAND HOTEL AM SEE, moderner Komfort.

ST. WOLFGANG. HOTEL PETER, führend. Familien-Hotel.

WEISSENBACH am Attersee. HOTEL POST, führendes Haus.

VORARLBERG

BREGENZ. CAFÉ WALDNER, bestrenommiert.

BÜRSENBERG. 865 m. GASTHOF RHÄTIKON, altbeliebt.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.
HOTEL „ZUM HIRSCHEN", div. Komf.

FELDKIRCH. RESTAURANT LINGG, Einkehrstätte d. Fremden.

ST. GALLENKIRCH. GASTHOF ADLER, bestrenom.

GARGELLEN. HOTEL VERGALDEN, 1600 m, mod. Komf.

GÜTTLE. RAPPENLOCHSCHLUCHT, beliebter Ausflug.

SCHRUNS. HOTEL TAUBEPOST, bestrenommiert.

TIROL

ACHENSEE. HOTEL SCHOLASTIKA, herrl. Lage, Wassersport, Tennis.

BRAMBERG, Pinzgau. GASTHOF SENNINGERBRÄU.

HOCHZIRL. GASTHOF KAISER MAX, bürgl., gutrenom.

INNSBRUCK. HOTEL MARIA THERESIA, berühmt, erstkl.

Igls b. Innsbruck. HOTEL GOTHENSITZ, Prospekte.

KRIMML. BAHNHOFS-HOTEL, gutgeführt, günstige Preise.

LANS b. Innsbruck, 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.

MITTERSILL, Pinzgau. Am Fuße der Venediger- u. Glocknergruppe. Gute Gaststätte. Prospekte d. d. Verkehrsverein.

NEUKIRCHEN am Großvenediger, 856 m.
HOTEL „ZUM BAHNHOF", gutgeführt, beste Lage.
GASTHOF KAMMERLANDER, gutbgl., fließendes Wasser, Prospekte.
GASTHOF NEUWIRT, gutbürgerlich, zentrale Lage.
GASTHOF POST, gutbgl., zentr. Lage.

NIEDERNSILL bei Zell am See. GASTHOF HILGENSAUER, mod. Komf., beste Lage.

PERTISAU. HOTEL POST, gutbürgl.
GASTHOF und PENSION PFANDLER, gutbürgl., div. Komf.

PIESENDORF. GASTHOF „MITTERWIRT", gutbürgl.

SCHARNITZ. „ZUM GOLD. ADLER", gutbürgl.

SEEFELD. GASTHOF KLOSTERBRÄU, renom.
CAFÉ SEYERLING, Fam.-Café, gutrenomm.

WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

ST. JOHANN, CAFÉ RAINER, führend. Haus.

STUBEN am Arlberg. GASTHOF POST, führend.

WALD bei Krimml. GASTHOF STRASSER, gutbürgerl.

ZIRL. GASTHOF „ZUR POST", gutbürgl. Prosp.

ITALIEN

ABBAZIA. GRAND HOTEL LAURANA, b. Abbazia, vornehm.
HOTEL EDEN u. QUISISANA, komfortable Häuser, Prosp.
PENSION MARIA ZAWOYSKI, sonnige Seezimmer, Prospekte.

BOZEN. HOTEL MONDSCHEIN, mod. Komf., 100 Zimmer.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.
PENSION QUISISANA, bestempfohl.

BRESSANONE. KÜNSTLERSTÜBLE, altren. Sehensw.

BRUNICO. CAFÉ CORSO, Treffp. d. Fremden.
HOTEL POST, bestrenommiert.

CAMPO-TURES. HOTEL ELEFANT, gutbürgl.

CAVALESE. PENSION SAVOIA, neu eingerichtet.

COLLE ISARCO. HOTEL SAVOY. AUKENTHALER, Deutsches Haus.

S. CANDIDO, Pustertal. Prosp. d. Comitato di Cura.
CAFÉ und KONDIT. „EISENDLE", erstklass.

CORTINA D'AMPEZZO. SOCIETE AUTOMOBILISTICA DOLOMITI, Verkehr nach all. Richtg.
MENARDI MILLER, Luxus-Autovermietung.
BAR-CAFÉ „SPORT", Treffp. d. Fremden.

KASTELRUTH. HOTEL LAMM, solid. Fam.-Hotel.

MERAN. Südalpiner Kurort.
HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.
HOTEL FINSTERMÜNZ, mäß. Preise.
SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.
SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.
SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbehelfe.
HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Bett., mod. Komfort, mäßige Preise.
HOTEL POSTA-LARDSCHNEIDER, 165 Betten, I. Ranges.

PONTE ALL' ISARCO. HOTEL POSTA-CORONA, erstklass.
HOTEL und BAD DREIKIRCHEN, 1120 m, angenehmer Aufenth.

RIVA. HOTEL BELLEVUE, mod. Komf.
LIDO-PALACE-HOTEL, mod. Haus.
HOTEL SEEVILLA, herrl. Park u. Seebad.

SEIS am Schlern. HOTEL SIUSI, vornehm, mod.

SELVA. HOTEL CORONA, Dolomitenblick, bestrenom.
HOTEL PENSION STELLA, Dolomitenblick, erstklassig.

VENEDIG. HOTEL BELVEDERE, I. 3. neu eröffnet. Letzt. Eleganz u. Komf.
GRAND HOTEL LUNA, am Markuspl.

VIPITENO. GASTHOF CAVALINO, gutbürgl.
HOTEL POSTA-NUOVA, gutbürgl.

ITALIENISCHE RIVIERA

NERVI bei Genua. CAFÉ „LA MARINELLA", erstklass. Fremdenlokal.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.
HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.
PARKSANATORIUM AROSA, beste Kurerfolge, Prospekt F.
SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.
SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.
PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer Chefarzt Dr. J. Gwerder.

LOCARNO. HOTEL METROPOL am See, von Deutsch. bevorzugt.

LUGANO. CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt am See mit Schwimm- u. Sonnenbad.
HOTEL PENSION MINERVA, prachtv. Aussicht, mäßige Preise.
HOTEL VICTORIA AM SEE, moderner Komfort, Nähe Strandbad.
HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.
HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.
KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.– bis 10.–.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÈ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.
HOTEL-PENSION MÜLLER, erstkl. mod. Komf.

LUZERN. HOTEL ST. GOTTHARD TERMINUS, I. Rang, mod. Komf., an Bahn und Schiff.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstklassig.

BAD RAGAZ. HOTEL KRONE, gutbürgl., bestgel.

SAMADEN. HOTEL DES ALPES, fein bürgerlich. Fam.-Hotel.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim. Heimweg 27.

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

Berchtesgadener Land
mit Watzmann u. Königsee
Das Paradies der bayerischen Alpen.
Alpines Solebad. Höhenluft und Terrainkur. Bergsport. Kurkapelle. Hervorragend für Vor- und Nachkuren und als Übergangsaufenthalt von und nach dem Süden, und in sehr hochgelegene Gebiete geeignet. Besonders mildes Frühjahrs- und Herbstklima. Auskünfte u. Prospekte durch das Verkehrsamt des Berchtesgadener Landes.
BEN DER

Bad Blankenburg Thüringer Wald
Sanatorium für Nervöse und Nervenkranke
Sanitätsrat Dr. Warda

KURHAUS für Nervenkranke **Tannenfeld** bei Nöbdenitz, Thüringen. Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.

Schwarzburg Die Perle Thüringens
Hotel Weisser Hirsch
Schönstgelegenes behagliches Familienhaus

BIARRITZ HOTEL ALPHONSE XIII
Familien-Hotels
Winter i/Ste. Maxime-Var: „Grand-Hotel"

Innere-, Nerven- und Stoffwechselleiden, Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen.

Dr. Köhler's Sanatorium Bad Elster
Sämtl. physik.-diät. Heilmittel und die Kurmittel des Bades (Moorbäder im Hause) Höchster Komfort. Prospekte auf Wunsch.
Rheuma.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4401 / 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

18. JULI 1929

AUS IN- UND AUSLÄNDISCHEN BÄDERN UND KURORTEN.

Sommer in Bern. Wer die Schweiz bereist, sollte sich unbedingt die stromumrauschte, romantische Zähringerstadt Bern ansehen. Bern im Sommer ist ein Bild, das man nie vergißt. Eingebettet in eine Landschaft von unvergleichlicher Schönheit, bekränzt von einer ununterbrochenen Kette unserer Alpenriesen, erstrahlen seine architektonischen und städtebaulichen Schönheiten in geradezu verklärtem Lichte. Schon die Einfahrt in die Stadt hinterläßt einen nachhaltigen Eindruck. Sie führt über eine Brücke, die sich hoch über dem tiefeingeschnittenen Bett der Aare wölbt und gewährt den wunderbaren Anblick des Aufstieges der Stadt von dem Flußbett über dichtgeschlossene, mittelalterlich konstruierte Häuserreihen bis zum feindurchbrochenen Turm des Münsters. Bern ist während des Sommers infolge seiner klimatischen Verhältnisse außerordentlich geschätzt. Die Nächte sind kühl, angenehme Winde lassen nie eine drückende Hitze aufkommen. Bern ist auch kein Häusermeer, in dem sich die Hitze fängt. Überall, in der Stadt, um die Stadt herum sowie in deren Umgebung breiten sich die schönsten Anlagen aus, von denen jede wieder eine Sehenswürdigkeit und eine Überraschung bietet. Die Plattform am Fuße des Münsters, die Terrassen beim Bundeshaus, die Anlagen auf den alten Verschanzungen der Stadt, der Kursaal, dies alles sind Promenaden und Aussichtspunkte, die mit ihrem wunderbaren Pflanzenschmuck und der unvergleichlichen Aussicht auf Stadt und Alpen zum Erlebnis werden. Neben den baulichen Sehenswürdigkeiten, von denen manche aus dem Mittelalter stammen, bieten auch die äußeren Quartiere mit ihren feudalen Gütern gerade jetzt einen prächtigen Anblick. Rundfahrten in Automobilen, die vom Städtischen Verkehrsbureau veranstaltet werden, vermitteln bequem täglich zweimal den Besuch all dieser sommerlichen Schönheiten. Autofahrten führen auch ins Emmenthal, ins Gebiet des Gurnigels mit seiner alpinen Landschaft und in weitere Gegenden des unvergleichlich schönen Bernerlandes. Konzerte in öffentlichen Anlagen und Gärten, weltstädtische Kinos, Sommertheater, Varieté bringen Abwechslung und Zerstreuung. Das hochinteressante Volksleben, das uralte Tradition mit dem Zeitgemäßen vereinigt, bietet manche abwechslungsreiche Stunde.

Bad Harzburg. Die erste Seilschwebebahn des Harzes, von dem 300 m ü. M. gelegenen Bad Harzburg zum Burgberg, ist dem Betrieb übergeben worden. Sie überwindet von der Tal- zur Bergstation einen Höhenunterschied von 185 m und ist 490 m lang. Die Harzburger Badegäste werden mit der neuen Bergbahn in eine Höhenlage von etwa 500 m befördert. Die Talstation befindet sich in der Nähe des Kurhauses Bad Harzburg und unmittelbar an der Hauptstraße durch den Harz von Harzburg nach Nordhausen. Neben den Ruinen der von Kaiser Heinrich IV. um 1065 erbauten Kaiserburg auf dem Burgberg erreicht die Seilschwebebahn ihr Ende.

St. Moritz. Dem Ruf der ältesten bekannten Heilquellen Europas, der St. Moritzer Eisensäuerlinge, sind auch dieses Jahr wieder viele gefolgt. Ein reges Leben entfaltet sich in den Kuranlagen. Wer Augen hat zu sehen, dem kann es nicht entgangen sein, daß St. Moritz mit raschen Schritten dem Hochbetrieb entgegen geht. Lebhafter schlägt von Tag zu Tag der Puls des Lebens. Wer nicht zu Touren und Ausflügen in höhere Regionen zieht oder sich durch die Drahtseilbahnen emportragen läßt, der findet Stille, Weltferne und Tannenduft auch auf den ungezählten, wohlgepflegten Spazierwegen. St. Moritz ist auch das Ziel von zahlreichen Gesellschaftsreisen. Wenn es den Namen einer „Drehscheibe des Automobilverkehrs in Graubünden" führt, so ist das weder eine Übertreibung noch eine Anmaßung, sondern Tatsache. Denn ein Strom von Automobilen aus aller Herren Länder flutet tagaus, tagein durch die Straßen dieses Weltbades.

Warnemünde. In der Ferienzeit bietet der herrliche steinfreie Strand von Warnemünde, der das nach allen Seiten hin unbegrenzte Meer umsäumt, der kräftige Wellenschlag, die durchsonnte Luft und die waldreiche Umgebung alle Vorzüge eines naturnahen Lebens, das dem Städter Erholung und Gesundheit zuführt. Was den Gästen den Aufenthalt im Ostseebad Warnemünde so angenehm macht, liegt in jener Mischung Warnemündes, die Fischerdorf und Weltkurbad verbindet. Jeder Forderung nach ruhiger Erholung oder vielseitiger Zerstreuung wird entsprochen. Warnemünde kommt in der Hauptsaison allen Wünschen bezüglich der Aufenthaltskosten entgegen; es befriedigt verwöhnte und einfache Ansprüche. Die Pforten des Sommers sind geöffnet, die Meteorologie verspricht wetterbegnadete Wochen, Warnemünde erwartet alle, die Körper und Geist, Kraft und Lebensmut stärken wollen. — Der Prospekt 1929 ist von der Badeverwaltung Warnemünde kostenlos erhältlich.

Dies und Das.

Das neue Passagier-Motorschiff „General Osorio“. Außer dem Motorschiff „Milwaukee“ nahm das für den Dienst nach Brasilien und dem La Plata bestimmte 12000 Br.-Reg.-Tonnen große Motorschiff „General Osorio“ der Hamburg-Amerika Linie seine Fahrten auf. Das neue Schiff ist das größte im Südamerikadienst der Hapag. Es bietet in einer Mittel- und einer dritten Klasse 1200 Passagieren Raum. Bei einer Geschwindigkeit von 15 Knoten wird es die Strecke Hamburg—Rio de Janeiro in nur 16 Tagen und Hamburg—Buenos Aires in 21 Tagen zurücklegen. Da M. S. „General Osorio“ durch tropische Gebiete fährt, sind seine Kammern und Gesellschaftsräume weitläufig und hell gehalten und vorzüglich ventiliert. Daneben tragen ein Sportdeck, ein freiliegendes Schwimmbad und andere Spezialeinrichtungen den Bedürfnissen der Tropenfahrt Rechnung.

Vom Film. Bei einer vor kurzem erfolgten Abstimmung über die geschäftlichen Erfolge der vergangenen Saison, an der sich 1005 deutsche Kinos beteiligten, wurde der Dieterle-Film „Die Heilige und ihr Narr“ mit 258 Stimmen als erfolgreichster deutscher Film bezeichnet. Hierauf folgen mit 190 Stimmen „Wolga, Wolga“, mit 162 „Ungarische Rapsodie“; mit 130 schließt „Der Kampf ums Matterhorn“ ab.

General Motors-Ausstellung. In Leipzig veranstaltete die General Motors G. m. b. H. im Verein mit den sächsischen Vertretern auf dem Messegelände eine Ausstellung ihrer Erzeugnisse, die durch eine Pressebesichtigung am 5. Juli eröffnet wurde. Die ausgestellten Wagen, vom teuersten Luxuswagen, dem Cadillac, bis zum preiswerten Gebrauchswagen, dem Chevrolet, fanden allgemein großes Interesse und fachmännische Anerkennung bei den zahlreichen Teilnehmern. In einer Ansprache wurde ein Überblick gegeben über die riesige Ausdehnung der General Motors-Unternehmungen, die 11 Automobilfabriken und viele Zubehör-Werke umfassen, über ihre Kapitalkraft und über ihre vorbildliche Produktions-, Absatz- und Finanzorganisation. Als interessante Einzelheit sei erwähnt, daß an Chevrolet-Wagen allein im Jahre 1928 rund 1,8 Millionen Stück gebaut und abgesetzt wurden; die gesamten Werke lieferten während des ganzen Jahres 1928 mehr als 3 Wagen pro Minute.

Festspiele in Heilbronn.

Im historischen Deutsch-Ordenshof der schönen Neckarstadt Heilbronn finden von Ende Juni an jeden Sonnabend und Sonntag Freilichtfestspiele des „Käthchen von Heilbronn“ statt. Der Reinertrag soll zur Erneuerung des 400jährigen Kilianturms in Heilbronn verwendet werden, welcher eins der kostbarsten Bauwerke deutscher Frührenaissance darstellt.

Trinkt Fachinger.

Bei Leberleiden und Gelbsucht ist dem überall weitverbreiteten natürlichen Gesundheitswasser „Staatl. Fachingen“ wegen seiner außerordentlich günstigen Wirkung von maßgebender Seite das allerhöchste Lob ausgesprochen worden.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



IM „CIRCLE PRIVÉ“ DES CASINOS IN MONTE CARLO

GEMÄLDE VON SIR JOHN LAVERY

(Mit Genehmigung der Royal Academy, London



TONKÜNSTLERFEST UND OPERNFESTWOCHE IN DUISBURG (2.–7. JULI)

Vorstand mit Musikausschuß des Allgemeinen Deutschen Musikvereins als Gäste beim Oberbürgermeister Dr. Jarres in Duisburg.

Von rechts nach links: (Sitzend) Arnold Schönberg, Berlin; Hermann Bischoff, München; Prof. Dr. v. Hausegger, München; (stehend): Prof. Josephson, Duisburg; Dr. Holl, Frankfurt; Generalmusikdirektor Dr. Siegel, Krefeld; Museumsdirektor Dr. Hoff, Duisburg; Prof. Dr. Springer, Berlin; Johann Schünemann, Bremen; Oberbürgermeister Dr. Jarres; Generalmusikdirektor Prof. Dr. Stein, Kiel; Prof. Haas, München; Musikschriftsteller Paul Schwers, Berlin; Arnold Ebel, Berlin; Kapellmeister Grümmer, Duisburg; Dr. v. Keußler, Hamburg; Oberspielleiter Dr. Schum, Duisburg; Julius Weißmann, Freiburg; Prof. Hugo Holle, Stuttgart; Intendant Dr. Saladin Schmitt; Generalmusikdirektor Dr. Raabe, Aachen; Kapellmeister Hillenbrand, Duisburg; Herr Voßnacke; Herr Oberbaurat Pregizer; Herr v. Ravenstein; Beigeordneter Kind. (Phot. Gerling, Duisburg.)

SPIELE DER ERWACHSENEN / VON PROFESSOR DR. ERICH STERN

Zwischen Spiel und Arbeit besteht ein tiefgreifender Unterschied: Arbeit ist ein Handeln, ein Tun, das bestimmte Ziele erreichen will; das Spiel aber ist, seinem innersten Wesen nach, nicht auf Ziele gerichtet; es ist zweckfreies Tun. Zur Deutung des Spiels ist eine Reihe von Theorien aufgestellt worden, von denen hier die wesentlichsten kurz angeführt seien. Die eine, die Erholungstheorie, besagt, daß das Spiel wesentlich der Erholung diene. Dies gilt nun sicherlich nicht für die Spiele des Kindes; denn das Kind kennt keine Arbeit, es kennt nur das Spiel, und man wüßte nicht, wovon das Kind sich beim Spielen erholen soll. Eine zweite Theorie, die Kraftüberschußtheorie, glaubt, daß der Mensch im Spiel Kräfte, die sonst brachliegen, nutzt, daß überschüssige Energie im Spiel die Möglichkeit hat, sich auszuleben. Eine dritte Theorie, die Übungstheorie, sieht das Wesen des Spiels darin, daß sich in ihm Kräfte und Funktionen üben, die der Mensch dann im Ernstfall braucht; das Spiel ist Vorübung für den Ernstfall. Eine andere Theorie sieht im Spiel den Ausdruck geheimer, dem Menschen selbst nicht bewußter Wünsche; das Spiel gibt uns dann Aufschluß über das innere Leben des Menschen.

Alle diese Theorien gelten auch für die Spiele der Erwachsenen, ja, diese zeigen uns oft den Sinn und die Bedeutung des Spielens besonders deutlich. Ehemals waren die Spiele für ihn von weit geringerer Bedeutung; er arbeitete zwölf, fünfzehn Stunden und noch mehr am Tage, und wenn er aufhörte, war er müde und sank in sein Bett. Heute aber besteht der Tag etwa aus drei Teilen: je ein Drittel gehört der Arbeit, dem Schlaf und der Erholung, Unterhaltung, Zerstreuung, Fortbildung. In das letzte Drittel gehört auch das Spiel, das verschiedene Formen hat und verschiedenen Motiven entspringt.

Viele Spiele sind sicher reine Erholungsspiele. Der Mensch, der tagsüber in den engen Rahmen eines Berufs eingespannt ist, vermag oft am Abend nicht mehr, sich einer ernsten, schweren, anstrengenden Betätigung zu widmen, und so greift der Mensch zum Spiel. In diese Gruppe gehören viele Brettspiele, gehören manche leichtere Kartenspiele, vor allem die sogenannten „Patiencen". Oft werden Spiele gewählt, die eine nicht unerhebliche geistige Leistung erfordern, wie z. B. Schach; aber auch sie können erholend wirken: Die Kräfte, die das Spiel hier beansprucht, sind ganz anderer Art als die Kräfte, die der Beruf erfordert; dadurch, daß sie den Geist beanspruchen, lenken sie ihn ab von den Sorgen des Berufs und der Arbeit und wirken erholend. Auch viele Bewegungsspiele sind in die Gruppe der Erholungsspiele zu rechnen.

Für eine große Reihe anderer Spiele gilt, daß sie Funktionen, welche die Berufsarbeit nicht ausreichend beansprucht, Betätigungsmöglichkeiten gewähren. Das ist heute von ganz besonderer Wichtigkeit; denn die Berufsarbeit stellt, bei der so weit getriebenen Arbeitsteilung der Gegenwart, immer nur einzelne Kräfte in ihren Dienst, während die anderen ungenutzt bleiben. Vor allem ist zu bedenken, daß die Arbeit nicht selten unbefriedigend ist, wenig Lustgefühle verschafft, daß sich Gefühlsstauungen ergeben, die eine „Abfuhr" finden müssen. Und besonders hier hat das Spiel eine große Bedeutung. Sport und Turnen sind gerade deshalb von so hohem Wert, weil sie Lustgefühle auslösen, den Bewegungs- und Tätigkeitsdrang des Menschen sich ausleben lassen, der sich mit seiner ganzen, ungeteilten Persönlichkeit an das Spiel hinzugeben vermag. Viele Spiele sind gerade dadurch wertvoll, daß sie ein Gegengewicht gegen die Berufsarbeit schaffen.

Eine weitere Gruppe von Spielen möchte ich als Phantasiespiele bezeichnen; ihr Reiz liegt in der Betätigung der Phantasie, der das Leben keine oder wenig Nahrung bietet. Hierhin gehören die Masken- und Verkleidungs-, die Theaterspiele, die dem Spielenden die Möglichkeit gewähren, sich in eine Rolle, die das Leben ihm versagt hat, einzuleben und sich in ihr auszuleben. Phantasiespiele sind nicht selten Wunschspiele, d. h. Spiele, die Ausdruck von Wünschen sind, selbst wenn sie dem Spieler selbst nicht bewußt sind. Auch bei zahlreichen Spielen, die zunächst ganz anderer Herkunft zu sein scheinen, liegt in der Phantasiebetätigung doch ein wesentlicher Anreiz: Der Wandernde träumt davon, in ein unbekanntes Land vorzudringen und große Entdeckungen zu machen! Auch viele der sogenannten Tagträumereien gehören zu dieser Gruppe. — Eine weitere Gruppe bilden die Denkspiele. Hierzu sind vor allem die heute so verbreiteten Rätselspiele zu zählen; es gibt ja kaum mehr eine Zeitung oder eine Zeitschrift, die nicht eine „Rätselecke" hätte, und das Rätselraten kann geradezu eine Leidenschaft werden. Viele Rätsel stellen an das Denken sehr hohe Anforderungen; es gilt, gesonderte Elemente zu verbinden, aus irgendwelchen Teile ein Ganzes zusammenzusetzen, aus Merkmalen einen Gegenstand zu erkennen usw. Eine Spannung entsteht, die beim Finden der Lösung in Lusterlebnisse ausmündet. Man darf nicht vergessen, daß sich beim Rätselraten intellektuelle Funktionen betätigen und üben, die weitgehend im Leben wichtig sind. In die gleiche Gruppe gehören die heute von manchen Seiten progagierten „Denksportaufgaben".

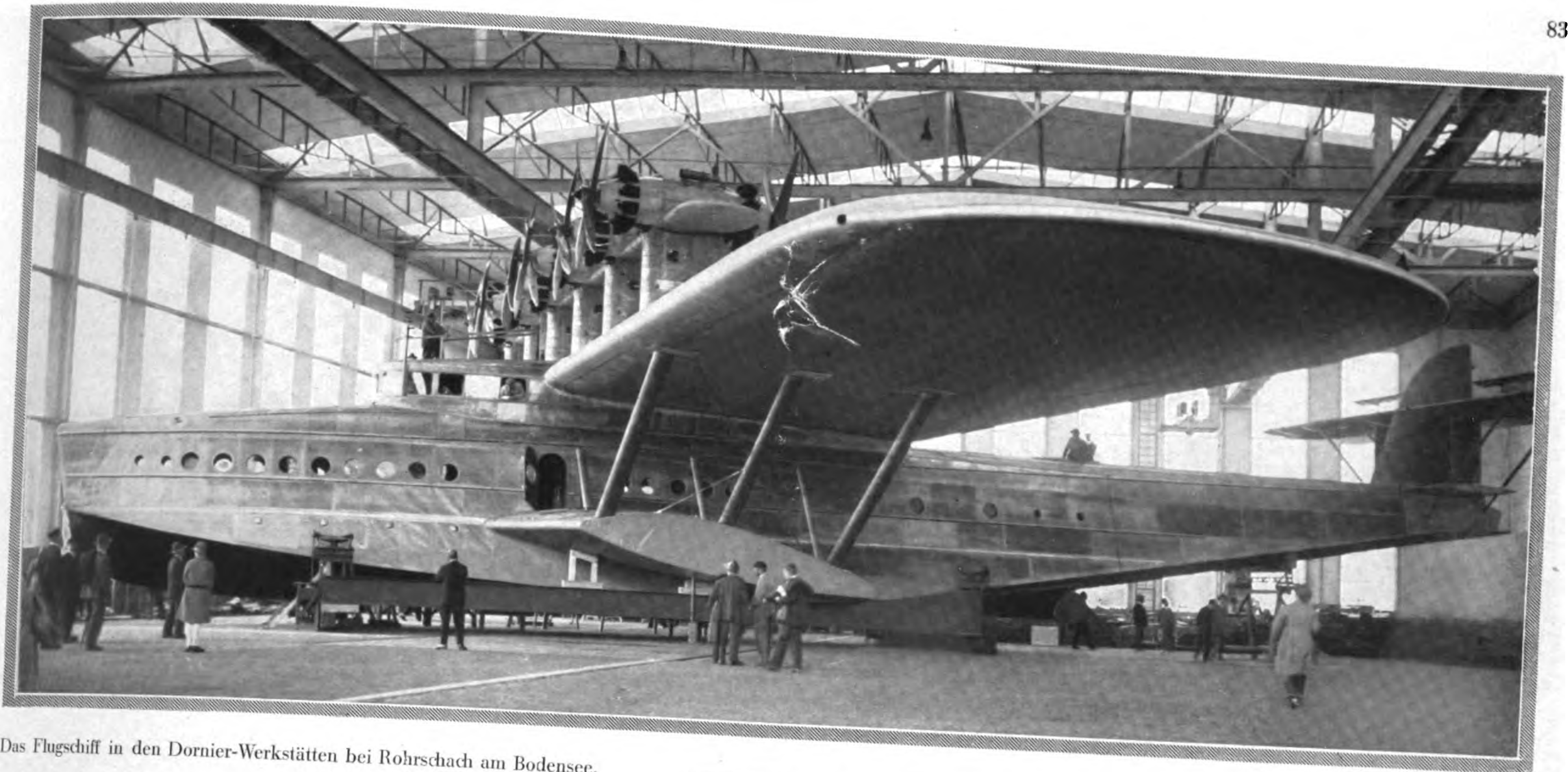
Mit den früher genannten Erholungsspielen und mit den Denkspielen verwandt sind viele der sogenannten Geduldsspiele, wie etwa die Zusammensetzspiele, bei denen aus Steinchen verschiedener Form bestimmte Figuren zusammenzusetzen sind. Diese Spiele verlangen oft nicht unerhebliche Denk- und Kombinationsleistungen, wirken zugleich in hohem Maße zerstreuend.

Eine weitere Gruppe von Spielen möchte ich als Reizhungerspiele bezeichnen, weil sie einem Hunger nach starken Reizen und Sensationen ihren Ursprung verdanken. Hierhin gehören die Glücksspiele, mag es sich um Roulett, Poker oder irgendein anderes Spiel handeln. Der Hauptreiz liegt in dem Wagnis, in dem Risiko, in der Spannung, die das Spiel auslöst, in der Erwartung. Diese Spiele werden besonders von denen gesucht, deren Leben arm an Reizen und Spannungen ist, mögen sie in einem geistlosen Beruf stehen, mögen sie überhaupt keinen Beruf haben, mag ihnen das Leben leer und öde erscheinen, weil es keinen Inhalt hat, wie dies für die Besucher der großen internationalen Spielklubs und der Spielhöllen gilt, die wohl jede große Stadt besitzt. Das Spiel bietet hier die Anregungen, die dem Leben sonst fehlen.

Andere Spiele müssen als Geschicklichkeitsspiele betrachtet werden: Spiele wie Schießen, Werfen, Kegeln u. a. m., bei denen es darauf ankommt, mit Geschicklichkeit, der Anpassung der Bewegungen an eine Aufgabe, ein bestimmtes Ziel zu erreichen. Hier liegt der psychologische Wert gleichfalls in der Spannung, die in Lusterlebnisse ausklingt, wenn das Ziel erreicht wird. Während aber beim Glücksspiel das Erreichen des „Gewinns" von persönlichen Kräften und Fähigkeiten unabhängig ist, kommt es beim Geschicklichkeitsspiel auf persönliche Qualitäten an, was für viele einen besonderen Reiz darstellt, besonders wenn man die Leistungssteigerung, die möglich ist, hinzunimmt. Mit manchen Geschicklichkeitsspielen ist eine gewisse Gefahr verbunden, die es zu meistern gilt, und dieses Gefahrmoment, das beim Klettern, Springen, bei vielen Sportarten besonders deutlich ist, bildet einen starken Anreiz.

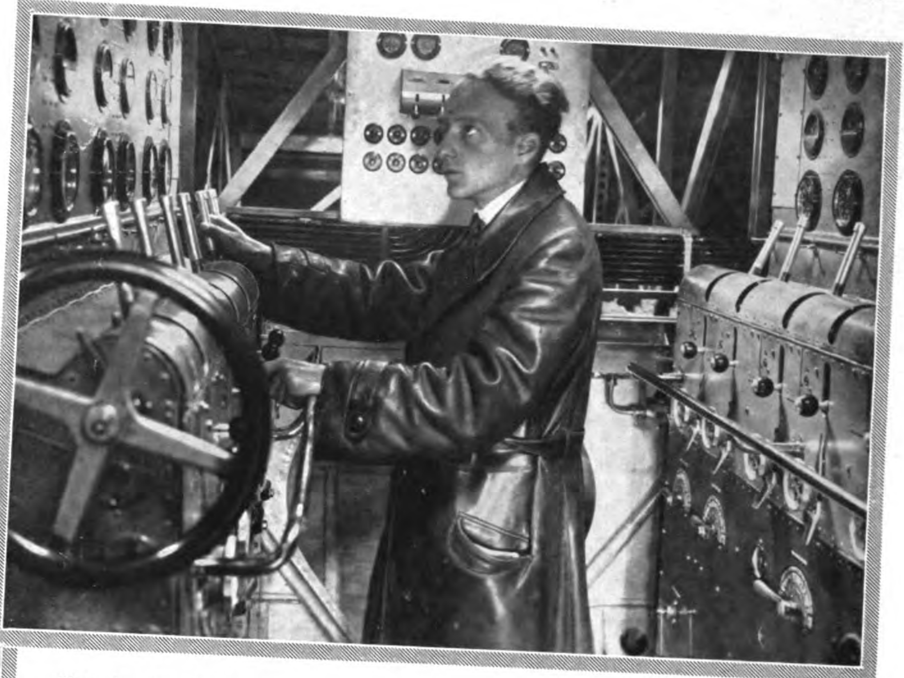
Und endlich sind noch die erotischen Spiele zu nennen. Das Treibende liegt hier im Erotischen, in dem „Spielenlassen" und spielerischen Betätigen des Erotischen. So muß etwa der „Flirt" als Liebe-Spielen aufgefaßt werden; viele Gesellschafts- und Pfänderspiele gehören hierher: Ein leichter erotischer Reiz soll erzeugt werden, ein leichtes Gefühl der Spannung, der Schwingung des sinnlichen Erlebens; es ist ein Tasten und Versuchen, das oft dem tiefer gehenden, ernsten Erlebnis voraufgeht. Auch in zahlreichen Tanz- und Bewegungsspielen spielt das erotische Moment eine wesentliche Rolle.

Vielfältig sind also die Spiele des Erwachsenen, sie entspringen mannigfachen Bedürfnissen und Motiven. Viele von ihnen sind außerordenlich wichtig für sein Leben und für seine seelische Gesundheit, schaffen sie doch die Möglichkeit, Stauungen abzureagieren, Ansprüche, die das Leben nicht befriedigt, auszugleichen. Mit den Spielen verwandt ist eine Reihe von anderen „Nebenbeschäftigungen" — Sammeln, Aufziehen von Tieren — auch sie sind für den Menschen wichtig. Fast jeder von uns hat sein „Steckenpferd", seine Lieblingsbeschäftigung, die er neben der Arbeit treibt, und das ist gut. Manchem, der keine hat, gilt es, eine ihm gemäße zu schaffen, um ihn mit seiner Lebensaufgabe zu versöhnen und ihn für diese frisch zu halten.



Das Flugschiff in den Dornier-Werkstätten bei Rohrschach am Bodensee.

DER NEUE LUFTRIESE „DO X“



Blick in den Navigationsraum. Welch eine Fülle von Schaltern, Hebeln und Zeigern!

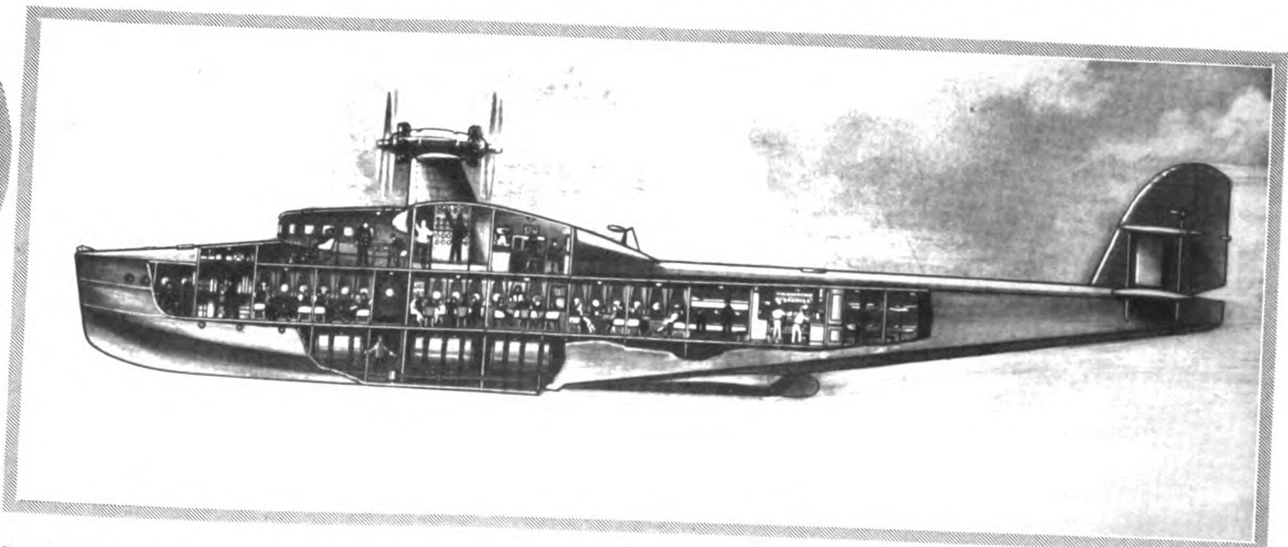
Do X, das neueste Werk der Dornier-Metallbauten A.-G., erwies am 12. Juli auf dem Bodensee zum erstenmal seine Flugfähigkeit. Nahezu zwei Jahre lang ist an diesem gegenwärtig größten Flugschiff der Welt gebaut worden. 40 m Länge, 48 m Spannweite, 10 m Höhe, 100 Passagiere Fassungsvermögen, 12 Siemens-Motoren, 6300 PS, 22 000 kg Zuladung — das sind einige Zahlen, die ungefähr einen Begriff geben von der Größe und der Bedeutung dieses Wunderwerks deutscher Technik, bei dessen Konstruktion die Betriebssicherheit als oberster Gesichtspunkt galt. Dem imposanten Luftriesen ein herzliches „Glückauf“ und „Glückab“ für die Zukunft!



Das Passagierdeck, das nach den Probeflügen als kleiner Tanzsaal und Salon eingerichtet werden soll.



Direktor Dr. Claude Dornier, der Chefkonstrukteur des Flugschiffes.



Durchschnitt durch das Flugschiff.

Schematische Zeichnung von v. Römer, München.

DER MALER PAUL PLONTKE

VON PROFESSOR Dr. GERT BUCHHEIT

So freigebig wir uns zeigen, wenn es gilt, einen toten Künstler zu ehren, so beschämend mißtrauisch und zurückhaltend sind wir bisweilen in der öffentlichen Anerkennung von Künstlern, die noch unter uns weilen. Gewiß, Tiraden sind vom Übel, wenn sie Tagesgrößen oder Cliquengöttern gelten. Aber was uns fehlt, sind zeitige Erklärungen und sachliche Wegweiser zu solchen Künstlern, die durch ihr gegenwärtiges Schaffen der Zukunft dienen. — Bei Professor Paul Plontke wäre es nicht schwer, den Sinn seines Schaffens schon jetzt auf eine bestimmte Formel zu bringen. Vielleicht weil dieses Schaffen sich in besonderen geistigen Räumen bewegt, etwa in denen der religiösen Kunst, wie die zahlreichen Madonnen und Passionen der Frühzeit beweisen, und daher eine bezeichnende Etikette sich geradezu aufdrängt. Aber sie würde die Vielseitigkeit und das innere Tempo dieses Kunstwollens nicht recht zum Ausdruck bringen und über Unwesentlichem das Wichtigere vergessen: nämlich, daß dieser energische und zielbewußte Mensch ein Künstler ist, der die Dinge zu erleben versteht und rückhaltlos, sooft er zum Pinsel greift, seine volle Persönlichkeit ins Treffen führt. Aber was würde dies alles besagen? Nicht viel mehr vielleicht, als wenn wir das Leben des Künstlers beschreiben wollten. Und doch haben wir nicht den Hochmut, dem Wesen zuliebe das Äußerlich-Tatsächliche des Daseins zu verachten. Hier die Regesten dieses Lebens, die geschehenen Dinge! Im Jahre 1884 wurde Paul Plontke als Sohn einer alten oberschlesischen Familie geboren. Nach anfänglichen Studien an der Dresdener Kunstschule besuchte er die Berliner Akademie, der er — seit einigen Jahren — als Professor der Malklasse seine beste Kraft widmet. Wiederholte Aufenthalte im schlesischen Industriegebiet ließen jedoch die lebendige Verbindung mit der engeren Heimat nicht abbrechen. Zeitweilig schien es, als würde der Meister ein Darsteller des oberschlesischen Industriegebiets werden. Doch sollten bald schon die Aufgaben, die ihm aus dem Bezirk der kirchlichen Kunst zuwuchsen, und die eigene stark porträtistische Begabung seiner konsequent sachlichen Einstellung eine andere Richtung geben. Die beseelte und gemütvolle Welt der religiösen Motive hat seine herbe Linienführung und seinen überaus einfachen Figurenstil zu höchster Steigerung des Ausdrucks und lauterster Klarheit der Gebärde fähig gemacht. Neben das religiöse Genrebild trat die Landschaft und schließlich als entscheidende Weiterung seines Bereichs das Porträt.

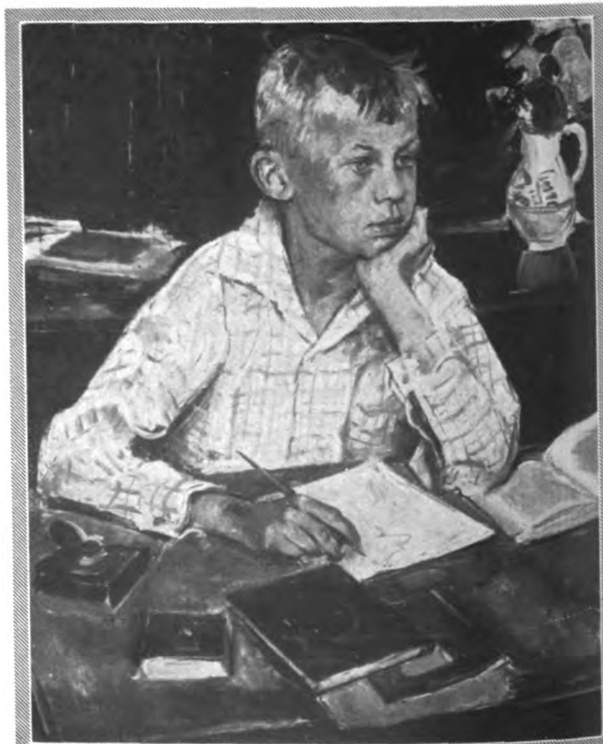
Es ist die künstlerische Ehrlichkeit der Gegenwart, die stilvoll und ohne jede Sentimentalität in seinen Menschen glüht. So wie er selbst dasteht, aufrecht, ohne Pose und ohne großen Apparat, so sind sie alle: die junge frohe deutsche Mutter mit dem quellfrischen Kinde und der echte, zu Spiel und Arbeit gleichbereite Junge der sicher kein Tugendbold sein will.



MUTTER UND KIND BEIM FRÜHSTÜCK



SELBSTBILDNIS



SCHULARBEITEN



KARTON ZUR „KREUZABNAHME“



MADONNA



VERKÜNDIGUNG



DIE KLEINE MALERIN

Indiens Gegenwart und Zukunft

Ein Bild wirtschaftlicher Entwicklung

Die hohe Entwicklung einer fast nur rückschauenden, mit dem ganzen Gesicht — manchmal sogar zwischen Scheuklappen — mehr tausendjähriger Vergangenheit zugekehrten Indologie und die liebevolle Pflege der Altkulturen des Südens und Ostens von Asien durch die Kunstwissenschaft bergen für Mitteleuropa eine ernste und folgenschwere Gefahr. Diese Gefahr liegt in der Verkennung der Spannungszustände der indischen Gegenwart und ihrer Lösungsmöglichkeit in naher und ferner Zukunft für Indiens — bei besseren sozialen Zuständen schnell anwachsende — kinderreiche 325 Millionen.

Denn der augenblickliche Raubbau des Frühindustrialismus und Frühkapitalismus neben einer im Ertrag ständig zurückgehenden, in ein furchtbares Mindestmaß der Lebenshaltung gedrängten, noch weit überwiegenden Landwirtschaft kann nicht dauern; er ist, wenn irgendwo auf der Erde, für alle Fragen der Kultur, Macht und Wirtschaft krisenschwanger.

Das haben mit hellen Augen führende Gewerkschaftskreise in Mitteleuropa und England früher erkannt als die Wissenschaft; sie begegnen damit einem begreiflichen Streben der geistigen Führer Jung-Indiens, gerade Mitteleuropa die Interessengemeinschaft klarzumachen, die zwischen einer Hebung der indischen Lebenshaltung und der Rettung der gegen den Weltdurchschnitt sehr hohen Lebensführung, namentlich des Kulturfaktors, der Qualitätsarbeiter Englands und Mitteleuropas besteht.

Von dieser Frage der Wirtschaft sind aber solche der Macht — namentlich zur Selbstbestimmung — und des Kulturangleichs nicht zu lösen. Aus dieser Erkenntnis hat vor einigen Jahren Professor Benoy Kumar Sarkar in seinem „Futurismus Jung-Indiens" den ganzen Problemkreis umschrieben; und dieser Erkenntnis dient jüngst eine ganz ausgezeichnete Veröffentlichung der indischen Erfahrungen britischer und deutscher Gewerkschaftsführer: Schrader-Furtwängler: „Das werktätige Indien." Denn dieses werktätige Indien mit allen seinen sozialen Spannungen, das im Grunde jetzt schon so stark auf Europa einwirkt, aber vom europäischen Globetrotter zumeist nicht aufgesucht, begriffen oder gesehen wird, dieses Indien von heute muß jeder kennen, dem die wirtschaftliche Zukunft der Welt am Herzen liegt.

Aus der Gegenwart des werktätigen Indiens, aus der Baumwoll- und Jutelandschaft, aus dem Nebeneinander der großen Tata-Schwerindustriewerke und der von ihnen langsam verdrängten, in Industrieproletariat umgeschmolzenen Dörfer primitiver Stammesreste der ältesten Ursiedler, aus dem allindischen Verfassungsentwurf der Gesamtheit der indischen Parteien — nicht aus dem Tadsch-Mahal, aus den Upanischaden und dem Mahabharata — lassen sich vielleicht Schlüsse auf Indiens Zukunft ziehen; hier allenfalls findet man die Ansätze zu einer geopolitischen und soziologischen Prognose, einen Ausblick auf die Tragweite, die ein Durchdringen dieser zweitgrößten Volksverdichtung des Erdballs zur Selbstbestimmung in Kultur, Macht und Wirtschaft für die zwei anderen, die mitteleuropäische und die ostasiatische, haben muß. Deshalb verfolgen wir mit einer Bilderseite aus diesem werktätigen Indien einen großen Erziehungszweck für die Allgemeinheit denkender Mitteleuropäer, wie ihn die Gewerkschaftsdelegation in Indien unter der Führung von Shaw für den Weltblick der leider seltenen, in Kontinenten denkenden Arbeiter anstrebte. Gewiß wird die daraus entspringende Erweiterung ihres Weltbildes zunächst nur Minderheiten erfassen und die Gefahr zeigen, die eintritt, wenn der selbst längst noch nicht sozial ausgeglichene Industrieapparat Europas und Nordamerikas in den Monsunländern durch farbige, subtropische Massen gehandhabt wird, die — einander unterbietend — zwischen Leben und Sterben gehalten werden, deren Bekleidungsbedürfnis ein Hüfttuch und eine Kattunjacke, deren Nahrungsbedürfnis eine Handvoll Reis stillt, die zusammengepfercht in Höhlen wohnen, die keinen Kulturfaktor kennen, die höchstens die Opiumpfeife über den freudlosen vielstündigen Arbeitstag in einem Tropenklima und die Selbstverständlichkeit eines frühen Todes hinwegtäuscht. Wo aber Worte den nicht erreichen, der die Gefahr nicht sehen will, da erreicht ihn eben doch vielleicht der Eindruck des Bildes — das zu gewinnen, man freilich von der Reiseroute des Globetrotters abweichen und dabei manche Gefahr auf sich nehmen muß, so die der Berührung mit immer gegenwärtigen (epidemischen) Seuchen.

Keine Gauklerkünste von Kommissionen des Völkerbundes aber täuschen über die harten Tatsachen hinweg, daß Arbeitsbedingungen, die uns in Mitteleuropa heute eine Selbstverständlichkeit für jeden Mitmenschen sein müssen, in Wahrheit weder in Indien und China noch in den vorgelagerten Inselgirlanden auch nur annähernd eingehalten werden, daß also dort Bedingungen des Frühindustrialismus herrschen, wie sie England vor einem Jahrhundert gekannt hat, die aus dortigen, nicht unseren deutschen Zuständen die Lehren von Marx und Engels als Rückschlag hervorriefen. Aber aus ihrer Heimat vertrieben, wandern solche Zustände über die Erde und finden Nährböden, wo uralte Ordnungen und Satzungen durch Fremdgewalt zerstört oder doch ins Wanken gebracht werden, wie der alte Gesellschaftsbau Indiens, die Dorfverfassung der Panchayat mit ihrer Gemeinschaftsgastlichkeit und die asiatische Form der Demokratie überhaupt, die Radhakamal Mukerjee schildert. Auch Indien selbst sieht diese Gefahr.

Bedeutet es nicht eine ungeheure Leistung des Fortschritts in einem aus Weltanschauungsfragen zutiefst uneinigen und in der Seele zerspaltenen Volk wie dem indischen, wenn sich die bisher so oft hadernden Führer seine zahlenstärksten Weltanschauungen, Hinduismus und Islam, der schwertstolzen bündischen Genossenschaft der Sikhs, der radikalen Jung-Bengalen und der gemäßigten Reformparteiler auf einen All-Parteien-Verfassungsent-



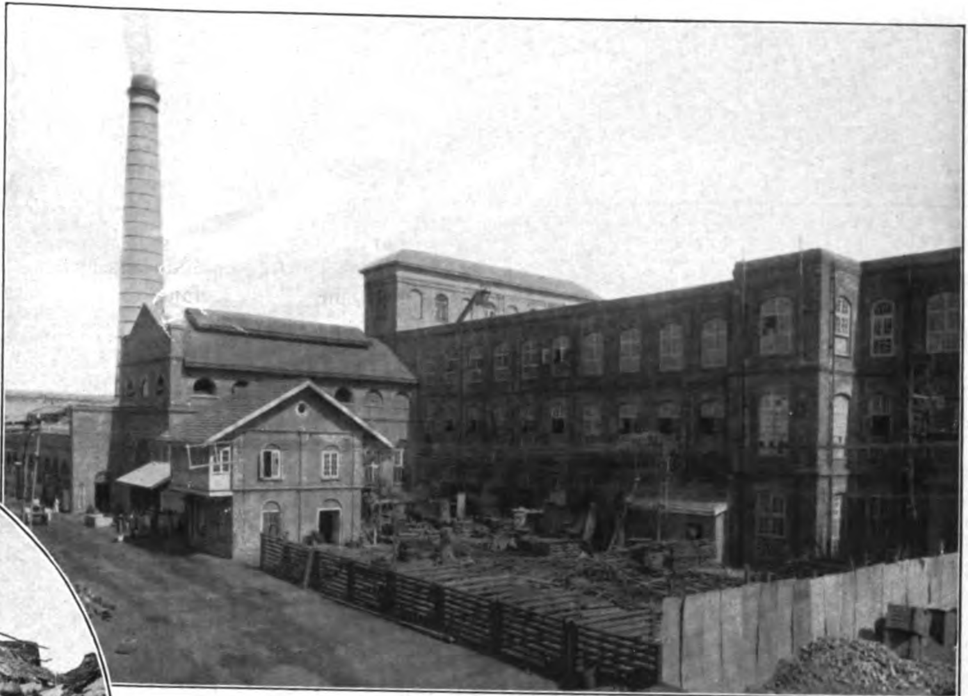
Mietkaserne der arbeitenden Bevölkerung in Madras.



Das Hüttenhaus eines indischen Kleinbauern.

wurf einigen konnten. Es ist ein Verfassungsentwurf, in dem uralter Sitte schwere Stöße versetzt werden, wie dem Kastengedanken durch die Forderung gleicher Erziehung für alle, des gleichberechtigten Zutritts zu Brunnen und öffentlichen Plätzen!

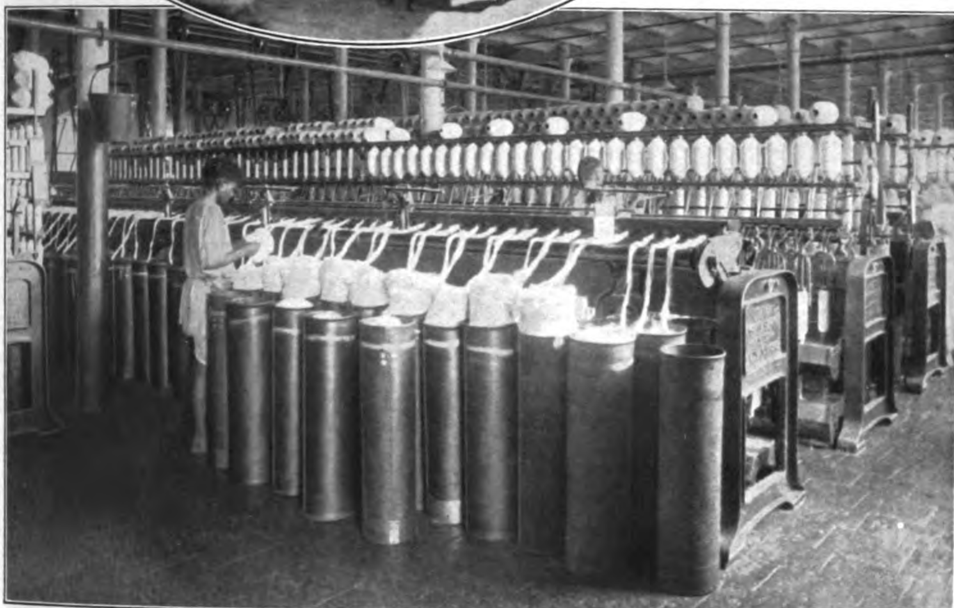
So stehen in dem merkwürdigsten Land der Erde Riesenleistungen feinster Kulturblüte, wie die großen jüngsten physikalischen Entdeckungen indischer Wissenschaft, die Weisheitsschule Rabindranath Tagores in Santiniketan oder das Pflanzenseelen-Institut von Chander Bose, neben menschenunwürdigen Daseinsbedingungen in der Landwirtschaft und den unhygienischen Siedlungsballungen des Frühindustrialismus. Harte, unausgeglichene Gegensätze, tragische Spannungen beherrschen den weiten kontinentalen Lebensraum Indiens. Edler oder sinnloser Glanz, Kunstfreude oder tolle Verschwendung flimmern neben bitterstem Elend, leuchtende Schönheit strahlt dicht neben grauer, hoffnungsarmer Not. Aber das Licht fällt auf wenige Glückliche, das hoffnungslose Grau verhüllt die Massen-Millionen! Und keine bodenentstammte ausgleichende Soziallehre, wie in China, umkleidet die scharfen Kanten der Gegensätze mit versöhnendem Ausgleichswillen zur Vermeidung auffälligen Prunks nach außen. Auf diesem Felde könnte wirklich eine gemeinsame Front echter Menschlichkeit entstehen, die zugleich dem Menschheitsideal zustrebt und einem wohlverstandenen Selbsterhaltungstrieb alter Kulturvölker in West und Ost dient, die mit weltumspannender Güte und Weisheit Gegensätze überbrückt, wo schon so viele unnötig klaffen. Prof. Dr. K. Haushofer.



Industrie nach europäischem Muster: Baumwollspinnerei in Bombay.



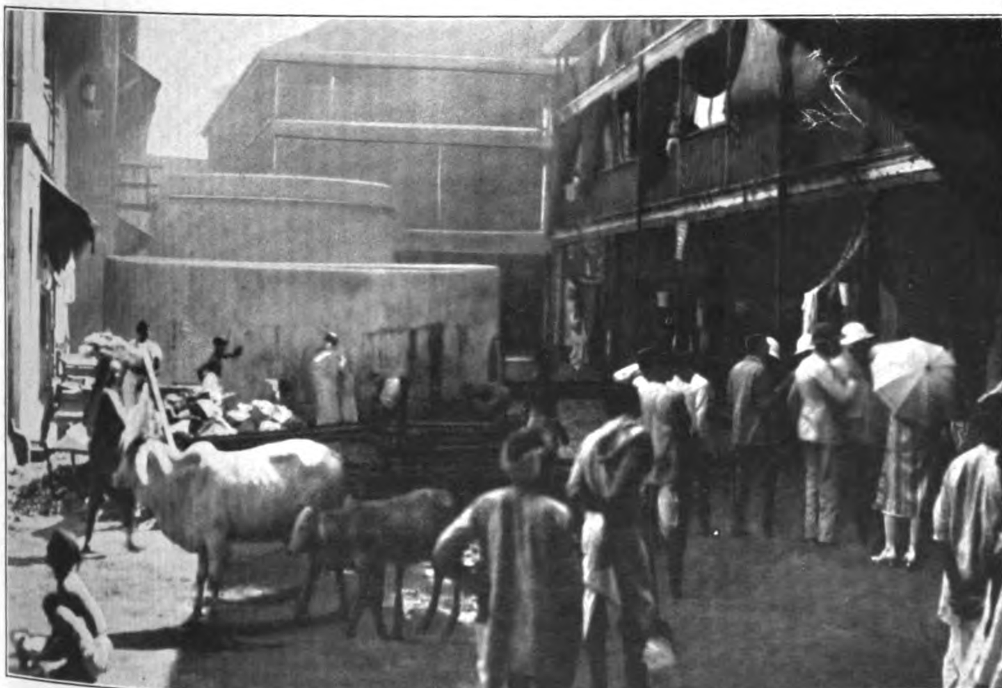
Altindisches Rasthaus.
Solche Gaststätten, die jetzt immer mehr verschwinden, boten bedürftigen Reisenden Unterkunft und Verpflegung.



Einrichtung einer der modernsten Spinnereien in Scholapur.



Am Ufer des Ganges in Benares.



Der Hof einer Mietkaserne in Bombay.

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(11. Fortsetzung.)

„Pater Benediktus," sagte der Knabe, „Rasua schickt mich — ich soll dir den Weg zeigen. Sie geht mit Vater in die Berge und kann mich nicht mitnehmen. Ich soll dir den Weg zeigen und wieder zu Großvater zurückkehren. Aber ich will bei dir bleiben. Sie haben jetzt alle keine Zeit für mich, auch Großvater nicht. Aber Mutter war sehr froh, als ich ihr erzählte, wie wir wegfuhren. Ich habe auch das Bastsegel mitgenommen, damit können wir uns ein Zelt bauen!"

Benediktus' Freude, als er Ingila wiedersah, war so groß, daß er allen Widerstand aufgab, und sein Gewissen beruhigte sich im Gedanken an Rasuas freundliche Haltung. So war er doch noch nicht ganz ausgelöscht in Nossimena. Neue Hoffnungen lebten auf. Vielleicht war Ingila in den kommenden Wirren noch am sichersten bei ihm, und vielleicht gab es einmal einen Rückweg für sie beide.

Er nahm den schmalen Kopf seines kleinen braunen Freundes in beide Hände und gelobte sich, ihm Vater und Mutter zu sein, wenn das Schicksal seine Erhaltung beschloß.

Ingila hatte die ersehnte Antwort rasch in Benediktus' Blicken gelesen und warf sich sofort zum Führer der Expedition auf. Er beschrieb den Weg und wußte, wo die Flüsse auf Furten zu überqueren waren. Er kannte leere Hütten von Holzfällern und im Wald zerstreute Maniokfelder, die Nahrung boten.

Sie beschlossen, nachts auf dem Küstenstreifen zu wandern, wo sie rasch vorwärts kamen, und sich am Tag in den Wäldern zu verstecken. Benediktus mußte die Dörfer vermeiden, weil sie nicht wußten, ob Kutavu die Bewohner gegen ihn aufrief. Aber auf den Knaben würde niemand achten — er konnte unauffällig Reis und Lebensmittel beschaffen.

Glücklicherweise fand Benediktus einige Silbermünzen in seiner Tasche, die Ingilas Vertrauen in die Zukunft noch verstärkten. Nun hatte er Aussicht, einen eisernen Kochtopf zu kaufen, ohne den ihm das Waldleben doch der vernünftigen Grundlage zu entbehren schien.

Sie wanderten in stiller Eintracht durch den dämmernden Wald, und als die Nacht kam, wagten sie sich auf den Strand hinaus. Der weiße Sand, von den letzten Ausläufern der Brandung leise überspült, bildete einen festen und doch federnden Grund, der das Gehen zu einer fast mühelosen Bewegung machte. So gingen sie am Rand der Welt, zwischen dem dunklen Wald und der hellen Brandung, Sorge und Freude zugleich im Herzen. Das Kreuz des Südens zeigte ihnen den Weg, und die Wasser des Ozeans löschten ihre Spuren aus.

Gegen Morgen bogen sie wieder in den Wald ein und bauten sich im Dickicht eine Hütte aus Zweigen. Sie hüllten sich in das Segel ein und ruhten Seite an Seite. Ingila schlief wie ein Murmeltier, während Benediktus' Gedanken noch lange an der Brücke zwischen Vergangenheit und Zukunft bauten. Allmählich strahlte die kleine Hand, die er fest in der seinen hielt, so viel Trost und Zuversicht aus, daß seine Seele Ruhe in traumlosem Schlaf fand, der ihn weit in den neuen Tag hinein geleitete.

Der Ruf der Makis, der an Kraft dem Heulen einer Sirene gleichkommt, weckte sie auf. Zutraulich und neugierig turnte ein ganzer Trupp dicht über ihnen weg — die Jüngsten um den Hals der Mutter geringelt. Schwarze Papageien entrüsteten sich über den Lärm und verstärkten ihn kreischend, während der Pirol mit tiefem Glockenton zur Ordnung rief. Aber hoch über alle diese Stimmen stieg Ingilas jodelnder Ruf, wozu er wie ein Irrwisch tanzte, um die Morgenkühle aus den Gliedern zu schütteln.

Doch Benediktus war gar nicht tänzerisch zumute. Er fühlte sich gerädert und zerschlagen und mußte sich an eine sonnige Stelle setzen, um seine Glieder zu beleben. Dabei erwachte auch sein Magen, dem mit Sonnenschein wenig geholfen war.

Ingila erriet rasch die Quelle seines Unbehagens und schoß davon, um nach kurzer Zeit mit einem großen Zweig voll wilder Mandeln zurückzukehren. Es waren süße und kernige Früchte, aber wie viele von den winzigen Nüssen mußte man mühsam aus den Schalen holen ohne nennenswerten Erfolg! Sie weckten nur die Lust nach Essen.

Wieder und wieder streifte Ingila im weiten Umkreis — saure Zitronen und magere Waldbeeren war alles, was die Wildnis hergeben wollte.

Sie hielten ernsthaften Kriegsrat und wurden sich einig, daß etwas geschehen mußte, um ihre Kräfte, von denen jetzt ihr Leben abhing, zu erhalten. Wieder war es der Knabe, der bestimmte. Er wußte genau, wo sie sich befanden, und kannte die Entfernung zum nächsten Dorf. Benediktus mußte einwilligen, allein zu bleiben und sich nicht vom Platz zu rühren, während Ingila seinen Rationierungszug unternahm.

Es war ein schwerer Entschluß für Benediktus, seinen Schützling, der nun auf einmal zum Beschützer geworden war, ziehen zu lassen. Er schämte sich, zu entdecken, wie hilflos er sich ohne seinen tapferen kleinen Freund vorkam, und war gleichzeitig stolz auf den Jungen, als wäre er sein eigener Sohn. War es nicht schwer, zu entscheiden, wieviel von Ingila, der ihn durch seine kluge Besonnenheit über die Lagune rettete, ihm gehörte, und wieviel seinem Vater Kutavu, der den Speer nach ihm geschleudert hatte?

Unerträglich langsam schlichen für den einsamen Benediktus die Stunden durch den Wald. Seine Sorge galt jetzt nur noch Ingila. Alle Gefahren des Waldes schienen ihm jetzt gering gegen die Gefahren, die von Menschen und Dörfern drohten. Er war ja nur noch ein flüchtiger Franzose, von Kutavu zum Feind gestempelt. Der Knabe war in großer Gefahr, wenn sie entdeckten, daß er ihm anhing. Je länger das verzehrende Warten dauerte, desto tiefer bereute er, das große Geschenk, das ihm von Gott kam — den kleinen treuen Menschen, den einzigen, der ihm geblieben war — so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt zu haben.

Dumpfes, heißes Schweigen brütete im Wald. Kein Windhauch drang in das Dickicht, kein Tierlaut wagte sich hervor. Lautlos bauten die glänzend schwarzen Termiten ihre Pyramiden, die im Verhältnis zu ihrer Größe die gigantischen Werke der Ägypter noch übertrafen. Sie schienen ihm Symbole der Ewigkeit, die rastlos aus unfaßbar Kleinstem Welten türmt und den Menschen unbarmherzig in die Grabkammern seiner Unwissenheit einschließt.

Es war eine schlimme Gefangenschaft, in die sich Benediktus freiwillig begeben hatte. Er durfte den Platz nicht verlassen, wenn Ingila ihn wiederfinden sollte — nichts konnte ihn von untätigem Ausharren erlösen. Endlich begannen die Schatten zu wachsen. Träge schob sich ein blaugrünes Chamäleon über einen Zweig und rollte seine Kugelaugen gegen eine goldene Fliege, die sich vor ihm niederließ. Ein Raubvogel erwachte und wurde zum Punkt im steilen Blau einer Lücke über seinem Haupt. Ein weißer Apollofalter mit blutroten Punkten auf den Flügeln schwebte leuchtend in der Dämmerung der grünen Kuppel und entschwand in einem schrägen Lichtstrahl. Eintönige Vogelrufe tropften von den Baumkronen und weckten die Herren des Waldes, die großen Makis, die mit ihrem machtvollen Orgeln den Beginn und das Ende der tyrannischen Sonnenstunden verkünden.

Ein leise ziehender Luftzug drehte ein Blatt um sich selbst und brachte von weit her einen hellen Ton, der Benediktus' Atem stillstehen ließ. Er horchte wie noch nie in seinem Leben. Der eigene Herzschlag störte ihn. Und doch — wieder und wieder — näher und näher. Es gab nur eine solche Stimme, und die gehörte Ingila. Benediktus versuchte zu antworten, aber seine Kehle war rauh vor Erregung. Minuten vergingen, in denen ihn Zweifel überfallen wollten — aber der Ruf war treu.

Jetzt knackten Zweige in den Büschen. Was für beglückende Geräusche gibt es in der Welt! Glück ist stärker als alles. Angst und Sorge siegen langsam, aber Glück stürzt über einen her.

Da stand Ingila und keuchte. Seine Augen strahlten, und sein Mund lachte. Alles war gut. Auch Benediktus lachte — es war der einzige Ausweg für einen mannhaften Waldläufer.

Ingila war schwer bepackt. Über Schulter und Nacken trug er einen Bambusstab mit Lasten an beiden Enden. Da war ein Sack voll Reis und ein anderer voll Maniokwurzeln, ein dreibeiniger Eisentopf, ein Säckchen voll Salz, mehrere Schachteln mit Zündhölzern und als größte Überraschung ein schon sauber gerupftes Huhn. Ebenso reichlich war seine Ausbeute an guten Nachrichten. Die Dorfleute wußten nichts von den letzten Ereignissen in Nossimena. Keine Verfolger waren gekommen, um nach Benediktus zu fragen, dessen Flucht noch vollkommen unbekannt war. Kutavu hatte wohl andere Sorgen. Das erleichterte die Reise, wenn es auch weiterhin ratsam blieb, die Dörfer zu meiden.

Der kluge Knabe hatte seine Erkundungen so einzurichten gewußt, daß er aus den Reden der Leute auf ihre Unkenntnis der Vorgänge schließen konnte, ohne selbst etwas über sie erzählen zu müssen. Daß er allein auf der Wanderschaft war, erregte kein Staunen. Wer bedroht Kinder? Eine harmlose Geschichte von einem Besuch bei Verwandten im Süden befriedigte die Neugier, und die Silbermünzen verstärkten die Freundlichkeit, die man ihm ohnedem erwies. Auch konnte er ihnen viele Neuigkeiten berichten, die die Aufmerkmerksamkeit von ihm selbst ablenkten.



AUF DER WALDWIESE
AQUARELL VON KARL STRATIL

Für den Augenblick waren alle Sorgen verflogen. Sie wagten es, ein großes Feuer anzuzünden, sie kochten und brieten, sie schmausten und scherzten und ruhten behaglich, ehe sie den Nachtmarsch mit ruhigerem Herzen und gestärkten Gliedern antraten.

In den nächsten Tagen kamen sie rasch und ungehindert vorwärts. Wie Ingila vorausgesagt hatte, fanden sie leere Holzfällerhütten und genossen die Ruhe hinter festen Wänden. Sie badeten in der See und fingen Fische im Fluß. Ingila verlor niemals die Richtung, und keine Kreuzung der schmalen Pfade im Wald brachte ihn in Verlegenheit. Er fand Früchte, wo der Pater nur Dornen sah, und bohrte mit seinem Taschenmesser kühles klares Wasser aus den Schäften der Ravenalapalmen, die man wegen ihres Trinkwasservorrats „Baum des Wanderers" nennt. Aus der Häufung von Spuren, die Benediktus unsichtbar blieben, stellte Ingila stets die Nähe eines Dorfes fest, das sie dann im Bogen umgingen.

Nur wenige Nachtmärsche trennten sie noch von ihrem Ziel, als ein schweres Hemmnis sich ihnen in den Weg stellte.

Mit unerwarteter Plötzlichkeit setzte die Regenzeit ein, von rasenden Gewittern eröffnet, die nach den stechend heißen Morgenstunden eiskalte Abende und regendurchrauschte Nächte brachten. Das kleine Kanusegel war alles, was sie den unbarmherzigen Elementen entgegenzusetzen hatten. Vom Blitz gefällte Bäume stürzten über ihren Weg, Orkane rissen die schwachen Blätterhütten um, die sie sich zu errichten, bemühten, und der Waldboden verwandelte sich in fußtiefen Morast. Die Gegend war menschenleer. Selbst wenn sie es gewagt hätten, sich in ein Dorf zu retten — es war keines erreichbar. Ingila zitterte vor Nässe und Kälte, aber er war unablässig um Benediktus bemüht, dessen glühende Stirn das ausbrechende Fieber verriet.

Rasten war nur noch in kurzen Morgenstunden möglich, in denen die Sonne die Welt in ein Dampfbad verwandelte. Sie kauerten am Uferrand, wärmten ihre steifen Glieder und trockneten ihre Kleider. Gegen Mittag ballten sich schon schwarze Wolken, und am frühen Nachmittag begann ein neuer Weltuntergang. Dann wanderten sie mit übermenschlicher Willenskraft Schritt für Schritt, mühsam und schleppend durch Wolkenbruch und tiefen Sumpf.

Endlich hob sich der Weg und wurde steinig. Sie stiegen, und der Wald blieb hinter ihnen. Wagerechte Regenböen peitschten sie vorwärts, und doch war es besser als im finsteren, triefenden Wald. Sie hatten das Vorgebirge erreicht, das, dicht an die See herantretend, die Bucht von Fort Dauphin im Norden abschließt.

Die Nacht brach herein. Sie wären erlegen, wenn nicht das sichere Bewußtsein von der Nähe des Ziels die letzte Kraft in ihnen entfacht hätte.

Benediktus setzte nur noch mechanisch einen Fuß vor den andern. Fieberschauer jagten über seinen Rücken, und glühende Wellen verbrannten sein Bewußtsein.

Jetzt brach Ingila, der ihn fast trug, in einen zwitschernden Freudenruf aus: „Ary! Ary! — Dort, dort!"

Sie standen auf dem Kamm des Gebirges, und der Knabe sah die Lichter von Fort Dauphin über der Bucht schimmern. Aber vor Benediktus' Augen tanzten so viele Feuerfunken, daß er nichts mehr zu unterscheiden vermochte.

Und doch gelang es ihm noch, sich bis zur Tür der Mission zu schleppen. Hier brach er zusammen und erfuhr erst viele Tage später, daß sie angekommen waren.

Ingila mußte viel erzählen. Immer wieder wollte man die Geschichte der wunderbaren Rettung hören. Dann durfte sich endlich auch der kleine Held ausruhen und wurde von dem guten Bischof und den Brüdern mit großer Liebe umfangen und gepflegt.

XVII. Feuer und Tod.

„Wo ist Kutavu, dein Sohn? — Du altes Schwein. Du stinkendes Aas. — Was habt ihr mit dem französischen Pater gemacht? Willst du endlich reden, du madegassischer Hund!"

Jabankutavu stand auf der Schwelle seines Hauses — vor ihm ein riesiger Senegalesen-Unteroffizier mit gefälltem Bajonett.

Der Platz war voll von uniformierten Teufeln, und aus den umliegenden Hütten zuckten entsetzliche Schreie von Frauen und Kindern.

Eine starke Truppe, geführt von dem cholerischen Kommandanten, den Kutavu so gut nachzuahmen verstand, war im Begriff, von Farafangana kommend, auf der Innenseite der Lagune an Nossimena vorbeizumarschieren, um nach Amparihy vorzudringen.

Unterwegs waren sie im Walde beim Flußübergang von Kutavus Leuten angegriffen worden und hatten empfindliche Verluste erlitten. Außerdem hatte der Kommandant in Erfahrung gebracht, daß ein Pater der französischen Mission sich in Nossimena in großer Gefahr befinde oder vielleicht schon ermordet sei.

Der Kommandant war schlechter Laune. Dieser unbequeme Feldzug, der einen zwang, immer wieder vom Tragstuhl zu steigen! Unsichtbare Gegner, Strapazen und Verluste ohne Aussicht auf Lorbeeren. Genug, um den sanftesten Menschen im Zorn ersticken zu lassen.

Er hatte keine Lust, selbst nach Nossimena überzusetzen, deshalb schickte er einen Zug Senegalesen unter dem Befehl eines schwarzen Unteroffiziers dorthin, mit dem Auftrag, den Pater, wenn noch möglich, zu befreien. Mit dem Dorf konnten sie dann machen, was sie wollten!

Das war die Formel, um den grausamen Instinkten der Afrikaner freie Bahn zu geben, ohne die eigene Verantwortung dabei zu engagieren. Es war ja kein direkter Befehl zu Mord und Plünderung.

Der schwarze Führer ließ einen Teil seiner Leute die Lagune im Norden von Nossimena auf Flößen überqueren und befahl ihnen, in den Dünen gedeckt vorzugehen, bis sie Nossimena wirksam unter Feuer nehmen konnten.

Als die ersten Schüsse fielen, versuchten die erschreckten Dorfleute, in Kanus nach der andern Seite zu flüchten, und fuhren gerade in das Feuer der Abteilung des Unteroffiziers hinein, die jetzt gleichfalls auf Flößen gegen Nossimena vorrückte.

Es gab kein Entrinnen — von allen Seiten wurden die Rabehavana, die nicht im Wasser umkamen, ins Dorf zurückgedrängt.

Der Unteroffizier war mit einigen Soldaten nach der Mission geeilt, die er leer und verlassen fand. Alle Türen standen offen, und alles lag unverwahrt. Keine Spur vom Pater. Er mußte vertrieben oder ermordet sein.

So galt es nur noch, Rache am Dorf zu nehmen. Darauf verstanden sich diese Wilden, die man gerade ihrer Grausamkeit wegen mit Vorliebe dazu verwendete, der bedrohten Zivilisation auf die Beine zu helfen. — — —

Jabankutavu war sich bewußt, daß Worte sein Schicksal nicht mehr aufhalten konnten, deshalb schwieg er und zog die rote Lamba über sein Haupt, wie die Römer sich im Angesicht des Todes in ihre Toga hüllten. So starb er unter den wütenden Stößen des Schwarzen auf der Schwelle seines Hauses. — — —

Im Norden der Insel flammten die ersten Hütten auf. Der Monsun sprang willig in die Flammen. Feuer und Rauch trieben Menschen und Tiere unter Heulen, Schreien, Krachen und Prasseln vor sich her — in die Bajonette der vor Mordlust rasenden Sendboten des „Größeren Frankreichs"!

Je mehr das Feuer sich der Mitte des Dorfes näherte, wo die Hütten enger standen, desto dichter drängten sich Grauen und Entsetzen, Qual und Tod um die armen Leute von Nossimena.

Zuletzt war nur noch eine Schar von Frauen und Kindern übrig, die, hilflos aneinandergedrängt, auf dem freien Platz vor Jabankutavus Haus am Boden kauerten. Ihre zuckenden Leiber erfuhren schon fast gefühllos Gewalt und Schmach. Dann wurden sie emporgerissen und mit Kolbenstößen oder Bajonettstichen in das große Haus getrieben, das im selben Augenblick an allen vier Ecken zugleich zu lodern begann.

Hoch auf mit der Feuersäule stiegen die Schreie der brennenden Menschen, und schwarzer Qualm senkte den Geruch verkohlender Leichen weithin über Lagune und Meer.

Das war das Ende allen menschlichen Lebens auf der glücklichen Insel Nossimena.

Nie wieder wurde dort ein Haus gebaut. Nur Benediktus' Garten, der verschont geblieben war, blühte noch lange im Dufte seiner Blumen, bis die Wildnis ihn in ihr grünes und undurchdringliches Grab verschloß.

XVIII. Verrat.

Was half es, daß Kutavu und seine Freunde Tag und Nacht auf den Beinen waren und Hunderte von Kilometern durchstreiften, um überraschend, bald im Norden, bald im Süden einen Transport oder eine kleinere Abteilung anzugreifen?

Für den Widerstand der Bevölkerung reichte die Munition schon lange nicht mehr aus, und die Schwierigkeiten der Lebensmittelzufuhr begannen die Waldleute zu überwältigen — rascher, als die französischen Waffen es vermocht hätten.

Tausende schlichen, in kleine Gruppen zersplittert, auf großen Umwegen in die Dörfer, die im Rücken der heranziehenden Truppen lagen, und verloren sich unter die in Ruhe verbliebenen Stämme.

Andere retteten sich über den Kamm des Gebirges nach Westen, und das Land um Kutavu wurde leer.

Der Jäger war zum gehetzten Wild geworden, aber es dauerte noch Monate, ehe sich der Kessel um ihn vollständig schloß.

Erbittert und verzweifelt über den Zusammenbruch des Aufstandes, im Innersten getroffen durch das grauenvolle Ende Nossimenas, wehrte sich Kutavu mit dem letzten Rest seiner Getreuen wie ein wildes Tier — listig und grausam, ständig Flucht und Angriff wechselnd.

Jetzt war es Zeit, sich auch von Rasua zu trennen. Das war das Schwerste. Aber sie sollte leben für Ingila. Er zwang sie, mit einigen zuverlässigen Leuten nach Westen zu flüchten, und versprach, im letzten Augenblick selbst dorthin durchzubrechen. Aber das sagte er nur zu ihrem Trost — er glaubte nicht daran. Wie sollte er wissen, wann der letzte Augenblick da war? Jede Minute konnte durch irgendeinen Zufall die letzte sein. (Fortsetzung folgt.)

Auf den Hirsch in den Hochmooren Schottlands.



PIRSCH ZU PFERD:
ABSUCHEN DES GELÄNDES



DER SCHUSS ÜBERS TAL







LETZTE FAHRT

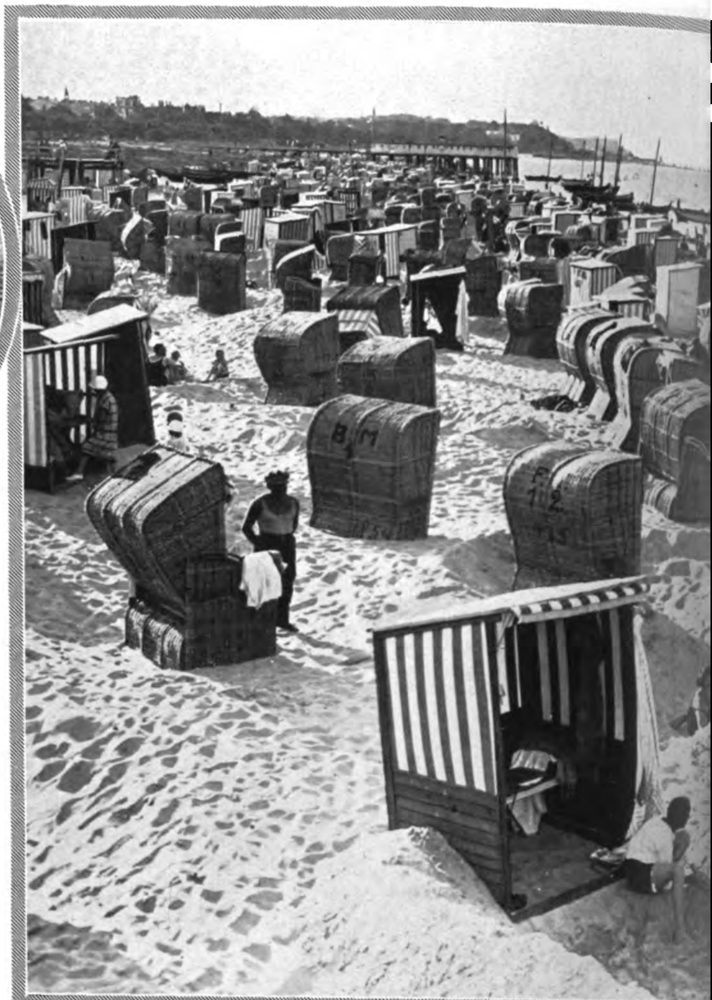
(Hierzu der Beitrag auf S. 107/108.)



Der kleine Wellenbrecher.



Gleich ist das gewaltige Bauwerk vollendet: ebenso schön wie vergänglich.



Die Str
am B



„Eine Stunde in See! — Kurgäste beobachten von der Seebrücke aus das Auslaufen eines Segelbootes zur „Vergnügungsfahrt" oder — Neptun erwartet seine Opferschar.

FERIENFREUDEN



Es gibt das gute Gummitier im Wasser mancherlei Pläsier!





Zwei niedliche Wasserratten.



Auch ein Strandidyll: Flundernfischer mit seiner Frau beim Reinigen der Netze.



Vorsicht, Spritzer! — Bei bewegter See auf der Mole. Eine kleine Dusche muß man da schon mal in Kauf nehmen.

AM OSTSEESTRAND



Hier hindert weder Schuh noch Rock:
Wir tummeln uns und springen Bock!

Das blaue Gespenst mit den sieben Warzen

Kriminalroman frei nach ? / Von Reinhold Eichacker

(236. Fortsetzung.)

Tick Blatterton verzog seinen schmalen Mund zu jenem mokanten Lächeln, das in der Verbrecherwelt des 10. bis 111. Bezirks von London so gefürchtet war.

„Well!" nickte er, indem er die Shagpfeife an die rechte, plombierte Zahnlücke schob, von der niemand ahnte, daß sie in ihrem Inneren eine vollständige, raffiniert ausgeklügelte Detektivausrüstung barg. „Wenn Sie mich durchaus begleiten wollen, kommen Sie mit. Ich hoffe, Sie sind in einer guten Lebensversicherung, Sir."

Statt einer Antwort ging Knobblefox schnell nach der Türe.

„Gehen wir, Sir. Haben Sie Knobblefox schon einmal zittern sehen?"

Der andere riß ihm die Hand von der Türe.

„Wollen Sie etwa dort zur Türe hinaus?"

„Warum nicht?"

„Haben Sie schon einmal einen Wallace-Detektiv gesehen, der eine normale Türe benutzt? Hier, schnell, wir haben keine Zeit!"

Mit wenigen Griffen hatte er dem anderen Perücke, Bart, Brille übergestülpt. Seine Hand rieb eine gelbe Flüssigkeit in seine Haut, drückte, strich, knetete. „Well", meinte er befriedigt und spuckte den Kaugummi in einen Klubsessel, der schon bereitstand. „Jetzt können wir gehen."

Knobblefox warf einen Blick in den Spiegel und fuhr in die Höhe.

„Knobblefox!" sagte er mit leichter Verbeugung. Da merkte er erst, daß er sich selbst gegenüberstand. „Damned!" fluchte er, nach Tick Blattertons Seite.

Der Kommissar lachte. „Gefällt Ihnen? Was? Wenn Miß Mary Sie sähe."

„Nennen Sie nicht diesen Namen!" fauchte der Gelbe.

„Warum nicht?"

Blatterton machte sein ahnungslosestes Gesicht. Er wartete mit dem Leser die Antwort gar nicht ab, sondern ging mit zwei Schritten auf eine Statue zu, die ihn mit großen Rubinaugen ansah. Er drückte auf eins dieser Augen. Im gleichen Augenblick verschwand die Figur in der Tiefe, der hintere Klubsessel drehte sich rasend, doch lautlos im Kreise, ein breites Ölgemälde klappte nach vorn und gab die dahinterliegende Tür frei.

„Wir können gehen", meinte Tick trocken. Man merkte ihm an, daß er es gewohnt war, in jedem Hause derartige Ausgänge zu benutzen. In einem Lift sausten sie lautlos nach oben.

„Wir fahren hinauf, statt hinab?" fragte Knobblefox hastig. Ein deutliches Mißtrauen lag in der Frage.

„Warten Sie!" brummte Tick Blatterton lässig. „Ich will oben nur einen Satan besuchen und unschädlich machen."

Aus Knobblefox' Ecke kam heiseres Räuspern.

„Ich bin gespannt, Sir. Sie haben doch stets Überraschungen."

„Wirklich?" Es klang etwas spöttisch.

Der Lift stand auf einmal im Dunkel der Mauer.

„Wir sind da", meinte Tick und verschob in der Wand eine winzige Leiste. Der andere folgte mit funkelnden Augen. Spaltbreit öffnete sich vorn die Wand, gab den Blick frei in ein seltsam erotisches Zimmer, das offenbar leer war. Tick sprang schnell hinein, den Revolver entsichert auf irgendein Etwas, das er noch nicht sah, in der Ferne gerichtet.

„Eins — zwei — drei —" zählte er leise — da traf ihn ein Hieb, daß er röchelnd nach vorn fiel.

*

„Was, Tick", lachte Knobblefox höhnisch, „das hätten Sie auch nicht gedacht, daß ich selber der Satan war, den Sie hochnehmen wollten?"

Er rekelte sich selbstzufrieden in seinem Stuhl, der aus Drachenleibern gebaut war.

Tick Blatterton prüfte gelassen die Festigkeit seiner Fesseln. Er schien sehr belustigt.

„Sie irren, mein Lieber!" lächelte er, daß die Goldplomben blitzten. „Sie vergessen, daß ich schon über hundert solcher Detektivgeschichten erlebte, in denen stets die harmloseste Person schließlich der Täter war. Ich wußte stets, daß Sie dieser Satan waren."

Der andere fuhr fluchend hoch, wie von Bienen gestochen.

„Das — Sie — du — Hund — ah, das ist ja nur Unsinn! Es hilft dir nichts, Bursche. Du willst mich nur reizen, um schneller zu sterben."

„Bitte, nach Ihnen!"

Der Gelbe stand fiebernd. Er grübelte sichtbar.

„Warum sollten Sie mich dann mitgenommen haben, als Sie hierherfuhren? Die Gefahr stets im Rücken."

„Pah!" machte Tick lässig.

„Ich konnte Sie jeden Augenblick niederschlagen. Ich h a b e Sie niedergeschlagen!"

Ticks gefürchtetes Lächeln umspielte die Plombe.

„Wenn Sie die Freundlichkeit haben wollten, mir meine Gummiperücke abzunehmen, könnten Sie sich überzeugen, daß ich darauf vorbereitet war und dies w o l l t e."

Mit einem Schrei riß der andere ihm zwei Pfund Gummi vom Schädel, die kunstvoll mit Haaren beklebt worden waren.

„Rattes!" fluchte er. „Also alles Komödie!"

„Sie dachten?"

„Und weshalb?"

„Ich brauchte Beweise. Jetzt habe ich sie, da Sie sich selber verrieten."

Jack Knobblefox starrte ihn an wie besessen. Dann lachte er so laut, daß er sich verschluckte.

„Den Beweis hat er! Und sitzt jetzt gefesselt! Mensch!" schrie er auf einmal, „wissen Sie, daß Sie in fünf Minuten aufgehört haben zu leben?"

Tick lächelte spöttisch.

„In fünf Minuten? So schnell? Das wird wohl kaum gehen, da ich Sie ja vorher noch zum Galgen begleiten muß."

Knobblefox antwortete nicht mehr. Ein teuflisches Leuchten stand in seinen rotunterlaufenen Augen. Er setzte ein seltsam geformtes Glasgefäß unter den Sessel des anderen, schüttete aus einer schmalen Phiole zwei Tropfen fast farbloser Flüssigkeit auf ein grauweißliches Pulver und zog einen Draht nach dem Stecker der Leitung.

„Sir!" knirschte er, mit kaum kenntlicher Stimme. „Ich lasse Sie jetzt hier allein. Wenn mein Lift diesen Raum hier verläßt, wird die Leitung elektrisch. Dann fünfzehn Sekunden — das Glas explodiert — lautlos — meine Erfindung. Sie werden in Stücke zerrissen — nichts — nichts bleibt mehr übrig. Leben Sie wohl, Kommissar. Gute Fahrt in die Hölle. Diesmal sind Sie verloren!"

Mit undefinierbarem Ausdruck sah ihm der Detektiv nach. Er gab keine Antwort. Ohne sich zu rühren, ohne ein Wort, verfolgte er jenen mit lauernden Augen.

Da ging kurz das Licht aus. Vierundzwanzig Lichtsignale blitzten grell auf, irgendwie ein Sausen, laut — leiser — verschwindend — ein Schrei — irgendwo — eine weibliche Stimme? — Rasseln, Klappern — ein Windstoß — das Licht flammte auf. Jack Knobblefox war wie ein Spukbild verschwunden.

„10 — 11 — 12 —" zählte Tick. „13 — 14 — Well!" lächelte er, als noch nichts explodierte. „Gut, daß ich gestern schon hier war und die Flasche mit Rizinus füllte, das Pulver mit Sago —"

Mit spielender Leichtigkeit zog er den Kopf ruckend zwischen die Schultern, daß seine Gestalt sich ganz deutlich verkürzte. Er streifte den scharfen Strick über den Nacken, beugte den Rumpf rückwärts, bis er den Kopf zwischen den Beinen hatte, dann biß er mit seinen geschliffenen Zähnen den unteren Strick durch, nahm aus der Zahnplombe hastig ein winziges, silbernes Messer und stand plötzlich frei da. Mit einem Sprung war er neben dem Lift, der mit Knobblefox eben das siebente Stockwerk passierte. Instinktiv fand er das Sprachrohr.

„He, Mister Knobblefox!" schrie er hinein. „Ich erlaubte mir, Ihren Lift zum Stehen zu bringen. Hören Sie mich?"

Ein heiserer Laut, wie ein Fluch, kam zurück.

„Sir", lachte Tick siegesbewußt, „ich werde jetzt mit meinem Taschenmesser hier oben ein wenig das Kabel zerschneiden, an dem Ihr Lift baumelt. Es würde mir leid tun, wenn Sie sich beim Heruntersausen wehe tun sollten. Also zählen Sie bitte mit mir auch mal fünfzehn Sekunden! 1 — 2 — 3 — 4 —"

Im gleichen Augenblick erstarrte Ticks Blick in Bestürzung und Grauen. Es geschah etwas Unerwartetes. — — Fortsetzung folgt.

(Wir aber wollen uns mit dieser einen Kostprobe begnügen!)

SCHAL und TUCH zum Sommerkleid





Entzückendes ärmelloses Wollstoffkleid mit bunter Stickerei. Das Schultertuch und der große gewellte Florentiner sind übereinstimmend blau-gelb-rot gestickt. Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Johanna Löw (Hut).

Links: Lise Ladrer im schicken Nachmittagskleid der Sommersaison. Zu diesem hellgrünem Imprimékleid in Glocken, mit fichuartigem Schal trägt sie einen großen, grün abschattierten Strohhut. Modell: Blanche, Wien.



Das Neueste für den Hochsommer sind die Imprimékostüme, bestehend aus feschem ärmellosen Kleid und passendem kurzen Jäckchen mit dem so modernen, graziös arrangierten Schal. Dazu breitrandiger Hut und Schlangenschuhe.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleid); Johanna Löw (Hut), Wien.



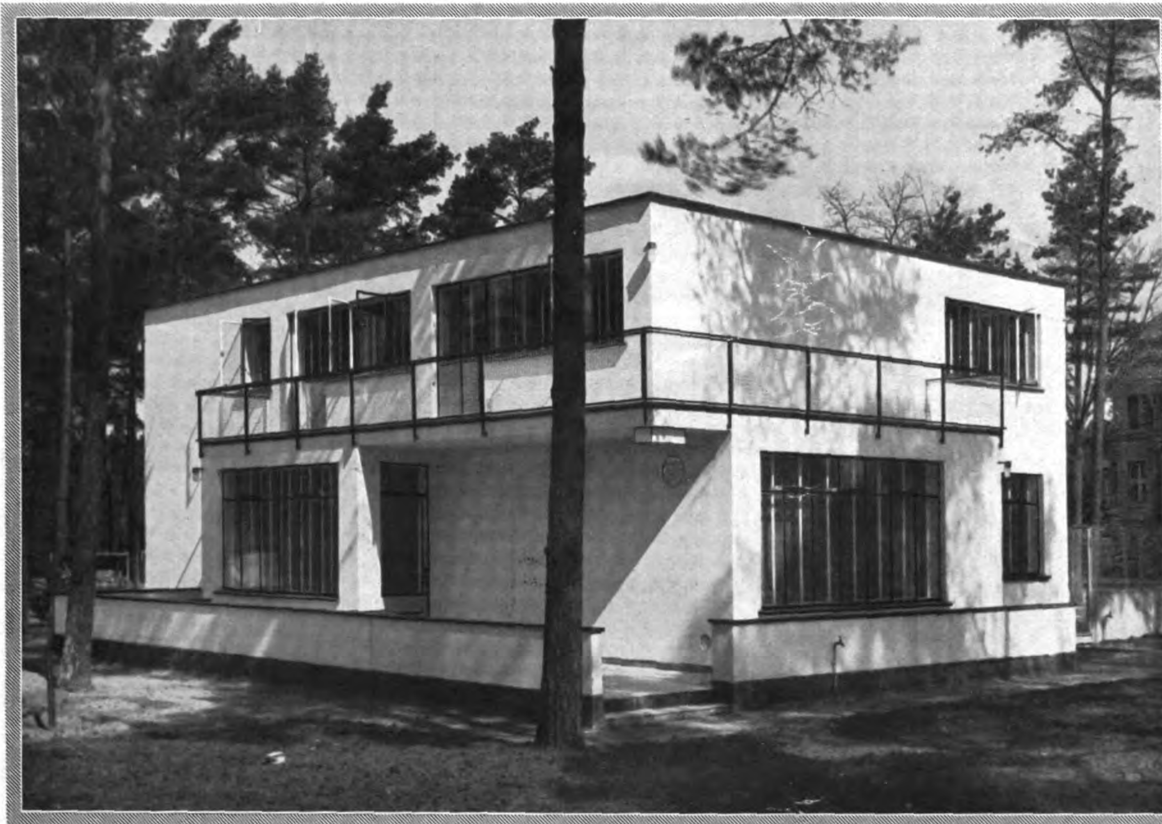
Im Oval: Wie Bella Herzog an kühlen Sommerabenden das große gestickte Tuch und — zur Vervollständigung der Eleganz — den weißen Fuchs trägt.



Unten rechts: Zum hochmodernen schwarz-weißen Imprimékleid paßt der weiche Schutenhut aus feinstem Exotenstroh mit angesteckter schwarzer Spitzenmantille. Modell: Johanna Löw (Hut), Wien.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

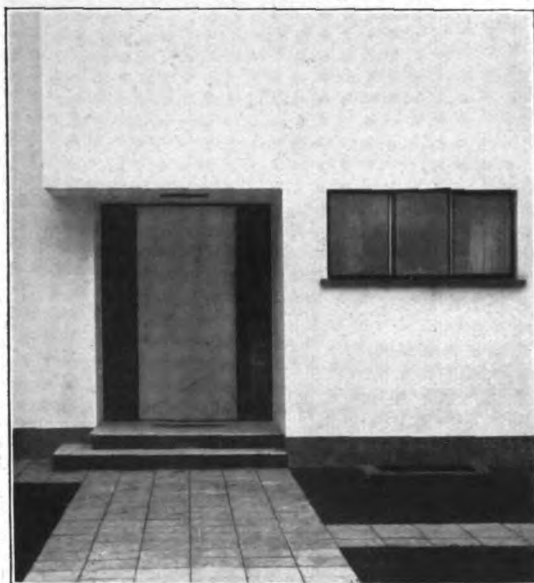


EIN NEUZEITLICHES WOHNHAUS

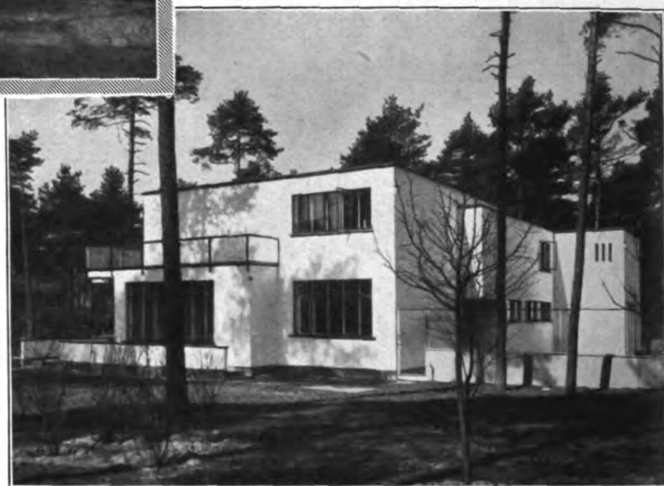
DAS LANDHAUS VON DR. LEWIN IN BERLIN-LICHTERFELDE

ARCHITEKT: PROF. DR. WALTER GROPIUS, BERLIN

Gartenansicht (mit Balkon) des Landhauses von Dr. Lewin in Berlin-Lichterfelde.



Der Eingang.
(Phot. W. v. Debschitz-Kunowski, wie alle folgenden Aufnahmen.)



Straßenseite des Hauses.
(Beide Außenaufnahmen: C. Rogge.)

Bauhausstil? Zum mindesten starke Anklänge an die Dessauer Meisterhäuser! Man mag über Stilarten denken, wie man will; aber sieht man das Haus liegen inmitten der letzten Ausläufer des Grunewalds, und betritt man das Innere, schaut den klar aufgebauten Grundriß, die strenge Anordnung der Wirtschaftsräume, die herzerfrischende Sauberkeit und Einfachheit der Wohn- und Schlafräume — dann bleibt das Gefühl vorherrschend, daß es ein praktisches Haus und zugleich ein wohnliches Domizil ist.

Vor dem Haus eine grüne Rasenfläche. Eintritt durch die Haustür in die lichtdurchflutete Diele. Glas in stark blauer Fassung seitlich der Tür, bis zum Boden reichend, aus Glas das übergroße Treppenfenster; Glas überall! (Gesichert durch sinnreiche Alarmvorrichtungen!) Man betritt von der bescheidenen Diele aus den Hauptwohnraum, der sich weit zu einer Terrasse öffnet und den Blick ins Grüne des Gartens freigibt.

Dieser Wohnraum — eine Kombination von Musik-, Wohn- und Eßzimmer — ist im Grundriß so gestaltet, daß der Eindruck von zwei gesonderten Räumen entsteht. Nichts Unnötiges darin; in der erkerartigen Erweiterung der Eßtisch und die Rückwand in grauem Ahorn aufgelöst in die bekannten Dessauer Durchgabe- und Geschirrschränke, die zur Anrichte führen. Das gebrauchte Geschirr wird in diesen Schrank gestellt, der von beiden Seiten zu öffnen und zu schließen ist. Das in der Anrichte sodann abgewaschene und getrocknete Geschirr und Besteck wandert sauber wieder in den Schrank zurück, der heute das alte Büfett in praktischer Weise ersetzt.



Treppenfenster mit Prismenglas zwischen Betonsprossen.

Durch Vorhang abgeteilt und durch ein originelles Beleuchtungsband doch wieder zusammengehalten, liegt die Musikecke mit Flügel an dem



Die Schreibtischecke im Herrenzimmer. (Einrichtungsentwurf: Marcel Breuer, Berlin.)

großen Ostfenster, die gleichzeitig den Rauchtisch mit den bekannten Stahlsesseln aufnimmt.

Der eine große Raum ist eigentlich Versammlungsort für alle und für jede Gelegenheit. Das Speisezimmer dient nach aufgehobener Tafel als Musikraum und besonders im Winter als gemeinschaftliches Wohnzimmer.

Die Anrichte fungiert gleichzeitig als Spülraum, so daß die danebenliegende Küche so knapp wie möglich bemessen sein kann. Sie weist die bekannte praktische Dessauer Kücheneinrichtung auf, unter hochliegendem Fenster.

Das zweite Zimmer im Erdgeschoß ist das Zimmer des Herrn, weniger das Herrenzimmer im üblichen Sinne. Schon die Verbindung mit dem Speisezimmer, unauffällig durch eine schmale Tür, und die kleinen Abmessungen des Raumes zeigen, daß dieser weniger für gesellschaftliche Zwecke denn für intime Besprechungen mit Einzelbesuchern und als Arbeitsraum des Herrn dient.



Wohn- und Musikraum, durch Vorhang trennbar. (Einrichtungsentwürfe: Marcel Breuer, Berlin.)



Kleiderschrank mit hohem Türspiegel, zugleich Verbindung der beiden Schlafzimmer.

Über die durch ein großes Fenster aus Prismenglas zwischen Betonsprossen erhellte, geradläufige Treppe gelangt man ins Obergeschoß. Finden wir unten Gemeinschaftlichkeit und Konzentrierung, so herrschen oben klare Trennung und eine gewisse Weiträumigkeit. Zwei Kinderzimmer, so daß später die Jungen und Mädel ihre besonderen Schlaf- und Arbeitsräume haben. Jetzt sind die Kinder noch klein und toben vergnügt in dem Spielzimmer mit seinen in verschiedenen lustigen Farben lackierten Spielschränken auf zinnoberrotem Linoleum umher. Daneben das weiträumige Damenschlafzimmer mit seinem blauen Veloursbelag und mit den eingebauten Wandschränken aus Eschenholz.



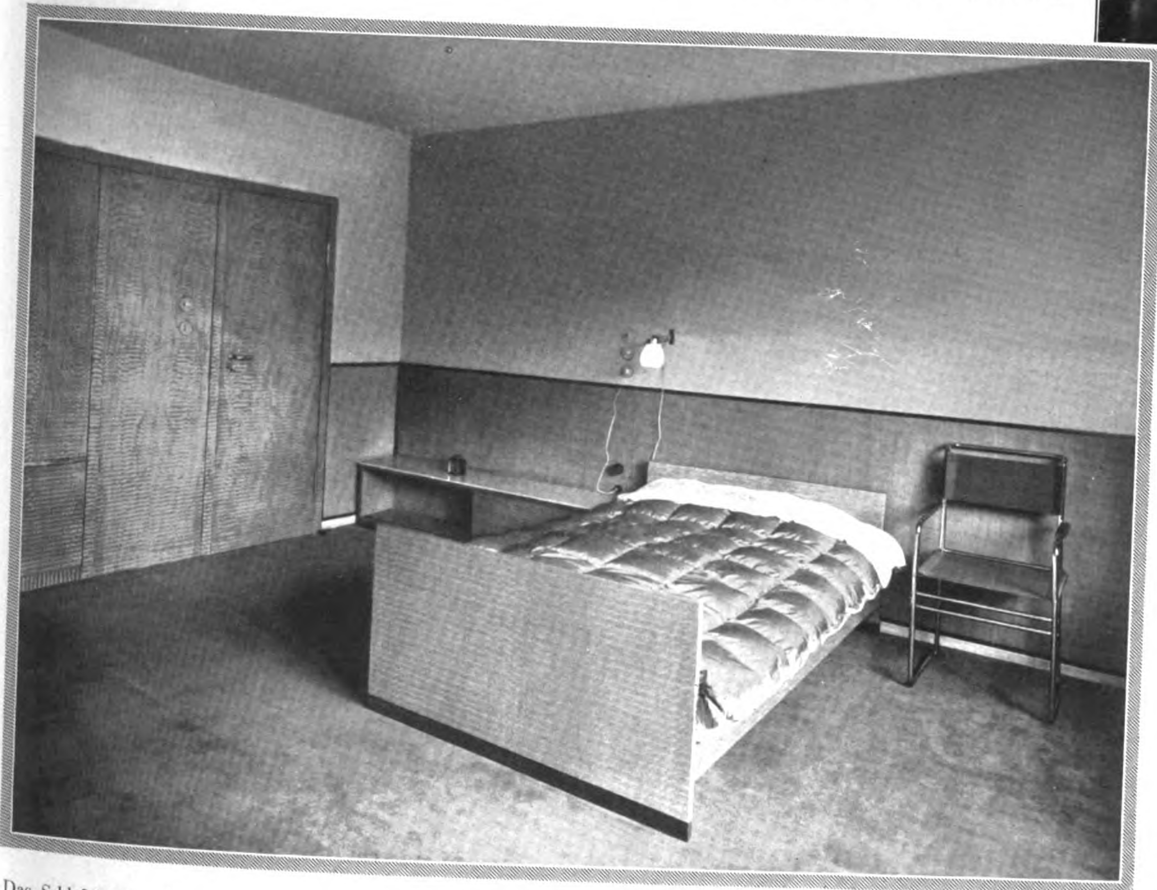
Kinderspielzimmer.

Der begehbare Kleiderschrank bildet gleichzeitig die diskrete Verbindung mit dem Schlafzimmer des Herrn, dessen Einrichtung in schönem Nußbaumholz die denkbar einfachste Linienführung zeigt.

Dagegen beweist die Anordnung von zwei gut eingerichteten Baderäumen, daß trotz aller Knappheit in der Raumanordnung ein gesunder Luxus bezüglich der hygienischen Einrichtungen in diesem Hause vorherrscht.

Die Gesamtanlage wird weiterhin ergänzt durch die notwendigen Mädchenzimmer im Ober- und Zwischengeschoß und durch eine Garage, die, im Erdgeschoß mit dem Wohnhaus baulich verbunden, der Straßenfassade eine vom architektonischen Gesichtspunkt aus erwünschte Bereicherung der Baumassen verleiht.

Reg.-Baumeist. K. Dahl, Charlottenburg.



Das Schlafzimmer der Dame.

In der Trambahn

VON ANDRÉ REUZE

Ich begegnete Ihnen mehrmals in der Woche. Zur Stunde, da die großen Pariser Warenhäuser sich wie Bienenstöcke brummend leeren, kamen Sie und setzten sich mir gegenüber in die Trambahn. Ihre Augen und Ihre unschuldigen Lippen zeugten strahlend von Ihren siebzehn Lenzen, die einen einzigen Frühling ergaben. Du liebe Zeit! Sechs Jahre sind es nun schon her!

Eine Freundin begleitete Sie immer. Sie wußten ganz gut, daß sie häßlich war.

Von eurer Konversation ließ mich das Poltern des Wagens nur Bruchstücke hören; zumeist spracht ihr von Stoffen, Modellen, Verkaufen und Abrechnen. Dazwischen stelltet ihr komische Betrachtungen an, über den unmodernen Mantel einer Dame oder den Gang eines dicken Herrn. Ihre Freundin lachte seltener als Sie, ihrer Zähne wegen.

Ich blickte Sie ganz selbstverständlich an, wie man eine Blume bewundert oder einen Kunstgegenstand; ganz natürlich und ohne Indiskretion: Sie waren ja ein kleines Mädel.

Ich hätte aus dem Gedächtnis Ihre zwei Hüte zeichnen können, den für Regentage und den fürs Bessere; den schwarzen, der Sie ein wenig älter machte, und den blauen, der Ihre hellbraunen Haare immer ein wenig zerraufte. Ihr Mienenspiel war mir schon ganz vertraut und auch die energische Geste Ihrer kleinen Hand, mit der Sie eine Erklärung begleiteten. Und ich kannte auch den Moment, da in Ihrem übermütigen Lachen das kleine Muttermal verschwand, das wie eine Fliege in einem Winkel Ihres roten Mundes saß.

*

Ich begegnete Ihnen öfter, als der Zufall es vielleicht gewollt hat. Sie schienen nichts davon zu merken; ich aber, ich konnte mich nicht satt sehen an dem Wunder, das Sie von Tag zu Tag verwandelte. Die häßliche Freundin fehlte immer häufiger und blieb dann ganz aus. Da war ich Ihres Lachens beraubt, aber ich spürte in Ihren strahlenden Augen ein schalkhaftes Flämmchen auf, das Ihre geheimsten Gedanken verriet.

Ich betrachtete Sie mit zunehmender Bewunderung, aber nur verstohlen und ganz ehrerbietig, denn Sie waren eine junge Dame.

Sie waren sehr gewachsen. In der Art, wie Sie den Kopf trugen, verriet sich größere Sicherheit und wachsende Anmut in jeder Bewegung. Wenn Sie den Handschuh abstreiften, um das Fahrgeld aus Ihrem Handtäschchen zu nehmen, dachte ich jedesmal: Wieviel Geduld Sie doch des Morgens haben müssen, damit diese blaßrosa Nägel solchen Glanz bekommen!

Nun besaßen Sie mehr als zwei Hüte. Man erriet, daß sie von Ihnen selbst ausgewählt waren; aber trotz ihrer Eleganz behielten Sie sie nur kurze Zeit. Ihre Knöchel schienen im Seidenstrumpf noch feiner; Ihr Fuß auf dem Sockel eines Louis-XV-Absatzes noch kleiner. Ich sah an Ihnen die niedlichsten Kostüme von diskretester Eleganz und bestem Schnitt, und Sie trugen sie, wie man das nur in Paris versteht. Wenn Sie gegen das Licht saßen, schimmerten vereinzelt hellere, goldige Fäden in Ihrem Haar auf. Das Achatgrün Ihrer lebhaften Augen schien dann noch intensiver. Und in solchen Augenblicken waren Sie so entzückend, daß Sie es wahrhaftig nicht nötig hatten, das winzige Muttermal, das im Winkel Ihres roten Mundes Verstecken spielte, durch ein Tüpfelchen Schminke zu beleben.

*

Ich traf dich täglich, mehrmals am Tage. Schon von weitem sah ich dein Lächeln, und dein Lächeln galt mir allein.

Ich setzte mich in der Trambahn an deine Seite, ganz nahe. Erst kürzlich hab' ich in der Tasche eines Überrocks, den ich einem armen Manne schenken wollte, zwei ineinandergefaltete Fahrscheine gefunden. Wenn du im Schutze deiner Pelzboa meine Hand drücktest, fühlte ich an deinem Finger den blauen Ring, den ich dir geschenkt, und wenn ich dich verließ, blieb in meiner leeren Hand ein Hauch deines Parfüms.

Du erzähltest mir fröhlich von tausend kleinen Begebenheiten deines arbeitsreichen Lebens, von deinen Wünschen und Plänen, mit der gewichtigen Miene einer kleinen Frau, die weiß, was sie will, und ihr Ziel kennt.

In der Trambahn sagte ich dir Dinge ins Ohr, die dich lachen oder zürnen machten. Doch ein mutwilliger Zug um deinen lieben Mund strafte deine empörten Blicke Lügen.

Ich sah dich nicht mehr aussteigen, während ich unbeweglich in meiner Ecke bleiben mußte. Jetzt sprang ich immer als erster ab, um dir das Vergnügen zu verschaffen, schwer und lachend, wie gegen deinen Willen, in meine Arme zu fallen.

An solchen Tagen kam ich mir achtzehnjährig vor, du fünfzehnjährig, du, die ich mein kleines Mädel nannte.

*

Ich werde Ihnen wiederbegegnen. Aber niemand wird auf unseren Gesichtern die unwillkürliche Erregung lesen, die aufzuckt, wenn zwei fremde, kühle Blicke aufeinandertreffen.

Wenn es der Zufall will, werden wir einander wieder in der Trambahn gegenübersitzen. Dann werden Sie den Handschuh abstreifen, um den goldenen Ehering als Talisman Ihrer Unnahbarkeit blinken zu lassen. Und wenn der Schaffner kommt, dann verhüte der Himmel, daß es einer von jenen sei, die mir schon aus Gewohnheit zwei Fahrscheine für uns beide hinreichten.

Ich weiß, Sie werden den Blick senken. Ich werde Sie von der Seite ansehen, mich erst daran gewöhnen müssen, Sie in einer Toilette und einem Hut zu sehen, die ich nicht ausgesucht. Und wir werden einander fremder sein als damals, da wir uns noch nicht kannten und ich dennoch ein kleines Recht auf ein Lächeln von Ihnen hatte.

Aber wie sehr sich auch Ihr Blick bemühen wird, gleichgültig zu scheinen; wie abweisend auch Ihr Ring dann blitzen mag: Sie werden es nicht verhindern können, daß der vertraute Duft Ihres Lieblingsparfüms zu mir herüberweht: noch daß unser beider Erinnern gemeinsam in die Vergangenheit taucht, in der Sie mir immer unverloren bleiben werden.

Ich werde Sie aussteigen sehen und wieder unbeweglich in meiner Ecke bleiben. Dann werden Sie in der Menge verschwinden, eilig, eilig, während ich meine Zeitung entfalte.

Aber ich werde sie nicht lesen . . .

(Deutsch von Hans Blum.)



NÄCHTLICHE VISION / HOLZSCHNITT VON EDUARD BAUM
(Linden-Verlag, München.)

AUS DER GESELLSCHAFT



Das Auswärtige Amt macht einen Ausflug. Dr. Stresemann (Mitte links) und Staatssekr. v. Schubert (rechts) bei der Unterhaltung an Bord des Dampfers, mit dem die Mitglieder des Auswärtigen Amtes vor kurzem einen Ausflug nach Friedrichshagen bei Berlin unternahmen.



Schauspieler in Ferien. Alexander Moissi, ein treuer Gast Karlsbads, während der Morgentrinkkur beim „Sprudel".



Der ehemalige König Friedrich August von Sachsen bei seinem Kuraufenthalt in Trentschin-Teplitz (Karpathen, Slowakei).



Der reichste Mann Argentiniens in Berlin. Guillermo de Lutz, der „Siemens" von Südamerika, mit seiner Gattin während seines Aufenthalts in der Reichshauptstadt, wo er am 5. Juli eintraf.



Polo in Frohnau. Aus dem IV. Internationalen Berliner Poloturnier: Die Siegermannschaft aus dem Kanonenpreis empfängt aus den Händen von Frau Glogowski den Preis. Von links aus: Capt. Fielding-Johnson; Capt. Walford; Capt. Rodes; Major Graham.



Mit dem Orden in der Hand . . . Der berühmte englische Romanschriftsteller John Galsworthy auf dem Heimweg vom St.-James-Palast in London, wo ihm der Prinz von Wales das Königl. Verdienstkreuz überreichte.

In der Trambahn

VON ANDRÉ REUZE

Ich begegnete Ihnen mehrmals in der Woche. Zur Stunde, da die großen Pariser Warenhäuser sich wie Bienenstöcke brummend leeren, kamen Sie und setzten sich mir gegenüber in die Trambahn. Ihre Augen und Ihre unschuldigen Lippen zeugten strahlend von Ihren siebzehn Lenzen, die einen einzigen Frühling ergaben. Du liebe Zeit! Sechs Jahre sind es nun schon her!

Eine Freundin begleitete Sie immer. Sie wußten ganz gut, daß sie häßlich war.

Von eurer Konversation ließ mich das Poltern des Wagens nur Bruchstücke hören; zumeist spracht ihr von Stoffen, Modellen, Verkaufen und Abrechnen. Dazwischen stelltet ihr komische Betrachtungen an, über den unmodernen Mantel einer Dame oder den Gang eines dicken Herrn. Ihre Freundin lachte seltener als Sie, ihrer Zähne wegen.

Ich blickte Sie ganz selbstverständlich an, wie man eine Blume bewundert oder einen Kunstgegenstand; ganz natürlich und ohne Indiskretion: Sie waren ja ein kleines Mädel.

Ich hätte aus dem Gedächtnis Ihre zwei Hüte zeichnen können, den für Regentage und den fürs Bessere; den schwarzen, der Sie ein wenig älter machte, und den blauen, der Ihre hellbraunen Haare immer ein wenig zerraufte. Ihr Mienenspiel war mir schon ganz vertraut und auch die energische Geste Ihrer kleinen Hand, mit der Sie eine Erklärung begleiteten. Und ich kannte auch den Moment, da in Ihrem übermütigen Lachen das kleine Muttermal verschwand, das wie eine Fliege in einem Winkel Ihres roten Mundes saß.

*

Ich begegnete Ihnen öfter, als der Zufall es vielleicht gewollt hat. Sie schienen nichts davon zu merken; ich aber, ich konnte mich nicht satt sehen an dem Wunder, das Sie von Tag zu Tag verwandelte. Die häßliche Freundin fehlte immer häufiger und blieb dann ganz aus. Da war ich Ihres Lachens beraubt, aber ich spürte in Ihren strahlenden Augen ein schalkhaftes Flämmchen auf, das Ihre geheimsten Gedanken verriet.

Ich betrachtete Sie mit zunehmender Bewunderung, aber nur verstohlen und ganz ehrerbietig, denn Sie waren eine junge Dame.

Sie waren sehr gewachsen. In der Art, wie Sie den Kopf trugen, verriet sich größere Sicherheit und wachsende Anmut in jeder Bewegung. Wenn Sie den Handschuh abstreiften, um das Fahrgeld aus Ihrem Handtäschchen zu nehmen, dachte ich jedesmal: Wieviel Geduld Sie doch des Morgens haben müssen, damit diese blaßrosa Nägel solchen Glanz bekommen!

Nun besaßen Sie mehr als zwei Hüte. Man erriet, daß sie von Ihnen selbst ausgewählt waren; aber trotz ihrer Eleganz behielten Sie sie nur kurze Zeit. Ihre Knöchel schienen im Seidenstrumpf noch feiner; Ihr Fuß auf dem Sockel eines Louis-XV-Absatzes noch kleiner. Ich sah an Ihnen die niedlichsten Kostüme von diskretester Eleganz und bestem Schnitt, und Sie trugen sie, wie man das nur in Paris versteht. Wenn Sie gegen das Licht saßen, schimmerten vereinzelt hellere, goldige Fäden in Ihrem Haar auf. Das Achatgrün Ihrer lebhaften Augen schien dann noch intensiver. Und in solchen Augenblicken waren Sie so entzückend, daß Sie es wahrhaftig nicht nötig hatten, das winzige Muttermal, das im Winkel Ihres roten Mundes Verstecken spielte, durch ein Tüpfelchen Schminke zu beleben.

*

Ich traf dich täglich, mehrmals am Tage. Schon von weitem sah ich dein Lächeln, und dein Lächeln galt mir allein.

Ich setzte mich in der Trambahn an deine Seite, ganz nahe. Erst kürzlich hab' ich in der Tasche eines Überrocks, den ich einem armen Manne schenken wollte, zwei ineinandergefaltete Fahrscheine gefunden. Wenn du im Schutze deiner Pelzboa meine Hand drücktest, fühlte ich an deinem Finger den blauen Ring, den ich dir geschenkt, und wenn ich dich verließ, blieb in meiner leeren Hand ein Hauch deines Parfüms.

Du erzähltest mir fröhlich von tausend kleinen Begebenheiten deines arbeitsreichen Lebens, von deinen Wünschen und Plänen, mit der gewichtigen Miene einer kleinen Frau, die weiß, was sie will, und ihr Ziel kennt.

In der Trambahn sagte ich dir Dinge ins Ohr, die dich lachen oder zürnen machten. Doch ein mutwilliger Zug um deinen lieben Mund strafte deine empörten Blicke Lügen.

Ich sah dich nicht mehr aussteigen, während ich unbeweglich in meiner Ecke bleiben mußte. Jetzt sprang ich immer als erster ab, um dir das Vergnügen zu verschaffen, schwer und lachend, wie gegen deinen Willen, in meine Arme zu fallen.

An solchen Tagen kam ich mir achtzehnjährig vor, du fünfzehnjährig, du, die ich mein kleines Mädel nannte.

*

Ich werde Ihnen wiederbegegnen. Aber niemand wird auf unseren Gesichtern die unwillkürliche Erregung lesen, die aufzuckt, wenn zwei fremde, kühle Blicke aufeinandertreffen.

Wenn es der Zufall will, werden wir einander wieder in der Trambahn gegenübersitzen. Dann werden Sie den Handschuh abstreifen, um den goldenen Ehering als Talisman Ihrer Unnahbarkeit blinken zu lassen. Und wenn der Schaffner kommt, dann verhüte der Himmel, daß es einer von jenen sei, die mir schon aus Gewohnheit zwei Fahrscheine für uns beide hinreichten.

Ich weiß, Sie werden den Blick senken. Ich werde Sie von der Seite ansehen, mich erst daran gewöhnen müssen, Sie in einer Toilette und einem Hut zu sehen, die ich nicht ausgesucht. Und wir werden einander fremder sein als damals, da wir uns noch nicht kannten und ich dennoch ein kleines Recht auf ein Lächeln von Ihnen hatte.

Aber wie sehr sich auch Ihr Blick bemühen wird, gleichgültig zu scheinen; wie abweisend auch Ihr Ring dann blitzen mag: Sie werden es nicht verhindern können, daß der vertraute Duft Ihres Lieblingsparfüms zu mir herüberweht; noch daß unser beider Erinnern gemeinsam in die Vergangenheit taucht, in der Sie mir immer unverloren bleiben werden.

Ich werde Sie aussteigen sehen und wieder unbeweglich in meiner Ecke bleiben. Dann werden Sie in der Menge verschwinden, eilig, eilig, während ich meine Zeitung entfalte.

Aber ich werde sie nicht lesen . . .

(Deutsch von Hans Blum.)



NÄCHTLICHE VISION / HOLZSCHNITT VON EDUARD BAUM
(Linden-Verlag, München.)

AUS DER GESELLSCHAFT



Das Auswärtige Amt macht einen Ausflug.
Dr. Stresemann (Mitte links) und Staatssekr. v. Schubert (rechts) bei der Unterhaltung an Bord des Dampfers, mit dem die Mitglieder des Auswärtigen Amtes vor kurzem einen Ausflug nach Friedrichshagen bei Berlin unternahmen.



Schauspieler in Ferien.
Alexander Moissi, ein treuer Gast Karlsbads, während der Morgentrinkkur beim „Sprudel“.



Der ehemalige König Friedrich August von Sachsen bei seinem Kuraufenthalt in Trentschin-Teplitz (Karpathen, Slowakei).



Der reichste Mann Argentiniens in Berlin.
Guillermo de Lutz, der „Siemens“ von Südamerika, mit seiner Gattin während seines Aufenthalts in der Reichshauptstadt, wo er am 5. Juli eintraf.



Polo in Frohnau.
Aus dem IV. Internationalen Berliner Poloturnier: Die Siegermannschaft aus dem Kanonenpreis empfängt aus den Händen von Frau Glogowski den Preis. Von links aus: Capt. Fielding-Johnson; Capt. Walford; Capt. Rodes; Major Graham.



Mit dem Orden in der Hand . . .
Der berühmte englische Romanschriftsteller John Galsworthy auf dem Heimweg vom St.-James-Palast in London, wo ihm der Prinz von Wales das Königl. Verdienstkreuz überreichte.



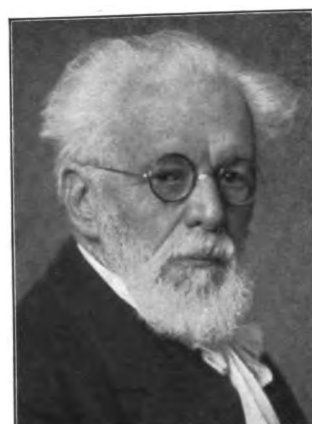
Prof. Dr. Otto Warburg, hervorragender Berliner Universitätslehrer und Botanikforscher, feiert am 20. Juli den 70. Geburtstag.



Prof. Otto Taubmann, bedeutender Komponist, Mitglied der Akademie der Künste, † am 5. Juli im 71. Lebensjahre.



Catherine Tingley, bekannte schwedische Theosophin, ein Haupt der Theosophischen Gesellschaft, † am 10. Juli, 77 Jahre alt.



Prof. G. Kerschensteiner, namhafter Pädagoge und Schulreformer, wird am 29. Juli 75 Jahre alt. (Phot. Müller-Hilsdorf, München.)



Dr.-Ing. Jul. Dörpmüller, Generaldirektor der Deutschen Reichsbahngesellschaft, begeht am 24. Juli seinen 60. Geburtstag.



Einweihung des Um- und Neubaues der Chirurgischen Universitätsklinik in der Charité zu Berlin. Geheimrat Dr. Sauerbruch während der Begrüßungsrede im großen Hörsaal des Instituts am 7. Juli.



Ein Jahn-Denkmal vor der Preußischen Hochschule für Leibesübungen in Berlin enthüllt.
Kultusminister Dr. Becker bei seiner Ansprache am 6. Juli. Vor dem Denkmal (einem Werk von Prof. E. Wenck) Schüler und Schülerinnen der Anstalt; daneben der zweite: der Direktor der Hochschule, Dr. Neuendorff.



Ein Weltrekord wird ermittelt.
Genaue Ausmessung der Wurfweite, die Hirschfeld, Allenstein, am 7. Juli beim Jubiläumssportfest von S. V. Osram in Berlin erzielte. Hirschfeld (in der Mitte stehend) stieß die Kugel 16,11 m weit, ein neuer Weltrekord.



Unwetterspuren im Berchtesgadener Land.
Einer der drei Masten der elektrischen Bahn Berchtesgaden—Salzburg, die am 5. Juli durch eine vom Sturm fortgetragene Bretterhütte geknickt und umgelegt wurden. (Phot. J. Schmid, Berchtesgaden.)



Hofrat Franz Josef Brakl, früherer Tenor und Direktor des Münchner Gärtnertheaters, jetzt bekannter Galeriebesitzer und Kunsthändler in München, wird am 22. Juli 75 Jahre alt.



Wilhelm Kissel, Direktor d. Firma Daimler-Benz A.-G., Stuttgart-Untertürkheim, verdiente Persönlichkeit der deutschen Automobilindustrie, konnte am 1. Juli sein 25jähriges Dienstjubiläum feiern.



Senator h. c. Bernh. Gerlach, Mitinhaber der Textilmaschinen-Fabrik und Eisengießerei Kettling & Braun, Crimmitschau i. Sa., ein Pionier auf dem Gebiete des Textilveredelungsmaschinenbaues, vollendete am 11. Juli sein 75. Lebensjahr.



Jacques Rosenthal, bekannter Münchner Kunstantiquar, dessen Haus in der internationalen Welt der Sammler und Bibliotheken großes Ansehen genießt, feierte am 17. Juli 75. Geburtstag. (Phot. Wasow.)



D. Dr. Georg Buchwald, Superintendent i. R. in Rochlitz (Sachsen), bekannter Lutherforscher, dem die Reformationsgeschichte viel wichtiges Material verdankt, wurde am 16. Juli 70 Jahre alt.



Der Neuyorker Bürgermeister bei der Feuerwehr.
Oberbürgermeister Walker (rechts) probiert nach der feierlichen Auszeichnung verdienter Feuerwehrleute einen neuen Feuermelde-Apparat aus, der selbsttätig die feuermeldende Person photographiert.



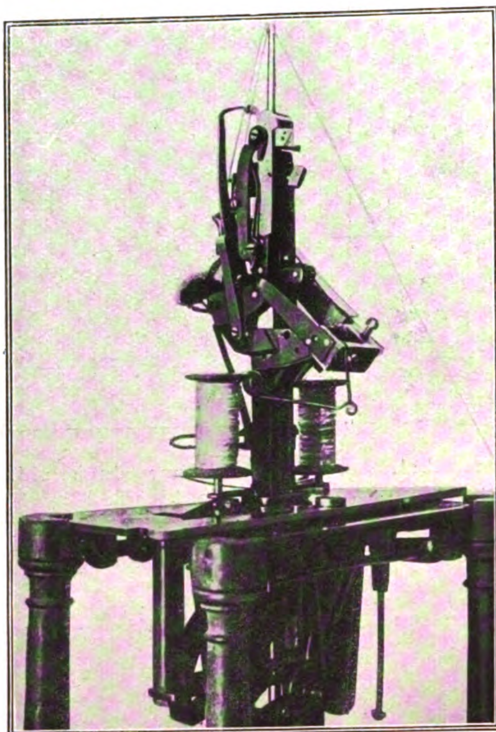
Zur glücklichen Genesung des Königs von England.
König Georg V. mit seiner Gattin und dem Prinzen von Wales auf der Fahrt zur Westminster-Kathedrale nach seiner Rückkehr von Schloß Windsor nach London. — Anläßlich der Wiederherstellung des Königs wurden überall in den Kirchen Englands Dankesfeiern abgehalten.



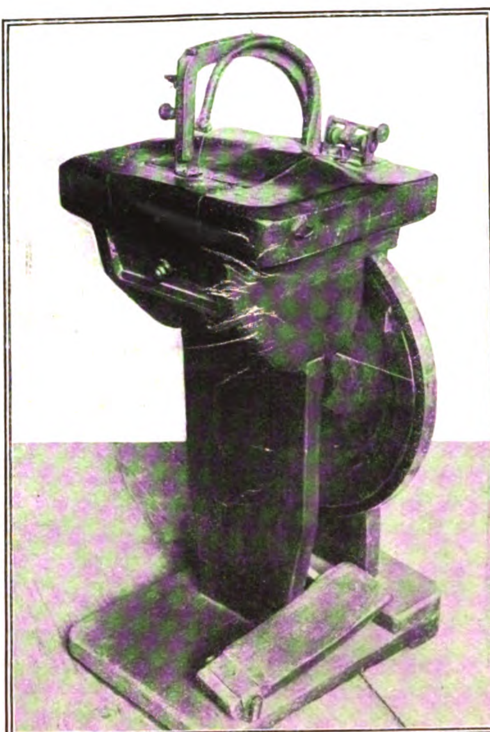
Primo de Rivera empfängt die spanischen Ozeanflieger und ihre Retter.
Die spanischen Ozeanflieger mit dem Kapitän und einigen Offizieren des englischen Flugzeugmutterschiffs „Eagle", das die vermißten Flieger auffand, beim spanischen Ministerpräsidenten (vierter von rechts), rechts neben ihm Fliegerhauptmann Franco, links neben ihm Sir N. S. Lawrence, Kapitän des „Eagle".



Religionsfrieden in Mexiko.
Nach jahrelangem Kampf zwischen der mexikanischen Regierung und der katholischen Kirche wurde vor kurzem der Streit gütlich beigelegt. — Die katholische Bevölkerung begrüßt mit Blumen und Konfetti dankbar-begeistert den Staatspräsidenten Portes Gil bei seiner Ankunft in San Luis Potosi.



Die zweispulige Nähmaschine Joseph Maderspergers. Sie lehnte sich an das Verfahren des Webens an. Original aus dem Jahre 1839.



Auf klobigem Holzgestell: Die Nähmaschine des Bauern Jacob Eisendle (1848).

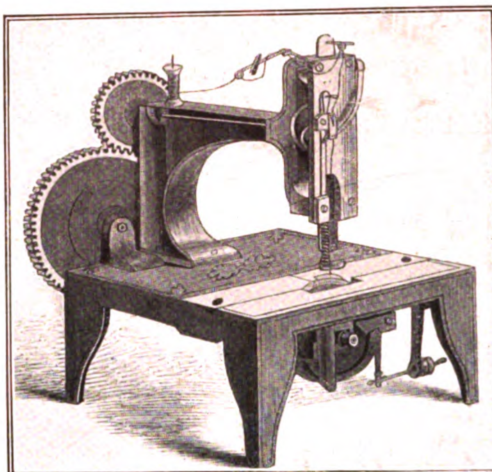
AUS DER KINDERZEIT DER NÄHMASCHINE

EIN KULTURGESCHICHTLICHER RÜCKBLICK VON GERTRUD KOBNER



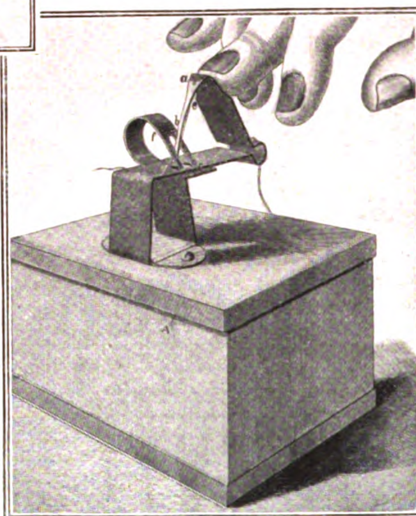
Die Nähmaschine als dekoratives Hausgerät: Familien-Nähmaschine von Newton und Wilson, 1860.

Vor hundert Jahren lebte in Saint-Etienne ein armer Schneider, Barthélemy Thimonnier, der, wenn nicht für verrückt, so doch zum mindesten für ein Original gehalten wurde. Anstatt sich zu bemühen, seine Kundschaft zufriedenzustellen und mit seinem Handwerk, das er ausgezeichnet verstand, seinen Lebensunterhalt zu verdienen, hatte er es sich in den Kopf gesetzt, eine Maschine zu bauen, mit deren Hilfe er die Arbeit der Schneider und Schneiderinnen zu vereinfachen gedachte. Nachdem er lange Zeit an diesem Plan gearbeitet und seine letzten Ersparnisse für ihn ausgegeben hatte, gelang es ihm endlich, im Jahre 1829 eine Maschine aus grobem Holz zu bauen, die ihm gestattete, einen Kettenstich zu nähen. Die Nadel war mit Häkchen versehen, zog nach dem Herabsinken durch den Stoff einen unteren Faden nach oben und bildete eine Anzahl Schlingen auf der oberen Seite der Arbeit.



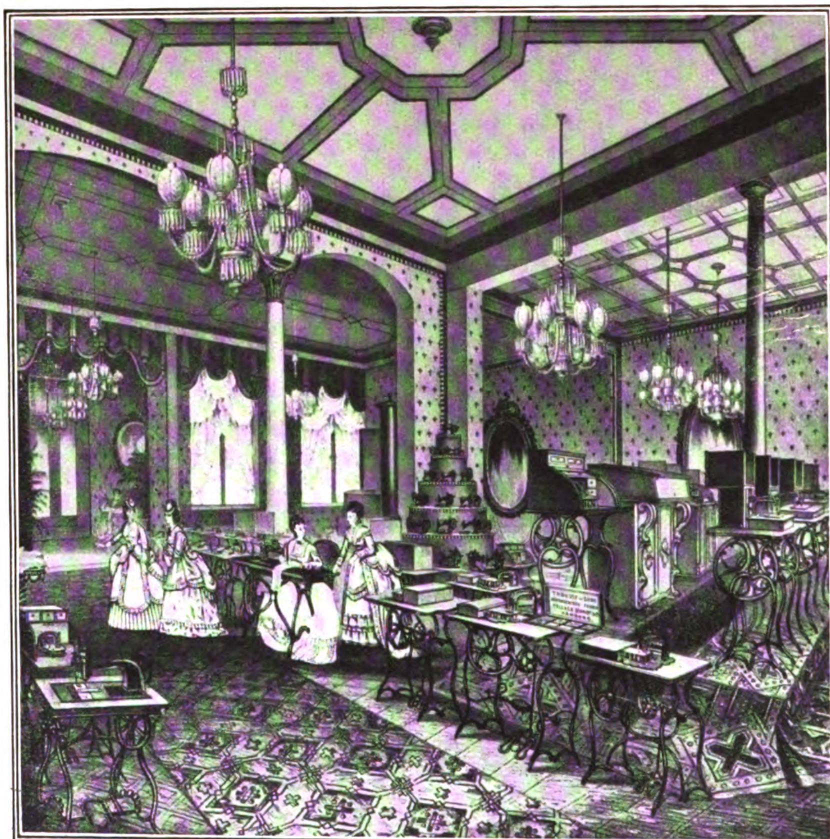
Modell einer amerikanischen Nähmaschine aus dem Jahre 1853.
Ihre Erfindung wurde dem Deutschamerikaner Singer zugeschrieben.

Da nun aber ein Prophet in seinem Vaterlande bekanntlich nichts gilt, hatte auch Thimonnier mit seiner Erfindung bei seinen Landsleuten keinerlei Erfolg. Er hoffte, in Paris etwas mehr Glück mit ihr zu haben, und obwohl er ohne jede Mittel war, zögerte er nicht, die lange Reise zu unternehmen. Seine Maschine auf dem Rücken, ging er zu Fuß nach Frankreichs Hauptstadt und machte unterwegs in den verschiedenen Dörfern halt, um das Publikum für seine Erfindung zu interessieren. Bei jedem Aufenthalt führte er seine Maschine vor, wobei er ihre Vorteile mit Beredsamkeit schilderte. Dann sammelte er, weil er keine anderen Mittel zum Leben hatte. Aber das Publikum blieb skeptisch und gleichgültig, und die Einkünfte waren daher sehr mager.

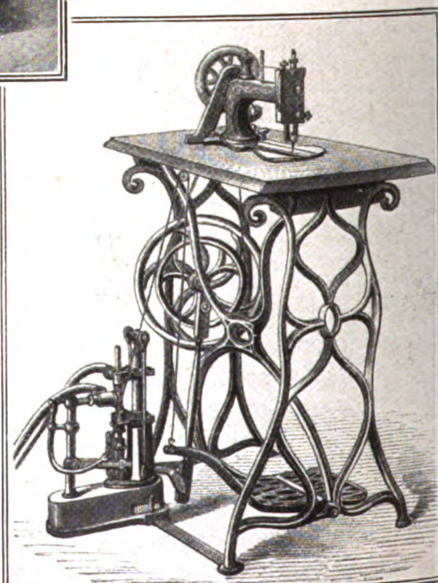


Ein Zwerg unter ihren Genossinnen: Die Taschen-Nähmaschine von W. D. Heyer (1864).

In Paris angelangt, hegte der arme Schneider einen Augenblick lang die Hoffnung, seine Träume verwirklicht zu sehen. Es gelang ihm nämlich, eine Gesellschaft zur Ausbeutung seiner Erfindung zu gründen.



Dem Liebling der Hausfrau gab der Geschäftsmann einen prunkvollen Rahmen: Nähmaschinenlager in Berlin um 1860.



Für solche, denen das Maschinentreten zu sauer wurde: Wasserkraftmotor für Nähmaschinen. Von den Emser Brüdern Göbel um 1865.



Wie das Nähen erleichtert werden sollte: Der Dampf-Kleinmotor von Tyson als Antriebskraft für eine Nähmaschine, 1882.

In einem eigens dafür eingerichteten Atelier arbeiteten achtzig der aus Holz hergestellten Maschinen zur Anfertigung von Militärkleidung.

Aber man kennt die Macht der Vorurteile. Zu jener Zeit waren die Arbeiter davon überzeugt, daß die Maschinen ihre Feinde seien und ihnen ihr Brot wegnähmen. Es wurde eine Kampagne gegen die „Aushungerer des Volkes und ihre Mechaniker" eröffnet, die wütende Bevölkerung stürzte in die Ateliers der Rue de Sèvres und zerstörte die Maschinen. Thimonnier mußte fliehen, um der Rache der Meute zu entgehen.

In seine Heimat zurückgekehrt, fuhr er trotz allem Mißgeschick fort, seine Maschine zu vervollkommnen. Nachdem an ihr das Holz durch Metall ersetzt worden war, lieferte sie schließlich dreihundert Stiche in der Minute, stickte und nähte Musseline sowohl als auch Tuch und Leder. Ärmer denn je, entschloß sich der geniale Schneider, sein Patent für eine lächerlich kleine Summe an eine englische Gesellschaft zu verkaufen. Er starb mit 64 Jahren in allergrößtem Elend.

Natürlich blieb es den Amerikanern vorbehalten, die Erfindung des armen Schneiderleins mit Hilfe mächtiger Reklame auszunutzen, sie dem Publikum schmackhaft zu machen und mit praktischeren Nähmaschinen Millionen zu verdienen. Der Amerikaner Elias Howe erfand die erste wirklich brauchbare Nähmaschine. Er benutzte für sie eine Nadel, an der das Öhr sich nahe an der Spitze befand, und ein Schiffchen. Viele andere Verbesserer, wie etwa der Bauer Jacob Eisendle, folgten ihm. Singer, der das Howesche System industriell ausnutzte, verlor später die Patentprozesse gegen den verarmten Howe und mußte ihm hohe Entschädigungen zahlen.



Die neue Nähmaschine — des Schneiders Tod. Spottbild aus dem Jahre 1853. Gierig öffnen sich die Scheren nach dem Stoffballen, von zwei Knäueln wickelt sich das Nähgarn ab, und aus einer Klappe fallen die fertigen Kleider heraus. Ein Meister der Zunft hat sich schon mit der Schere erstochen, ein zweiter rauft sich verzweifelt die Haare.



Die elektrische Batterie ersetzt hier die Fußkraft der Näherin. Erfindung des Franzosen Capal, 1869.

Im Jahre 1854 wurden die ersten amerikanischen Nähmaschinen in Deutschland eingeführt. Schneidermeister Pommerenke in Berlin schaffte eine solche an, und Friedrich Wilhelm IV. besichtigte sie als — Kuriosum!

Wie jede neue Erfindung, beschäftigte auch die Nähmaschine heftig die Köpfe der „denkenden" Geister, und es entstanden so manche — Kuriosa. Als solche sind auch die ersten Einrichtungen zu betrachten, die ersonnen wurden, um den Frauen das Treten der Nähmaschinen zu ersparen. Sollte dies doch zu schweren körperlichen Schädigungen führen!

Wissen und Leben

Milchrekorde und Milchbedarf.

Malthus, der etwas ängstliche englische Nationalökonom in der Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, befürchtete, daß sich die Bevölkerung schneller vermehrt als die verfügbare Nahrung. Inzwischen hat sich die europäische Volkszahl sehr erheblich vergrößert, sie vermag aber die jährlich zur Verfügung stehenden Nahrungsmittel nicht einmal aufzuzehren. Wir nehmen dabei allerdings die Hilfe fremder Anbaugebiete in Anspruch, liefern ihnen jedoch dafür unsere Industriewaren. Mit der Aushungerungsgefahr der Menschheit ist es also vorläufig nicht schlimm bestellt. Es ist aber ein anderer Punkt zu berücksichtigen, bei dem Malthus in gewissem Sinne recht hatte: wenn wir uns nur auf das eigene Land beschränken, könnte vielleicht ein Nahrungsmangel eintreten. Wir wissen, daß die Ernten jetzt viel größer sind als vor hundert Jahren, die Nutztiere sind schwerer geworden und wachsen schneller. Es gibt jedoch Grenzen, die Natur läßt keinen Baum in den Himmel wachsen. Es soll zwar Termiten- oder Ameisenweibchen geben, die sich andauernd mit dem Eierlegen befassen und dabei so unermüdlich sind, daß sie nicht einmal Zeit zur Nahrungssuche finden. Unsere Milchkühe beschäftigen sich aber nicht andauernd mit der nützlichen Tätigkeit der Milchlieferung, sie streiken sogar manchmal. Das ist zweifellos ein ernsteres Problem, denn die Milch unserer Kühe bildet nicht nur die wichtigste Quelle unserer Fett-, sondern auch der Eiweißversorgung. Hier können ängstliche Gemüter auf den Gedanken kommen, daß eine Gefahr für unsere Ernährung besteht. Denn wir haben es in der Kriegszeit mit ihrem Mangel an Futterstoffen, Arbeitskräften und der Abschlachtung der Milchkühe schaudernd erlebt, welche Verwüstungen der Fett- und Eiweißmangel hervorgerufen hat. Mit einem reichlichen Vorrat an Butter und Käse, den beiden wichtigsten Erzeugnissen der Milchwirtschaft, hätte die Sterblichkeit in der Heimat nie so groß werden können. Unsere rund 10 Millionen Milchkühe — auf etwa 6 Einwohner je eine — liefern durchschnittlich je 2000 Liter Milch oder insgesamt 20 Milliarden Liter; dazu kommen noch rund 2 Milliarden Liter aus der Einfuhr (meist in Form von Butter und Käse). Von der Bedeutung dieser Menge können wir uns erst eine richtige Vorstellung machen, wenn wir sie in Gold ausrechnen. Bei einem Erzeugerpreis von nur 15 Pfennig für 1 Liter — der städtische Verbraucher zahlt natürlich bedeutend mehr — würde der Durchschnittswert der jährlichen Milchleistung jeder Kuh 300 Mark ausmachen; der Gesamtwert der jährlich erzeugten Milch von 10 Millionen Kühen beträgt also rund 3 Milliarden Mark. Man vergleiche damit etwa die Zahlen, die sich aus den Reparationslasten ergeben, oder unsere industrielle Produktion: der Wert der Steinkohlenförderung beträgt gegenwärtig rund 2 Milliarden Mark, der Wert der Erzeugung von Stein- und Kalisalzen rund 200 Millionen Mark; in den Hochofenbetrieben wurde für rund 900 Millionen Mark Roheisen erzeugt; die Kraftfahrzeugindustrie schuf für rund 800 Millionen Mark Werte; der Wert unserer Farbstoffausfuhr betrug etwas über 300 Millionen Mark. Dabei ist zu berücksichtigen, daß es sich in der Bergindustrie um einen allmählichen Substanzverlust durch Abbau handelt; die landwirtschaftliche Produktion kann nie erschöpft werden. Doch lassen wir die Statistik noch etwas sprechen: Da der durchschnittliche Fett- und Eiweißgehalt der Milch 3,2 Prozent beträgt, kann jeder Deutsche jährlich rund 10 Kilogramm Eiweiß und rund 10 Kilogramm Fett oder etwa 11 Kilogramm Butter aus der inländischen Erzeugung verzehren. Das ist nicht viel, auch wenn wir bedenken, daß die Milch als Getränk bei uns leider noch sehr wenig beliebt ist. Nehmen wir den durchschnittlichen täglichen Milchverbrauch einer Industriestadt wie Frankfurt a. M. mit 0,1 Liter pro Kopf der Bevölkerung als Grundlage, so würden in ganz Deutschland nur etwa 6 Millionen Liter Milch täglich getrunken werden, einschließlich der Säuglingsnahrung. Mag diese Zahl auch im allgemeinen zu gering sein, so spielt sie doch bei der Gesamterzeugung keine Rolle. Viel wichtiger ist der Verbrauch der Milch für die Butter- und Käsebereitung, und dabei wäre ein Mangel eher denkbar, wenn die heutigen Durchschnittserträge nicht mehr steigerungsfähig sein sollten. Das haben auch die Landwirte bei uns sowohl als auch in der ganzen Welt empfunden, denn viel Milch bedeutet auch viel Geld. Zureden allein hilft aber nicht, um die Kühe zu einer Steigerung ihrer natürlichen Tätigkeit anzuspornen. Also tat man etwas anderes, was auch sonst im Leben hilft: man stellte die Tiere unter Kontrolle, in eigenen „Kontrollvereinen", die zuerst in Dänemark gegründet wurden. Die Tiere werden auf Herz und Nieren geprüft, ob sie ihr Futter durch eine genügende Milchmenge auch verdienen, und der Erfolg bestand darin, daß in allen Kontrollvereinen die Durchschnittsleistungen nicht mehr rund 2000 Liter Milch pro Kuh und Jahr betragen, sondern 3000 bis 4000 Liter. Bis jetzt unterliegt erst ein Zehntel aller deutschen Kühe dieser Kontrolle, welche die Tiere mit geringeren Leistungen für unwürdig ihrer Aufgaben erklärt und dafür sorgt, daß sie ihre geringen Verdienste um das Volkswohl auf der Schlachtbank wieder gutmachen. Der doppelte Ertrag in diesen Kontrollvereinen bedeutet nicht nur bis 4000 Liter jährlicher Durchschnittsleistung pro Kuh, sondern auch rund 44 Pfund Butter jährlich für jeden Einwohner anstatt gegenwärtig nur 22 Pfund oder wöchentlich rund 210 Gramm. Während jede Kuh in Deutschland jetzt im Durchschnitt rund 130 Pfund Butter liefert, würden sich bei 4000 Liter jährlich pro Kuh 260 Pfund ergeben. Das wäre weit mehr, als unser gegenwärtiger Bedarf beträgt, denn die Einfuhr stellt nur 10 Prozent unserer einheimischen Erzeugung dar. Aber selbst hierbei beruhigten sich die Landwirte nicht. Fast klingt es märchenhaft, wenn wir hören, daß nicht nur in Amerika, dem Lande der Rekorde, sondern seit drei Jahren auch in Deutschland Kühe ausgebildet werden, die beinahe unerschöpfliche Milchquellen sind. Denn es handelt sich dabei um eine regelrechte Ausbildung; zwar müssen die Anlagen vorhanden sein, und sie waren es auch schon früher, wir haben es aber erst seit einigen Jahren nach amerikanischem Vorbild gelernt, sie nutzbar zu machen. Die beste amerikanische Milchkuh dieser Art gab während eines ganzen Jahres ununterbrochen täglich über 45 Liter Milch oder rund 1,5 Kilogramm Butter, insgesamt jährlich über 16000 Liter Milch oder 11 Zentner Butter. Da gegenwärtig jeder Deutsche im Durchschnitt, wie erwähnt, etwa 22 Pfund Butter verbraucht, könnte diese Sorte Kühe allein je 50 Personen versorgen. Wir würden von diesen Kühen dann in Deutschland nur höchstens 1,5 Millionen brauchen können, sonst würde die Milch unverwertbar bleiben. So weit sind wir aber noch nicht. Es sind allerdings erst drei Jahre vergangen, seit man auch in Deutschland



die Kühe „auszubilden" begann und zeigte, daß unsere braven Milchspenderinnen ihren amerikanischen Schwestern nicht nachstehen. In dieser kurzen Zeit ist es bereits gelungen, über 650 Kühe zu erproben, die während eines ganzen Jahres mindestens 5 Zentner Butter liefern, welche, je nach dem Fettgehalt der Milch, in einer größeren oder geringeren Menge enthalten sind, so von 8000 bis 9000 Litern ab. Diese Zahl von 650 Kühen erscheint bei dem Gesamtbestande von 10 Millionen nicht hoch, es ist aber zu berücksichtigen, daß die „Ausbildung" sehr viel Mühe und auch Kosten verursacht. Immerhin hat es, solange nicht Kriege unsere Fluren verheeren, mit der Sorge um einen Nahrungsmangel noch gute Wege. Käme es nur auf die Milch und Butter an, so können noch dreimal so viele Menschen versorgt werden, wie jetzt vorhanden sind. Freilich müssen diese Menschen auch Arbeit finden, um für ihren Ertrag Nahrungsmittel einzutauschen. Dr. E. Feige.

Koffein und Geburtenrückgang.

Zu der wichtigen Frage, ob durch Koffein, also das im Kaffee und im Tee enthaltene, anregende Alkaloid, die Nachkommenschaft geschädigt bzw. unmittelbar ein Geburtenrückgang verursacht werden kann, sind von Professor H. Stieve in der Anatomischen Anstalt der Universität Halle a. S. neuerdings interessante Versuche gemacht worden, die kürzlich veröffentlicht worden sind. Es handelt sich natürlich nur um Tierversuche, deren Ergebnisse vom Forscher durchaus nicht uneingeschränkt auf den Menschen übertragen werden, wenn auch, was vorwegzunehmen sei, Stieve nach seinen Versuchen zu dem Ergebnis kommt, „daß das Koffein, in genügender Menge gegeben, auch beim Menschen die Keimdrüsen und Nachkommen schwer schädigen kann". Eine uneingeschränkte Nutzanwendung der Versuchsergebnisse auf den Menschen ist schon deshalb nicht möglich, weil die Versuche in Halle ausschließlich mit Kaninchen einer einzigen Rasse, sog. Russenkaninchen, durchgeführt worden sind und nicht nur andere Säugetierarten, sondern sogar schon andere, vor allem nicht reinrassige Kaninchenarten sich dem Koffein gegenüber anders verhalten können als die in diesem Fall ausgewählte Rasse. Ferner auch deshalb, weil das Gift den Kaninchen nicht in der Form gegeben worden ist, wie es normalerweise in den menschlichen Körper gelangt, sondern ihnen, gelöst in physiologischer Kochsalzlösung, unter die Haut gespritzt worden ist. Trotzdem kommt Stieve, wenn er auch vor leichtfertigen Anwendungen der Versuchsergebnisse auf den Menschen, wie es beim Alkohol nach seiner Ansicht geschehen ist, warnt, am Schlusse seiner interessanten Veröffentlichung zu dem erwähnten Resultat. Er hält es nicht für ausgeschlossen, daß Koffein von großem Einfluß auf den Geburtenrückgang bei manchen Kulturvölkern ist, falls nicht einwandfrei nachgewiesen wird, daß sich der Mensch gegenüber dem Koffein grundsätzlich anders verhält als die Tiere, mit denen bisher entsprechende Versuche durchgeführt worden sind. Die Versuche in Halle sind mit großer wissenschaftlicher Gründlichkeit an bisher 600 Einzeltieren der genannten Kaninchenrasse gemacht worden. Es wurden die Koffeinmengen festgestellt, die, eingespritzt, schwer schädigend auf den gesamten Körperzustand oder gar tödlich wirkten. Die eigentlichen Versuche wurden dann durchweg mit Koffeinmengen durchgeführt, die unter dem Quantum bleiben, das den Gesamtorganismus und damit die Keimdrüsen unmittelbar schädigt. Während der Versuche waren die Versuchstiere also als gesund im landläufigen Sinne anzusehen, und sie zeigten auch im allgemeinen ein ganz normales Verhalten. Es wurden drei grundsätzlich verschiedene Versuchsreihen durchgeführt, nämlich solche mit Kaninchenpaaren, bei denen nur die Männchen mit Koffein vergiftet waren; dann solche, bei denen vergiftete Weibchen mit nicht vergifteten Männchen gepaart wurden, und drittens solche, bei denen Männchen und Weibchen nicht vergiftet waren und erst nach der Paarung die Weibchen mit Koffein behandelt wurden. Dabei blieben die täglich eingespritzten Koffeinmengen teilweise gleich, teilweise wurden sie auch während des Versuchs bis an die Grenze der ohne Gesamtschädigung vom Organismus von den Tieren noch aufgenommenen Mengen gesteigert. Es ist also eine große Zahl der denkbaren Versuchsmöglichkeiten erschöpft worden. Als Ergebnis der Versuche kann einmal gesagt werden, daß die tödliche Einzelgabe durch Gewöhnung nur sehr wenig gesteigert werden kann und eine Unempfindlichkeit (Immunisierung) gegen das Gift nicht eintritt, da nach einigen „koffeinfreien" Monaten sich genau die gleichen Erscheinungen wiederholen, daß ferner wesentlich unter der tödlichen Einzelgabe liegende Koffeinmengen ohne äußere Schädigungen ertragen werden können. Es liegen also offenbar in vieler Beziehung bei der zu diesen Versuchen verwandten Kaninchenrasse ähnliche Verhältnisse vor wie beim Menschen, die entsprechende Rückschlüsse erlauben. Die wichtigeren Beobachtungen bei diesen Versuchen liegen aber auf dem Gebiet des Einflusses des Koffeins auf die Fortpflanzung der Versuchstiere. Es ist einwandfrei festgestellt worden, daß, gleichgültig, ob beim Einzelversuch das Männchen oder das Weibchen vor der Paarung mit Koffein behandelt worden ist, ein „Geburtenrückgang" von etwa 73 Proz. eingetreten ist, der sich teils in einer starken Abnahme der Nachkommenschaft überhaupt zeigt, teils im Zugrundegehen der „Koffein-Jungen" in der ersten Woche nach der Geburt, d. h. also: $^3/_4$ der Nachkommenschaft von den mit Koffein behandelten Kaninchenmännchen oder -weibchen geht während der Entwicklung bis zur ersten Woche nach der Geburt zugrunde, und zwar im allgemeinen unabhängig von der Dauer der Koffeinbehandlung vor der Paarung. Die dritte Versuchsreihe hat ferner durch einen „Geburtenrückgang" von etwa 50 Proz. bis zur ersten Woche nach der Geburt erwiesen, daß auch die Keimlinge von nicht mit Koffein behandelten Eltern schwer geschädigt werden, wenn dem Muttertier während der Tragzeit Koffein gegeben wird. Im allgemeinen sind die Weibchen empfindlicher gegenüber dem Einfluß des Koffeins als die Männchen. Durchweg waren die während dieser Versuche gegebenen Giftmengen so gering, daß in keinem Falle Veränderungen an irgendwelchen Organen der Tiere, also Krankheitserscheinungen, durch Augenschein oder durch Untersuchung nach der Sektion festgestellt werden konnten. Es ist anzunehmen, daß diese interessanten Versuche von Stieve und anderen Forschern fortgesetzt werden, und daß die Tierversuche durch immer weiter eingeschränkte Versuchsbedingungen immer weiter gehende Übertragungen auf menschliche Verhältnisse erlauben und dazu beitragen, den Zusammenhang zwischen dem Geburtenrückgang der Kulturvölker und den hauptsächlichsten Genußgiften, von denen im allgemeinen bisher nur der Alkohol näher betrachtet worden ist, zu klären. A. Lion.

Auf den Hirsch in den Hochmooren Schottlands.

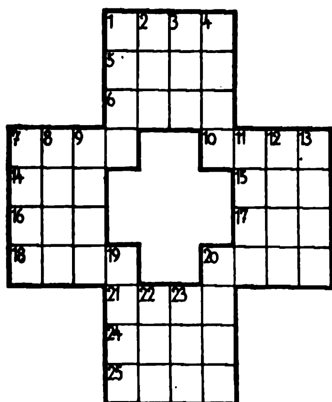
(Hierzu die Bildertafel auf Seite 91.)

Das Erlebnis für den auf Großbritannien begrenzten Weidmann bildet die Hirschjagd in den Hochmooren Schottlands. Der Termin für die Ausübung dieses Sports fällt lediglich in die Feistzeit, da mit dem Eintreten der Brunft jeder Abschuß aufhört. Die Begründung hierfür ist eine zweifache: man betrachtet es nicht als Sport, den schreienden und dabei leichter anzupirschenden Hirsch zu strecken. Auf der anderen Seite behauptet man,



daß die Beeinträchtigung der Genießbarkeit des Wildbrets durch den dem Hirsch anhaftenden Brunftgeruch nicht unwesentlich sei. Der Rotwildbestand ist in den einzelnen Teilen außerordentlich stark, und wenn man im Jahre 1928 2500 geweihte Hirsche abgeschossen hat, so gibt das erst einigermaßen einen Begriff davon. Allerdings ist der Kahlwildbestand keinesfalls geregelt, und hieraus ergibt sich auch die schlechte Geweihbildung, die sich trotz der Versuche der Blutauffrischung aus ausländischen Revieren nicht gebessert hat. Nicht ein einziger kapitaler Hirsch ist im letzten Jahr erlegt worden. Die Hirsche haben im allgemeinen keine große Endenzahl, vielmehr schlechte Stangenbildung und schlechte Vereckung. Die Becherbildung in der Krone fehlt ganz. Demgemäß ist auch das Gewicht der Stangen unbedeutend, so daß bei Beurteilungen auch kein Gewicht hierauf gelegt wird. Bei einer Rotwildhege, wie wir sie haben, und bei den immerhin günstigen Verhältnissen durch die großen ungestörten Flächen wäre es wohl möglich, in England und in Schottland ganz besonders kapitale Hirsche zu ziehen. Die Jagd auf den schottländischen Berghirsch stellt körperliche Anforderungen an den Jäger, die das Weidwerk zu einem genußreichen Sport machen. Die Jagdgebiete sind zu groß, um eine Pirsch zu Fuß, und zu uneben, um eine solche im Wagen zuzulassen. Auf den kleinen Ponys, die an Bergsteigen und Strapazen gewöhnt sind, erfolgt der Anritt. Mit guter Büchse bewaffnet und, wie wir aus dem einen Bild ersehen, auch mit einem Fernrohr aus Großvaters Zeiten (selbst in seiner Jagdausrüstung ist der Brite konservativ) geht es auf die Pirsch über nicht enden wollende Moore und Anhöhen. Meist muß auch ein weiter Schuß gewagt werden, wobei oft durch gute Gewehrauflage eine gewisse Sicherheit geboten ist. Der Abtransport der Strecke findet entweder auf dem Pony statt oder in den leichten, eigenartig konstruierten Wagen des Hochgebirgsvolkes. Der Abend am Kamin in den wundervollen historischen Edelsitzen und auch das sonstige gesellschaftliche Leben und Treiben in den schottischen Schlössern bilden noch eine genußreiche Verschönerung der Jagd auf den Geweihten.

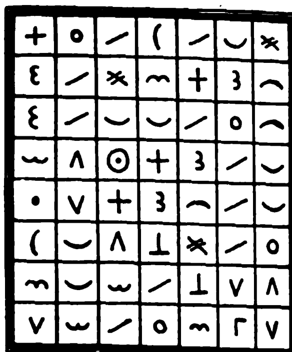
ZUM NACHDENKEN



Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 1 Geldschrank, 5 chinesisches Geld, 6 Lasttier, 7 ostfriesische Stadt, 10 Himmelsbläue, 14 Vogel, 15 biblischer Priester, 16 afrikanischer Strom, 17 ungarischer Würdenträger, 18 Kriegsgott der Griechen, 20 Meerenge der Ostsee, 21 biblische Männergestalt, 24 Bezahlung für geleistete Dienste, 25 Zusammenschluß; senkrecht: 1 Holzmaß, 2 Tierleiche, 3 Märchengestalt, 4 weiblicher Vorname, 7 sibirischer Strom, 8 afghanischer Herrschertitel, 9 Vogel, 11 Buckelochse, 12 Kavallerist, 13 Säugetier, 19 Fichtelgebirgsstadt, 20 wie 20 wagerecht, 22 französische Münze, 23 Vorfahr.

Seltsame Hieroglyphen.



Die wagerechten Reihen ergeben von oben nach unten: 1 Westdeutsche Stadt, 2 Geistesprodukt, 3 deutschen Dichter, 4 Weichtier, 5 Vogel, 6 Fisch, 7 thüringische Stadt, 8 Erdteil. Die senkrechte Mittelreihe nennt einen bekannten Forschungsreisenden.

Umschalträtsel.

Stunde — Kühle — Stuhl — Makart — Luther

In jedem der vorstehenden Wörter sind zwei nebeneinanderliegende Buchstaben durch zwei andere Zeichen zu ersetzen. Alsdann ergeben die neuen Wörter: 1 Gabe, 2 Landstrich am Meer, 3 Tierbehausung, 4 österreichischen Tondichter, 5 Musikinstrument. Die einzusetzenden Buchstaben nennen einen weltberühmten Pädagogen.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — ar — bee — brom — chri — coln — del — en — er — er — fi — gan — gen — ges — lin — lö — ma — mie — na — ne — ne — ne — no — ral — re — re — sa — sach — scha — sel — sen — ser — ses — set — si — sti — stus — ter — u

sind 17 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein altes deutsches Sprichwort ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die einzelnen Wörter bedeuten: 1 Asiatischer Strom, 2 ehemaliger Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, 3 Weltteil, 4 deutscher Freistaat, 5 Hunderasse, 6 Name für „Jesus", 7 Frauenname, 8 Niederschlag, 9 Frucht, 10 Ausdruck für Christus als Heiland, 11 Nähgerät, 12 Geheimbund auf Sizilien, 13 europäisch-asiatisches Grenzgebirge, 14 Vorname, 15 Sitzgelegenheit, 16 Gesichtsausdruck, 17 italienischer Fluß.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4402.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4400.

Silbenrätsel: 1 **Wa**sserstoff, 2 **Hä**ngematte, 3 **De**batte, 4 **Ba**uer, 5 **Te**nder, 6 **Kö**nneritz, 7 **Ne**nner, 8 **Hä**ndel, 9 **De**laware, 10 **St**ürze, 11 **Ze**ntrum. — Was Hände bauten, können Hände stürzen.

Stumme Gäste: Bücher.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Gerok, 5 Leber, 7 Hand, 9 Tara, 12 Tagore, 13 Toledo, 14 Gote, 16 Fama, 17 Greif, 18 Nepal; senkrecht: 1 Krebs, 2 Goldregen, 3 Kartoffel, 4 Dagoe, 6 Kreml, 7 Hag, 8 Not, 10 Ala, 11 Ada, 15 Wespe.

Einschalträtsel: Hagar, Speyer, Schmerz, Renntier, Brauch, Sachse, Fährte, Gebiet, Makler. — Gymnastik.

Kreuzrätsel:

Wa	gen
Ro	sa
Re	be
Ne	ger



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig C 1.



Welt-Reklame-Kongreß.

In allen Ländern der Welt, ganz besonders in Amerika, wurden umfassende Vorbereitungen zum Besuch des Welt-Reklame-Kongresses in Berlin getroffen. Vom 11. bis 15. August d. J. werden sich etwa 4000 bis 5000 Reklamefachleute aus Amerika, aus England und den Staaten des europäischen Kontinents in Berlin treffen. Dieser Kongreß bedeutet weit mehr als die üblichen Fach-Kongresse, denn moderne Reklame durchdringt heute alles, kein Beruf kann sich ihr entziehen. Es werden sich in Berlin Männer und Frauen eines Berufes treffen, der wie kein anderer mit allen Berufszweigen, mit der gesamten Weltwirtschaft aufs engste verknüpft ist. Es ist selbstverständlich, daß die deutsche Reichsregierung an der Veranstaltung den lebhaftesten Anteil nahm und ihre Mitarbeit in jeder Form bedingungslos zusicherte. Am 11. August werden sich die Tore der Ausstellungshallen öffnen, um den Besuchern des Kongresses die deutsche Reklamearbeit in einer besonderen „Reklame-Schau“ vor Augen zu führen. Der Zweck des Kongresses liegt vor allem in dem Austausch beruflicher Erfahrungen und in der Darstellung der die Fachleute am meisten interessierenden Themen des Reklamewesens, über die die hervorragendsten Vertreter der einzelnen Gebiete Vorträge halten werden. Darüber hinaus aber ist ein solcher Kongreß von allergrößter Bedeutung für die Wirtschaftsverbindungen der im Verband vertretenen Länder unter einander. Um sich ein Bild von der Macht zu verschaffen, über die z. B. die amerikanischen Vertreter, die nach Berlin kommen werden, verfügen, muß man sich einige Zahlen vor Augen führen. Es erscheinen in Amerika 2500 Tageszeitungen mit 40 Millionen Exemplaren, 700 landwirtschaftliche Zeitschriften, 300 Kinderzeitschriften. Jährlich verbrauchen die Zeitungen etwa 1500000 Tonnen Papier. Die Auflage der monatlich erscheinenden Zeitschriften beträgt 95 Millionen, die der Wochenblätter 55 Millionen Exemplare, dazu kommen noch etwa 20 Millionen Exemplare periodisch erscheinender Publikationen. Alle diese Zeitschriften und Zeitungen sind mit Reklame versehen, und auf ihre Herstellung üben die Reklamefachleute ihren Einfluß aus. Deutschland steht jetzt im Vordergrund aller Reklameklubs Amerikas, Englands und des Kontinents, und dieses Interesse dehnt sich gleichmäßig über das ganze Reich, seine industrielle und kommerzielle Entwicklung aus. Besonders wichtig ist es ferner, daß im Anschluß an den Berliner Kongreß Sternfahrten durch Deutschland unternommen werden, bei denen die auswärtigen Kongreßteilnehmer in verschiedenen Reisen durch Deutschland geführt werden, um die Schönheiten des Landes und die wirtschaftlich wichtigen Städte und deren Unternehmungen kennen zu lernen.

Dinge, die man für's Leben kauft.

In manchen Familien ist noch Hauswäsche im Gebrauch, die aus Großmutters Tagen stammt. Es war eben in früheren Jahren der Stolz der Frau, ihren Töchtern eine Ausstattung mitzugeben, die unverwüstlich schien. Nun ist zwar die gute alte Zeit lange nicht so gut gewesen wie ihr Ruf, aber darin hatte sie recht, gewisse Anschaffungen soll man nur einmal im Leben machen. Dazu gehören Tischwäsche und Bettzeug. Das ist auch heute noch möglich, wenn man solide Geschäfte wählt und etwas Sinn für Qualität besitzt. Die Frauen von heute haben es in diesem Falle sogar leichter als unsere Mütter und Großmütter. Damals war es nur angängig weiße Wäsche zu erwerben, die jahrzehntelang gebrauchsfähig blieb. Denn noch vor kurzer Zeit gab es keine echtfarbigen Leinen- und Baumwollsachen. Und da die gute Hausfrau auch damals schon wußte, daß Wäsche und Bettzeug häufig in die Sonne gehören, so hielten bunte Sachen früher nicht lang. Sie verloren in der Sonne die Farben und gingen im Waschen aus. Heute aber gibt es „Indanthren", also Farben, die unübertroffen sind in ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Wasser, Seife und Sonne. Indanthrenfarbige Tee- und Kaffeegedecke, Steppdecken, Matratzendrelle, Handtücher, Bademäntel, Vorhänge, Sofakissen usw. halten bei einigermaßen vernünftiger Behandlung ebenso lange wie Großmutters gutes weißes Linnen. Indanthrenfarbige Sachen sind zwar um eine Kleinigkeit teurer, aber man hat sie deshalb auch für's Leben.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG

VERLAG I·I·WEBER

NR·4402 ★ 25·JULI·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Heidelberger Dichterpreis. Der Leitung der Heidelberger Festspiele wurden insgesamt 25000 RM. für einen Heidelberger Festspielpreis zur Verfügung gestellt, dessen Verteilung voraussichtlich an drei deutsche Dramatiker erfolgen wird. Dieser Dichterpreis soll nicht nur die jungen Dramatiker unserer Zeit fördern, sondern gleichzeitig für die Heidelberger Festspiele geeignete Dramen sichern, die bei den nächstjährigen Festspielen in Heidelberg zum ersten Male aufgeführt werden können. Es wurde eine Preiskommission gebildet, der ein Vertreter des Reichsinnenministeriums, ein Vertreter des badischen Unterrichtsministeriums, der Dichter Rudolf G. Binding, Walter v. Molo, der Leiter des Festspielvereins Dr. Rud. K. Goldschmidt, Intendant Hartung und der Heidelberger Oberbürgermeister Dr. Neinhaus angehören werden.

Amerikanisches Urteil. In einer der bedeutendsten Neuyorker Tageszeitungen äußerte sich ein Amerikaner über die Eindrücke seiner Deutschlandreise wie folgt: Ich komme gerade zurück von einer langen Autoreise durch Süddeutschland und finde zufällig in Ihrem Blatte eine Anfrage über Deutschland, seine Sehenswürdigkeiten und seine Straßen. Ich kann dazu aus eigener Erfahrung sagen, daß meine Freunde und ich Deutschland wundervoll finden! Es ist überreich an schönen Städten und interessanten geschichtlichen Erinnerungen. Die Straßen sind ausgezeichnet und werden auch gut gepflegt. Unsere ganze Deutschlandreise war ein Genuß!

Naturschutz in Schleswig-Holstein. Neuerdings wurde in Schleswig-Holstein eine Anzahl Landschaftsteile unter Naturschutz gestellt. Im Kreis Rendsburg wird ein domänen-fiskalischer Teil des Hartshoper Moores nicht weiter kultiviert und das forstfiskalische Tetenhusener Moor durch Einfügung einer Reihe privater Ländereien abgerundet werden. Ferner soll im Kreis Steinburg die Winterbahn bei St. Margareten, ein dammartiger Hochmoor-Streifen, der als Wasserstauung aus früheren Zeiten stehen geblieben ist und das Reher Kratt angekauft und als Schutzgebiet erklärt werden. Eine Heidefläche bei Bredstadt, wo das rundblättrige Wintergrün vornehmlich zu finden ist, dient dem Schutz der Pflanzen. Ein Dünengebiet in westlichen Teilen des Kreises Eckernförde mit reichem Wacholderstand, ein Heide- und Dünengebiet mit botanischen Seltenheiten in der Howarter Bucht sowie eine Reihe der preußischen Elbmarschen sollen durch die nächsten Schutzmaßnahmen ergriffen werden. Dem Schutz der Weidenkätzchen, Haselkätzchen und Hülsenzweige dient eine Polizeiverordnung, die beim Verkehr mit Schmuckreisig den Verkäufer zwingt, stets einen Ursprungsschein über rechtmäßigen Erwerb bei sich zu führen.

Zwiegespräch! Herr: „Sie sind verstimmt, gnädige Frau, und ich glaube den Grund dafür zu erraten. Draußen regnet und stürmt es, Ihr Gesicht hat sich gerötet, und darüber sind Sie ein wenig ärgerlich. Nehmen Sie doch in Zukunft Nivea-Creme! Nivea-Creme schützt Ihre Haut vor jeder Witterung. Weder Frost noch Hitze bringen es nach dem Gebrauch von Nivea-Creme fertig, Ihre Haut spröde zu machen. Nach einer leichten Massage werden sich Ihre entzückenden Hände, Ihr reizendes jugendfrisches Gesicht, kurz, Ihr ganzer Körper wohlbefinden, und ein diskret vornehmer Duft wird stets Ihr Bestreben verraten, Ihr jugendfrisches Aussehen zu erhalten . . . ." — Dame: „Sie sind heute der Zweite, der Nivea-Creme lobt! Mein Mann gebraucht stets vor dem Rasieren Nivea-Creme. Er lobt die Geschmeidigkeit der Haut, vermißt freudig das sonst so lästige Brennen. Nie war sein Gesicht glatter! Zwei solche warme Fürsprachen für Nivea-Creme und die günstigen Folgen des Gebrauches dieser Hautcreme bekehren mich und die Zukunft lehrt mich: Für die Hautpflege nur Nivea-Creme".

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG-BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4402. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

25. JULI 1929

Tante Frieda

die beste Hausfrau im Ort, sagt . . . .

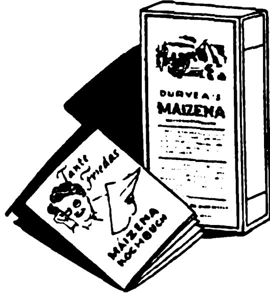


Meine ganze Familie und ich lieben die Zeit der Früchte, weil man dann so feine Maizena-Speisen machen kann. Rote Grütze ist unsere Lieblingsspeise. Das Rezept? Aber bitte! Kochen Sie 1 Pfd. Johannisbeeren und 2 Pfd. Himbeeren, etwas Vanille und 1 Pfd. Zucker in einem Liter Wasser. Dann seihen Sie die Fruchtmasse durch ein Sieb und geben 160 g Maizena, in 1/4 Liter Wasser glattgerührt, dazu, rühren dauernd um und lassen die Masse aufkochen. Das ist alles. Ich sage Ihnen: es gibt nur eine Art rote Grütze: mit Maizena.

● ● ●

DEUTSCHE
MAIZENA
GES. M. B. H.
HAMBURG 15P · MAIZENAHAUS

Das Maizena-Kochbuch wird Ihnen auf Verlangen gratis zugesandt.





Continental

Weilst Du an kühlem Meeresstrand, weilst Du im schönen Schweizerland, vergiss nie bei der Badekur die gute Sebalds Haartinktur

Joh. André SEBALD Hildesheim gegr. 1868

PREISE: 2.25 MK. UND 4.25 MK. 1 LIT. 12.75 MK.

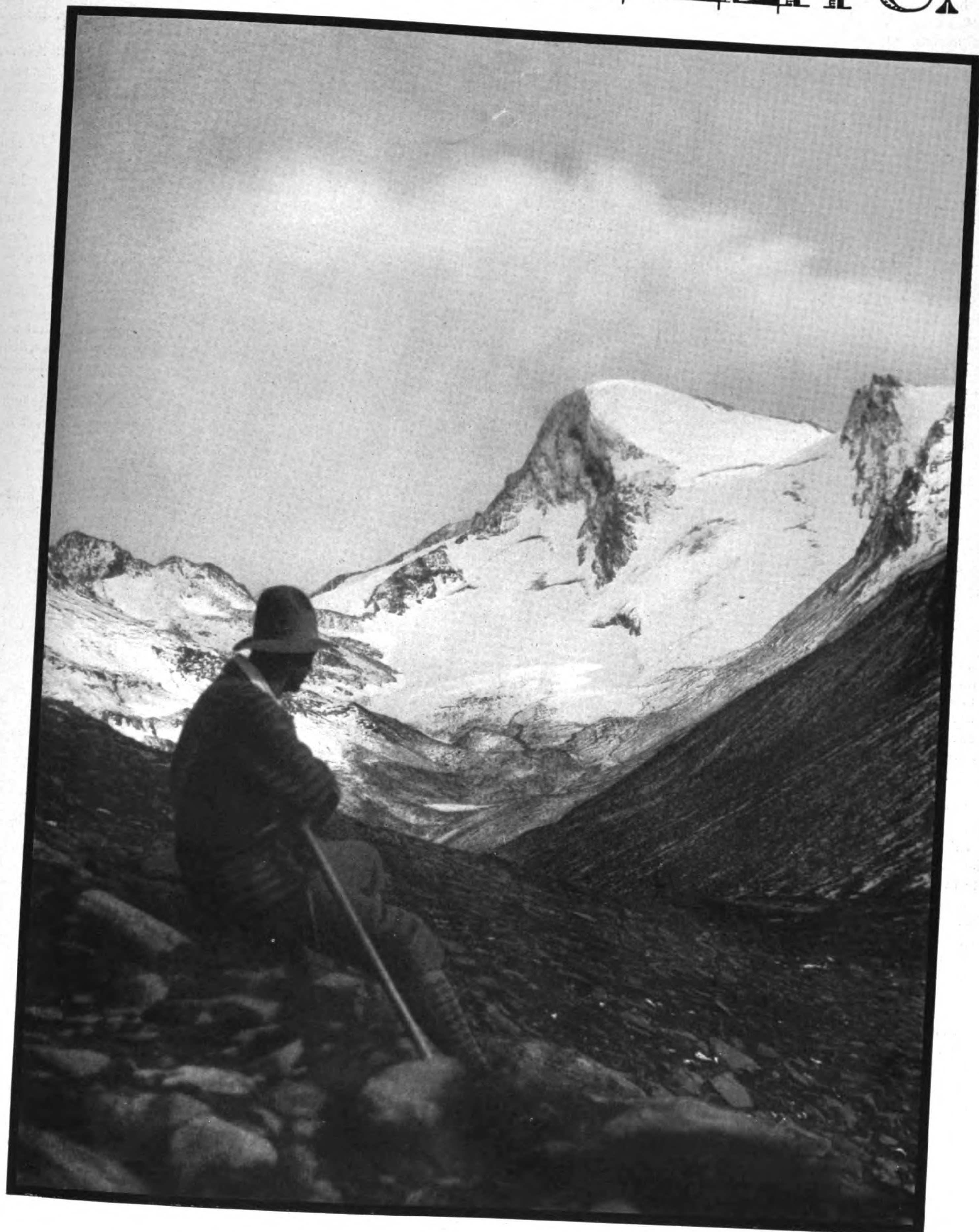


Sage mir was Du schenkst. – Und ich sage Dir – wer Du bist!

Lindt

die Schokolade der vornehmen Welt. das Geschenk von Rang!

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Phot. Trude Fleischmann, Wien.

FERIEN IN DEN BERGEN

AM FERWALLJOCH IN DEN ÖTZTALER ALPEN (TIROL)

WELTWIRTSCHAFTLICHE ZEITENWENDE

VON DR. ARTHUR DIX

Gelegentliche Klagen über „schlechte Zeiten" mögen in dieser oder jener Form wohl so alt sein wie der Wirtschaftsverkehr überhaupt. Und solange es Steuern erhebende Mächte gibt, fehlt es sicher nicht an Steuerzahlern, die über die Untragbarkeit der Lasten murren. Wird das Lamentieren besonders allgemein und eindringlich, dann vertiefen sich die volkswirtschaftlichen Gelehrten in ihre Bücher, studieren die alten Krisentheorien und suchen neue Begründungen, neue Begriffsbestimmungen und vielleicht sogar neue Vorschläge für Abwehrmaßnahmen zu finden. Liegen die Dinge ganz arg, dann entdecken sie am Ende, daß sie mit ihrem überkommenen Wissen sich nicht mehr zurechtfinden, und gelangen zu der Feststellung, daß nicht nur eine Krisis der Wirtschaft, sondern auch eine Krisis der Wirtschaftslehre vorliegt.

Auch in unserer Gegenwart wird in Fachkreisen wieder viel von einer Krisis der Volkswirtschaftslehre gesprochen. Das ist nur natürlich, wenn neue Praxis und alte Theorie sich nicht in Einklang bringen lassen. Man kann den Dingen aber nicht auf den Grund gehen, wenn man, wie es nur allzuoft der Fall ist, für die Wirtschaftslehre weniger wirtschaftliches als philologisches Denken mitbringt. Der an Definitionen und Theorien hangenden Volkswirtschafts-Philologie muß dann wohl einmal das Faust-Bekenntnis entgegengehalten werden: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen." Wirklich großen, tiefgreifenden Wandlungen im Wirtschaftsleben, wie sie fraglos auch unsere Zeit kennzeichnen, vermag man überhaupt nur dann verstandesmäßig näherzukommen, wenn man nicht theoretische Ausgangspunkte wählt, sondern in erster Linie die erdräumlichen Grundlagen des wirtschaftlichen Aufbaues im Auge behält.

Ob man eine Wirtschaftsepoche als individualistisch oder kollektivistisch, als kapitalistisch oder sozialistisch bezeichnen zu können glaubt, ist in Wahrheit von geringerer Wichtigkeit. Das tatsächlich allein ausschlaggebende Merkmal einer weltwirtschaftlichen Zeitenwende ist der Wandel in den erdräumlichen Grundlagen der volkswirtschaftlichen Einheiten und ihrer technischen Nutzung.

Eine bis zum Kern der Dinge durchdringende Wirtschaftsgeschichte darf sich nicht einfach an die Zeitabschnitte der politischen Geschichte klammern. Sie will eben wirtschaftlich gedacht sein und muß zunächst unabhängig von den geläufigen Daten der politischen Geschichtschreibung jene großen Wandelungen in der erdräumlichen und technischen Nutzung des bewirtschafteten Bodens untersuchen, denen epochale Bedeutung beizumessen ist. Sollte sie dabei zu anderen Zeitbestimmungen gelangen als der politische Geschichtschreiber, so wird sie nicht etwa sich ihm zu fügen, sondern ihn eher zu veranlassen haben, seine Zeiteinteilung nachzuprüfen, da schließlich ja doch ein gewisser Zusammenhang bestehen wird zwischen politischer Beherrschung und wirtschaftlicher Nutzung der Erdräume.

Um unsere Gegenwart mit ihren wirtschaftlichen Krisen richtig zu verstehen, werden wir guttun, uns die Hauptmerkmale früherer weltwirtschaftlicher Zeitenwenden zu vergegenwärtigen. Wenn der politische Historiker die zeitliche Scheide zwischen Mittelalter und Neuzeit in die Epoche der Entdeckerfahrten verlegt, so wird der wirtschaftliche Historiker hier mit ihm durchaus Schritt halten können. Die Seefahrten der großen Entdecker waren ja von wirtschaftlichen Beweggründen geleitet und führten zu großen Erweiterungen der wirtschaftlich genutzten Erdräume. Die im Nahen Orient ausgedehnte Türkenherrschaft erschwerte den Weg zu den Schätzen Indiens, und nach dem Fehlschlag der Kreuzzüge zeigte sich das durch technische Erfindungen begünstigte Streben, den Landweg durch den Seeweg zu ersetzen. Das Hauptziel der Entdeckerfahrten war: „Kolonialwaren" — wie man heute sagen würde. Der Tauschhandel mit Indien sollte erleichtert werden. Das Ergebnis ging unendlich weit über das gesteckte Ziel hinaus. Gewaltige neue Erdräume wurden der europäischen Wirtschaft erschlossen. Das Zeitalter der Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft hub an. Die ganze „Neuzeit" ist ausgefüllt mit dem Ringen um kolonialen Boden, mit der Unterwerfung ganzer Erdteile durch europäische Mächte und der Ausdehnung kolonialer Besitzungen.

Für die Wirtschaftsgeschichte ist das Kennzeichen der weltwirtschaftlichen Zeitenwende beim Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit also eindeutig klar. Hier deckt sich auch die Grenzziehung der wirtschaftlichen Geschichtschreibung genau mit jener der politischen. Wenn aber die politischen Historiker noch heute daran festhalten, die „Neueste Zeit" mit der Französischen Revolution zu beginnen, so dürfen ihnen die wirtschaftlichen Geschichtschreiber keineswegs blindlings folgen, sondern müssen eine Revision verlangen, zu der bei näherer Nachprüfung auch unter dem Gesichtspunkt der rein staatspolitischen Historie tatsächlich aller Anlaß vorliegt.

Nicht Verfassungsänderungen, sondern Änderungen der erdräumlichen Grundlagen geben den entscheidenden Ausschlag. In dieser Hinsicht aber wurde der wesentliche Umschwung gegenüber dem Hauptkennzeichen der „Neuzeit" herbeigeführt, als die Vereinigten Staaten von Amerika ihre Unabhängigkeit von einer europäischen Macht verkündeten und praktisch durchsetzten. Damit war dem Zeitalter kolonialer Ausbeutungspolitik ein erstes Haltsignal aufgezogen. Wirtschaftliche Gründe (Steuer- bzw. Zollstreitigkeiten) hatten den grundlegenden Umschwung veranlaßt. Und das ungeheuere Ausmaß wirtschaftlicher Folgen war damals ebensowenig vorauszusehen wie bei den ersten Landungen der Entdecker auf außereuropäischem Boden.

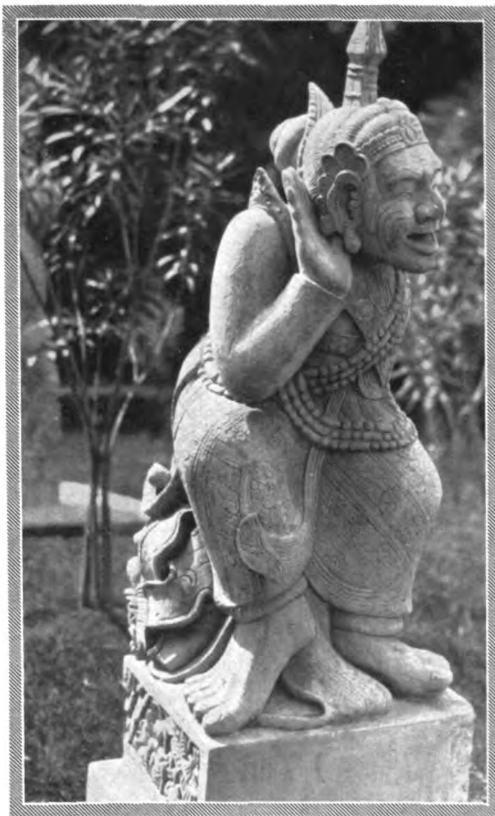
Mit dem Jahre 1776, nicht erst mit 1789 beginnt die „Neueste Zeit". An dem Charakteristikum des Wandels in den erdräumlichen Grundlagen müssen wir durchaus festhalten, wenn wir auch die weltwirtschaftlichen Krisenerscheinungen der unmittelbaren Gegenwart wirklich verstehen und somit der nächsten Zukunft einigermaßen gewappnet entgegensehen wollen.

Eine eigenartige Erscheinung ist es, daß sich neben dem Wandel in den erdräumlichen Grundlagen wirtschaftlichen (und politischen) Lebens in diesen besonders hervorstechenden Zeitabschnitten große technische Umwälzungen vollziehen. In der Zeit der Entdeckerfahrten machte die Schiffahrt sich unabhängig von der Orientierung an den Küsten (Kompaß). Die Buchdruckerkunst ermöglichte eine Revolutionierung des geistigen Lebens und eine beschleunigte Verbreitung wirtschaftlicher und technischer Fortschritte. Als die Vereinigten Staaten von Amerika ihre Selbständigkeit durchsetzten, begann England mit Aufstellung von Spinn- und Webmaschinen, der fabrikmäßigen Verarbeitung der indischen Baumwolle. War der „Weltmarkt" seit 1482 durch die Erschließung immer neuer Kolonialgebiete zusehends erweitert worden, so ermöglichte jetzt die wesentlich gesteigerte Nutzung kolonialer Rohstoffe durch den fabrikmäßigen Betrieb in Europa selbst einer vervielfachten Bevölkerung die wirtschaftliche Existenz.

Die Folgezeit brachte immer neue technische Erfindungen, aber auch neue Austritte ehemals kolonialen Bodens aus der Hörigkeit gegenüber Europa. Insbesondere die Vereinigten Staaten schwollen gewaltig an und wurden zu einem immer bedeutenderen volkswirtschaftlichen Faktor im Wettbewerb mit Europa. Damit nicht genug, trat auch das durch europäischen Druck dem freien Wettbewerb erschlossene Japan mit selbständigen Zielen und bald mit eigener Kolonialpolitik in das weltpolitische und weltwirtschaftliche Getriebe ein.

Und wo stehen wir jetzt? Wiederum inmitten weitgehender Wandlung der erdräumlichen Grundlagen volkswirtschaftlicher Einzelwesen, wiederum auch in einer Zeit gewaltig gesteigerter technischer Möglichkeiten der Wirtschaft und des Verkehrs. Amerika und Japan sind nicht nur politisch gleichberechtigte Weltmächte neben Europa. Die Wirtschaftsmacht der Vereinigten Staaten ist zu überragender Höhe gediehen. Japanische Dampfer-Linien dringen regelmäßig bis in europäische Häfen vor und fördern besonders den japanischen Wettbewerb in den Randgebieten des Indischen Ozeans. Die britischen Dominien und Indien entwickeln in großem Ausmaß die eigene industrielle Verarbeitung ihrer Rohstoffe. Kanada und zumal der Südafrika-Bund, ihre eigenen Ziele verfolgend, trachten danach, sich neben die Vereinigten Staaten von Amerika als Wirtschaftsland der Zukunft zu setzen. Andererseits müssen alle europäischen Großmächte viele Milliarden an Kriegsschulden und Tributen aufbringen. Das Kernland Mitteleuropas ist wichtiger europäischer und aller kolonialen Rohstoffgebiete beraubt. Das russische Riesenreich hat enormen Verlust an Produktionsfähigkeit erlitten und ist auch als Kunde auf dem Weltmarkt wenigstens vorübergehend sehr geschwächt. Der Wandel der erdräumlichen Grundlagen volkswirtschaftlicher Arbeit hat sich weitgehend zugunsten außereuropäischer Erdteile vollzogen und fährt in dieser Bewegung fort.

Zugleich sehen wir wieder gewaltige technische Fortschritte, die den wirtschaftlichen Aufbau und Wettbewerb weitgehend beeinflussen. Wie einst die Ozeane, so hat der Verkehr heute das Luftmeer erobert. Der Nachrichtendienst durch die Luft vollends hat die räumlichen Entfernungen und zeitlichen Abstände in ungeahntem Maße überwunden. Die Fortschritte der chemischen Wissenschaft bahnen ständig neue Umwälzungen an. Kein Wunder, daß wir wie nach 1482 und nach 1776 in einer weltwirtschaftlichen Zeitenwende stehen. Da kann die Wirtschaftstheorie mit philologisch spitzfindigen Begriffsbestimmungen nicht folgen, wenn sie nicht die erdräumliche Basis-Verschiebung an erster Stelle richtig bewertet. Da hilft keine umgestaltete Krisentheorie, sondern nur ein offenes Auge für schicksalhafte Wandlungen ganz großen Ausmaßes und langer zeitlicher Fortwirkung. Die Frage ist nicht: Was können wir gegen diese Wandlung tun? — sondern nur: Wie schalten wir uns am vorteilhaftesten (oder am wenigsten nachteilig) in sie ein?



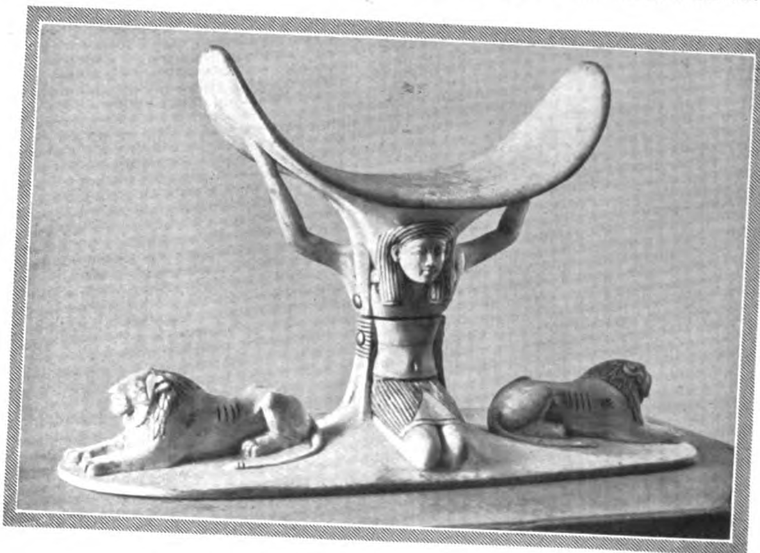
Der Gott der Verleumdung.
Ein Götterbild auf Bali, das die heiter-leichte Lebensauffassung der Südsee-Insulaner bezeugt.
Er ist „ganz Ohr"; man sieht ihm die Freude an der üblen Nachrede schon von weitem an. (Phot. K. Frank.)

NEUE SCHÄTZE AUS DEM ALTEN TUTANCHAMON-GRAB

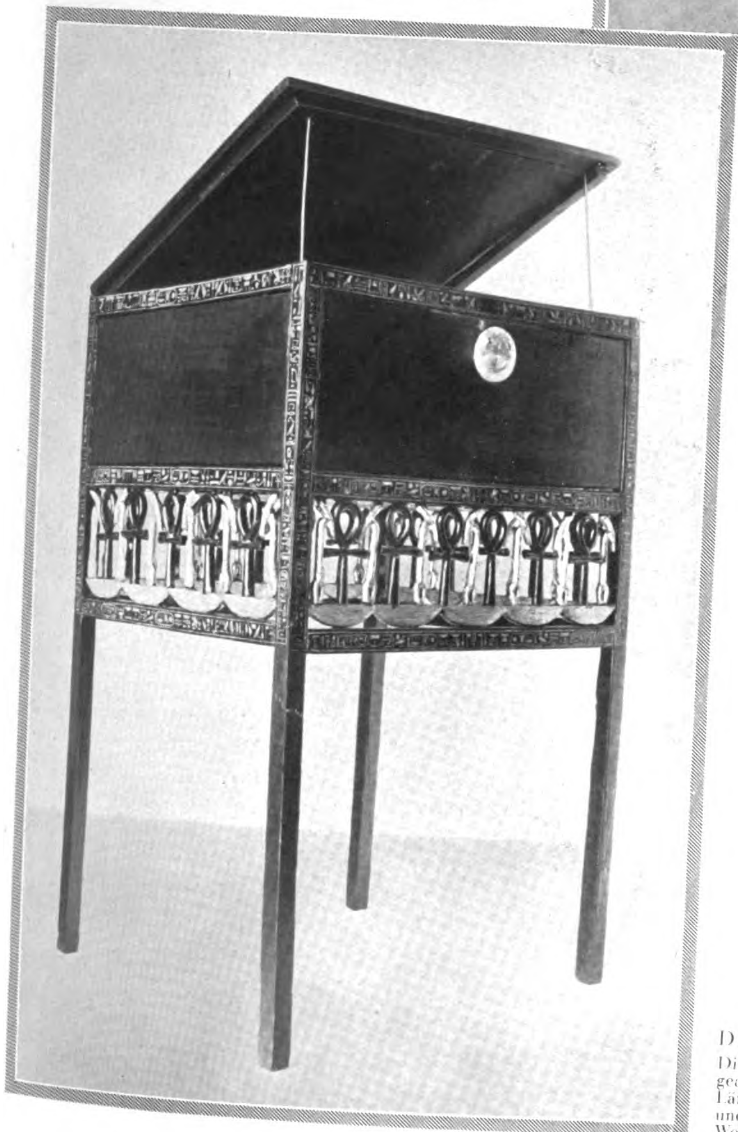
Wieder haben Ausgrabungen, geleitet von Howard Carter, neue Schätze aus dem Königsgrab Tutanchamons ans Tageslicht gebracht. Diesmal drang man in eine kleine Neben-Grabkammer ein, die in wildem Durcheinander Hausgeräte, Ziergefäße, Kleidungsstücke, Waffen, Figuren, Töpferwaren u. a. m. barg; hier haben Räuberhände nach Gold und Edelsteinen gewühlt. Mitten aus dem Wirrwarr erhob sich auf vie schlanken Beinen ein Kasten aus Zedern- und Ebenholz, der einst die Leibwäsche des Königs verwahrt haben mochte (s. Abbildung unten links). Als einzigen Inhalt des Kastens fand man noch vier kostbare Kopfstützen Tutanchamons (s. Abbildung unten rechts), die die Plünderer wahrscheinlich achtlos in diesen Behälter gelegt hatten. Sie sind abe in Wahrheit die prächtigsten Stücke der symbolischen Kunst Ägyptens. Elfenbeinschnitzereien, kühne Form und reiche Farben verleihen ihnen einen außerordentlich hohen Kunstwert. Als dritte Schatz ist das geschnitzte Alabasterboot (s. Abbildung oben rechts) zu erwähnen, das vermutlich das Mittelstück einer königlichen Festtafel bildete. Obgleich es nur geringe Größe aufweist, ist es doch eines der schönsten Beispiele altägyptischer Steinschneidekunst. Das am Heck und Bug in einen Steinbockkopf auslaufende Boot trägt mittschiffs einen auf vier Säulen ruhenden Baldachin, der einen offenen Sarg beschirmt. Hieraus erkennt man die Bedeutung dieses Tafelschmucks: Es ist die Totenbarke für die himmlische Reise. So gemahnten inmitten der irdischen Freuden symbolische Geräte die alten Ägypter an die Vergänglichkeit allen Seins.



Tutanchamons Alabasterboot. Aus der Mitte eines auf vier zylindrischen Füßen ruhenden, zur Aufnahme von Blumen und Wasser ausgehöhlten Beckens erhebt sich das fein gearbeitete Boot. Am Bug sitzt ein kleines Mädchen, eine Lotosblüte in der Hand. Eine weibliche Zwergengestalt steht am Heck und steuert das Schiff seinem unbekannten Ziele zu.



Ein Prachtstück der symbolischen Kunst Ägyptens: Tutanchamons Kopfstütze.
Diese aus kostbarem Elfenbein geschnitzte Kopfstütze zeigt den Luftgott Schow, wie er die Himmelsgöttin Nut (in Gestalt des Kissens) emporhebt und sie von der Erde trennt. Die Löwen zu beiden Seiten schauen nach Westen und Osten und versinnbildlichen so das Gestern und das Morgen.



Der Linnenschrein des Königs Tutanchamon.
Die Felder dieses kostbaren Behältnisses sind aus Zedernholz gearbeitet, während die mit Hieroglyphen-Schrift bedeckten Längs- und Querhölzer aus Ebenholz gefertigt wurden. Schwarze und vergoldete Gestalten an dem unteren Fries versinnbildlichen Wohlstand und Gesundheit.

Aufnahmen von Harry Burton vom Metropolitan Museum of Art in Neuyork (Welt-Copyright). — Der „Illustrirten Zeitung“ zur Erstveröffentlichung in Deutschland überlassen.

Rititi

Humoreske von Georg v. d. Gabelentz

Der dicke Herr, dem man auf hundert Schritt den französischen Beamten ansah, und seine Frau waren auf einer der letzten Stationen vor der spanisch-französischen Grenze in unsern Zug gestiegen. Die kleine Frau mit einem altmodischen Hut, der ihr immer wieder aus der schweißfeuchten Stirn ins Genick rutschte, schien für nichts anderes Sinn und Interesse zu haben als für einen merkwürdig geformten Korb, den sie so behutsam vor sich hertrug und ins Gepäcknetz legte, als enthalte er ein gefährliches Sprengmittel. Kaum hatte sie das Ding dort verstaut, das ihr Gatte mißbilligend und ängstlich zugleich betrachtete, so deckte sie es auch schon mit einem jener seidenen spanischen Tücher zu, die den Schmuck einer echten Señorita bilden.

Der Korb erregte die Neugier der im Wagen Mitreisenden, zumal da man drinnen leise Geräusche hörte, etwa wie wenn ein Tier darin hin und her krieche. Man riet auf einen seltenen Hund, einzelne meinten, es könnten auch spanische Schildkröten sein. Eine lange Engländerin, die mir gegenüber saß, erklärte mit sachlicher Bestimmtheit, der Korb enthalte nichts anderes als eine Schlange. In Indien, wo sie lange gelebt, hätten die Fakire ihre Schlangen immer in genau diese Körbe verpackt. Und ein Herr, der sich als Schullehrer und Präsident des Jagdklubs von Carcassonne vorstellte, fügte hinzu: „Diese Schlangen sind außerordentlich giftig, und sie erreichen, ausgewachsen, eine Länge von mehreren Metern." Man neigte nun allgemein der Giftschlangenhypothese zu, worüber die ältliche Mistreß sichtlich beglückt war.

Aber noch etwas außer dem seltsamen Gepäckstück beschäftigte die Mitreisenden: Weder der kleine Herr noch seine Frau waren zu bewegen, sich ihrerseits zum Inhalt des Korbes zu äußern. Das wäre natürlich und zu erwarten gewesen. Doch alle Andeutungen der anderen wurden offensichtlich überhört. Die kleine Dame sah mit runden, lebhaften Augen aufmerksam um sich, trocknete sich fortwährend das Gesicht, puderte sich, klagte über die Hitze, über die miserablen spanischen Züge, aß Bonbons, sprach aber nicht von ihrem Korbe. Ihr Gatte saß mürrisch in seiner Ecke, blickte starr durch die Scheiben hinaus und schloß bald die Augen. Er schien irgend etwas gründlich satt zu haben. Seine Frau erklärte das mißgestimmte Wesen; ihr Mann habe als Beamter des französischen Grenzzolles zu einer Sitzung nach Barcelona fahren müssen, und sie habe ihn begleitet. Diese Reise, die Verhandlungen und das schwüle Wetter hätten sie alle beide nervös gemacht.

Unser Zug näherte sich der französischen Grenze. Wegen des unheimlichen Korbes hatten sich die Gäste dieses Abteils allmählich in andere verteilt. Das französische Beamtenehepaar blieb allein, und ich dachte im stillen, ob ihnen das nicht durchaus recht sei. Als ich im Angesicht der Grenze mal an ihrer Tür vorüberging, sah ich die kleine dicke Frau auf den Sitz klettern, vorsichtig das spanische Tuch ein wenig hochheben und das Ohr an den Korb legen. Ihr Mann beobachtete das Tun mit angstvollen Blicken und knurrte nur: „Tu verras!" — „Du wirst schon sehen! Du wirst schon sehen!"

An der Grenzstation liefen Zollbeamte durch den Zug, niemand hatte Zeit, sich um das Ehepaar zu kümmern. Es fiel mir nur auf, daß Herr Landru, der Name stand an seiner Tasche, so bald als möglich den Wagen verließ und draußen, mit den Händen auf dem Rücken, hin und her wanderte, gleichsam, als wolle er nichts von dem wissen, was sich unterdessen Schreckliches etwa in seinem Abteil ereignen könnte.

Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Mit dem Passieren der französischen Grenze schien das Ehepaar ruhiger zu werden. Herr Landru hatte sich eine Pariser Zeitung gekauft und trug daraus allerlei politischen Kram vor, den er mit gepfefferten Anmerkungen eigener Weisheit mutig verbrämte. Draußen fing es an dunkel zu werden.

Da begann plötzlich der Wagen zu schwanken, dann gab es einen furchtbaren Stoß, der mich in die Arme der alten Engländerin warf, zugleich krachte, klirrte und schrie es von allen Seiten; und schließlich stand der Zug still.

Es war ein Unglück geschehen. Die Maschine war umgefallen, zwei Wagen, auch der unsrige, hatten sich stark zur Seite geneigt. Wir wurden durcheinandergeworfen und mit Glassplittern überschüttet. Glücklicherweise schien niemand ernstlich verletzt.

Alles sprang, kletterte oder kroch ins Freie. Die alte Engländerin stieg mit einer Ruhe durchs Fenster hinaus, als hätte ihr gar nichts geschehen können. Im zerbrochenen Fenster des Nebenabteils erschien der Kopf des kleinen Zollbeamten. Herr Landru sah um sich wie ein erschrockener Frosch. Rot vor Angst und Aufregung, versuchte er, sich durchs Fenster zu zwängen, und schrie:

„Ah, das fehlte uns grad' noch! Das fehlte uns grad' noch! Aber so helfen Sie mir doch aus diesem verdammten Käfig!"

Man zerrte ihn heraus, dann tauchte seine Frau herauf, reichte ihm den unheimlichen Korb, den niemand anzugreifen sich getraute, und der arg zerdrückt war, und dann zog man auch sie hervor.

Die Geleise liefen erhöht auf einem Damm, und jenseits dunkelte ein Gehölz. Als könnten die entgleisten Wagen ihnen irgend etwas antun, sinnlos, wie Schreck und Furcht die Menschen machen können, rannten viele, auch Herr Landru und seine Frau, kaum hatten sie sich aus den Wagen befreit, den Damm hinab und kletterten drüben in den Schutz des Gehölzes. Eine andere Schar wieder sammelte sich vor der umgestürzten Lokomotive, neben der heulend der Führer stand, und betrachtete das Ding, wie sie einen umgefallenen verwundeten Elefanten angeglotzt hätte. Und dies schwarze Tier fauchte, keuchte noch, schien zu röcheln, mit zitternden Flanken, als müsse es hier auf dem Kies der Geleise elend verrecken.

Gefaßten Gemütes stand meine Engländerin auf dem Damm,







Weißes Georgettekleid mit zitronengelbem Überwurf und ebensolcher Bordürenstickerei. — Elegantes Nachmittagskleid aus blauem Crêpe-Georgette mit Glocken und Volants.

Oben: Duftiges Tüllkleid mit beige Spitze über rosa Unterkleid, dazu hoher Gürtel aus rosa Pailletten.

Modelle: Paul Poiret, Paris. — Photos: Studio Lipnitzki, Paris.

PARISER MODEN

Alte Romantik – NEUE SACHLICHKEIT

ZWEI WELTEN DER STÄDTEARCHITEKTUR

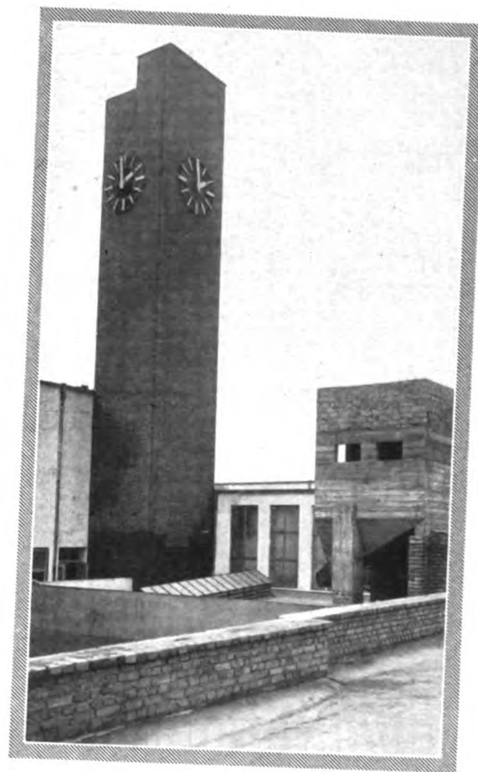




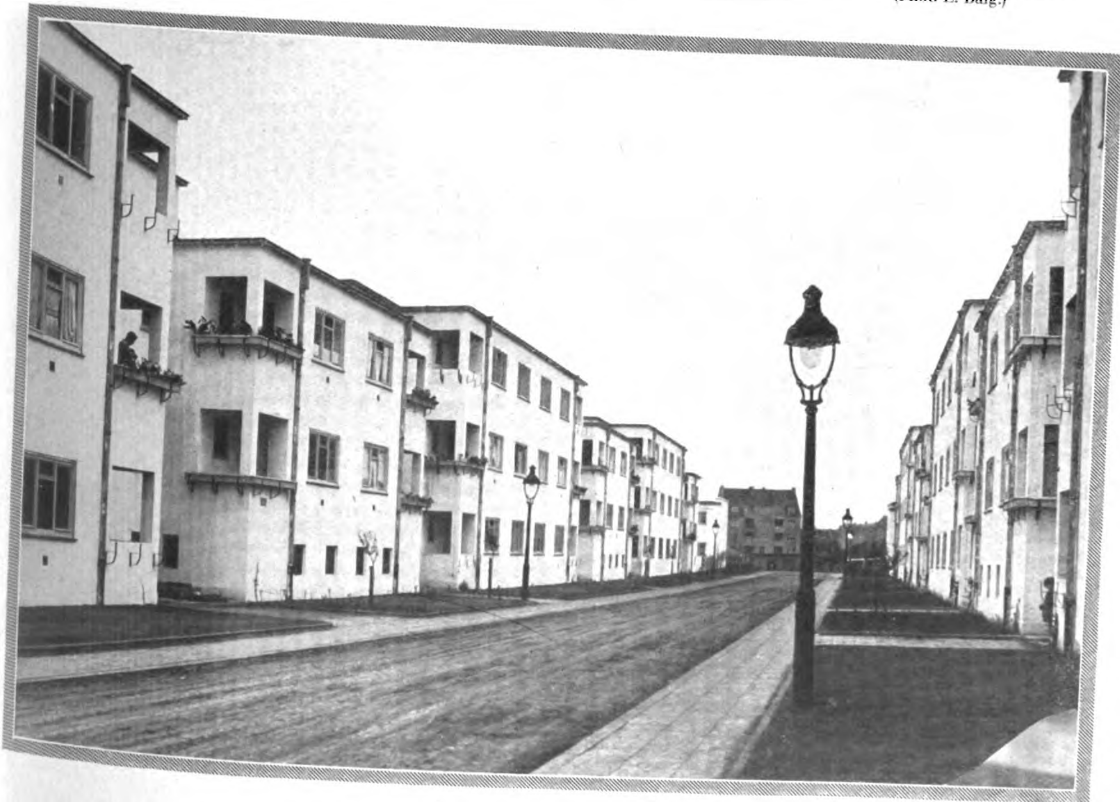
Gasse in Taormina (Sizilien).

DIE ALTE ZEIT

Deutscher Kleinstadtwinkel.
(Phot. E. Balg.)



Der einzige Schornstein der ganzen Siedlung, die von einer Heizungszentrale aus mit Wärme versorgt wird.



DER MODERNE STÄDTEBAU

Breite und helle Straßen — das Kennzeichen neuzeitlicher Bauweise.

Aus der Siedlung Neudorf bei Duisburg, erbaut vom Gemeinnützigen Bauverein Essen durch die Duisburger Architekten Kramer und Kramer.



Phot. J. Turek.

AUS DER GESELLSCHAFT:
DIE KONFIRMATIONSFEIER DER PRINZEN VON BRAUNSCHWEIG IM SCHLOSSE ZU GMUNDEN (OBERÖSTERREICH)

Sitzend (von links aus): Großherzogin Alexandra von Mecklenburg, Herzogin Tyra von Cumberland, Herzog Ernst August von Braunschweig, Prinz Ernst August von Braunschweig, Prinz Georg Wilhelm von Braunschweig, Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig, Prinzessin Olga von Cumberland; stehend (von rechts aus): Baron v. Kreß, Baron v. Pappus, Baron v. Lichtenstern, Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Alexander Ferdinand von Preußen, (davor) Prinzessin Elsa von Schaumburg-Lippe, Erbgroßherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, Prinz Albrecht von Schaumburg-Lippe, Pastor Ostermann, Prinzessin Albrecht von Preußen, Prinz August Wilhelm von Preußen, Großherzog Friedrich von Mecklenburg, Prinz Berthold von Baden; ganz vorn sitzend (von links aus): Prinzessin Friederike Luise, Prinz Christian und Prinz Wolf Heinrich von Braunschweig.

setzte den Klemmer auf die Nase und fragte in die erregte Menge hinein: „Oh, was werden Sie nun tun?"

Aber gerade darauf schien niemand eine Antwort zu wissen.

Mit einmal hörte ich einen entsetzten Schrei. Die kleine, dicke Madame Landru hielt ihren zerbrochenen Korb in der Hand, ließ ihn jäh fallen und schrie, wie eine Henne am Gartenzaun am Waldrand hin und her rennend: „Rititi! Rititi!"

Die gute Person schien verrückt geworden. Ihr Mann wollte sie beruhigen und rief ärgerlich: „Ah, mais, tais-toi donc!" — „Halt' doch den Mund! Ich hab' dir ja immer gesagt, das wird nicht gut ausgeh'n!"

Da aber seine Frau, ohne auf ihn zu hören, sich in das Gehölz stürzte und weiter „Rititi! Rititi!" rief, so überließ er sie ihrem närrischen Tun, kletterte eilig wieder hinüber auf den Bahndamm und verlor sich in der Gruppe derer, die an der Lokomotive ratschlagten.

Man fing an, über die komische Verzweiflung der kleinen Frau zu lachen. Die alte Engländerin aber bemerkte trocken: „Die Kobra seien ihr entwischt. Man darf nicht in das Wald hineingehen zu das gefährliche Tier."

Und der Lehrer aus Carcassonne erhob daraufhin plötzlich seine warnende Stimme: „Sehr wahr! Diese Schlangen sind außerordentlich giftig! Es ist unerhört, so ein Tier in ein Kupee mitzunehmen. Man sollte das sofort zur Anzeige bringen!"

Ein dicker Herr warf die Bemerkung hin: „Aber meine Herrschaften, das Tier scheint ja zahm zu sein, weil sie nach ihm ruft. Da wird es doch nicht beißen."

„Zahm oder nicht, ein so giftiges Vieh muß man töten!" schrie der Lehrer, ärgerlich, daß jemand glaubte, die Natur einer Kobra besser zu kennen als er, und brach sich im Gebüsch einen starken Haselnußstecken ab.

„Die Schlange wird auf das Baum sein", meinte die Engländerin.

„Man muß so ein Reptil immer auf den Kopf schlagen", versicherte der Lehrer, „dann ist es sofort erledigt." Und er sah sich kampfesfreudig um.

Eine Frauenstimme zeterte, es solle doch lieber endlich mal ein Herr nach der nahen Grenzstation zurücklaufen und einen Hilfszug holen, und eine andere Stimme antwortete aus dem Dunkeln:

„Der Schaffner ist schon fort!"

Aber niemand wollte den Schauplatz des interessanten Erlebnisses verlassen. Die einen betrachteten, erörterten, ratschlagten unter lebhaften Worten vor diesem nunmehr ganz unnützen Klumpen der Maschine, die anderen waren vom gefährlichen Waldrand wieder herab in den Graben oder auf den Damm zurückgewichen und folgten mit Spannung dem Unternehmen des Lehrers, der vorsichtig am Waldrand hinschritt. Madame Landru lockte noch immer unter den Bäumen: „Rititi! Rititi!"

Plötzlich rief einer: „Ich sehe sie! Da drüben ist sie! Da! Sie hängt von einem Ast herab!"

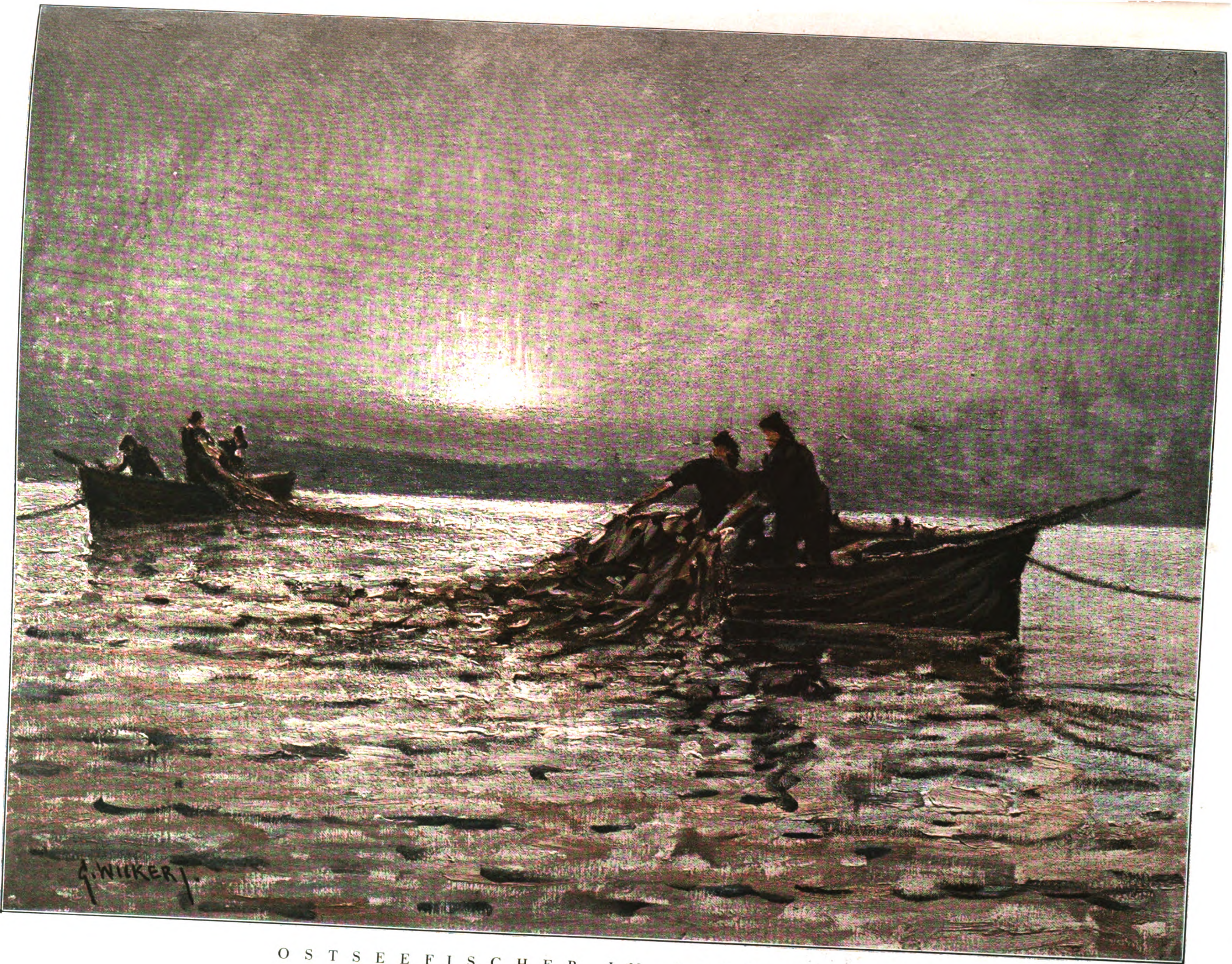
Wir sahen in der Tat etwas Dunkles herabhangen, das sich leise bewegte. Der Held aus Carcassonne lief herbei, holte aus und führte einen gewaltigen Streich gegen das Reptil. Atemlose Spannung folgte. Dann mit einmal ein Gewirr in den Büschen, auch die kleine Frau Landru stürzte herzu, warf sich an den Boden und erhob sich wieder, etwas im Arm tragend. Ein Herr leuchtete mit einer Taschenlaterne. Es war keine Schlange, wie man feststellte, sondern ein seltsames Knäuel verfitzter spanischer Spitzen, aus denen der Kopf und die Gliedmaßen eines kleinen Affen vorschauten. Alles sammelte sich um Madame Landru; man vergaß sogar die Lokomotive, die stoßweise in die Nacht blies. Die alte Engländerin gab auch diesmal mit ihrer ruhigen, tiefen Stimme zuerst eine Erklärung ab: „Ah, sie hat wollen ihre Spitzen mit das Tier einschmuggeln."

Der Lehrer, der sich in seinem Jagdeifer blamiert vorkam und seinen schönen Mut so ganz unnütz vertan sah, fuchtelte mit den Armen und hielt das Ende einer schwarzen Spitze hoch.

„Voyez ça!" So also sind die Frauen unserer von der Regierung verwöhnten Zollbeamten! Man macht auf Staatskosten eine Reise nach Spanien, kauft sich Spitzen und wickelt sie an der Grenze seinem Affen um. Nun erklärt es sich, warum die Zölle nichts einbringen! So etwas muß man ohne Rücksicht in der Kammer — —"

Weiter kam er nicht, denn die kleine Frau riß ihm die Spitze aus der Hand und versetzte ihm eine schallende Ohrfeige. Der Lehrer griff aus Rache nach dem zappelnden Affen, da warf sich ihm Herr Landru selbst entgegen. Und dann hörte man wieder zwei Ohrfeigen klatschen, die gut gesessen haben müssen, und schließlich rollten beide Feinde den Hang hinab in den Graben am Eisenbahndamm. Dort erst wurden die ergrimmten Helden von den Mitreisenden getrennt und die feurige Auseinandersetzung mit guten Worten gelöscht. Madame Landru hatte während des Männerkampfes laut um Hilfe gerufen, denn der spitzenumwickelte Affe wollte, erschreckt von dem Tumult, durchaus auf ihren Kopf flüchten. Sie hatte Mühe, das Geschöpf an ihre Brust zu drücken. Dem kleinen, dicken Mann war der steife Hut ins Genick gerutscht und zerbeult worden, er kletterte zu seiner Frau herauf, wies auf seinen herausgerissenen Ärmel und ächzte: „Was ich dir gesagt habe! Was ich dir gesagt habe!"

Noch immer dumpf schnaufend, lag die sterbende Lokomotive verlassen und unförmig auf den Geleisen.



OSTSEEFISCHER IM ABENDLICHT
GEMÄLDE VON GEORG WICKERT

WIE EINE HOLZPLASTIK ENTSTEHT

DARGESTELLT
AN EINER „FRAUENGESTALT"
VON HERMANN ZETTLITZER



1. Das ist noch der ursprüngliche Lindenstamm. Aber auf der Rinde sind bereits im groben die Umrisse mit Kreide vorgezeichnet.



2. Schon zeigen sich die ersten Spuren der Bearbeitung durch den Künstler.

Auf der fünfzigsten Jubiläumsausstellung des Wiener Künstlerhauses war von Hermann Zettlitzer eine überlebensgroße, geschnitzte Frauengestalt aus Lindenholz zu sehen. Kühl und in sich selbst versenkt, war sie inmitten eines Tanzes weißer Gipsplastiken von unnahbarer, einsamer Herbheit. Die Kritik wußte mit der Gestalt wenig anzufangen. Weil sie zu unherkömmlich ist, erwähnte man sie (ohne Verständnis) lobend oder — verschwieg sie. Selten trifft ein Kritiker näher an den Kern, wenn die Schöpfung etwa als „dreifach naturgewachsen, aus dem Künstler, aus dem Material, aus dem Gegenstand" erkannt wird, oder wenn man sie als „markant plastisch, von geistiger und seelischer Durchdrungenheit" bezeichnet.

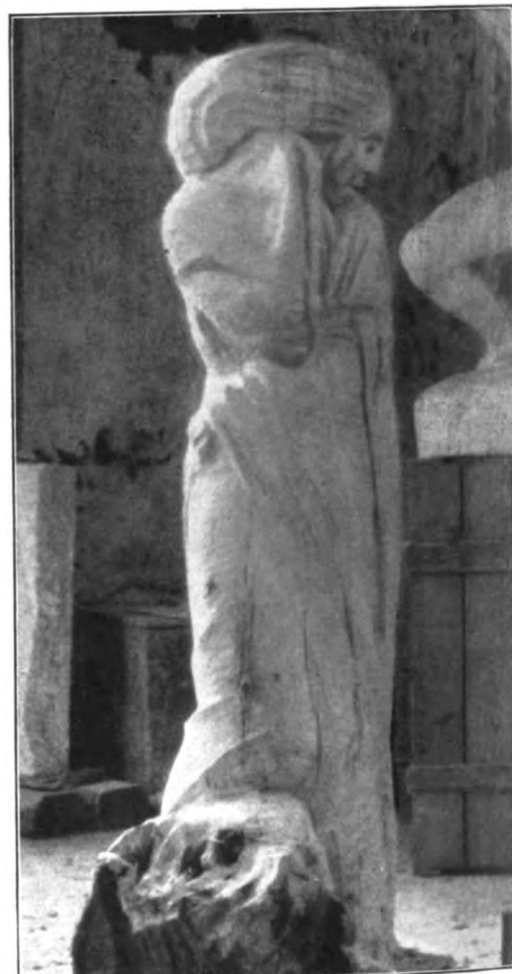
Die häufigste Frage angesichts dieser Plastik ist die nach ihrer Entstehung. Es herrscht bei den Laien eine verschwommene, beinahe mythische Anschauung über das bildhauerische Schaffen: der erzürnte Künstler, der mit Meißel und Hammer seine inneren Gesichte flammend aus dem Material schlägt. Gewiß, Michelangelo schuf ähnlich. Aber sicherlich mit einem ziemlichen Maß künstlerischer Besonnenheit mehr, als jene Vorstellung annimmt. Dieses freie Aus-dem-Material-wachsen-Lassen erfordert ein hohes Maß handwerklichen Könnens. Eine kleine Formunklarheit während des Meißelns, und der Stein ist für die Komposition verloren. Die heutigen Bildhauer gehen zumeist den anderen Weg. Sie komponieren in Ton, gießen die Gestalt in Gips und übertragen sodann mittels der Punktiermethode die Maße des Entwurfs mechanisch auf den Stein. Erst die letzte, schon ungefährliche Oberflächengestaltung erfolgt wieder frei.



3. Die Umrisse der Gestalt beginnen deutlich zu werden.



5. Die Plastik nach ihrer Vollendung.



4. Nun steht nur noch die letzte künstlerische Durcharbeitung bevor.

Die hier gezeigte Holzgestalt ist ohne vorausgehenden Entwurf frei aus dem Lindenstamm herausgeschnitten. Die einzelnen Phasen des Arbeitsganges sind den Abbildungen trefflich zu entnehmen. Man sieht, wie der ganze Körper gleichzeitig in seine Form wächst. Keine Sonderpartie wird vorausgestaltet, alles vollendet sich in kühlem und weisem Bedacht aufs Gesamte hin. Aus diesem Vorgang ergibt sich ein wohlgewogenes Sinnbild für das künstlerische Schaffen überhaupt: wie die seelische Eingebung ungebrochen durch die unendliche Mühe des Gestaltens ins fertige Werk hinüberreichen muß. Dr. H. Micko.

KEGLER IN FRONT

BILDER VOM 17. DEUTSCHEN BUNDES-KEGELN IN LEIPZIG (14.—19. JULI)





Der Festzug auf dem Ausstellungsgelände mit dem Völkerschlachtdenkmal im Hintergrund am 14. Juli.

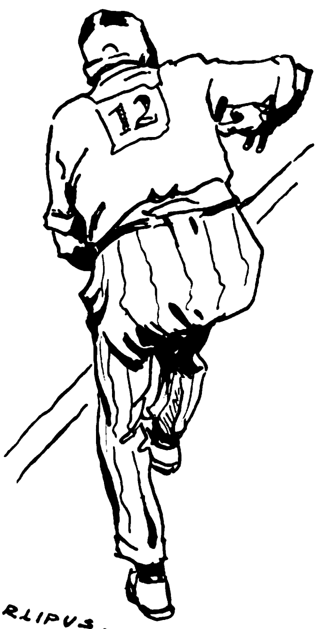


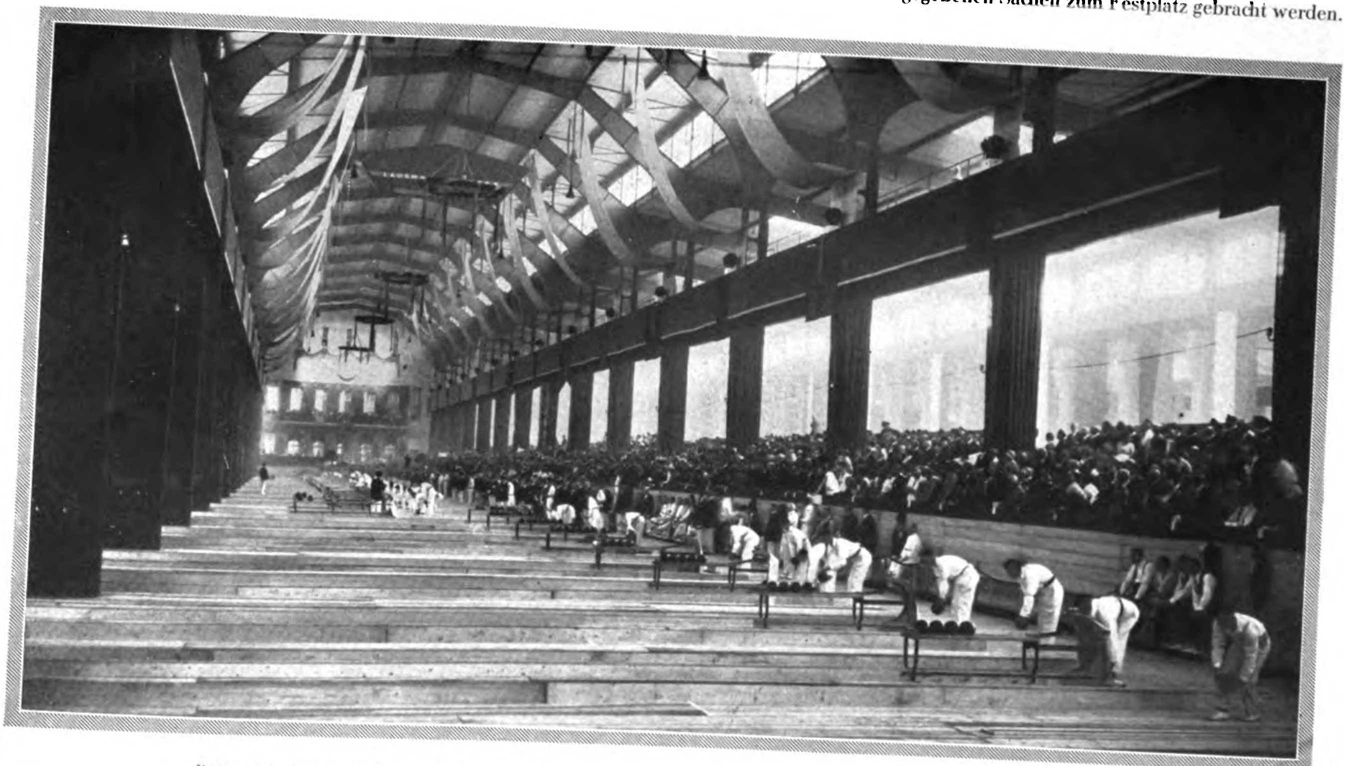
Amazonen der Kegel: Die Keglerinnen im Festzug.





Eine praktische Gepäckablage: Als fliegende Garderobe dienender Möbelwagen, mit dem die von Festzugsteilnehmern abgegebenen Sachen zum Festplatz gebracht werden.





Beim Anschub: Blick in die Messehalle „Achilleion" mit den 60 Kegelbahnen. (Phot. E. Hoenisch.)

EREIGNISSE



Hugo v. Hofmannsthal,
Österreichs bedeutendster Dichter, der besonders durch seine Mysterienspiele „Jedermann" und „Das große Welttheater" und durch seinen Text zu Straußens „Rosenkavalier" weiteren Kreisen bekannt geworden ist, † am 15. Juli in Rodaun, in der Nähe von Wien, im Alter von 55 Jahren.



Amerikanischer Besuch bei deutschen Reichswehrübungen.
Der Chef der amerikanischen Heeres-Kriegsschule in Washington, General W. D. Connor, als Gast der Reichswehr bei einer Übung der III. Division auf dem Truppenübungsplatz in Döberitz bei Berlin am 13. Juli. Ein Offizier erläutert ihm die Gefechtslage.

Otto Henkell,
Seniorchef der Sektkellerei Henkell & Co. in Biebrich-Wiesbaden, führende Persönlichkeit der deutschen Sektherstellung, † am 18. Juli, 60 Jahre alt.



Die Jungfernfah
Ausfahrt des neuen Riesen-Schnelldampfers „Bremen" des Norddeutschen Lloyds



Die alten Herren starten!
Start der 50jährigen zum 50-m-Lauf. Von links aus: Dr. Sochaczewski, Hannover (Sieger); der ehemalige Weltrekordläufer und Olympiakämpfer Kurt Doerry (55 Jahre alt); Weitling, B. S. C. — An diesem „Sportfest der Alten", das am 13. Juli auf dem Tiergarten-Sportplatz in Berlin vom Berliner Sport-Club veranstaltet wurde, durften nur über 32 Jahre alte Sportler teilnehmen.

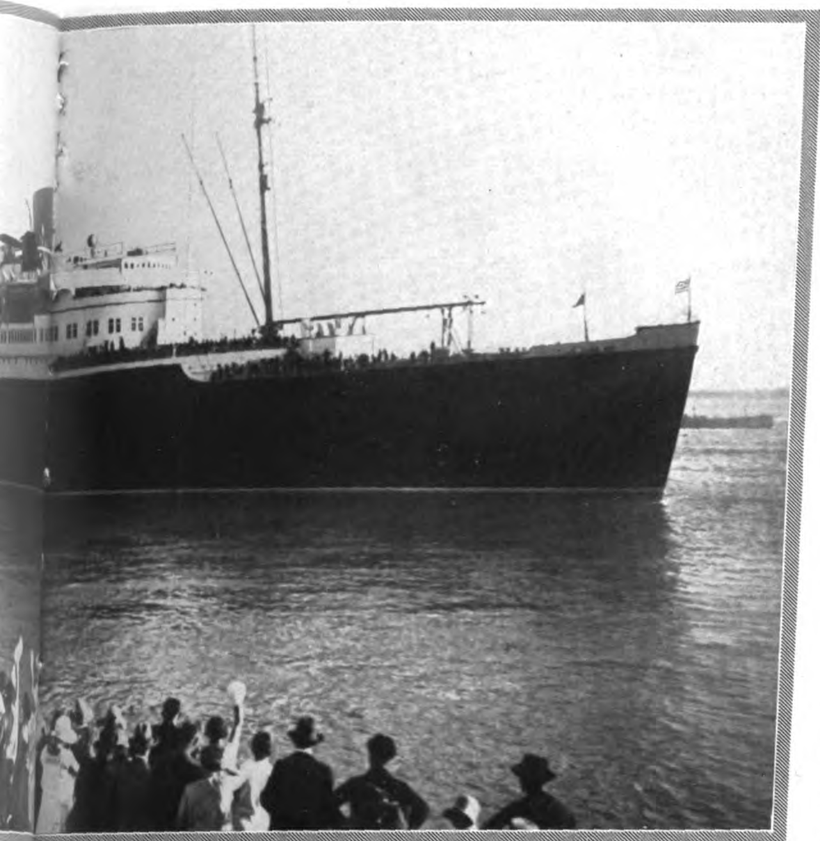


Die erste Schwebebahn im Harz.
Von der Eröffnung der Burgberg-Bahn am 17. Juli: Blick auf die Talstation in Bad Harzburg. Die Bahn wurde in dreieinhalb Monaten von Bleichert (Leipzig) im Auftrag des braunschweigischen Staates und der Stadt Harzburg erbaut.



Große Berliner Rennwoche im Grunewald.

DES TAGES



Jungfer[…]t der „Bremen".
[…] Bremerhaven am 16. Juli unter dem begeisterten Beifall einer vielköpfigen Menge.



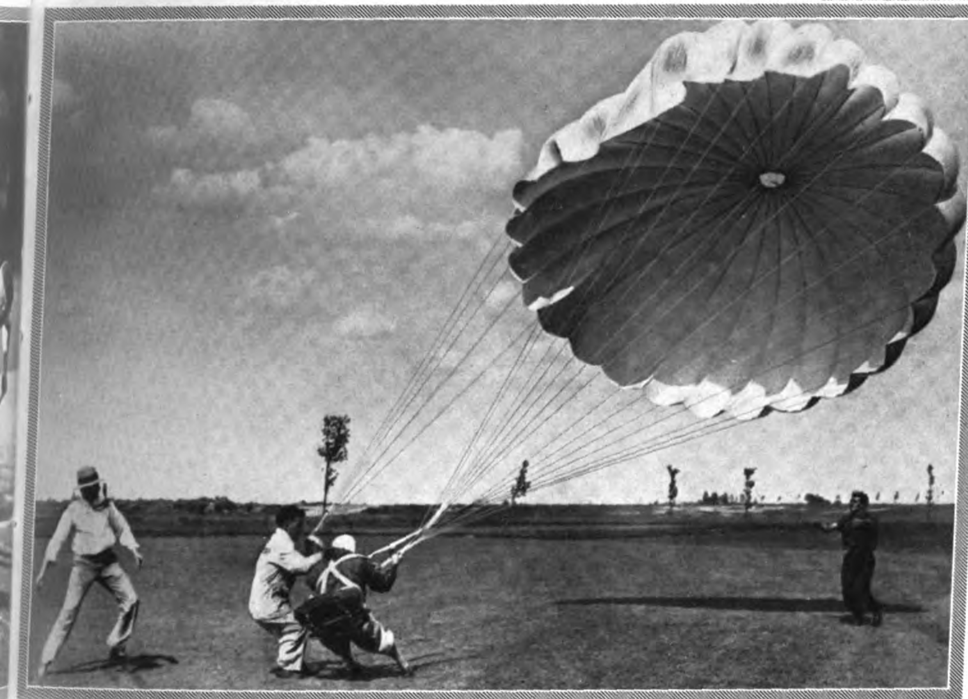
Der Riese fliegt.
Flugschiff „Do X" der Dornier-Werke bei seinem Bodenseeflug am 15. Juli mit Besuch der Dornier-Stammwerft in Manzell bei Friedrichshafen.



Prof. Dr. Hans Delbrück,
Geheimrat, bedeutender Historiker und Schriftsteller, Universitätsprofessor in Berlin, langjähriger Herausgeber der „Preußischen Jahrbücher", eifriger Bekämpfer der Versailler Kriegsschuldlüge, † am 14. Juli im 81. Lebensjahre.



Prof. Dr. Otto Binswanger,
Geheimrat, ehemaliger Direktor der Jenaer Universitäts-Nervenklinik, bedeutende Kapazität auf dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten, † am 15. Juli, 76 Jahre alt, in seinem Ruhestandswohnsitz Kreuzlingen bei Konstanz. (Phot. A. Bischoff.)



Ein Künstler des Fallschirms.
Eine schöne Aufnahme von der vorbildlichen Landung eines Fallschirm-Piloten.



Die alten Londoner Omnibusse erleben eine kurze Wiederauferstehung.
Fahrt der alten und neuen Omnibusse durch die Whitehall bei dem von Westminster ausgehenden Umzug anläßlich der 100-Jahrfeier des Omnibusses in London.



Vom ersten Tage der internationalen „Großen Berliner Rennwoche" (14. Juli): Das Feld geht unter Führung von Heluan über die erste Hürde. Sieger in diesem internationalen Hürdenrennen über 3500 m wurde Marcellus (Nr. 7, auf dem Bild noch an zweiter Stelle).



Nach den ersten Arbeiten im Waldbrandgebiet. Die Stämme sind abgeholzt und zu Raummetern aufgestapelt, das verbrannte Geäst zu dunklen Wellenlinien zusammengeworfen.



Was die zehrende Flamme aus dem blühenden Wald gemacht.

Des Waldes Wiedergeburt

Abbau und Aufforstung nach dem Waldbrand.

Des Sommers Sonne hat die Glühkraft ihrer Strahlen kaum erprobt, da mehren sich schon wieder die Waldbrände. Es sind immer noch die alten Sünden, die, aller Warnung zum Trotz, diese Geißel der Forstwirtschaft nicht zur Ruhe kommen lassen: das achtlos hingeworfene Streichholz, der brennende Zigarren- oder Zigarettenstummel, Achtlosigkeit beim Abkochen wandernder Jungscharen. Es ist schwer zu begreifen, warum Vorsicht, Verantwortungsgefühl immer erst durch neue Verwüstungen wachgerufen werden müssen; es liegt wohl daran, daß Achtung vor dem Eigentum anderer, Erkenntlichkeit, Selbstdisziplin noch so wenig zuverlässig im Kampfe gegen die Abhängigkeit von der lieben Gewohnheit sind. So wie man sich selbst ängstlich vor einer Berührung mit ansteckender Krankheit hütet, so müßte man auch beim Betreten des Waldes der verheerenden Wirkung achtlosen Umgangs mit Feuer eingedenk sein. Ein Glutpünktchen auf dem Waldboden, in das sich in bizarrer Laune der Wind verliebt — und schon nach kurzer Zeit wächst ein lohderndes Flammenmeer über die Waldwipfel empor, das nicht mehr zu bändigen ist. So vernichtete ein riesiger Brand in den Elbe-Havel-Wäldern bei Rathenow ein Gebiet von 7 km Länge und 1 km Breite. Mit anderen Worten: 9000 Morgen 40—60jährigen Waldbestandes lagen nach einer Nacht und einem halben Tag als Brandwüste da. Um das vollständige Bild einer aus kleinen und kleinsten Ursachen entstandenen Katastrophe zu gewinnen, muß man sich noch die Angst des Wildes, den Schrecken der umliegenden Dörfer und vor allem das riesige Menschenaufgebot vorstellen, das zur Bekämpfung von Waldbränden gehört. Wäre es den vereinten Anstrengungen von Feuerwehr, Reichswehr und Technischer Nothilfe nicht noch rechtzeitig gelungen, dem Flammenmeer durch Niederlegung eines 40 m breiten Waldstreifens Einhalt zu gebieten, so wäre ihm in unserem Falle bestimmt noch ein großes, am Waldrande gelegenes Dorf zum Opfer gefallen.

Bei dem großen Resteverkauf, der alsbald auf eine solche Katastrophe folgt, springt für den oder die Besitzer wohl noch ein ansehnlicher Erlös heraus; aber er gleicht doch nur der Zwangsabfindung bei einem großen Konkurs. Das Holz ist billig, da die Bäume, von der Spitze abwärts, teilweise verkohlt sind. Eine Fuhre Stangenholz kostet beispielsweise 1 Reichsmark, also das Acht- bis Zehnfache der Kosten für den Abtransport. Die Abholzung der größeren Stämme übernimmt meist eine große Gesellschaft. Die Stämme werden kurz über dem Erdboden abgesägt, an Ort und Stelle geschält und dann je nach dem Nutzwert als Gruben- oder Bauholz ausgemustert und in den entsprechenden Längen zersägt. Auf der nächsten Bahnstation, wo die versandfertigen Hölzer oft zu Riesentürmen und -mauern aufgestapelt liegen, beginnt sofort der Großverkauf an die Gruben und Bauunternehmer, der wegen des gesenkten Preises flott vonstatten geht. Die starken, im Kern unversehrten Äste übernimmt der Köhler zum Verschwelen. Meist sind es zwei oder drei dieser oft



Die Hühner als Gehilfen bei der Vernichtung des Ungeziefers im Brandgebiet.

von weither zugewanderten Vertreter eines fast schon ausgestorbenen Berufs, die auf genossenschaftlicher Grundlage zusammenarbeiten und den Sommer über in Sonne und Rauch ein abgeschiedenes, bedürfnisloses, zigeunerhaftes Dasein führen. Das abgestreifte, verkohlte Gezweig läßt man in Reihen aufgeschichtet liegen; es setzt sich und verkrumt mit der Zeit und dient später der Bodenlockerung. Die Stümpfe mit den Wurzeln bleiben in der Erde stecken.

Auf Jahrzehnte hinaus schaltet der Wald, das Forstrevier, das vom Feuer betroffen ist, als Wirtschaftsfaktor aus. Man muß im Frühjahr, wenn rings um das Inferno Wald und Wiesen im Maiengrün prangen, solch ein Brandgebiet durchstreift haben, um das Folgenschwere dieser Vernichtungskatastrophe zu verstehen. Wo sonst Kühle, Würzehauch, wohltuender Schatten uns umfangen,



Die letzten brauchbaren Holzreste werden im Kohlenmeiler zu Holzkohle verbrannt: Zugewanderte Köhler beim Abräumen der Sanddecke von dem ausgebrannten Meiler. Der Bretterzaun links dient als Windfang und ermöglicht ein gleichmäßiges Ausglühen der Kohle.



Zwischen den ursprünglichen Kiefernbeständen zieht der Keudellsche Forstpflug Furchen zur Aufnahme neuer Saat und junger Setzlinge.

dehnt sich die Öde der Brandfläche aus. Eine Eiche, eine Birke im vollen Laubschmuck sticht hier und da von der trostlosen Umgebung ab, und wie man Helden bewundert, die aus dem Kampfe zurückgekehrt sind, hängt man in Gedanken diesen Bäumen und der feurigen Umarmung nach, der sie widerstanden haben.

Doch bald finden sich auf der Brandstätte Zeichen wiedererwachten Lebenswillens. Da sind die weit in die Einsamkeit vorgeschobenen Hühnerstationen. Ferner Hunde te von Starkästen. Beider Bewohner sind äußerst fleißig in der Vertilgung des rasch wiedergekehrten, massenhaft auftretenden Ungeziefers, unter dem der Rüsselkäfer die erste und gefährlichste Rolle spielt. Ganz besonders rührend aber wirken die dünnen Zeilen der einjährigen Kiefernsetzlinge zwischen den schwarzen Stümpfen, im weißen Sande, im dürren Gras.



Kiefernsamen wird mit Hilfe einer Maschine ausgesät.



Einpflanzen von Kiefernsetzlingen in die Furchen.

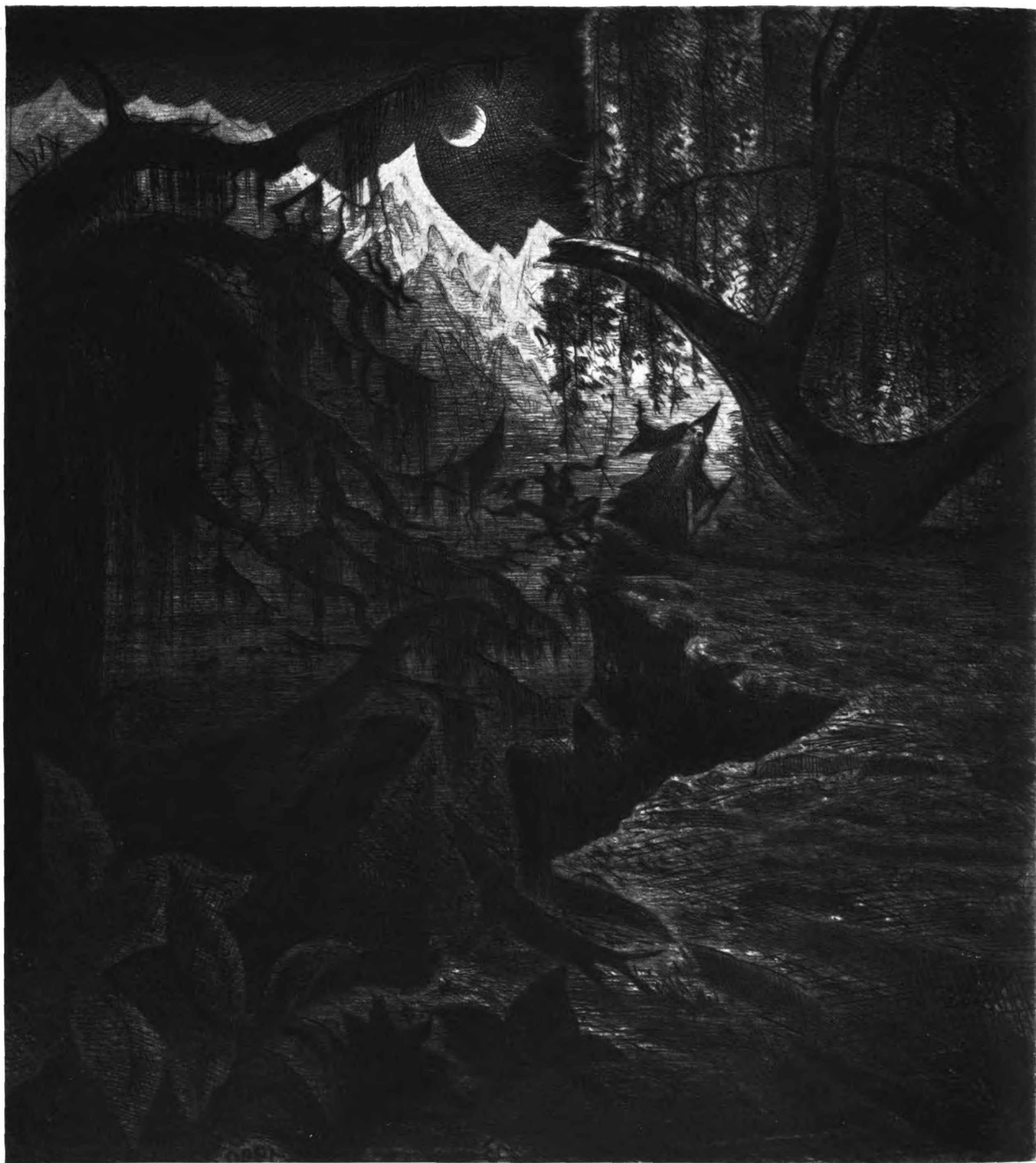


Spuren des neuen Waldes: Die in dünnen Reihen ausgesetzten Kiefernpflänzchen nach dem ersten Jahre.

Aber sie sind grün, und der Tautropfen, der am frühen Morgen regenbogenfarbig zwischen den feinen Nadeln funkelt, gewährt uns die Gewißheit ihrer Erhaltung. Für die verbrannten Bestände unter 40 Jahren gewährt das Reich Beihilfen. Dafür beziehen die Anlieger zuallererst die jungen Pflänzchen für den Nachwuchs; in großen Körben, in nassen Sand eingeschlagen und mit feuchtem Moos zugedeckt, überstehen sie weite Reisen. Der Boden, in dem das feine Wurzelbärtchen sich festsaugen soll, ist inzwischen vorbereitet worden. Langsam, Zeile für Zeile, zog der Zwillingspflug oder, wo Forstwirtschaft in großem und größtem Maßstab betrieben wird, der Keudellsche Forstpflug mit seiner 53 cm breiten Doppelschar flache Furchen durch den von halbverbrannten Holzrückständen wie besäten Waldboden, und nach der schweren Pflugarbeit treten die Menschen zu Paaren in den Furchen an, bald einzeln, bald in langer beweglicher Kette, je nach der Größe des Besitzes. Der eine, meist männliche Part, sticht mit dem Klemmspaten einen schmalen Spalt, und der andere, dem rasches, elastisches Bücken sehr geläufig sein muß, versenkt mit wenigen geübten Griffen, wobei auch der Fuß mithilft, das Pflänzchen in den Boden.

Es ist ein mühsames, langwieriges Geschäft, das Werk des Wiederaufbaues. Die Menschen, die es unternehmen, erleben seinen Ausgang nicht. Erst in der **zweiten und dritten Generation steht der Wald wieder auf, sind die Spuren der Katastrophe einigermaßen verwischt.**

Curt Julius Wolf, Hohenziatz.



GESPENSTERSTUNDE

RADIERUNG VON W. WOLFGANG BREUER

Die Leute von Noffimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(12. Fortsetzung.)

Bald darauf schloß sich der Ring. Die Rebellen wurden auf ein Bergmassiv zurückgedrängt, das Kutavu seiner Unzugänglichkeit wegen schon lange als letzte Zuflucht ausersehen hatte. Alle seine Vorräte an Munition und Proviant hatte er in kluger Voraussicht dort in versteckten Felsenhöhlen gesammelt. Wenn die auf fünfzig Mann zusammengeschmolzene Zahl seiner Getreuen ausreichte, die dem Feind noch nicht bekannten Kletterpfade besetzt zu halten, so war noch ein monatelanger Widerstand möglich.

Unter den wenigen, die bei ihm aushielten, war merkwürdigerweise Nenesse. Der Kreole wußte, daß im französischen Lager durch Gefangene und Überläufer alle Vorgänge beim Tode Vinays bekannt geworden waren, und vermutete, daß eine Flucht dorthin einem Selbstmord gleichkommen könnte. Da er kein Madegasse war und durch seine Farbe jedem auffiel, war es für ihn ausgeschlossen, unter der Masse der Eingeborenen zu verschwinden, sonst hätte er sich längst davongemacht. So blieb ihm in Wirklichkeit nichts anderes übrig, als zu Kutavu zu halten, und er bemühte sich mit dem ganzen Aufwand seiner Geschmeidigkeit, zu erreichen, daß auch Kutavu zu ihm hielt. Wenn er auch Kutavus Sympathien nicht gewann, so wußte sich doch ein Mann von seiner Findigkeit und Dienstfertigkeit ihm einigermaßen unentbehrlich zu machen. Besonders zum Kundschafter war er gut geeignet. Er entfaltete eine erstaunliche Geschicklichkeit darin, sich an die Lager und Vorposten heranzuschleichen und Gespräche zu überhören, deren Kenntnis den Aufständischen von großem Nutzen war.

Es vergingen Wochen, in denen Kutavu sich nicht rührte. Wenn dann die Belagerer schon zu glauben begannen, daß er auf irgendeine unbegreifliche Weise entwischt sei, bewies der Überfall auf einen Vorposten aufs neue seine gefährliche Gegenwart. Sooft auch die Lager verlegt wurden, gelang es Kutavu doch immer wieder, von völlig unzugänglich scheinenden Felsen aus ein Schußfeld zu gewinnen und seine zielsicheren Kugeln in die Zelte und Hütten der Franzosen zu jagen.

Das Kommando dieser letzten Umfassungsoperation unterstand dem dicken Kommandanten. Er wußte wohl, daß die ganze Kolonie mit intensivster Spannung jeden Tag die Nachricht vom endlichen Erfolg seiner Expedition erwartete. War es nicht lächerlich, daß Tausende regulärer Truppen, die mit Maschinengewehren und Gebirgsartillerie ausgestattet waren, nicht mit einem kleinen Häuflein umzingelter und ausgehungerter Rebellen fertig werden konnten?

„Schonungsloses Vorgehen mit Einsatz aller Kräfte. Prestige erfordert Überwältigung der letzten Rebellen und ihres Führers in kürzester Zeit", so lautete der Befehl aus Antananarivo, der ihm in kurzen Abständen und mit wenigen Variationen immer wieder erneut zuging.

Was kümmerten sich die senkrechten, kugelspuckenden Felswände vor ihm um die Prestigebedürfnisse der Hauptstadt! Der Atmosphärendruck seiner inneren Wut drohte den Kommandanten zu zersprengen, und was sich trotz der Strapazen einer langen kolonialen Laufbahn noch nie ereignet hatte, trat ein: er magerte ab!

Es war kein Spaß, unter ihm zu dienen. Seine Offiziere und Mannschaften befanden sich zwischen Szylla und Charybdis — zwischen Kutavus vereinzelten Schüssen und dem immerwährenden Zorn des Kommandanten. Die steigende Nervosität teilte sich der ganzen Truppe mit, und der Eifer, die unerträgliche Situation zu beenden, ergriff den letzten Mann.

Jedes Mittel schien gut. Man legte an Stellen, von denen man annahm, daß die Rebellen sie berührten, Botschaften mit der Zusicherung von Straffreiheit für jeden Überläufer nieder und versprach sogar hohe Belohnungen für jeden, der zu Kutavus Gefangennahme beitrug.

Eine dieser Botschaften fiel in die Hände von Nenesse.

An einem dunklen, nebelverhüllten Abend hörte der äußerste französische Posten einen leisen Anruf:

„Pst! Pst! Hör' zu, Freund!"

„Qui vive?" Der Karabiner klirrte.

„Nicht schießen! — Überläufer!"

Der Posten ging langsam und vorsichtig, Gewehr im Anschlag, auf die Stelle zu.

Ein einzelner, waffenloser Mann kroch zwischen den Steinen hervor.

„Ich weiß einen Weg zu Kutavu und will euch führen", flüsterte er.

Der Posten rief den nächsten in der Kette an. Von Mann zu Mann hallte die Meldung durch die dampfende Stille, bis Licht im Lager aufblitzte.

Eine Patrouille unter Führung eines französischen Sergeanten nahm den Überläufer in die Mitte und führte ihn zum Kommandanten.

Die Ordonnanz meldete. Die Tür der Blockhütte öffnete sich, und der Überläufer wurde in den Lichtschein geschoben.

Der Kommandant saß hinter einem Tisch mit Papieren. Die Azetylenlampe blendete ihn. Er verschob den Schirm, so daß das Licht voll auf die Ankömmlinge fiel. Er erhob sich erstaunt und musterte das sonderbare Gebilde, das zitternd und fast nackt vor ihm stand und doch nicht im mindesten einem madegassischen Rebellen glich.

Über einem zum Skelett abgemagerten Körper hing schlaff die fast europäisch helle Haut, und um die Hüften flatterte, von einem Lederriemen gehalten, ein lehmfarbener Fetzen, der einmal ein Hemd gewesen sein mochte.

„Woher kommst du?" bullerte der Kommandant.

„Von Kutavo, Herr Kommandant", lispelte das Häufchen Elend.

„Wie heißt du?"

„Korporal Ernest de la Tour de Nesle, Herr Kommandant."

Die Hände des Gelben suchten verzweifelt nach einer Hosennaht.

„Sacré nom d'un chien!" platzte der Kommandant los und ließ sich lachend in seinen Stuhl fallen.

„Also, du bist das, mein Sohn! Und was verschafft mir das Vergnügen, Herr Baron?"

Eine im Lager völlig ungewohnte Heiterkeit ergriff bei dieser Anrede die Zuhörer.

Jetzt war der Augenblick für Nenesse gekommen. Er sollte reden und wurde gehört. Sein Leben hing von seiner Kunstfertigkeit ab, die Vorgänge so zu schildern, daß eine fast unmöglich scheinende Rechtfertigung für ihn daraus entstand. Ein Schwall von kreolischen Schwüren und Beteuerungen ergoß sich über den Kommandanten, wobei sich das gelbe Skelett vor Unterwürfigkeit verrenkte.

Der Kommandant hielt sich in komischer Verzweiflung mit beiden Händen die Ohren zu und brüllte:

„Silence! — Espèce d'un couillon! Ich verstehe kein Wort von deinem Charabia. Will ich alles nicht wissen. Wird später ordnungsgemäß festgestellt. Wir wissen ohnedem genau Bescheid. Du wirst uns nichts zu erzählen haben außer dem einen: Wo ist Kutavu?"

Nenesse erschrak und klappte fast zusammen. Er hatte es sich anders gedacht. Aber er erholte sich rasch, neue Hoffnung im findigen Hirn.

„Certainement, mon commandant! Ich kenne Kutavus Versteck genau und auch einen Weg, auf dem man ihn überraschen kann. Ich werde alles sagen, alles beschreiben, sobald ich wieder als Korporal in die Truppe eingereiht bin — das Versprechen der Botschaft — Straffreiheit — — — Belohnung — — — heilige Jungfrau von Saint-Denis! Nicht — nein — ayez pitié, mon commandant!"

Nenesse stotterte — lallte — schielte verzweifelt in eine kleine, kreisrunde Stahlröhre, die in der Hand des Kommandanten dicht vor seiner Stirn haltmachte.

„Du wirst uns alles sagen, was du weißt — auch bevor du wieder französischer Korporal bist — dafür wird das da sorgen", donnerte der Kommandant und setzte aufs neue den Revolver an.

„Zu Befehl, Herr Kommandant — zu Befehl." Nenesse taumelte gegen die Wand und hielt sich keuchend die Hände vor die Augen.

Nun stellte der Kommandant eine Reihe kurzer Fragen, die Nenesse genau beantworten mußte. Jeden Versuch zu Ausflüchten und Zögerungen schnitt ein Griff nach dem Revolver kurz ab. Der Sergeant führte Protokoll, und je weiter die Vernehmung fortschritt, desto befriedigter klang das Schnauben des immer noch umfangreichen Kommandanten.

Nenesse wurde abgeführt und in sicheres Gewahrsam gebracht. Dann wurden die Offiziere und Unteroffiziere des Lagers zu einem Kriegsrat beim Kommandanten befohlen.

Des Kreolen Aussagen hatten das klare Bild ergeben, daß sämtliche Rebellen in einer großen Höhle zu übernachten pflegten, die auf einem sehr schwierigen, aber doch möglichen Weg, der bis jetzt selbst Kutavu unbekannt geblieben sein sollte, von der andern Seite des Massivs aus zu erreichen war.

Es war geboten, mit äußerster Beschleunigung zu handeln, denn die Rebellen würden wohl, durch das Verschwinden des Kreolen mißtrauisch gemacht, schon am Morgen ihr Versteck wechseln.

Listen wurden gebracht, Namen notiert und eine sorgfältige Auswahl der zuverlässigsten und gewandtesten Leute getroffen. Als wichtigster Punkt wurde entschieden, daß Nenesse gezwungen werden sollte, als Führer zu dienen.

Der Kommandant sah ein, daß seine eigene, gewichtige Person bei einer so schwierigen Kletterpartie nur im Wege sein würde, und mußte die Ehre, den Wilhelm Tell von Madagaskar zu arretieren, einem jüngeren und schlankeren Offizier überlassen.

Nach den Erfahrungen, die man bis jetzt mit Kutavus Wachsamkeit und Entschlossenheit gemacht hatte, täuschte man sich nicht über die außerordentlichen Schwierigkeiten und Gefahren des Unternehmens, dessen Aussicht auf Erfolg trotz Nenesses Verrat zweifelhaft blieb. Und doch betrachtete es das ganze Lager als Erlösung, daß überhaupt etwas zu unternehmen war.

Der Kommandant schärfte allen Teilnehmern der Expedition ein, wie viel daran gelegen sei, Kutavu lebend in die Hand zu bekommen, damit durch einen feierlichen Gerichtsakt die Verletzung der Souveränität Frankreichs gesühnt werden könne.

Nenesse wand sich wie ein Aal und bat wimmernd, von der Teilnahme an dem Streifzug entbunden zu werden. Er fürchtete sich mehr vor Kutavu als vor der ganzen französischen Armee. Aber es half ihm nichts. Die Hände wurden ihm auf dem Rücken gefesselt, und er wurde wie ein Schlachtochse an einem Strick geführt. Fußtritte und Kolbenstöße ermunterten ihn zum Aufbruch. Sein Traum, als Retter des Vaterlandes Amnestie und Belohnung zu ernten, versank in einer Flut bitterster Enttäuschung. Aber seine Zähigkeit überwog. Schon begann tückisches Sinnen auf neuen Verrat durch seine dunklen Gedankengänge zu schießen, als die leise und eindringlich gegebenen Instruktionen des Führers der Expedition ihn in graue Hoffnungslosigkeit zurückrissen.

„Paß' jetzt gut auf meine Worte auf, du gelber Bastard", sagte der Leutnant. „Du wirst uns jetzt den von dir beschriebenen Weg führen, der, wie du sagst, oberhalb der Höhle mündet. Wenn wir dort sind, werden wir dich losbinden und vor den Eingang der Höhle hinunterlassen. Du wirst Kutavu rufen und dein Verschwinden damit erklären, daß du abgestürzt seist und dich, innerlich verletzt, mit Mühe wieder heraufgeschleppt hättest. Alles übrige werden wir besorgen. Vergiß ja nicht, daß wir genug wissen, um die Höhle ohne dich finden zu können, und daß wir sie ohne dich finden werden, wenn eine verdächtige Bewegung oder ein verräterischer Laut deinerseits mich veranlaßt, dich vorher zu erdrosseln." Zur Bekräftigung hielt ihm der Leutnant seine Hände vor die Augen — es waren außergewöhnlich kräftige Hände. Nach einer kurzen Pause setzte er hinzu: „Führst du aber alles gut aus, garantiere ich dir für dein Leben."

Nenesses Glaube an die Lebensversicherung war nur schwach, wogegen die Ausführung der Drohung sich ihm als unumstößliche Gewißheit einprägte.

Es war ein böses Klettern und durch die Bedingung völliger Lautlosigkeit unsagbar erschwert, aber die ungeheure Spannung trieb Führer und Mannschaft bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit. Dagegen war Nenesse kaum vorwärts zu bringen. Er hatte jeden Gedanken an Widerstand aufgegeben, aber die Vorstellung, daß er sich — wenn auch nur einen Augenblick lang — noch einmal Kutavu gegenüberstellen sollte, goß Blei in seine Glieder. Jeder neue Felsblock, über den man ihn zwang, wälzte sich auf seine in Angst zerrinnende Seele.

Und sein Verrat schien viel besser zu gelingen, als er es jetzt wünschte. Nach stundenlangem Ziehen und Schieben kam der Trupp wirklich über der Höhle an, ohne die geringste Aufmerksamkeit erregt zu haben. Die Rebellen hielten sich hier oben für so völlig sicher, daß sie nicht einmal Wachen aufgestellt hatten. Atemlos lauschten die Soldaten in die Tiefe. — — —

Die Höhle war nicht sehr hoch, aber ziemlich tief und ging in einer Windung in den Berg hinein, so daß weder Licht noch Laut nach außen drang. Der Eingang war mit losen Steinen verschlossen. Den Boden deckten Matten, die noch Rasua geflochten hatte. Die jungen Leute lagen alle in tiefem Schlaf. Nur Kutavu und Ralambo saßen beim trüben Schein einer Kerze, die ihre Schatten in gespenstischer Verlängerung über Wand und Wölbung dehnte. Sie warteten auf Nenesse, den Kutavu auf einem Schleichgang wähnte.

„Nenesse bleibt lange aus", sagte Kutavu.

„Mag ihn der Geier fressen!" brummte Ralambo, der ihm nicht grün war. „Warum vertraust du dem Gelben? Wozu ihn füttern?"

„Ihm traue ich nicht," gähnte Kutavu, „aber seiner Angst vor den Franzosen. Er ist am ungefährlichsten, wenn wir ihn unter den Augen haben."

Sie schwiegen eine Zeitlang. Kutavu machte sich an seinem Gewehr zu schaffen, und Ralambo stückte seinen Lederriemen mit geflochtenen Bastschnüren zusammen. Die Schläfer schnarchten, und im Grunde der Höhle tropfte Wasser von der Wölbung.

„Was wird aus uns werden, Kutavu?" fragte Ralambo.

„Was aus allen Menschen wird — früher oder später! Geht es dir zu langsam? Dann kannst du dich ja beim Kommandanten unten melden", lautete die trotzige Antwort.

Ralambo schämte sich ein wenig, aber Kutavus Worte klangen auch nicht sehr zuversichtlich. Die Höhle war dumpf, und ihre Gedanken trotteten in einem engen Kreise.

„Letzte Nacht habe ich von Nossimena geträumt und von den Ochsen." Ralambo wollte das Gespräch in harmlose Bahnen lenken, aber er hatte kein Glück an diesem Abend. Wütend sprang Kutavu auf und fauchte:

„Nossimena! Ich träume nur von Nossimena, wenn ich einen von den blauen Schuften da unten aufs Korn nehme. Das allein ist wert, unsere Tage zu verlängern!"

Ralambo gab auf. Er war bedrückt, müde und hoffnungslos. Er und alle, die da schliefen, glaubten immer noch, daß Kutavu einen geheimen Plan im Innersten verberge, irgendeine wunderbare Rettung, irgend etwas, das eben nur Kutavu vermochte. Kutavu Mpanjaka! Heute abend hatte es ihm zum erstenmal geschienen, als ob ihr Führer nichts anderes mehr sei als sie selbst: ein magerer, abgehetzter, in die Enge getriebener Rabehavena!

Ralambo streckte sich seufzend aus und hüllte sich in die kläglichen Reste seiner Lamba.

Nun saß Kutavu allein bei der Kerze. Tropfen fielen, und Bilder stiegen auf.

Ein Garten duftete in der Nacht. Ein Haus lag unter Blütenranken. Eine helle Tür stand offen, und eine gütige Stimme sagte: „Tritt ein, Kutavu — du sollst nicht umsonst gekommen sein."

War es seine Schuld, daß er doch umsonst gekommen war?

Hatte der Pater recht?

War es damals noch Zeit?

Damals, als Nossimena noch ein Dorf voll lebendiger Menschen war! Waren sie seinetwegen geschändet, ermordet und verkohlt?

War er zum Mörder geworden, wie der Pater sagte?

Kafiry anao! Kafiry anao! Damals galt es dem Sergeanten — galt es heute ihm?

Und die fünfzig, die noch übrig waren — die im Glauben an ihn sorglos schliefen? Stand er nicht mit gezücktem Speer auch über ihnen? Jagte nicht allein sein Wort sie in den sicheren Tod?

War nicht er allein der Armee dort unten so viel wert, daß er für seine Unterwerfung jeden Preis fordern konnte? Leben und Freiheit für die fünfzig Treuen — Tapferen — die ihm in die Höhle folgten und doch von ihren Dörfern und Ochsen träumten!

Es stieg heiß in seiner Kehle auf, und ein schweres Ringen begann.

Waren es nicht sinnlose Worte: „Wir wollen lieber auf Kriegerart untergehen!" — Wir? — Er, vielleicht ja — aber die anderen? Die wollten ja gar nicht untergehen. Die wollten leben mit jeder Faser ihres Seins. Und von ihm erwarteten sie dieses Leben und ihre Rettung. Von ihm, der genau wußte, daß ein Strich vor ihren Füßen gezogen war, den sie nicht mehr überschreiten würden.

Das Ringen wurde schwerer.

Kutavu Mpanjaka stand dicht vor seinem letzten und größten Sieg. — — —

Ein kläglicher Ruf erhob sich vor der Höhle:

„Kutavu — komm heraus, hilf mir!"

Oben, über der Höhle, dröhnte der eigene Herzschlag wie Donner in hundert gierigen Ohren.

„Nenesse, bist du es?" sagte eine ruhige, tiefe Stimme, und Kutavu trat vor die Höhle.

Etwas Schweres, Lebendiges, Raubtierartiges sprang im selben Augenblick von oben auf seinen Rücken und riß ihn mit unwiderstehlicher Wucht zu Boden.

Keuchen und Ringen — Gurgeln und Fauchen. Zwei Blaurote knieten auf seinen Armen und Beinen und preßten ihm die Kehle zu, daß Funken aus seinen Augen sprühten.

Wie Hornissen schwärmten Kutavus Kameraden aus der Höhle — in eine Stahlwand von Bajonetten.

Schüsse krachten — dumpfe Stürze von Steinen und Körpern rollten — Stampfen und erwürgtes Röcheln mischten sich mit gellenden Schreien. Kutavu hatte sich losgerissen, aber Stahl bohrte sich in den Leib des waffenlosen Mannes und streckte ihn nieder.

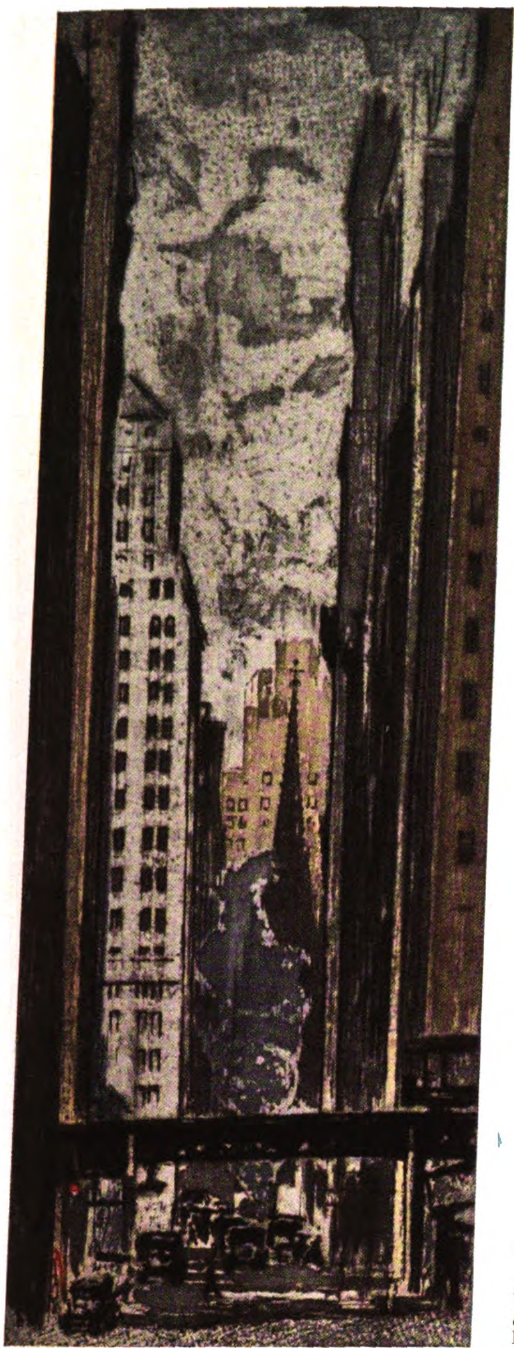
Der Tumult dauerte nur wenige Minuten. Kutavu lag blutend am Boden, die Kameraden tot vor der Höhle, einige wälzten sich, gefesselt, und nur ein kleiner Rest, in die Höhle zurückgedrängt, feuerte noch. Trotzdem gelang es den Soldaten, Felsblöcke vor den Eingang zu wälzen und ihn zu verschließen, so daß es still dahinter wurde. Dann warfen sie von oben brennendes Holz und trockenes Gras hinein. Erstickender Qualm erfüllte den Raum und zwang die letzten, sich zu ergeben.

Halali!

In Nenesse kam wieder Leben. Kutavu Mpanjaka lag, an Händen und Füßen gefesselt, vor ihm. Sein Blut floß, aber er rührte sich noch und konnte die Flut von Verwünschungen, die der Gelbe über ihn geiferte, hören.

Doch der Leutnant war ein ritterlicher Offizier. Er gebot dem Verräter, zu schweigen, und untersuchte die Wunden des ehrlichen Gegners.

Sie waren schwer, aber nicht tödlich. (Schluß folgt.)





An der South Street.

Links: Wallstreet, der Sitz der amerikanischen Finanzwelt.

Unten: Der Washington-Triumphbogen, errichtet 1889 zur Hundertjahrfeier der ersten Präsidentschaft des Begründers der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten.





In der Allen Street.

AUS NEUYORK

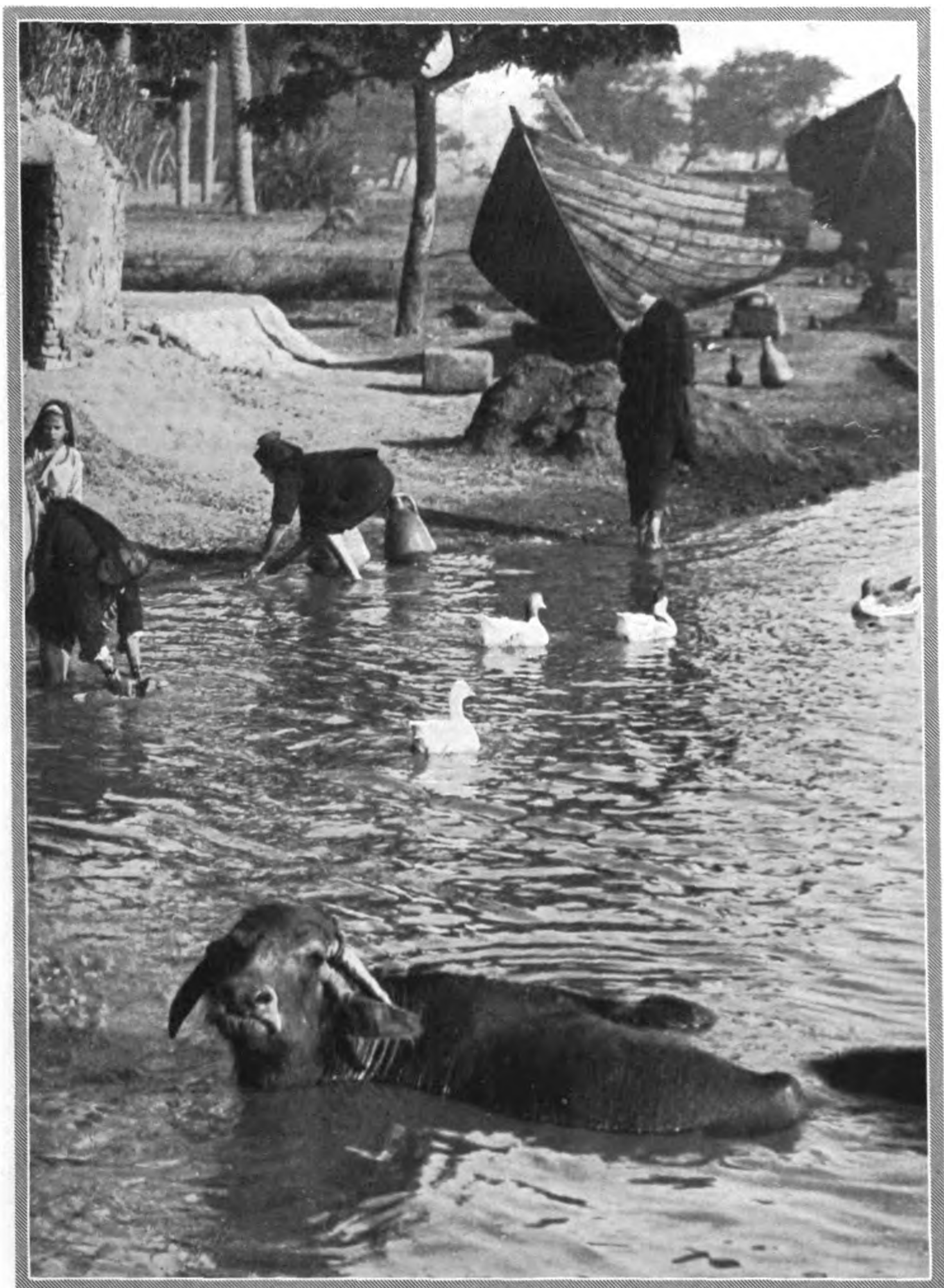
FARBIGE RADIERUNGEN VON MAX POLLAK

DIE GAMUSE

DER GEHILFE DER ÄGYPTISCHEN FELLACHEN

Aus den tiefen Kleefeldern, die die Aderlässe des Mutterstroms neu gezeugt haben, ragen schieferschwarze, sanft gewölbte Hügelkuppen hervor, die bald ansteigen, bald sich senken, bald vorrücken, bald stillstehen. Der Dammweg eines Nilkanals führt uns näher, bringt uns mitten zwischen die Futter- und Viehweiden des heutigen Ägyptens. Zwanzig Riesentiere stehen bei der Abendäse im tiefen Kleeacker, zwanzig Büffel, „Gamusen", wie der Fellah seine kostbarsten Haustiere benennt. Weiße Reihervögel, ihre ständigen Begleiter, lesen ihnen als „Kuhreiher" das Ungeziefer vom Leibe weg. Der erste Büffel hebt den gewaltigen Kopf, als wir nahen; die Augen funkeln, und wie eine sieghafte Drohung treten die weitgeschwungenen Hörner auseinander. Doch der Gewaltige ist, wie auch die anderen, mit dem rechten Vorderfuß unten angepflockt, und wir hätten nichts zu fürchten, wollte er seine Drohung in Taten umsetzen. Aber da kommt schon ein Bruder von ihm, ja mehrere hintereinander, den Kanaldamm herunter; den vordersten führt ein kleiner Junge von sechs Jahren, auf dem zweiten sitzt eine Fellachenfrau, der dritte schleppt eine Last Klee, der letzte geht frei hinterdrein. Das Aussehen war schlimmer als der Charakter. Ein gutmütiges Haustier ist die Gamuse durch jahrelange Zucht geworden.

Ein Kilometer weiter, und ein anderes reizvolles Bild entsteht. Ein Fellah hat eine Gamuse mit einem Kamel zusammen vor den Pflug gespannt. Letzteres, dem die Feldarbeit wenig zusagt — sein grunzendes Brüllen bezeugt es — soll durch den gleichmütigen Schritt des Büffels an die Gangart auf dem Acker, an die Kunst des Pflügens gewöhnt werden.



In seinem Element: Ägyptischer Büffel, die Gamuse des Fellahs, beim Sühlen im Dorfteich.



Büffel beim Weiden auf dem Kleeacker.

Wir nähern uns dem Dorf, einem echten Fellachennest. Die Häuser aus Schlammbacksteinen errichtet, mit Durrastroh überdeckt. Unter den gleichen Stalldächern, nur noch urtümlicher, stehen nachts die Gamusen, Kamele, Esel und Ziegen. Zwischen den Hütten, auf einem freien Platz, war ein sumpfartiger Teich angelegt, der Badeplatz für die Gamusen. Nur in wasserreichen Gegenden vermögen die Büffel, die täglich mehrere Stunden des Wasserbades bedürfen, wirklich zu gedeihen. Wildheit aber kann sie überkommen, wenn ihnen im Hochsommer längere Zeit diese Erfrischung entzogen wird. Vom Acker reißen sie aus, eilen nach dem Strom und stürzen sich in die Fluten. Das Nil-Deltaland ist für diese Tiere ein wahres Lebensparadies. Schon wenn man von Alexandrien nach Kairo fährt, fällt einem der Büffel als Charaktertier Unterägyptens mehr auf als die Kamele oder Esel. In seiner Genügsamkeit steht er den beiden kaum nach. Ohne besondere Futterpflanzen, fristet er auch mit Schilf, Sumpfgräsern und Röhricht sein Leben. Hat das Fleisch der ausgewachsenen Tiere einen zähen, etwas moschusartigen Geschmack, so ist die Milch nahrhafter und fetter als die des Rindes. Dabei hilft die Gamuse den Fellachen bei jeglicher Feldarbeit, dient sogar häufig als Reittier, ja, als Fähre beim Überqueren der Kanäle und des Stromes. Selbst ihre Nachlässe ersetzen, in der Sonne getrocknet, dem ärmeren Volke während der Wintermonate das hier so kostbare Brennmaterial.

Unser Kanal mündet in einen stillen Lebensarm des Nils. Viele Gamusen, junge und alte, nehmen ihr Abendbad in dem Seitenarm des Stromes. Hier fühlen sie sich wohler und lebendiger als in dem suhligen Dorfteich; gewandter im Schwimmen als im Gehen, tauchen sie unter, legen sich auf die Seite, lassen sich von der Strömung treiben oder ruhen, bis zum Kopf im Wasser, wiederkäuend in der Uferbucht. Einige aber, die sich satt gebadet, entsteigen triefend den braundunklen Wassern.

L. Franck, Kairo.



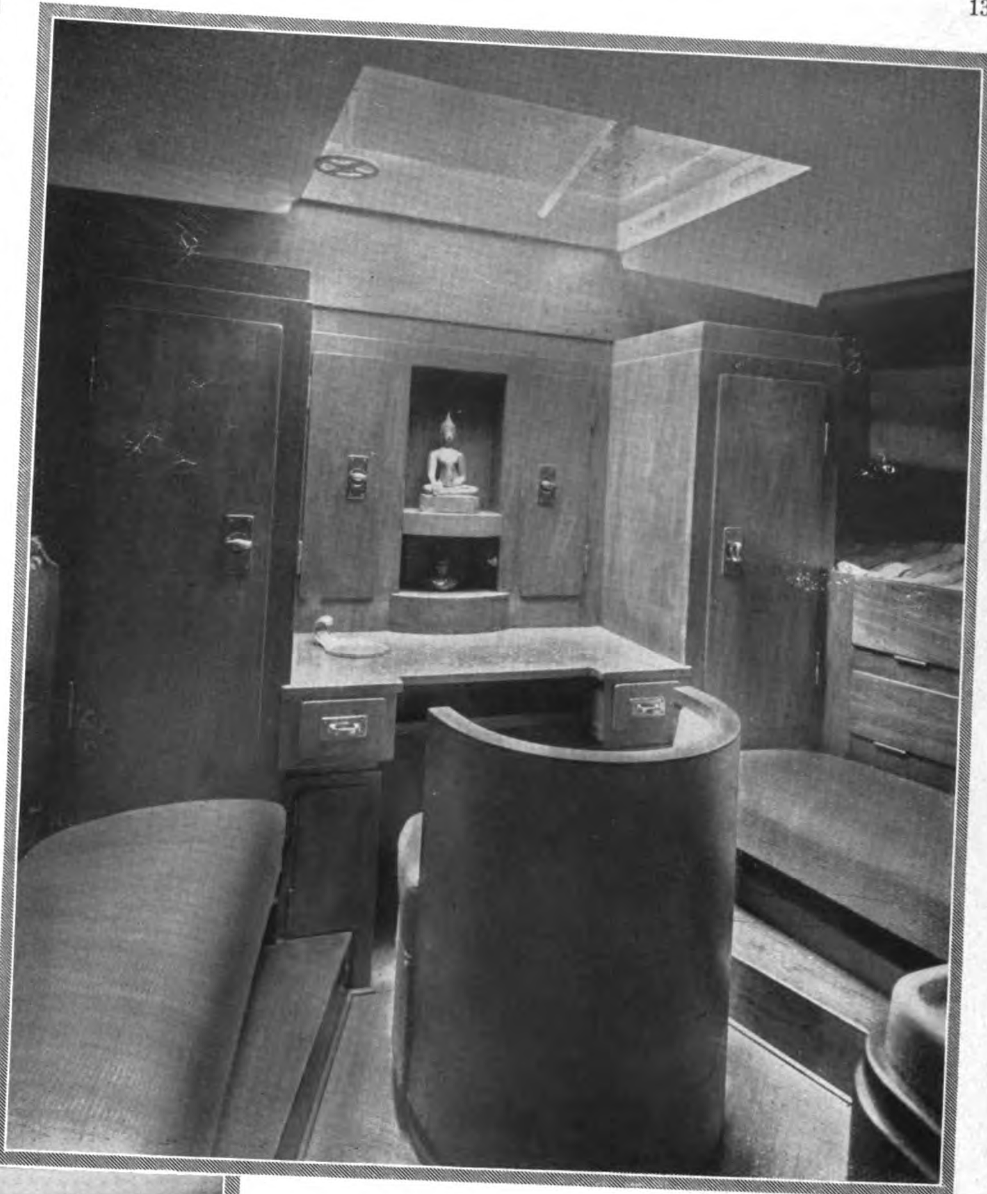
In der Schwemme eines Nilarmes.

RAUMKUNST AUF DER SEGELJACHT

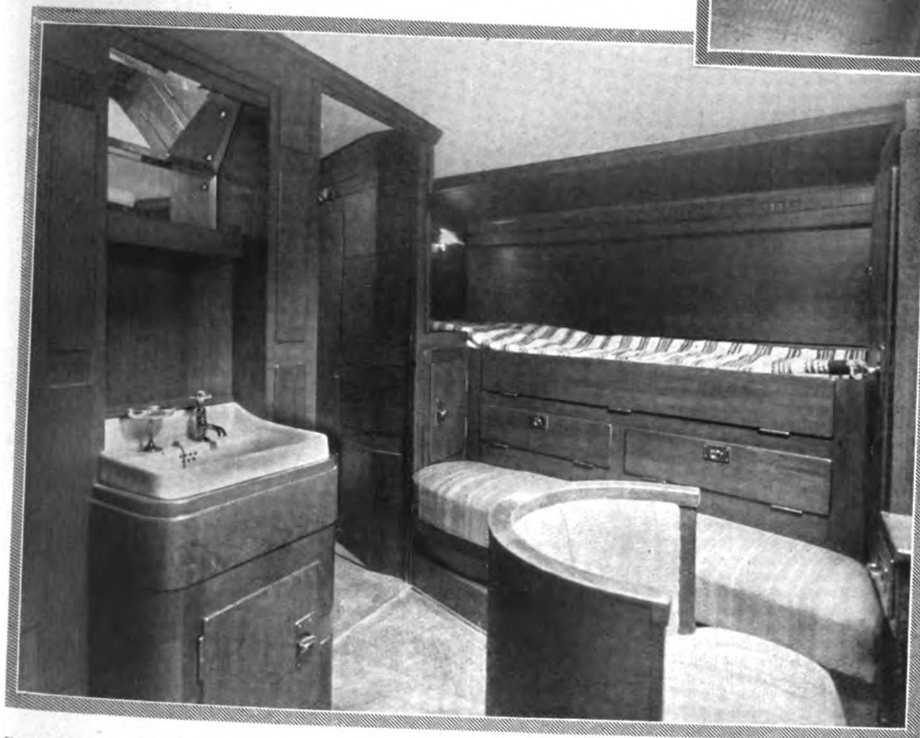
NEUE WEGE DER SCHIFFSINNEN-EINRICHTUNG



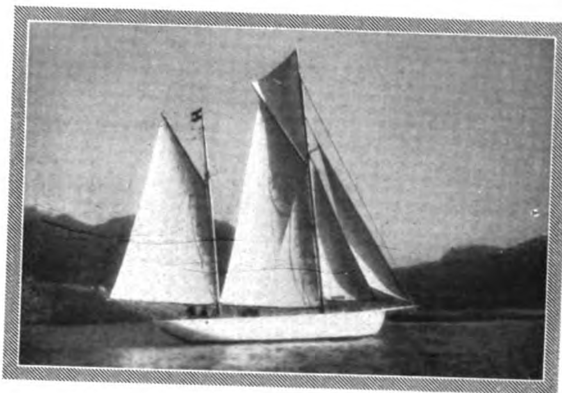
Durchblick von der Schiffsküche durch den Salon nach dem Deckshaus (Brückendeck) der „Ingorata“. Rechts in der Küche der Herd und die Anrichte.



In der Kabine des Schiffseigners am Heck der Jacht. Die ganze Inneneinrichtung ist ohne Sperrholzplatten, massiv in Teakholz (indische Eiche) ausgeführt. Horizontal verlaufende Holzflächen mit roten Streifen dazwischen. Über Vase und Figur (antike siamesische Bronze) auf dem Schreibtisch eingebaute Soffitten für indirektes Licht.



Die Lagerstätte der Kabine mit Waschtoilette. Der geringe Raum (Fußboden an breitester Stelle 1,20 m) ist geschickt ausgenutzt mit den hohen zurückliegenden Betten, die sich der Schiffsform anpassen.

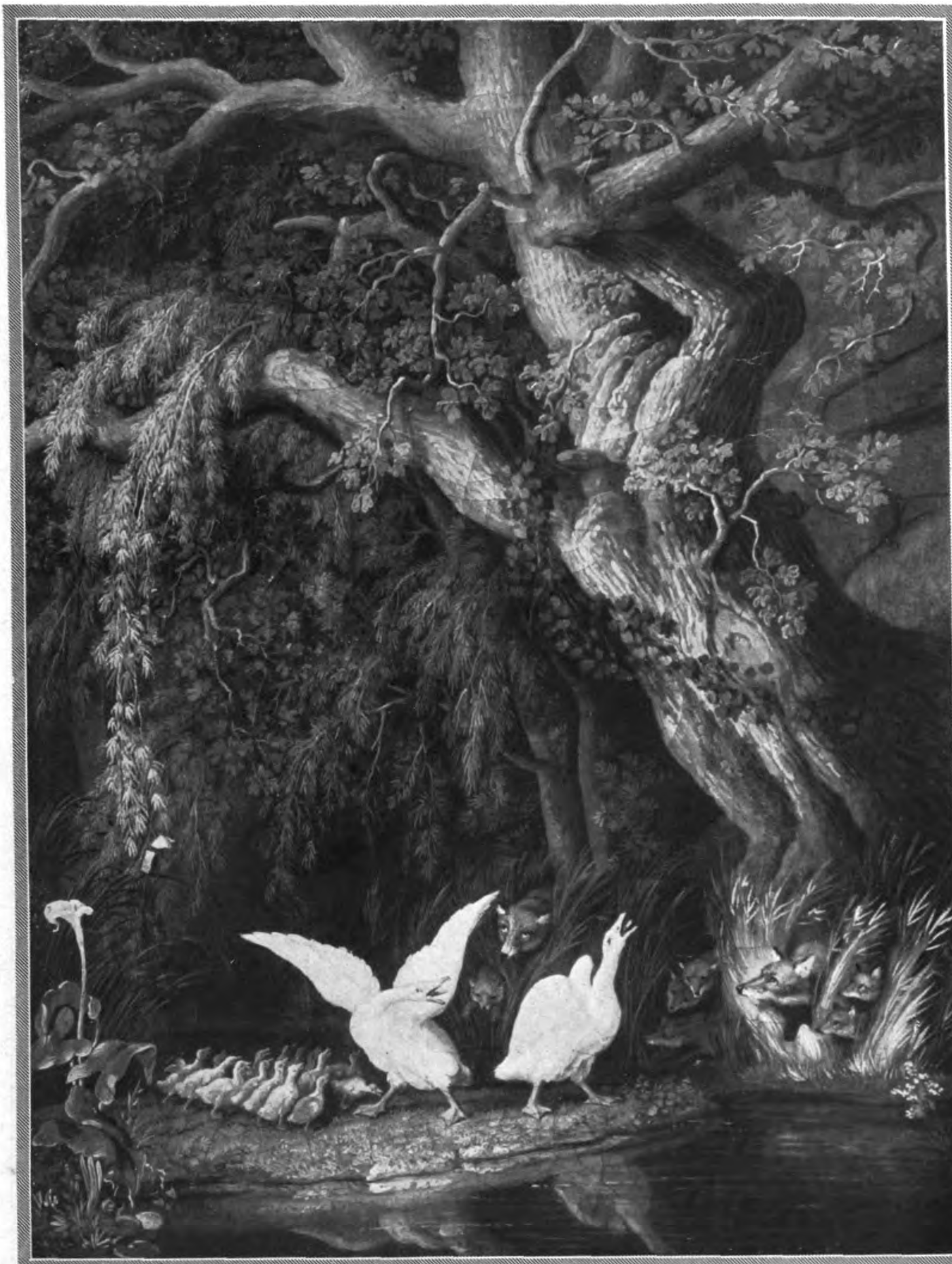


Die „Ingorata“ auf Fahrt.

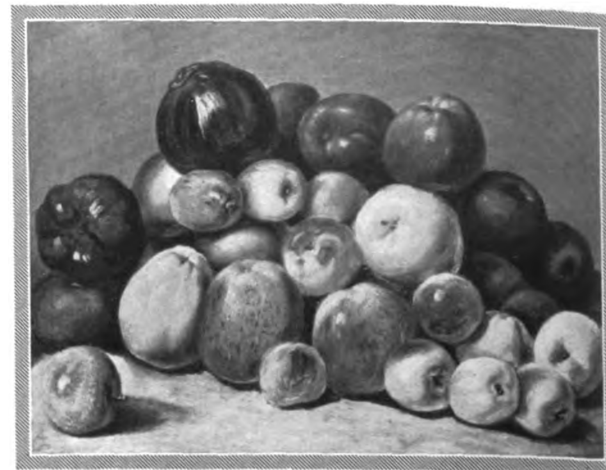
Durch den im Juni erfolgten Stapellauf der Kreuzerjacht „Ingorata“ von Herrn Eberhard Osthaus, Hagen, hat der deutsche Segelsport eine bedeutende Bereicherung erfahren. Besonders beachtenswert ist die Inneneinrichtung des Schiffes; Prof. van de Velde (Brüssel) hat ihr in Anpassung an die technischen Voraussetzungen eine durchgehend horizontale Gliederung gegeben, ein neuartiger Weg der Schiffs-Raumkunst. Erbaut wurde die Jacht auf der Jachtenwerft von Schlichting in Travemünde. Ihr Konstrukteur ist Dr.-Ing. e. h. Max Ortz, Hamburg. Auf einer erfolgreichen Norwegenfahrt hat das Schiff bereits seine hervorragende Seetüchtigkeit bewiesen.



Blick in den Salon. Um den Tisch laufen Sofas mit grünen, handgewebten Polsterungen, darüber die horizontalen, nur leicht mattierten Teakholzflächen mit helleren, grün lackierten Streifen dazwischen. — Größe des Raums: 4,50 m breit, 2,40 m lang, 1,90 m hoch.



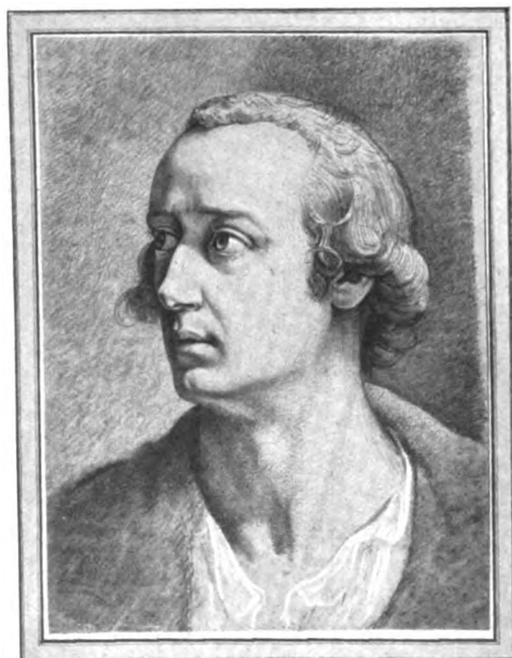
FÜCHSE UND GÄNSE
(Hamburger Kunsthalle)



APFEL-STILLEBEN
(Hamburger Kunsthalle)

DER GOETHE-TISCHBEIN

ZUM 100. TODESTAG DES MALERS JOHANN HEINRICH WILHELM TISCHBEIN AM 26. JULI



SELBSTBILDNIS Kreidezeichnung. 1886-1888
(Goethe-Nationalmuseum, Weimar)

Aus dem Stamm des biederen Klosterbäckers und -schreiners Johann Heinrich Tischbein in Haina, einem Dorfe des kurhessischen Kreises Frankenberg, ist eine Künstlerdynastie entsprossen, die man, was die Zahl begabter Nachkommen anlangt, wohl nur mit de Familie Bach im Reiche der Musik vergleichen kann. Einundzwanzig Künstler und Kunstgelehrte des Namens Tischbein führt das genealogische Register an. Aber nur drei von ihnen haben sich über die Dauer ihres Lebens hinaus ein Ansehen bewahrt: der Kasseler Hofmaler Johann Heinrich der Ältere sowie seine beiden Neffen Friedrich August und Wilhelm. Das genialste Mitglied der Familie wa unbestreitbar Friedrich August, der als Porträtmaler gleich hinter Anton Graff steht, allein die größere Popularität genießt Wilhelm, und diese verdankt er dem glücklichen Umstande, Goethe in einem Bildnis festgehalten zu haben, das unter allen Darstellungen des Dichters die meiste Beliebtheit gefunden hat. Es ist jenes ebenso theatralisch empfundene wie malerisch vortrefflich ausgeführte Porträt, das den im Süden weilenden berühmten Zeitgenossen inmitten der Ruinen der Campagna wiedergibt.

Wilhelm Tischbeins Leben — wir kennen es zum Teil aus seinen eigenen Memoiren — ähnelt in seinem Verlauf dem Leben vieler Künstler jener Tage. Seit früher Jugend an eine harte Schule der Arbeit gewöhnt, abhängig von der Gnade fürstlicher Mäzene, sich häufig abmühend mit Aufträgen, die der Künstlerindividualität nicht entsprechen, in unruhiger Wanderschaft sich aufreibend, findet Tischbein nur zweimal eine Stätte, die ihm ein längeres Verweilen und Ausruhen gestattet: Das erstemal, als der Künstler in Neapel zum Akademiedirektor ernannt wird — ein Amt, das ihn ein Jahrzehnt lang beschäftigt — und das zweitemal, als er dank dem Wohlwollen des oldenburgischen Herzogs eine Sinekure in Eutin erhält, die ihn wenigstens im Alter der Sorgen enthebt. Hier ist er, weniger mit Schaffen als mit Reflexionen über unerfüllte Jugendträume die beiden letzten Dezennien seines Daseins verbringend, achtundsiebzigjährig gestorben.

Wie viele seiner Künstler-Zeitgenossen, war Tischbein auch in seiner Jugend ein Stürmer und Dränger, der mit kühnen Titanenplänen rang. Seine Begabung wies ihn eigentlich auf eine Art naturalistischer Romantik hin, wie er ja auch im gereiften Mannesalter, losgelöst von italienischem Einfluß, in dem impressionistisch geschilderten Stilleben und reizenden Tierdarstellungen sowie im



GOETHE IN ITALIEN
Das populärste Werk des Künstlers

Idyll sein Bestes gab. Aber die Bekanntschaft mit der Sonne und Kunst des Südens trieb ihn zur Gestaltung des Historiengemäldes, durch die er auf falsche Bahn und zugleich in eine vom Intellekt überwucherte Malweise geriet. Zweifellos hat Goethe Tischbein in dieser Richtung bestärkt. Der geniale Freund und Gefährte Roms verarbeitete jedoch die Eindrücke der großen Vergangenheit eigenschöpferisch, Tischbein blieb dagegen im Geist der Antike befangen. Er war klug genug, die Diskrepanz seines Schaffens zu erkennen, besaß aber nicht den Mut, den falschen Weg zu verlassen. Wer seine Lebenserinnerungen aufmerksam liest, wird deutlich das Bewußtsein dieses Zwiespalts wahrnehmen und zugleich das Gefühl des Gedrücktseins, das ihm die Anwesenheit des berühmten Freundes bereitet, heraushören. Daß er durch ihn, durch das Campagnabild, den Nimbus der Berühmtheit erlangte, ist eine tragische Schicksalsironie. Dr. Valerian Tornius.



ZWEIKAMPF / RADIERUNG VON PROF. ALOIS KOLB
(Linden-Verlag, München.)

PHOTO-KOMPOSITIONEN

EIN PAAR ANREGUNGEN FÜR DEN LICHTBILDFREUND



DER WALDSCHRECK

Hier kamen auf eine Platte zwei Aufnahmen: oben rechts der Halbakt, unten die fliehenden Mädchen, eine schwarze Papiersilhouette. Nach dem Kopieren dieser Platte auf Gaslichtpapier wurde durch Einkopieren eines zweiten Negativs (Eisblumenaufnahme) das phantastische Waldmotiv im Hintergrund gewonnen.



PHANTASIE ZU „DIE SIEBEN GEHENKTEN" VON LEONID ANDREJEW

Bei diesem Blatt wurde eine fensterförmige Schablone auf Gaslichtpapier übertragen. In den Fensterausschnitt wurde oben das Negativ einer Hand mit der Uhr und unten das Negativ einer Nachtlandschaft getrennt einkopiert.



SPLITTER

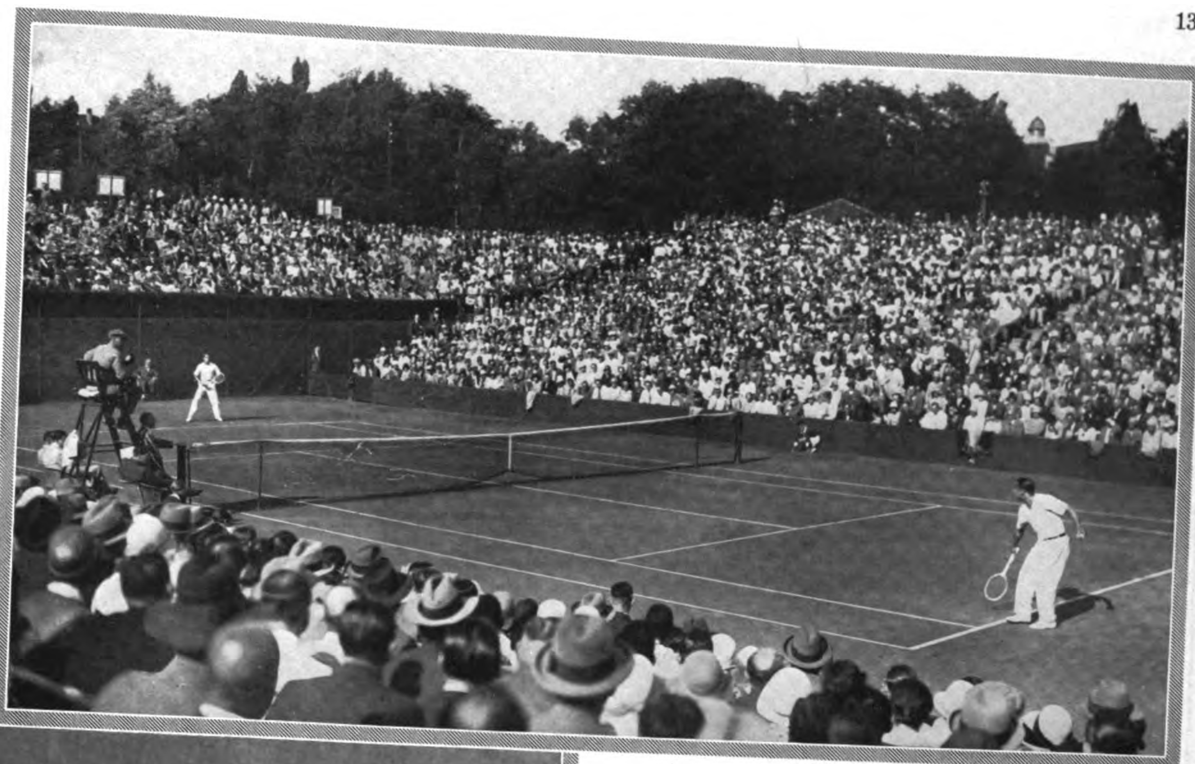
Diese beiden Bilder entstanden vollkommen ohne Verwendung einer Kamera. Beim Blatt „Splitter" wurden auf das Kopierpapier Glassplitter gelegt und das Ganze dann verschieden stark belichtet. Beim Blatt „Der Dom" wurden mehrere schwarze Säulen-Schablonen verschieden lange kopiert. Das einfallende Licht brachte der Schatten eines seitlich (von links oben) belichteten Wasserglases hervor.



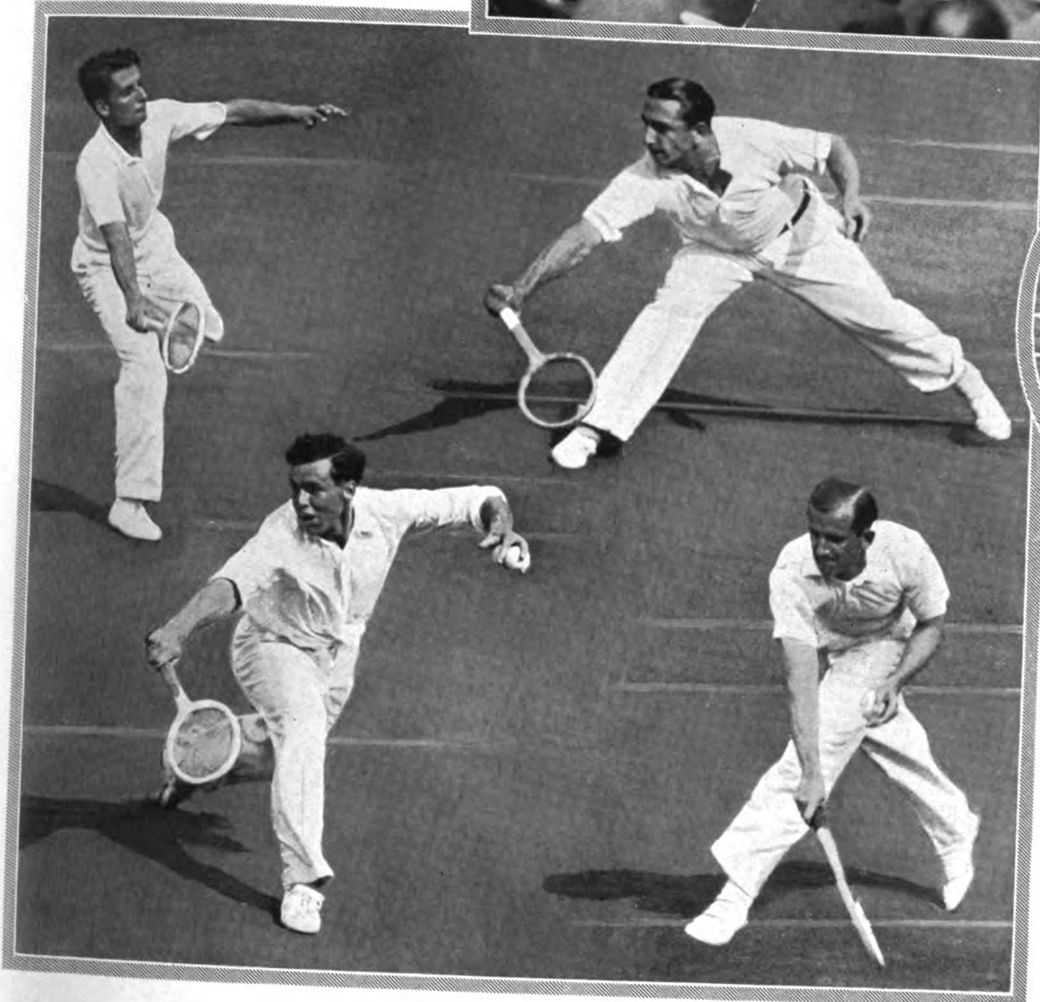
DER DOM

DEUTSCHLANDS KAMPF UM DEN DAVIS-POKAL

(Hierzu der Artikel „Deutschlands Aufstieg im Tennissport“ auf Seite 141.)



Deutschland gewinnt im Davispokal-Entscheidungsspiel (Europa-Schlußrunde) gegen England 3:2. Blick auf den Kampfplatz des Rot-Weiß-Klubs in Berlin-Grunewald während des Spiels zwischen Austin, England (links), und Prenn, Deutschland.



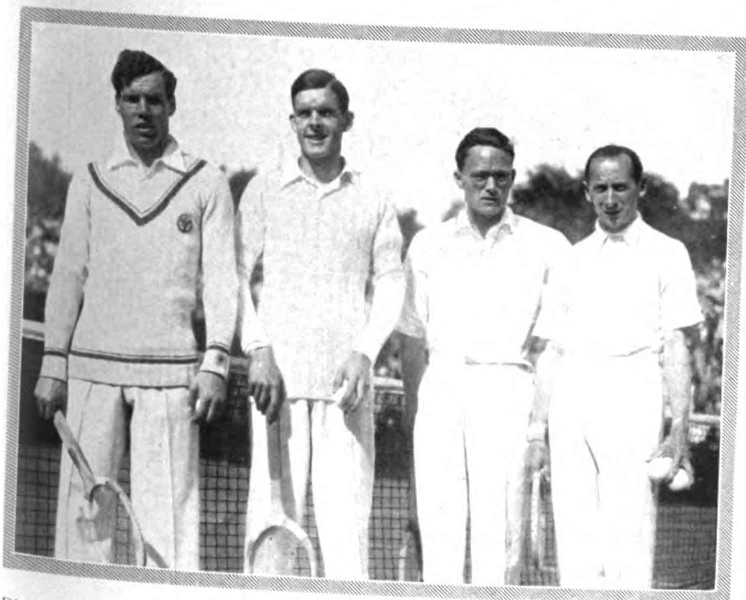
Der Sport als Regisseur: Momentbilder aus den Spielen. Oben links: Austin bei einer halbhohen Vorhand. Oben rechts: Der siegreiche Prenn „löffelt“ einen Ball über das Netz. Unten links: Gregory in einer interessanten Rückhandstellung. Unten rechts: Moldenhauer bei einer tiefen Rückhand.



Der Zusammenbruch des Engländers Austin, der im fünften Satz durch Wadenkrämpfe infolge Überanstrengung zur Aufgabe gezwungen wurde.



William T. Tilden (links) und Francis Hunter, die beiden siegreichen Gegner von Prenn und Moldenhauer im Einzel beim Interzonen-Spiel zwischen Deutschland und Amerika.

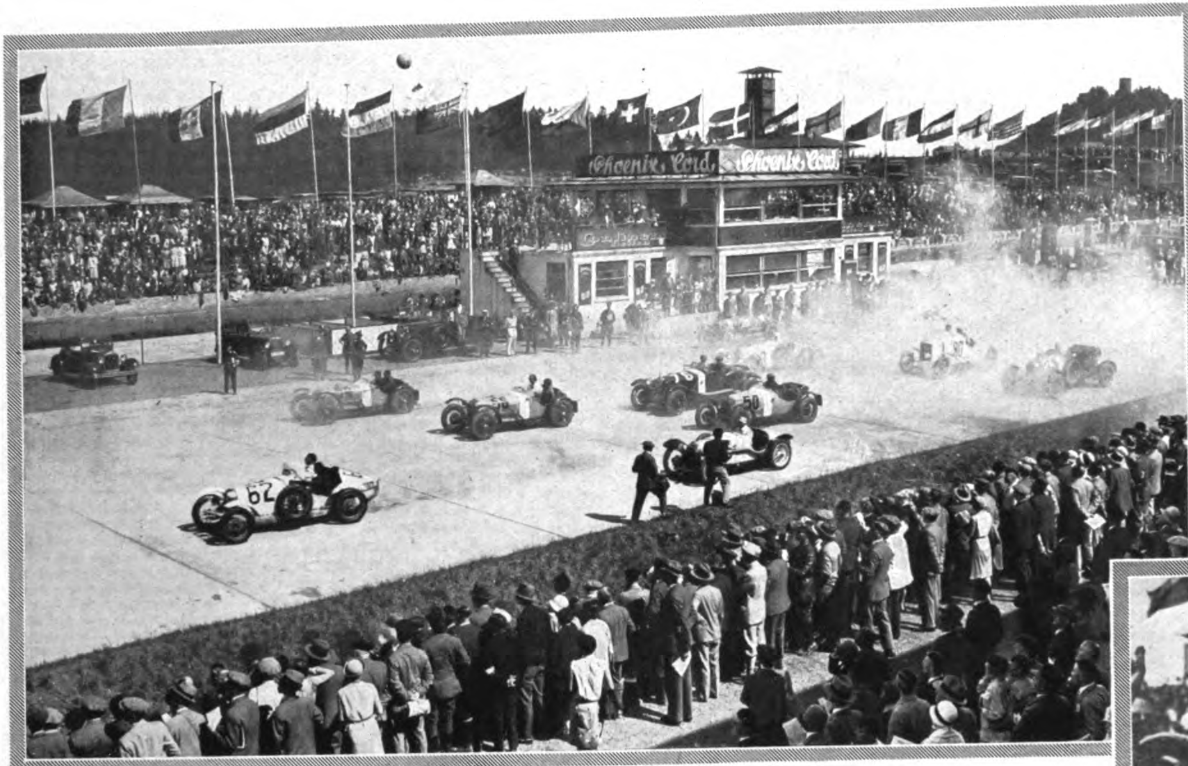


Die Teilnehmer am Doppelspiel gegen England, das am 13. Juli den Deutschen verlorenging: (Von links aus) die Engländer Dr. Gregory und Collins — die Deutschen Dr. Landmann und Dr. Kleinschroth.



Prenn (links) gibt seinem Klubgenossen Moldenhauer vor dessen erfolglosem Kampf gegen den Engländer Dr. Gregory letzte Ratschläge.

DIE SEITE DES MOTOR-SPORTLERS





Vom internationalen Rennen der Sportwagen um den „Großen Preis der Nationen" auf dem Nürburg-Ring. Start der Wagen zum Rennen am 14. Juli. Rechts: Nach dem Sieg: Der Franzose Louis Chiron, Paris (rechts), der Gesamtsieger des Rennens, stellte auf Bugatti mit einem Stundenmittel von 106,9 km einen Streckenrekord auf und fuhr auch mit 112,5 km die schnellste Runde; neben Chiron der Deutsche Momberger (Mitte) mit seinem Mitfahrer Graf Arco, der auf Mercedes-Benz die dritte Stelle im Gesamtergebnis belegte und damit gleichzeitig den Sieg in Wertungsgruppe I davontrug.



Aus der Harz-Prüfungsfahrt für Motorräder vom Allgemeinen Deutschen Auto-Club (11.—13. Juli).
In der Morgensonne durch ein verborgenes Harztal über die Geleise der Brockenbahn. — An dieser schwierigen Fahrt auf Waldwegen, in Geröll und durch Wasser und Schlamm beteiligten sich auch 36 Reichswehrangehörige.



Die Straße des Lichts.
„Via del Mare", die Autostraße von Rom nach Ostia, im Glanze ihrer strahlenden Beleuchtung. Ungefähr 3000 Lampen von je 100 Kerzen Brennstärke sind über die 23 km lange Strecke verteilt, um den Autofahrern eine größere Geschwindigkeit ohne Gefahr zu ermöglichen.





Die Einweihung des neuen Heims der Steyr-Automobil-Werke in Berlin-Halensee.
1 der österreichische Gesandte Dr. Frank; 2 Generaldirektor v. Sääf der Steyr-Werke A.-G., Wien; 3 Direktor Dietz der deutschen Steyr-Werke-Vertriebsgesellschaft m. b. H. in Berlin.

Das Auto als Badeanstalt.
Der in England erbaute, als Baderaum eingerichtete Kraftwagen des Nabobs von Bhopal (Indien). Das Badezimmer ist mit blauen und weißen Porzellankacheln ausgelegt und enthält eine Porzellanwanne, einen Wasch- und einen Toilettentisch, ein Bett (mit eingebautem Kleiderschrank) usw. Der auf dem Wagendach angebrachte Wasserbehälter wird vom Auspuff her beheizt.



Die Frau als Mutter –

Mit welcher Inbrunst wühlt des Kindes spielendes Händchen in der Mutter seidenem Haar. Seine ganze Zärtlichkeit liegt in den rührend täppischen Bewegungen ......

Die Mutter von heute braucht ihrem Kinde nicht zu wehren. Keine Sorge um den leicht zerstörbaren Zauber einer kunstvollen Coiffure gebietet dem Spielen des Kindes Einhalt. Von kurzem modernen Schnitt, läßt sich das Haar durch wenige Striche des Kammes in seine korrekte Lage bringen. Es ist natürlich mit Pixavon gepflegt, Woche um Woche wird es sorgfältig mit Pixavon gewaschen. Deshalb hat es nicht nur den berückenden Fall, den herrlichen Schimmer, sondern auch seine leichte Frisierbarkeit. — Zärtliche Mütter pflegen nicht nur das eigene, sondern auch des Kindes Haar ständig mit Pixavon.





Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon" (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!



Modell der Firma Paul Poiret
Paris
1, Rond Point des Champs-Elysées

GEOGRAPHIE DER KÜCHE

EIN PAAR BEWÄHRTE ENGLISCHE REZEPTE

GEFÜLLTES HERZ

Man kocht das Herz weich. Inzwischen bereitet man eine Fülle, indem man 1 Pfund Zwiebeln klein schneidet und sie ungefähr 5 Minuten lang in Wasser aufkochen und dann gut abtropfen läßt. In 30 g zerlassener Butter läßt man die Zwiebel etwa 15 Minuten auf dem Feuer stehen, ohne daß sie braun wird, gibt 3 Eßlöffel geriebenes Weißbrot, 1 Teelöffel Salbei sowie Salz und Pfeffer dazu. Damit füllt man das Herz, bindet es zu und läßt es im Ofen braun werden.
Neben dem Rinderherz sind eine ganz besondere Delikatesse das Rotwildherz und das Schwarzwildherz, besonders von jüngeren Stücken.

STEAK AND KIDNAY PIE

Man schneidet $1^1/_2$ Pfund Rumpsteak und 2 Hammelnieren in Scheiben und dämpft diese etwa 20 Minuten in Butter. Dann legt man sie in eine Porzellanschale mit Rand, die in der Mitte mit einer umgestülpten Tasse ausgefüllt wird, in der sich am Schluß des Backens die gesamte Soße ansammelt, gibt Pastetenteig darüber, mit dem man sie etwa 30 Minuten in nicht zu heißem Ofen backen läßt.
Den Pastetenteig stellt man her, indem man 1 Pfd. Mehl, $^1/_4$ Pfd. Butter, $^1/_2$ Backpulver, Salz und Wasser vermengt, dabei zunächst Mehl, Backpulver und Salz gut verrührt, die Butter mit den Händen darunter mischt, etwas Wasser dazu gibt und den Teig dann ausrollt.

HASENPFEFFER AUF ENGLISCHE ART

Man zerschneidet das Fleisch in Stückchen und läßt es in einem Tiegel in Butter braun werden. Sodann kommt es in einen hohen, feuerfesten Steintopf zusammen mit Salz, einer Zwiebel, mit 4 Nelken gespickt, einem Eßlöffel Zitronensaft, 12 Gewürzkörnern, etwas Petersilie, Thymian und Lorbeerblatt und $1^1/_4$ l heißer Fleischbrühe. Fest zugedeckt etwa 3 Stunden in nicht zu heißem Ofen kochen lassen. Bei zu großer Hitze stellt man den Topf in ein Wasserbad. Eine halbe Stunde vor dem Auftragen gibt man 30 g Butter, mit 30 g Mehl gemischt, hinzu.

EINFACHE PUDDINGS FÜR DIE WARME JAHRESZEIT ANSTATT FLEISCH

College-Pudding. Man mischt 60 g geriebenes Weißbrot, 60 g fein gehackten Rindertalg, 30 g Sultaninen, 30 g Korinthen, 30 g Zucker, etwas Muskatnuß, Zimt, Salz, $^1/_4$ Teelöffel Backpulver und ein Ei gut zusammen. Diese Mischung kocht man in einem mit Butter ausgestrichenen Porzellantopf 1 Stunde lang im Wasserbad und serviert sie mit Vanillesoße.
Zitronenpudding. Man mischt 120 g geriebene Semmel, 30 g Mehl, 60 g fein gehackten Rindertalg, 60 g Zucker, ein wenig Salz, die fein gewiegte Schale von zwei und den Saft einer Zitrone sowie 2 zerquirlte Eier und kocht diese Mischung in einer gut mit Butter ausgestrichenen Form im Wasserbad 2 Stunden. Man serviert den Pudding mit Rum- oder Vanillesoße.

NACHMITTAGSTEE

Im allgemeinen herrscht wegen der durch süßes Gebäck hervorgerufenen, gefürchteten Gewichtszunahme eine Abneigung gegen die Konditorwaren, um so mehr, als zu manchem Teetisch nicht nur die Damen, sondern ganz besonders auch die Herren herangezogen werden. Deshalb ist der englische Teetisch sehr beliebt, der neben Sandwiches (Weiß-Kastenbrot) mit rohen Gurkenschnitten (Salz ad libitum) besonders Wasserkresse und Krabben aufweist.

KLEINE WINKE FÜR GEMÜSE UND SALATE

Frische Gurken soll man erst ganz kurz vor dem Anrichten des Salats schneiden, keinesfalls den Saft abgießen, da so der Gurkensalat besser bekömmlich ist.
Die Zichorie, die einen sehr guten Salat gibt, verliert jede Bitterkeit, wenn man eine Kleinigkeit am Ende der Stiele wegschneidet und die Zichorie dann etwa $^1/_2$ Stunde ins Wasser legt, dem man Zitronenscheiben beifügt.
Ein ganz besonders angenehmes Aroma erhalten neue Kartoffeln, wenn man dem Wasser beim Kochen frische Pfefferminzblätter zusetzt.
Im allgemeinen soll man sowohl beim Kopf- als auch beim Gurkensalat die Beifügung von Dill nicht vergessen, wodurch sich ein außerordentlich aromatischer Beigeschmack ergibt.

ANEKDOTEN

DER BONVIVANT

Zu Direktor Possart kam ein junger Mann, der von ihm engagiert werden wollte. Da er hohe Protektion hatte, konnte Possart ihn nicht ohne weiteres abweisen, und er ließ ihn daher vorsprechen. Possart fragte ihn dann: „Also, was wollen Sie denn für ein Fach spielen?" — „Bonvivant, Herr Direktor." — „So. Wissen Sie, was das heißt: Bonvivant?" — „Nein, Herr Direktor." — „Bonvivant heißt Wohlleber — also lebe Er wohl!"

AUSGLEICH

„Ich finde es höchst ungerecht", sagte Marie v. Ebner-Eschenbach in einer Gesellschaft zu dem Wiener Humoristen B., „daß wir Frauen unseren Namen ablegen müssen, wenn wir heiraten."
„Frau Baronin", meinte B., „dafür machen zum Ausgleich die meisten Frauen ihre Ehemänner auch namenlos unglücklich!"

GANZ IN DER ORDNUNG

Auf einem Balle, der dem König Wilhelm IV. von Preußen zu Ehren gegeben wurde, stand dieser im Saal und unterhielt sich mit einem langen, äußerst dünnen Herrn. Ein Husarenoffizier, der im Wirbel des Tanzes war, jagte mit seiner Dame zwischen den beiden sich Unterhaltenden durch, indem er sie etwas unsanft auseinanderstieß. Als der Offizier, darüber erschrocken, stillstand und sich entschuldigen wollte, rief ihm der König lächelnd zu: „Keine Entschuldigung! Es war ganz in der Ordnung! Ein Husar muß durch dick und dünn!"

SCHLAGFERTIG

Casanova kam einst zu Kaiser Joseph II., der ihn im Laufe des Gesprächs fragte, ob er einen gewissen Baron N. kenne. „Ich liebe seinen Adel nicht allzusehr", meinte der Kaiser, „ich schätze diejenigen nicht, die ihn kaufen." — „Und diejenigen, die ihn verkaufen, Majestät?" fragte Casanova.

Deutschlands Aufstieg im Tennissport.

(Hierzu die Bildertafel auf Seite 137.)

Mehrere Ereignisse im deutschen Sportlager haben während der letzten Wochen und Monate im Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeit gestanden. Zunächst einmal die großen Erfolge der deutschen Fußballspieler, die gegen Schweizer, Italiener und Schweden im offiziellen Länderwettstreit die Oberhand behielten und selbst von den kampferprobten Schotten nicht bezwungen werden konnten. Weiter ist Hirschfelds neuester Weltrekord im Kugelstoßen zu erwähnen, dem sich hervorragende Leistungen in der deutschen Frauen-Leichtathletik würdig zur Seite stellen. Nicht zuletzt aber ist es das glanzvolle Abschneiden im deutschen Tennissport gewesen, das die Augen des Auslandes wieder einmal mehr auf uns gelenkt hat. Denn gerade hier kamen wir zu Erfolgen, wie sie die Geschichte des Deutschen Tennis-Bundes bisher nicht zu verzeichnen hat! Wie alle anderen Sportarten, so hat sich auch das Tennisspiel bei uns aus kleinen und kleinsten Anfängen heraus entwickeln müssen. Doch rüstig ging es vorwärts! Und schon in den Jahren vor dem Weltkrieg hatten deutsche Spieler und Spielerinnen beachtliche Siege zu verzeichnen. Namen wie Froitzheim, Kreuzer, die Gebrüder Kleinschroth, ferner Rahe und Bergmann sowie (besonders als Doppelspieler) Heini Schomburgk, nicht zu vergessen die Damen Gräfin von der Schulenburg, Frl. Rieck, Frl. Köring und Frau Neresheimer hatten schon damals einen guten Klang in der internationalen Tenniswelt. Gelang es doch Altmeister Froitzheim im Jahre 1912, bei den Pariser Weltmeisterkämpfen siegreich zu bleiben, während sich Frl. Rieck, die spätere Frau Galvao, in der Damen-Weltmeisterschaft den zweiten Platz sichern konnte. Noch ein weiterer Erfolg ist aus dem gleichen Jahre zu erwähnen: der Sieg im gemischten Doppel beim Olympischen Tennisturnier in Stockholm durch Frl. Köring—H. Schomburgk. In den seit der Jahrhundertwende zum Austrag gelangenden Spielen um den Davis-Pokal, an denen Deutschland in den beiden letzten Friedensjahren teilnahm, konnten wir uns allerdings nicht placieren. Nach unserem Vorrundensieg gegen Frankreich verloren wir 1913 in England glatt mit 0:5 gegen Amerika, und mit dem gleichen Ergebnis unterlagen im nächsten Jahr Froitzheim und Kreuzer gegen die fabelhaften Australier Wilding und Brookes. In der Zeit nach dem Kriege machte die Entwicklung des deutschen Tennissports naturgemäß erst dann größere Fortschritte, als die Schranken gefallen waren, die uns jahrelang vom internationalen Verkehr ferngehalten hatten. Dann aber ging's sichtlich vorwärts! Die Erfolge dieses Jahres legen hiervon beredtes Zeugnis ab: die Damen konnten im Länderwettkampf die Amerikanerinnen bezwingen, und die Herren sicherten sich im Kampf um den Davis-Pokal, in dem sie in den beiden vorhergegangenen Jahren vorzeitig hatten ausscheiden müssen, den Sieg in der europäischen Zone, indem sie zunächst Spa-

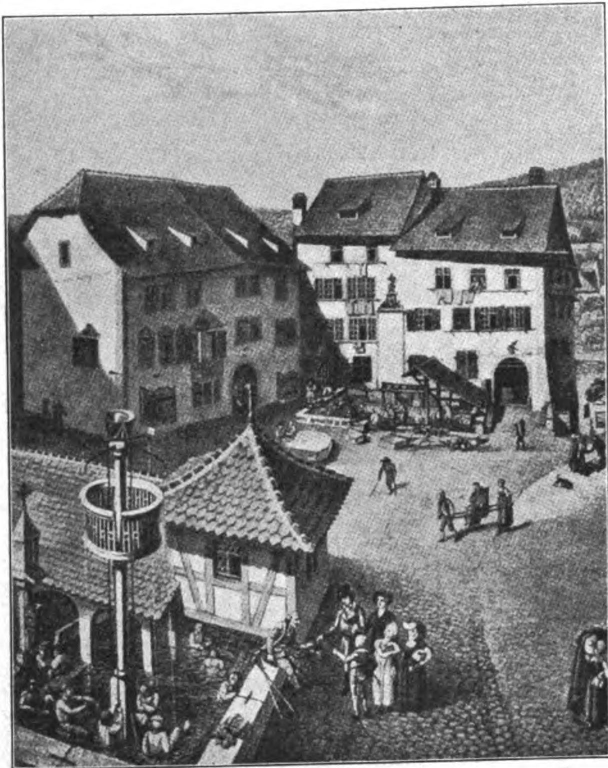


DER HERR AUF REISEN

Moderner breitgestreifter Flanell - Morgenrock (links) und dezent gemusterter Schlafanzug.

Zeichnung von de Beck.

Der Herr, der auf sich hält, sollte zur Reise nie das Nachthemd einpacken, in den Koffer gehören der Schlafanzug und der Morgenrock. Aber man denke daran, daß der Schlafanzug ein Gebrauchsstück und keine Paradeuniform ist. Für den Schlafanzug des Herrn kommen daher Verschnürungen, überhaupt alle auffälligen Besatzeffekte nicht in Betracht. Gegenwärtig werden als Stoffe Zephir und Popelin, auch Oxford, mit Streifen oder kleinen dezenten Mustern bevorzugt. Außerhalb des Bettes wird der Morgenrock übergezogen; der Engländer nennt ihn „dressing-gown". Wir zeigen ein kleidsames Modell aus dem gegenwärtig beliebten breitgestreiften Flanell.



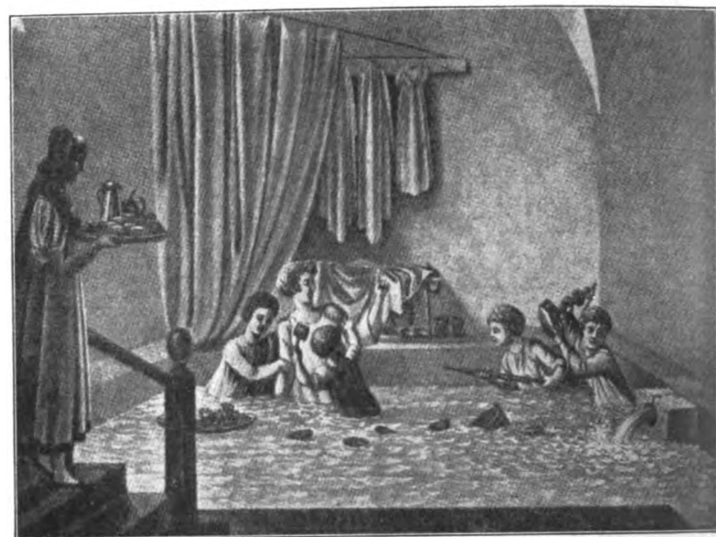
Wie der Badebetrieb in Baden (Schweiz) vor 125 Jahren aussah: Ein Badeplatz um 1805.

nien mit 4:1, dann Italien mit 3:2, weiter die Tschechoslowakei mit 4:1 und schließlich das stolze Albion mit 3:2 niederrangen! Konnten wir gegen Spanier und Tschechen verhältnismäßig leicht als Sieger vom Platz gehen, so kam es in den Spielen gegen Italien und England zu um so erbitterteren Kämpfen. Beide Male fiel die Entscheidung erst im allerletzten Satz. Dennoch — wir haben gesiegt! Und wenn der Zonen-Sieg auf dem Wege zum Davis-Cup auch nur ein Teilerfolg war, so dürfen wir stolz sein; denn er unterstreicht nachdrücklichst die Fortschritte, die der „Weiße Sport" in den letzten Jahren in Deutschland gemacht hat. Eine Feststellung, an der selbst die Niederlage gegen die uns noch immer überlegenen amerikanischen Gegner nichts ändert. Erich Chemnitz.

Altschweizer Badewesen.

Die Geschichte des Badewesens — das ist eine Fülle von hochinteressanten Einblicken in das kulturelle und volkliche Leben der Vergangenheit. Der Einfluß der Mode, die im Wechsel der Zeiten ihre Gunst launisch verschenkt, der Wandel der Sitten und Gebräuche, der gerade in der Welt der Bäder einen deutlichen Niederschlag findet, dies alles tritt in den alten Urkunden und Überlieferungen zutage, die uns die Geschichte der Bäder und ihrer vergangenen Lebensumstände erzählen. Einen konzentrierten Aufschluß bietet auf diesem Gebiete — für die Zeit zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert — die Geschichte des Thermalbades Baden bei Zürich (Kanton Aargau), das seinerzeit der berühmteste und besuchteste Kurort Europas war. Auch heute noch genießt ja das seit Christi Geburt bekannte Bad einen ausgezeichneten Ruf. Seine Thermalquellen, deren Heilkraft bei gichtischen, rheumatischen und skrofulösen Krankheiten seit Jahrhunderten erprobt ist, liefern täglich eine Million Liter eines stark schwefelhaltigen, radioaktiven Thermalwassers, das eine gleichförmige Temperatur von 48 Grad Celsius aufweist. Die Urkunden vom 14. Jahrhundert an eröffnen ein anschauliches Bild von den Bade- und Kurgewohnheiten unserer Vorfahren. Ein Büchlein „Die Badenfahrten" von Henry Mercier (deutsch von W. Doderer) faßt die wichtigsten Zeugen der Vergangenheit zusammen und gewährt, unterstützt von alten Bildbeigaben, einen Überblick über die damalige Blütezeit Badens. Das Badetreiben hatte einen recht ungenierten Charakter: Männlein und Weiblein badeten zusammen in ziemlich sparsam bekleidetem Zustande, mit der Moral nahm man es in jener „guten alten Zeit" nicht allzugenau, und der Alkohol spielte eine beachtliche Rolle. Vergeblich suchten die Behörden, diesem lockeren „Kur"leben Einhalt zu gebieten. Kurios muten die Kurvorschriften an, die den „Badenfahrern" zu Nutz und Frommen ans Herz gelegt wurden. Die mannigfaltigsten Krankheiten und Gebresten sollten dem Angriff des Thermalwassers weichen: von der halben Taubstummheit über Magenbeschwerden bis zur weiblichen Unfruchtbarkeit. Sehr amüsant (und zur Nachahmung empfohlen!) sind einzelne Anweisungen, für die der Badener Arzt Sitz († 1545) verantwortlich zeichnet, so z. B. soll man, wenn sich bei Anwendung übermäßig heißer Bäder Nasenbluten einstellt, Eselmist einatmen oder einen Umschlag machen mit einem eselmistgetränkten Tuch, ebenso sei Brennesselsaft, mit Schweinemist gemischt, zu empfehlen. — Gewiß, diese Art Kur mag auch ihre Vorzüge gehabt haben, aber gesünder, hygienischer ist doch der heutige Kurgebrauch!

ZUR BADEKUR IM ALTEN THERMALBAD BADEN IN DER SCHWEIZ



Badesitten von einst: Familienbad-Idyll aus Baden (Schweiz).

Gesunde Kleidung.

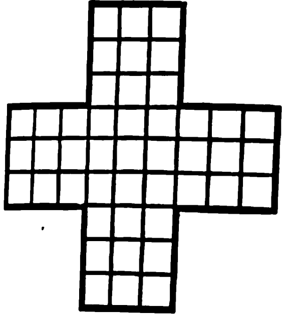
Es ist allgemein anerkannt, daß die kurzwelligen, ultravioletten Strahlen des Sonnenlichts einen großen Einfluß auf die Gesundheit des menschlichen Körpers ausüben. Die Frage, inwieweit die

verschiedenen Bekleidungsstoffe diesen Strahlen Zutritt zum Körper gestatten, ist daher von großer hygienischer Bedeutung. Die Ansichten gingen aber darüber bisher so auseinander, daß das unter dem Namen Bureau of Standards bekannte amtliche Forschungsinstitut der Vereinigten Staaten von Amerika in Washington im gesundheitlichen und Handelsinteresse an den verschiedenartigsten Stoffen, wie Baumwolle, Seide, Wolle, Leinwand, Kunstseide usw., eine genaue Untersuchung darüber angestellt hat, deren Ergebnisse jetzt veröffentlicht worden sind. Man hat dabei besonders darauf geachtet, ob die Stoffe eng- oder weitmaschig gewebt sind. Ferner hat man bei jeder Stoffart weiß und schwarz gefärbte Muster gesondert betrachtet. Bei den schwarzen Stoffen handelte es sich darum, festzustellen, wie viele ultraviolette Strahlen durch die im Gewebe befindlichen Lücken, beim weißen, wie viele durch den Stoff hindurch an den Körper gelangen. Die Ergebnisse der Untersuchung zeigen deutlich, wie richtig es ist, gebleichtes weißes Material zu verwenden, um eine hohe Durchlässigkeit für ultraviolette Strahlen zu erzielen. Wenn die Seide auch nur ein bißchen gelblich ist, oder wenn man Baumwolle in ungebleichtem Zustande verwendet, so ist die Durchlässigkeit für ultraviolette Strahlen schon erheblich vermindert. Dasselbe geschieht fast immer, wenn man Stoffe in einer der üblichen Weisen färbt. Bei gefärbten Stoffen ist die Durchlässigkeit für ultraviolette Strahlen im allgemeinen weder von der Farbe noch von der Stoffart, sondern ausschließlich von der Lockerkeit des Gewebes abhängig. Am durchlässigsten sind weiße Baumwolle, Kunstseide und Leinwand. Gleich hinter ihnen kommt weiße Seide. Wolle läßt nur halb so viele ultraviolette Strahlen durch wie weiße Baumwolle. Prof. Dr. W. Anderssen.

Anmerkung der Schriftleitung. Der Holzschnitt „Ährenleserin“ auf dem Umschlag dieses Heftes stammt von Fritz Kempe. — Die Photo-Kompositionen auf Seite 136 hat F. K. Mohr angefertigt.

ZUM NACHDENKEN

Magisches Kreuz.



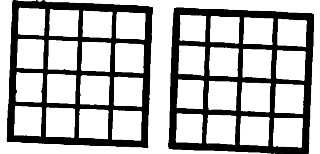
a a b b b b c c d d e e e e e e e e e f g g h h i i i i l l n n n r r r r s s t t u u w w sind so einzuordnen, daß die wagerechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben: 1 Getränk, 2 studentische Bezeichnung, 3 Verbrecher.

Zitatenrätsel.

Wenn sich ein Volk nur zankt und streitet
Und sich an Mißgunst, Haß nur weidet,
Wenn sich zerfleischen die Partei'n,
— — — — — — — — — — — — — —

Welches Zitat ist hier passend einzusetzen?

Doppelquadrat.



Die Buchstaben: a a b b b c e e e e g h h h i k l l m n n n n o o o r r r t u z sind derart in die Felder der beiden Quadrate einzutragen, daß Wörter von folgender Bedeutung entstehen: Linkes Quadrat: Musikinstrument, Bodenerhebung, Heizmaterial, Wild; rechtes Quadrat: Teil des Körpers, Schriftsteller, Turngerät, Feldpflanze. Die vier durchlaufenden wagerechten Reihen nennen dann: 1 Teil des Auges, 2 Beruf, 3 Käfer, 4 berühmten Bildhauer.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4403.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

bach — bach — ben — blon — bo — bo — czer — de — di — die — e — e — ei — fel — gat — ge — gen — gen — gin — gla — hard — hu — hu — il — len — lo — mak — mi — mon — na — ne — ne — now — re — re — re — re — ri — rus — sa — se — ta — tis — to — tra — trar — u — ve — wa

sind 16 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten, und deren Endbuchstaben, von unten nach oben gelesen, eine Stelle aus einem Gedicht von Ewald v. Kleist ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Biograph Karls des Großen, 2 biblischer König, 3 Musikstück, 4 Stadt an der Mosel, 5 Raubtier, 6 Naturerscheinung, 7 Frauentypus, 8 Wirrwarr, 9 Ostseebad, 10 Einsiedelei, 11 Abtrünniger, 12 Schweizer Kanton, 13 berühmter Maler, 14 ein anderer Schweizer Kanton, 15 deutsches Gebirge, 16 Physiolog.

Rebus:



Lösungen der Rätsel in Nr. 4401.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Safe, 5 Tael, 6 Esel, 7 Leer, 10 Azur, 14 Emu, 15 Eli, 16 Nil, 17 Ban, 18 Ares, 20 Sund, 21 Esau, 24 Lohn, 25 Bund; senkrecht: 1 Ster, 2 Aas, 3 Fee, 4 Ella, 7 Lena, 8 Emir, 9 Eule, 11 Zebu, 12 Ulan, 13 Rind, 19 Selb, 20 Sund, 22 Sou, 23 Ahn.

Silbenrätsel: 1 **Ganges**, 2 **Lincoln**, 3 **Asien**, 4 **Sachsen**, 5 **Setter**, 6 **Christus**, 7 **Ernestine**, 8 **Regen**, 9 **Brombeere**, 10 **Erlöser**, 11 **Nadel**, 12 **Mafia**, 13 **Ural**, 14 **Sascha**, 15 **Sessel**, 16 **Miene**, 17 **Arno**. — Glasscherben muß man nicht in Gold fassen.

Seltsame Hieroglyphen: 1 Crefeld, 2 Gedicht, 3 Gellert, 4 Muschel, 5 Wachtel, 6 Flunder, 7 Ilmenau, 8 Amerika. — Filchner.

Umschalträtsel: 1 Spende, 2 Küste, 3 Stall, 4 Mozart, 3 Zither. — Pestalozzi.



So, nun wird gebadet!

[redacted]

Aber natürlich nur mit einem „Vaillant“, denn dieser Apparat ist einfach und sicher zu handhaben, sparsam im Gasverbrauch, stets betriebsbereit und benötigt zur Badbereitung nur wenige Minuten.

Interessiert es Sie etwas Näheres darüber zu erfahren? Unser Prospekt 12 steht Ihnen kostenlos zur Verfügung.



Joh. Vaillant ◆ Remscheid.

Reise-erfahrungen

sind sehr wertvoll. Auch Ortizon leistet Ihnen unterwegs gute Dienste. Es desinfiziert wirksam den Mund, schützt dadurch vor Ansteckung und Erkältung, die wesentliche Vorbedingung für Gesundheit und Wohlbefinden auf jeder Reise. Außerdem läßt sich Ortizon im Koffer bequem verpacken, ein Auslaufen von Flüssigkeit – da in fester Form – schaltet aus.

Bleiben Sie auch daheim dem Ortizon treu – denn Ortizon hält Mund und Zähne rein und gesund.

BAYER

Ortizon Mundwasser-Kugeln

Ortizon

MUNDWASSER-KUGELN

Sie magern ab . . .

an welcher Körperstelle Sie wollen, ohne Körperbewegung, ohne Diät, ohne Chemikalien zu nehmen, ohne Bäder. **Rein äußerlicher Gebrauch. Sichtbares Resultat bereits am 6. Tage.** Schreiben Sie an

Frau Schweitzer, Wiesbaden, Goebenstraße 19,

welche Ihnen gerne und kostenfrei das einfache und wirksame Mittel angibt, welches sie selbst *mit großem Erfolg* angewendet hat.

Tausende von Dankschreiben beweisen es.

Ein Geheimnis? **Männer! Neue Kraft!**



Man kennt heute nur noch **„Okasa“** (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen).

Das einzig dastehende hochwertige Sexual - Kräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie). **Notariell** beglaubigte Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher beweisen die einzig dastehende Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals, ohne jede Absenderangabe,

30000 Probepackungen umsonst.

Soeben ist **neue** Broschüre erschienen. In **neuer, gediegenster** Ausstattung! Mit **neuem, bedeutend erweiterten,** hochinteressanten und belehrenden Text! Wir legen diese Broschüre jeder Probepackung kostenlos bei.

Es sind lediglich 40 Pf. für Doppelbrief-Porto beizufügen (unverlangte Nachnahmen kennen wir prinzipiell nicht). Zusendung diskret verschlossen durch das Generaldepot und Alleinversand für Deutschland: **Radlauers Kronen-Apotheke,** Berlin W. 244, Friedrichstrasse 160.

Beachten Sie genau! Okasa (Silber) für den Mann, Originalpackung 9,50 M. Okasa (Gold) für die Frau, Originalpackung 10,50 M.

Zu haben in allen Apotheken.

„Ate“

der bewährte elektr.-automatische

deutsche Kühlschrank

für Haushalt und Gewerbe

Keine Wartung!

Kein Kühlwasser!

Nur Anschluss an die elektr. Lichtleitung erforderlich!

ALFRED TEVES

Maschinen- u. Armaturenfabrik G. m. b. H.,

FRANKFURT A. M.

Filiale Berlin W 50, Hardenbergstr. 25a–e.

Generalvertretung:

Dir. Fr. Dünte, Leipzig W 33, Angerstr. 14.

„Regional“ Kühlanlagen- und Maschinen-Ges. **Dresden A 1,** Ringstr. 15.

Ausgewählte Bilder

aus unserer Jllustrirten Zeitung

(einfarbig und mehrfarbig) in Serien zusammengestellt, sind für billigen Preis (Einzelserie RM. 1.–) von uns zu beziehen, ebenso dazu passende

Wechselrahmen

zu je RM. 1.50 (großer) bzw. RM. 1.– (kleiner).

Vollständige Verzeichnisse umsonst und postfrei.

J. J. Weber, Lehrmittelabteilung, Leipzig C 1.

Ohne „Kronprinz“ Petroigas-Maschine kein Landaufenthalt,



sie kocht, bratet, bäckt alle Speisen mit

70 Prozent Ersparnis!

Überallhin transportabel.

Lieferung zoll-, fracht- und packungsfrei!

Verlangen Sie Preis- u. Referenzen-Katalog.

Kronprinz-Werke Li. Kimpink, Guntramsdorf bei Wien.

AUREOL



Seit 33 Jahren anerkannt beste HAARFARBE

Überall erhältlich

färbt echt u. natürlich in allen Nuancen v. hellsten Blond bis z. tiefsten Schwarz

PROBEKARTON ZU 1 PORTION RM 1.85
PROBEKARTON ZU 2 PORTION. RM 3.30
ORIGIN.KARTON ZU 4 PORTION. RM 5.50

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BLN. MARKGRAFENSTR. 96

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG

VERLAG J·J·WEBER

NR·4403 ☆ 1·AUG·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Amerika-Fahrt deutscher Akademiker. Eine größere Anzahl Akademiker aus allen Teilen Deutschlands trat gegen Mitte Juli mit dem Hapagdampfer „New York“ von Hamburg-Cuxhaven aus eine vierzigtägige Studienreise nach den Vereinigten Staaten an. In Amerika werden die Teilnehmer unter sachkundiger Führung eine von der Hamburg-Amerika Linie organisierte Rundreise unternehmen, auf der außer Neuyork, die Städte Washington, Chicago, Pittsburgh, Philadelphia, Detroit, Buffalo und Milwaukee, eine Reihe anderer interessanter Plätze und auch die Niagarafälle besucht werden. Am 25. August trifft die Reisegesellschaft mit dem neuen Passagier-Motorschiff „Milwaukee“ der Hapag wieder in Hamburg-Cuxhaven ein.

Reisen und Bequemlichkeit. Viel Gepäck wird durch die einfache Erkenntnis erspart, daß es überall Waschanstalten oder doch eine Wäscherin gibt. Es ist daher unnötig, den ganzen Inhalt der Wäsche- und Kleiderschränke in der Welt spazieren zu fahren. Freilich müssen die bunte Wäsche und die farbigen Sommerkleider auch häufiges Waschen gut vertragen. Diese beruhigende Gewißheit hat man bei Indanthren. Wasser, Seife und Sonne greifen die Indanthrenfarben nicht an. Indanthrenfarbige Gewebe sind unübertroffen wasch- und lichtecht und, was fürs Land und auf Reisen besonders wichtig ist, auch wetterecht. Sie kosten eine Kleinigkeit mehr, aber diese recht geringe Mehrausgabe macht sich sehr bald vielfach bezahlt.

Haydn's „Jahreszeiten“ im Pistyaner Stadion. Die erstmalige Aufführung dieses großen Oratoriums am 14. Juli in Bad Pistyan war von besonderem Interesse, weil sie im Musikstadion im Freien stattfand. Das Stadion besitzt eine große Bühne und faßt 5000 Menschen. Der amphitheaterartige Bau ist ringsum mit uralten Silberpappeln bewachsen, von denen viele die respektable Höhe von 60 m erreichen. Die mächtigen Kronen dieser eigenartigen Bäume bilden ein natürliches, dichtes Dach und geben dem Raum eine prachtvolle Akustik. In diesem natürlichen Rahmen erwiesen sich die „Jahreszeiten“, die dem Lauf des Jahres folgend eine bunte Reihe lebenswahrer Bilder aus der Natur und dem Menschenleben wiedergeben, als besonders zur Aufführung geeignet. Der 160gliedrige Chor setzte sich aus Sängern und Sängerinnen des Preßburger Kirchenmusikvereins zusammen, während im Orchester die Pistyaner Kurkapelle verstärkt durch die Preßburger Philharmonie wirkte. Die Gesamtleitung lag in den Händen des in Pistyan bestbekannten Professors A. Albrecht, der es ausgezeichnet verstand, die prächtigen Genrebilder der Partitur im Haydn'schen Sinne wiederzugeben. Mit dieser Aufführung haben die musikalischen Veranstaltungen in dieser Saison ihren Höhepunkt erreicht.

Ein goldenes Chrysler-Buch. Allen Automobilbesitzern und den Freunden des Automobilsports dürfte das vor etwa Jahresfrist erschienene silberne Chrysler-Buch noch in Erinnerung sein. Die bekannte Automobilweltfirma, die ihren deutschen Sitz in Berlin-Johannisthal hat, tritt diesmal mit einem goldenen Buch auf den Plan, um allen Interessenten die neuesten Schöpfungen ihrer Werke und die anerkannten Vorzüge der Chryslerwagen in Wort und Bild anschaulich vor Augen zu führen. Auch über die Organisation dieses Riesenunternehmens und über dessen Dienst am Kunden unterrichtet das goldene Buch, das die vorausgegangene silberne Reklameschrift an künstlerischem Geschmack und Ausstattung noch zu übertreffen sucht. Bei allen Chrysler-Vertretungen oder aber von der Chrysler-Co. m. b. H. in Berlin-Johannisthal, Sturmvogelstraße 3 erhalten Automobilinteressenten dieses vornehme Druckwerk kostenlos.

Eine Festgabe anläßlich der Jungfernfahrt der „Bremen“. Zur Abreise des neuerbauten schönen Schnelldampfers „Bremen“ des Norddeutschen Lloyds, einem Ereignis, das in allen Schichten des deutschen Volkes lebhaften Widerhall gefunden hat, brachte die Stollwerck-Schokoladenfabrik in Köln eine prächtige neue Pralinenpackung heraus. Der köstliche Inhalt wird von einem geschmackvollen Karton umschlossen, der das Bild der „Bremen“ und ihres Kapitäns trägt.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4403. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

1. AUGUST 1929

In PARIS findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9., 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Illustrirte Zeitung



ALLES UM DER KUNST WILLEN!

GEMÄLDE VON ALBERT GUILLAUME

AMERIKAS WELTWIRTSCHAFTSPOLITIK

Von Regierungsrat Dr. jur. Dr. rer. pol. Heinz Schmalz.

Mit Naturschätzen gesegnet wie kaum ein zweites Land der Welt und gestützt auf die frische Kraft der zur Höchstspannung bereiten, nach oben strebenden Einwanderer aus aller Herren Ländern, haben die Vereinigten Staaten von Amerika in knapp einem Menschenalter einen ungeheuren Wirtschaftsaufschwung genommen. — Obwohl die Industrialisierung des Landes — gemessen an den zur Verfügung stehenden Rohstoffen und der steigenden Kaufkraft der Bevölkerung — noch immer ausdehnungsfähig ist und einen großen Teil des jährlichen Kapitalzuwachses absorbiert, findet die Überfülle des amerikanischen Kapitals im eigenen Lande schon kaum mehr geeignete Betätigungsmöglichkeit. Es drängt daher aus dem Lande heraus, in dem der Zinsfuß wegen des großen Kapitalangebots niedrig ist, nach geldbedürftigen anderen Ländern, an denen gerade in Europa — wir in Deutschland wissen es — kein Mangel ist. — Aber fast scheint es so, als ob die Kapitalproduktion Amerikas noch in einem stärkeren Tempo zunimmt, als der geldhungrige Teil der übrigen Welt von diesem Überfluß überhaupt aufnehmen und vertragen kann. Dies um so mehr, als die zurückströmenden Zins- und Rückzahlungsbeträge das Kapitalaufkommen der Vereinigten Staaten von neuem steigern. Schon ist die halbe Welt an Amerika verschuldet, die Zinszahlungen für die von ihm geborgten Anleihen belaufen sich auf Milliarden. — Deutschland allein hat schätzungsweise an reinen Zinszahlungen 600 bis 700 Millionen Reichsmark jährlich nach Amerika abzuführen — und noch immer bringt jedes Wirtschaftsjahr einen neuen ungeheuren Kapitalzuwachs aus der einheimischen Produktion selbst. Diese Rolle der Vereinigten Staaten als Geldgeber der Welt ist, wie man weiß, recht jungen Datums. Vor dem Kriege waren sie Schuldner Europas in einer Höhe, die man auf etwa 20 Goldmilliarden bezifferte. Heute stellen sich die Summen, die Amerika ans Ausland ausgeliehen hat, auf insgesamt 13 Milliarden Dollar, also auf einen Betrag, der ungefähr dem Goldvorrate der ganzen Welt gleichkommt. Außerdem verlangt Amerika von seinen einstigen Verbündeten im Weltkrieg noch die Rückzahlung von rund 10 Milliarden Dollar Kriegsschulden. Als Kreditgeber Deutschlands im besonderen hat Amerika in den letzten drei Jahren für insgesamt 950 Millionen Dollar deutsche Auslandsanleihen übernommen.

Der gesamte zahlenmäßig erfaßbare Goldvorrat der Welt bezifferte sich 1928, wie das Deutsche Statistische Reichsamt feststellt, dem Werte nach auf 53043,5 Millionen Goldmark. Davon kamen allein auf die Vereinigten Staaten von Amerika nicht weniger als 18408,2 Millionen. Ein reichliches Drittel des gesamten Goldbestandes der Welt befindet sich also in amerikanischen Händen, während beispielsweise der Goldbestand Deutschlands nur 1930,5 Millionen Reichsmark beträgt.

Das ständige Wachstum des amerikanischen Nationalreichtums hat allerdings auch seine Schattenseiten. Es ist zwar nicht gut, wenn eine Volkswirtschaft in solchem Maße bis auf die Knochen abgemagert ist, wie es die deutsche nach Inflationsschluß war. Andererseits ist aber auch die ausgeprägte „Fettsucht" nicht eben sehr förderlich für die Gesundheit des Wirtschaftslebens. Und solche Fettsucht ist heute tatsächlich die Gefahr, die die amerikanische Volkswirtschaft bedroht. Der Luxus breitester Schichten nimmt unaufhaltsam zu, und wie das so einmal menschliche Eigenart ist, steigt der Verbrauch oft noch rascher als das Einkommen. So erklärt sich die zunächst paradoxe Erscheinung, daß bei aller Höhe des allgemeinen Volkswohlstandes dennoch krisenhafte Züge im einzelnen ziemlich häufig sind; so ist die Konkursziffer im letzten Jahre stark angeschwollen, vor allem bei mittleren und kleineren Existenzen. Die Jagd nach dem Dollar und der wirtschaftliche Wettbewerb verschärfen sich, je mehr die Ansprüche steigen.

Lediglich der Goldüberdruck zwingt die Vereinigten Staaten zur Expansion. Die Linie des geringsten weltwirtschaftlichen Widerstandes ist nicht Südamerika, sondern der Weg über Kontinental-Europa—Rußland. Er bietet auch geschäftlich die größten Chancen, weil auf dieser Trasse die Goldniveaudifferenzen am größten sind. Denn je stärker das Gefälle, um so lebhafter und mit um so größerem Arbeitsgeldgewinn laufen die Geschäftsmühlen. Jedes richtig kalkulierte Geschäft besteht immer im Ausgleich von Höhenunterschieden, und ein fehlkalkuliertes darin, daß die Höhenunterschiede nicht richtig geschätzt wurden, so daß die Mühle nicht getrieben wird.

Man kann die Dynamik der weltwirtschaftlichen Gestaltung darauf zurückführen, daß die wirksamste Veränderung, die der Krieg in dem übrigen Teil der Weltwirtschaft, vor allem auf der nördlichen Halbkugel, hervorgebracht hat, die unheilvolle Störung des Goldgleichgewichts sei. Durch den verlorenen Krieg ist der Großteil des in den Wirtschaftsadern Kontinental-Europas und Rußlands zirkulierenden Wirtschaftsblutes, das flüssige Gold, nach Nordamerika abgeflossen. Die Folge ist, daß Kontinental-Europa—Rußland wohl über einen gewaltigen Wirtschaftskörper verfügt, doch in bezug auf flüssiges Kapital gänzlich blutarm geworden ist und so von einer Wirtschaftskrise und -ohnmacht in die andere fällt, während Nordamerika an Blutüberfülle und Goldkongestionen leidet. Es hat sich also in den Vereinigten Staaten, in bezug auf flüssiges Kapital, ein ebenso großes Überdruckgebiet herausgebildet, wie in Kontinental-Europa—Rußland ein ausgedehntes Unterdruckgebiet entstanden ist.

So blieb Amerika, um seinem Geldüberfluß entgegenzusteuern, nur übrig: die Begebung von Anleihen oder Aufkauf und Beteiligung an bestehenden kontinental-europäischen Wirtschaftsunternehmen. Die erstere Lösung ist auch die bessere, denn Europa kann nur durch eigene Produktion, nicht aber vom Kauf amerikanischer Waren leben und seine wachsende Menschenmasse ernähren. Dann hängt aber Leben und Sterben der europäischen Wirtschaft davon ab, ihr verlorenes Wirtschaftsblut, das Amerikas Adern überfüllt, als solches wiederzugewinnen.

Der Schlüssel für eine Belebung des deutschen wie auch des europäischen Außenhandels liegt bei den Vereinigten Staaten, die noch immer Lieferanten von Kapital und Waren an Europa sind, die aber auf die Dauer, wenn die Weltwirtschaft gesunden soll, die Richtigkeit des Wirtschaftsgesetzes erkennen müssen, daß nur eines möglich ist: entweder Kapitalgeber oder Warenlieferant zu sein. Einsichtsvolle Persönlichkeiten Amerikas haben daher der amerikanischen Industrie empfohlen, ihr Augenmerk unter den heutigen Verhältnissen weniger auf den Export als auf den Ausbau des inneren Marktes zu richten. Der Weltmarkt sei mehr den Europäern zu überlassen, damit sie aus ihren Exporterlösen ihre Schulden an Amerika bezahlen könnten.

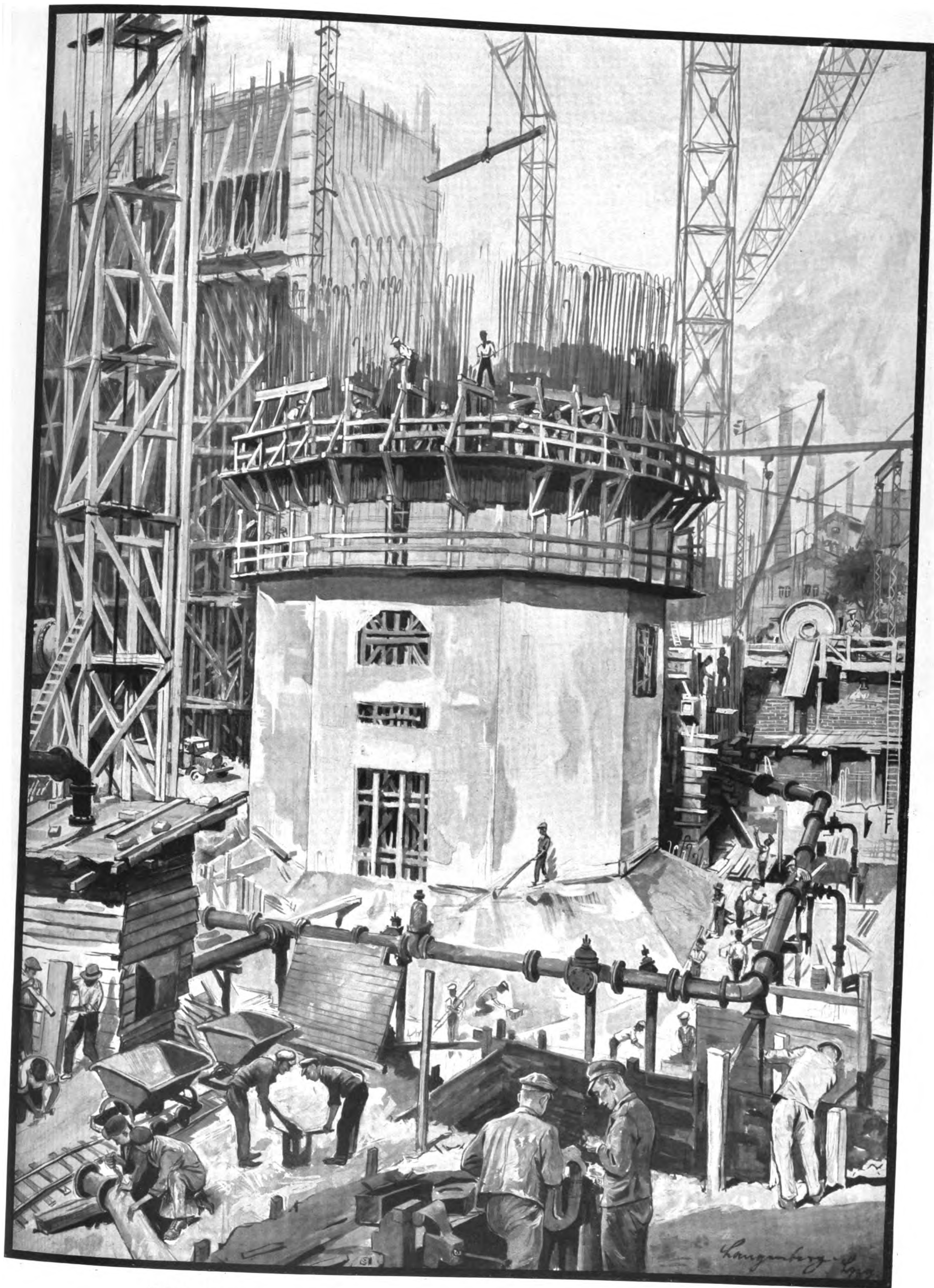
Im Widerspruch hierzu ist Amerika soeben im Wege einer Zolltarifreform zu Zollverschärfungen übergegangen, bei denen Zollsätze von 60 Proz. und mehr die Regel bilden. Was Amerika mit der Erhöhung seiner Zollsätze bezweckt, ist klar. Diese sollen den hohen Lohn des amerikanischen Arbeiters gegen ausländische Unterbietung schützen. Alsdann sieht die amerikanische Industrie in den europäischen Industrien, die mit weitaus billigeren Löhnen produzieren, ihren Gegner, den sie mit allen Mitteln aus dem Wettbewerb um den amerikanischen Inlandsmarkt verdrängen möchte. Also: möglichst viele Waren exportieren und möglichst viel Geld hochverzinslich ans Ausland verleihen, aber nichts importieren und dabei noch die Zinsen von den Schuldnern erhalten, das ist die amerikanische Wirtschaftsmaxime. Achtunddreißig Mächte waren es zunächst, die gegen Amerikas neueste Zollpolitik Protest einlegten. Jetzt hat auch Deutschland Widerspruch erhoben, da die Vorschläge des neuen Tarifentwurfs auch wichtigste deutsche Exportprodukte betreffen. Wir kaufen von Amerika heute fast dreimal soviel, wie Amerika selbst von uns kauft: Im Jahre 1928 betrug der deutsche Import aus Amerika 2153 und der deutsche Export nach Amerika 796 Millionen Mark.

Der Pan-Amerikanismus wird von Washington bewußt gefördert und arbeitet mit höchster Spannung und mit reichen Geldmitteln. Der Gedanke, daß die Neue Welt einmütig und in bewußter Gemeinbürgerschaft gegen die Alte Welt zusammenhalten soll, wird theoretisch und praktisch von den Yankees vertreten. Die wirksamste Art, die Absicht Washingtons ins Leben umzusetzen, waren allamerikanische Kongresse. Der erste fand vor hundert Jahren zu Panama statt. Hierauf trat eine lange Pause ein. Die nächste Tagung erfolgte im Winter 1889/90 zu Washington unter dem Vorsitze des ehrgeizigen Staatssekretärs Blaine. Hierauf wurden die Kongresse immer häufiger. Der dritte versammelte sich 1902 in Mexiko, der vierte 1906 in Rio, der fünfte 1910 in Buenos Aires. Der Weltkrieg bewirkte wiederum eine Pause. Erst 1923 berief man einen allamerikanischen Kongreß nach Santiago, der Hauptstadt Chiles. Hier schieden sich zunächst die Geister. Die maßgebenden Staatsmänner des Südens setzten zunächst den Yankees mit vollendeter Höflichkeit auseinander, was Lateinisch-Amerika von ihnen trennt. Der Pan-Hispanismus, der allspanische Gedanke, machte sich jetzt bei der hauptsächlich spanischen Zusammensetzung der südamerikanischen Völker mit aller Wucht geltend.

Die Verhandlungen der letzten Panamerikanischen Konferenz, die Anfang 1928 in Havanna stattfanden, brachten einen Sieg der Nordamerikanischen These. In fünf Jahren in Montevideo. Dann wieder in fünf Jahren. Der Pan-Amerikanismus, der ursprünglich sentimental-kommerziell gedacht war, wird das politische Kolorit, das ihm in Havanna verliehen wurde, nun nicht mehr verlieren.

Wenn die Amerikaner nach der allgemeinen Krise des Weltkrieges den ersten Platz unter den großen Wirtschaftsmächten gewannen, so verdankten sie dies vor allem den unverbrauchten Kräften einer Nation von Kolonisten und von Arbeitsmenschen, die keine Schonung gegen sich selber kennen. Es wäre eine verhängnisvolle Selbsttäuschung, wollten die Amerikaner sich heute auf ihren Milliarden zur Ruhe setzen und auf ihre Zinseinnahmen pochen, zum Zeichen ihrer Geldherrschaft über die ganze Welt. Es ist eine populäre Anschauung, daß das Geld die Welt regiert. In Wirklichkeit ist es aber doch die Tüchtigkeit, die sich durchsetzt. Anders wäre es allerdings, wenn Amerika neue innere Betätigungsmöglichkeiten für das einheimische Kapital schaffen würde, vor allem dadurch, daß es seine Grenzen wieder für neue Masseneinwanderung öffnete. Vielleicht wäre eine solche Maßnahme überhaupt der richtigste Schritt, um einen gesunden Ausgleich zwischen dem überkapitalisierten, aber noch so menschenarmen Amerika und der übervölkerten, aber heute so kapitalsarmen Alten Welt wiederherzustellen. Aber solchem Ausgleich stemmen sich begreiflicherweise die Wünsche der Amerikaner selbst entgegen. Man will den hohen Stand des Einkommens nicht durch das Angebot billiger Arbeitskraft der Einwanderer gefährdet sehen.

Der neue Präsident der Vereinigten Staaten, Hoover, leitete bisher ein Regierungsamt, das wir als Handels- oder Wirtschaftsministerium bezeichnen würden. Er leitete es in einer neuartigen, großzügigen und erfolgreichen Weise. Nach seinem Programm beabsichtigt er, die Stellung Amerikas in der Weltwirtschaft noch weiter zu stärken. — Der amerikanische Koloß ist aber ganz gewiß kein wundertätiges Gnadenbild für glaubensselige, hilfsbedürftige Europäer. Er trägt vielmehr in seinem Wesen, seiner Macht und Haltung sehr harte Sphinxzüge, deren volle Enträtselung erst eine weite Zukunft bringen wird. Das amerikanische Volk hat seit 1776, seit Washington und dann Monroe und Lincoln, bis heute nur eine Politik, die in Schlagwortformung an dem Kopf der großen Hearstblätter steht: America first! Amerika zuerst!



DER HÖCHSTE SCHORNSTEIN DER WELT IM WERDEN

Auf der Baustelle des Städtischen Hauptwerkes Nord in Leipzig / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.

Im Rahmen der Erweiterungsbauten im Hauptwerk Nord zur Vergrößerung des Leipziger Fernheizwerkes und zur Deckung der Leistungsspitzen beim Elektrizitätsverbrauch der Abendstunden entsteht nördlich vom Zentrum Leipzigs ein Riesenschornstein, der eine Höhe von 156 m erreichen soll. Lange Jahre hielt in Europa die 140 m hohe Halsbrücker Esse (bei Freiberg, Sachsen) den Rekord. Das neue gigantische Bauwerk wird bis zur Höhe von 31 m aus Beton bestehen (ausgeführt von der Siemens-Bauunion nach dem Gleitbauverfahren), darüber erhebt sich noch eine 125 m hohe gemauerte Säule.



Aus der Versuchssiedlung: Moderne Einfamilienhäuser.
Diese Bauten haben durch ihre fein durchdachte Gliederung bei aller Schlichtheit etwas ungemein Ansprechendes. Architekten: Heinrich Lauterbach und Moritz Hadda. (Aufnahmen: Klettephoto.)

WOHNUNG UND WERK-RAUM

VON DER WERKBUND-AUSSTELLUNG IN BRESLAU

Dreimal ist innerhalb der letzten drei Jahre die Wohnung zum Thema einer Ausstellung gemacht worden. Nach den Versuchen von Stuttgart (1927) und Brünn („Das neue Haus“, 1928) wird jetzt in Breslau das Problem wiederum vor der breiten Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt. Wenn in diesem letzten Falle die Ausstellungsaufgabe durch Einbeziehung des Werkraums erweitert worden ist, so bleibt doch natürlicherweise der Hauptakzent auf der ersten Titelgruppe liegen. Die mehrfache Wiederkehr des Themas „Wohnung“ in so kurzer Frist beweist mit eindringlicher Deutlichkeit, wie sehr alle mit ihm zusammenhangenden Fragen heute aus der engen Sphäre des Privaten herausgewachsen und zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden sind.



Die Werkstatt des geistigen Arbeiters.
Schreibtisch in Stahl, Holz und Opakglas mit Stahl-Drehstuhl.
Entwurf: H. Lauterbach. (Phot. Wide World.)



Eigenartig gelöster Hauseingang.

Wer für die Strömungen und Bewegungen der Zeit ein sicheres Gefühl hat, wird von dieser rein materiellen Erklärung nicht befriedigt sein. Unverkennbar haben sich in den beiden vergangenen Jahrzehnten, befruchtet von Technik und scharf einschneidenden Änderungen der Lebensweise, stilbildnerische Kräfte gesammelt, die um einen klaren Ausdruck ringen. Ein neuer Sinn für Raum ist lebendig geworden, vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit dem Zwang, in kleinen Einheiten zu denken, aus kleinsten Quanten große Wirkungen herauszuholen. Der moderne Architekt führt einen erbitterten Kampf um das Quadratmeter und oft um weniger.

In diesem Ringen hat er einen mächtigen Bundesgenossen gefunden, den Ingenieur. Er bietet ihm neue Baustoffe an, künstliche Steine, stützende Metalle, isolierende Schichten, zahlreiche neue Bauelemente. Kein Wunder, wenn also bis in die Einzelheiten der Wohnung, bis in das Möbel hinein, der Einfluß des Technischen auch formgebend wirksam wird.

Das ist der Hintergrund, vor dem die Breslauer Werkbundausstellung „Wohnung und Werkraum“ sich abhebt. Wer klassische Lösungen erwartet, muß notwendig irren. Würde das Unternehmen auf den experimentellen Charak-



Wohnzimmer mit großen Rundfenstern.
Möbel: Architekt H. Lauterbach. (Vgl. Bild Mitte links.)

ter verzichten, hätte es als Ausstellung keine Existenzberechtigung. Der Versuch beginnt beim Baustoff, bei der Bauweise, bei der Bauzeit. Die Versuchssiedlung, die den Kern des Ganzen bildet, ist mit ihren 32 Häusern in der erstaunlich kurzen Zeit von drei bis vier Monaten errichtet worden. Nach einem in reiflich durchdachter Kollektivarbeit geschaffenen Gesamtplan, der ein geschlossenes Siedlungsbild garantieren mußte, standen die zehn hausbauenden Architekten mit ihren Einzelobjekten in einer Art freien moralischen Wettbewerbs. Damit schied die Gefahr schematischer Lösungen von vornherein aus, damit war auch, je nach der raumbildenden und organisierenden Kraft jeder dieser Individualitäten, das Resultat ebenso ungleichartig wie ungleichwertig. Die zehn Architekten sind: Heim & Kempter, Gustav Wolf, Rading, Lange, Moshamer, Lauterbach, Hadda, Häusler, Effenberger, Scharoun.



Aus der Ausstellung „Wohnung und Werkraum“ in Breslau (bis 15. Sept.): Blick auf Haus Rading, Haus Lange (Kopfbau der Reihe) und einen Teil der Einfamilien-Reihenhäuser.



Schlafzimmer in einer Kleinwohnung von Prof. Gustav Wolf. Entwurf und Ausführung: Albert Müller, Leipzig.

Ihrer sozialen Bedeutung entsprechend, überwiegt die Kleinwohnung; sie wird in zahlreichen Typen verschiedener Flächengröße, teilweise in wohnfertigem Zustand dem Besucher vor Augen geführt. Es werden außerdem beträchtlich größere Einfamilien- und Doppelhäuser gezeigt, die in ihrer Art mustergültig durchorganisiert sein sollen. Als durchaus neuartiger Typus schließt sich ihnen ein großes Wohnheim für Ledige und berufstätige Ehepaare an, ein sogenanntes Einküchenhaus mit 50 kleinen, in sich abgeschlossenen Wohneinheiten.



Der Werkraum des Landmanns. Aus dem Mustergehöft der Ausstellung. Vorn ein elektrisch beheiztes Frühbeet.

*

Die Gruppe Werkraum stellt die handwerklichen Arbeitsstätten in den Vordergrund. Gerade das schwer kämpfende Handwerk bedarf klarer, wegweisender Beispiele, die das Verhältnis zwischen arbeitsparender Technik und reiner Handarbeit deutlich zur Anschauung bringen. So erhielt das Handwerk für diese Versuche eine eigene Halle. Sonderanlagen auf dem Freigelände um die Jahrhunderthalle sind dem Werkraum des Landmanns (ein Mustergehöft) und dem Werkraum des Kaufmanns (Ladenstraße) gewidmet. Der Werkraum des Kopfarbeiters ist innerhalb der Hallenschau mit verschiedenen Typen vertreten.

Der Deutsche Werkbund gibt dieser Arbeitsausstellung Namen, Form und Programm. Das Programm lautet: das Heim und die Arbeitsstätte heutiger Menschen einer Form entgegenzuführen, die den technischen, wirtschaftlichen und kulturellen Forderungen unserer Zeit genügt.



Die Arbeitsstätte des Mediziners. Ausstattung eines Untersuchungszimmers für den Arzt (in der Hallenschau der Ausstellung).

Die Leute von Nossimena

Eine Erzählung aus Madagaskar von Max Mezger

(Schluß.)

„Kannst du marschieren, Kutavu?"

„Ja, Leutnant."

„Willst du freiwillig mitgehen, da nun doch alles zu Ende ist, oder soll ich dich gefesselt tragen lassen?"

„Ich will gehen, Leutnant."

„Dann stellt ihn auf die Beine und bindet ihn los!"

„Danke, Leutnant."

„Es ist selbstverständlich, daß die geringste Bewegung zur Flucht deine letzte Bewegung sein wird!"

„Ich weiß es, Leutnant."

Die Angreifer hatten keine Verluste erlitten — nur leichte Verwundungen. Der Abstieg konnte ungehindert unternommen werden. Die Toten würde man später holen.

Kutavu und seine Kameraden wurden in die Mitte genommen. Da es nichts mehr zu verraten gab, ließ man auch Nenesse frei mitgehen. Er sollte am Ende des Zuges folgen und wartete an der Biegung des Weges, den Rücken zum Abgrund gekehrt.

Als Kutavu bei ihm vorbeikam und die Katzenaugen des Kreolen ihn halb scheu, halb höhnisch anblinzelten, raffte er, was ihm noch an Kraft verblieben war, in eine einzige Bewegung zusammen. Ein Fußtritt von unerhörter Gewalt traf den Kreolen in den Bauch und schleuderte ihn ins Leere.

Das letzte, was man von Ernest de la Tour de Nesle hörte, war, nach sekundenlanger Stille, ein dumpfer Aufschlag am Fuße der senkrechten Felswand.

Die Mannschaft stürzte sich auf Kutavu, aber der Leutnant rief die Leute zurück und sagte:

„Es ist nicht von Belang. Weitermarschieren!"

Nun vollzog sich der Abstieg ohne weiteren Zwischenfall, und mit Sonnenaufgang stand Kutavu vor dem Kommandanten.

Der Aufstand war zu Ende.

XIX. Sieg.

Noch am selben Morgen blitzte der Sonnentelegraph die Botschaft vom endgültigen Triumph der guten und gerechten Sache an die nächste Telegraphenstation. Der Morseapparat tickte sie weiter. Von der Hauptstadt lief sie an die Küste und von da durch das Kabel auf dem Meeresboden nach Europa.

Am Abend hatten die Boulevardblätter in Paris fettgedruckte Überschriften: „Fin de la Révolte à Madagascar."

Der Pénétration pacifique stand nichts mehr im Wege.

Kutavu wurde gut gepflegt, und man verband seine Wunden. Ehe man ihn erschoß, wollte man noch ein wenig mit dem interessanten Gegner paradieren. Er erholte sich rasch und trat wenige Tage nach seiner Gefangennahme, in der Mitte einer stattlichen Marschkolonne, seine letzte Reise an.

An der Spitze des Zuges schmetterten die Clairons, gefolgt von den blauroten Tirailleurs Malgaches. Senegalesen umringten Kutavu und seine Kameraden. Den Schluß bildeten Fremdenlegionäre und der hoch auf seinem Tragstuhl schwankende Kommandant. Er hatte wieder zugenommen. — — —

In Farafangana war während des Aufstandes ein geräumiges Gefängnis erbaut worden. Dort wurde alles gesammelt, was man in den unruhigen Zeiten an Verdächtigen und Überführten aufgriff. Einige wurden erschossen, andere deportiert, und das war in ihren Augen die härtere Strafe, denn nach dem madegassischen Glauben konnte man in fremder Erde nie zur Ruhe kommen und war nach dem Tode verdammt, die im Leben verbliebenen Angehörigen als Dämon zu bedrohen und zu quälen, bis sie die Reste heimholten.

Obwohl das Gefängnis mit hohen, glasscherbengespickten Mauern umgeben war und die wellblechgedeckten Gebäude nüchtern genug aussahen, war es doch ein Tropengefängnis, das sich von der vernichtenden Sachlichkeit der europäischen Verbrecher-Universitäten wohltuend unterschied. Die Tropensonne duldete keine Ansammlung von Finsternis, und der Monsun fegte lustig durch Tore und Fenster. Alle Geräusche aus dem Dorf übersprangen den dünnen Trennungsstrich der Mauern, und die Insassen selbst fühlten sich keinen Augenblick moralisch von ihren Volksgenossen gesondert.

Ins Gefängnis gesteckt zu werden, stellte einen Unfall dar, der jedem passieren konnte, und war ebensowenig mit Schande verknüpft, wie wenn man vom Krokodil geschnappt oder vom Ochsen gestoßen wurde. Deshalb waren die Gefangenen — auch wenn sie unter der veränderten Nahrungs- und Lebensweise sehr litten — meist guter Laune. Sie redeten und lachten mit allen, denen sie begegneten, wenn sie zur Arbeit geführt wurden, und standen auch mit ihren Wächtern auf behaglichem Schwatzfuß. Man durfte reden, also lebte man!

Es waren nur wenige Einzelzellen da. Fast alle Gefangenen verbrachten den Tag außerhalb auf Arbeit und schliefen nachts in gemeinsamen Räumen. Wer Angehörige in der Nähe hatte, durfte sich von Frauen Essen bringen lassen und eine Stunde lang mit ihnen im Hof zusammenhocken. Es fanden sich fast für jeden wirkliche oder Wahlverwandtschaften.

Mit Kutavu machte man etwas mehr Umstände. Er war in einem kleinen Gebäude mit Einzelzellen untergebracht, vor dem Tag und Nacht ein Posten mit aufgepflanztem Bajonett Wache stand.

Er wurde nicht zur Arbeit geführt, aber zu endlosen Verhören, die ihn grenzenlos langweilten.

Die gesamte militärische und zivile Beamtenschaft bemächtigte sich des Falls. Jeder wollte mit dieser „Cause célèbre" etwas zu tun haben und durch salomonische Protokolle höheren Orts auf sich aufmerksam machen.

Er wurde nicht nur als Rebell, sondern auch als Dieb, Einbrecher und Massenmörder behandelt. Die nach menschlichem Verstand von Kriegshandlungen unzertrennlichen Vorgänge wurden nach juristischem Ermessen in Atome zertrümmert und dann als Einzelfälle wieder zu einem Aktenturm vereint, der über Kutavus Heldentum den Schatten gemeinen Verbrechertums zu werfen, bestimmt war. Selbstverständlich wurden gleichwertige Handlungen bei den Siegern mit Beförderung belohnt und der Senegalesen-Unteroffizier, der Nossimena verbrannte, mit den Goldlitzen des Sergeanten ausgezeichnet.

Die europäische Kolonie in Farafangana war stolz darauf, an einem Platz zu wohnen, der in den Mittelpunkt des Interesses gerückt war. Auch geschäftlich hatten sich die Truppenbewegungen dort gut ausgewirkt. Man kaufte billig von den eingeschüchterten Eingeborenen und verkaufte teuer an die Regierung, deren Kriegsbudget eine gewisse Großzügigkeit erlaubte. Wie weit lagen die unheimlichen Nächte zurück, in denen man, mit einem Jagdgewehr im Arm, vor den Häusern patrouillierte und vor dem Erwachen des braunen Volkes zitterte! Jetzt konnte jeder, der dem Inspektor des Gefängnisses befreundet war — und das waren sie alle, denn der liebenswürdige Meridionale war leicht zugänglich — hingehen und sich den braunen Mann ansehen, der so viel Aufregung verursacht hatte! Der Inspektor sah solche Besuche gern, besonders wenn Damen dabei waren, und erklärte galant und geistvoll alle Besonderheiten Kutavus, des Glanzstückes seiner Sammlung.

Es wurden die Narben seiner Wunden gezeigt. Er mußte den Mund aufmachen und seine prachtvollen Zähne sehen lassen — den Arm beugen, damit die Muskeln hervortraten. Schade, daß es doch nicht ratsam war, ihm ein Gewehr in die Hand zu geben, damit er sich als Meisterschütze produziere. Man veranlaßte ihn sogar, seine Lamba abzulegen, um den nur von einem Lendentuch bekleideten Körper zur Schau zu stellen.

Indessen wurde aus dem Aktenturm eine Gebirge. Jetzt stritten sich die Hauptstadt und Farafangana darum, wo die Exekution stattfinden solle. Die einen meinten, Antananarivo wäre als Zentrale der Kolonie der einzige Platz, der in Frage käme. Die anderen sprachen für Farafangana, weil es im Aufstandsgebiet lag und man sich von dem Schauspiel des Sühneakts auf die dortige Bevölkerung eine besonders heilsame Wirkung versprach.

Aber derartige Erwägungen interessierten nur noch die Behörden. Das Publikum begann über dem Steigen der Kautschukpreise und den Nachrichten von Goldfunden im Norden Kutavu zu vergessen.

Dagegen waren unter den Eingeborenen viele, die ihn nicht vergaßen. Die braunen Angestellten der Bureaus und die eingeborenen Gefängniswärter benachrichtigten ihn von allem, was vorging. Auf diese Weise würde er wenigstens rechtzeitig erfahren, wann das Ende bevorstünde.

Vielleicht dachte er noch an die Möglichkeit einer Flucht, denn seit das öffentliche Interesse um seine Person abzuflauen begann, wurde er wie ein gewöhnlicher Gefangener behandelt.

Vielleicht war er auch damals schon zu einer anderen Lösung entschlossen.

Was ihn zögern ließ, einen entscheidenden Schritt zu tun, war die Hoffnung, noch einmal etwas von Rasua und Ingila zu hören.

Keiner seiner Freunde konnte ihm von ihnen berichten. Äußerlich bewahrte er seine stolze Haltung, aber im Herzen litt er grausam unter der Einsamkeit und der Sehnsucht nach den Seinigen.

Wenn die anderen Gefangenen schwatzend mit ihren Angehörigen um die Mittagsschüssel im Hof saßen, verzehrte er allein und



IN WASSER, SAND UND SONNE: BADESTRAND AN DER OSTSEE

GEMÄLDE VON RUDOLF LIPUS

traurig den schlecht gereinigten Reis der Gefängnisküche in einer Ecke seiner Zelle.

Von Tag zu Tag wurde ihm dieser Zustand unerträglicher. Er überlegte mehr und mehr, ob es nicht besser sei, einen Fluchtversuch zu wagen. Entweder kam er durch, oder er wurde erschossen — beides war dieser tödlichen Eintönigkeit vorzuziehen.

Aber eines Mittags sagte der Wärter zu ihm:

„Kutavu, der Inspektor erlaubt dir, in den Hof zu gehen. Eine Frau ist da, die dir Essen bringt."

Der starke Kutavu vermochte nur langsam aufzustehen. Eine Ahnung — oder war es nur eine Wunschvorstellung? — machte ihn zittern.

Im Hof erwartete ihn eine Gestalt, die bis zu den Augen in eine weiße Lamba gehüllt war. Aber Kutavu täuschte keine Hülle.

Rasua — —

Das Verlangen, ihren Namen laut zu schreien, preßte ihm die Brust zusammen, aber sie beherrschten sich beide. Sie waren immer noch stärker als die anderen.

„Wie ist es dir gestern gegangen? Wie geht es dir heute?" sagten sie nur — wie man bei einer zufälligen Begegnung in Madagaskar zu sagen pflegt. Dann setzten sie sich in eine Ecke des Hofes und aßen gemeinsam aus der Schüssel, die Rasua mitgebracht hatte.

Wenige leise Worte genügten, um sich zu verständigen. Niemand kannte hier Rasua, und niemand durfte erfahren, wer sie war. Sie kam als irgendeine ferne Verwandte, das genügte. Man achtete nicht sehr auf die Frauen, die Essen brachten.

Rasua hatte in Erfahrung gebracht, daß Ingila bei Pater Benediktus in Fort Dauphin geblieben sei, und daß es ihm dort sehr gut gehe. Er sei schon fast ein Europäer geworden.

Kutavu sagte: „Nun hat uns der Pater auch noch Ingila weggenommen. Aber schließlich ist er der einzige Mensch, dem ich den Jungen gönne, wenn hier alles zu Ende ist."

Aber Rasua wollte nichts von einem „Ende" hören. Sie war voll von Hoffnungen und Plänen. Man mußte nur vorsichtig sein und durfte vor allem keine eifrigen Gespräche führen. Nur hier und da ein Wort vom Wichtigsten.

Sie packte Schüssel und Löffel wieder zusammen, schlug die Lamba über den Kopf und nahm kurzen und gleichgültigen Abschied.

Jetzt lebte Kutavu nur noch von Mittag zu Mittag. Seit er Rasua wiedergesehen hatte, war alle Resignation verflogen. Eine wilde Begierde nach Leben und Freiheit fiel über ihn her.

Am dritten Tag nach ihrer Ankunft entwickelte Rasua einen sorgfältig ausgearbeiteten Plan:

Kutavu mußte erreichen, mit den anderen Gefangenen zur Arbeit geführt zu werden. Sie waren bei einem Brückenbau beschäftigt, der schon fast bis zum jenseitigen Flußufer vorgeschritten war. Am Abend — kurz vor Arbeitsschluß — mußte Kutavu versuchen, in einem unbeobachteten Augenblick ins Wasser zu gleiten und, unter der Oberfläche schwimmend, das dicht bewaldete Ufer zu erreichen. Die bewachenden Soldaten waren junge, ungeübte Schützen — einige von ihnen waren zu gewinnen — die Gefahr war nicht übermäßig groß. Im Wald stand eine alte, verlassene Ziegelei. Der Ofen war längst eingestürzt, aber unter dem Schutt hatte Rasua eine Wölbung entdeckt, die niemand vermutete — ausreichend groß, um einen Mann zu verbergen. Das ganze Gemäuer war von Schlingpflanzen überwuchert. Das Versteck ermöglichte, die Nacht abzuwarten. Die Nacht und den Wald — mehr brauchte Kutavu nicht, dessen war Rasua sicher. Sie selbst hatte sich Zuflucht bei Freunden gesichert, die sie verbergen würden. Wenn man sie überhaupt suchte, wie wollte man sie unter den Frauen, die in den Reisfeldern arbeiteten, herausfinden? Vielleicht würden sie es erst in Jahren wagen können, wieder zusammenzukommen — aber was waren Jahre! Es würden fröhliche Jahre sein!

Rasua glaubte inbrünstig an das Gelingen, und Kutavu ließ sich, obgleich er nicht mehr die unbekümmerte Selbstsicherheit aus den Tagen von Nossimena besaß, nur zu gern von ihr mitreißen.

Noch am selben Abend erwirkte Kutavu vom Inspektor, der im Grunde gutmütig und mit Kutavus bisherigem Verhalten zufrieden war, die Erlaubnis, am nächsten Morgen mit den anderen Gefangenen zur Arbeit zu gehen.

In dieser Nacht hatten alle Geräusche, die zu Kutavu drangen, einen neuen Klang, und die Mauern waren aus seinem Bewußtsein geschwunden. Er hörte nicht nur die Brandung — er sah sie und tanzte in einem korkleichten Boot auf schäumenden Wellenkämmen.

Er war mitten im Dorf und saß am hellen Herdfeuer unter schwatzenden Freunden.

Das Bellen eines Hundes führte ihn auf Wildschweinspuren durch den Wald.

Dann ging er wieder mit Rasua am hohen Flußufer und warf Steine nach den schlafenden Krokodilen.

Ein Lichtschein zauberte ihm Nossimena vor Augen, wie er es bei seinem letzten friedlichen Abschied gesehen hatte.

In seinem ganzen Leben hatte er noch nie so deutlich geträumt wie in jener Nacht, in der sich seine Augen keine Sekunde schlossen. — — —

Am Morgen wurde seine Zelle nicht zur gewöhnlichen Zeit geöffnet. Er hörte, wie die anderen Gefangenen zur Arbeit aufbrachen. Dann wurde der Hof so still wie noch nie.

Zum Ersticken still...

Der Inspektor mußte vergessen haben, die versprochenen Anordnungen zu geben.

Nein — irgendwo in seinem Hirn war ein Punkt, von dem ein entsetzlich klares Bewußtsein ausging.

Aber er wollte nicht wissen. Er bäumte sich gegen sich selbst auf.

Es half nichts — die Ungewißheit war nicht auszuhalten.

Mit einem Satz sprang er in die Höhe und krallte sich am Rand des schmalen Fensters fest, das über der Tür eingelassen war.

Er zog sich hinauf und konnte in den Hof sehen.

Vor seiner Tür, die in der letzten Zeit unbewacht geblieben war, standen zwei Posten mit aufgepflanztem Bajonett.

Den einen kannte er.

Kutavu ließ sich zurückfallen. Nun schlossen sich seine Augen, und er saß eine Zeitlang ganz ruhig in der Ecke seiner Zelle.

Dann schlich er wieder zur Tür und rief leise den Namen des einen Postens:

„Ramunja! Ramunja! Kannst du mich hören?"

„Ja."

„Gibt es etwas Neues, Ramunja?"

„Ja. Ein großes Schreiben ist aus Antananarivo gekommen."

„Wann soll es sein?"

„Man sagt, in drei Tagen!"

„Gott segne dich, Ramunja, weil du es mir gesagt hast!"

Dann war alles wieder still.

Auch in Kutavu war es sehr ruhig geworden. Kein Laut, der zu ihm drang, hatte noch irgendwelche Bedeutung.

Erst am Mittag stieg eine tödliche Angst in ihm auf: Ob man Rasua noch zu ihm lassen würde?

Er hatte nie beten gelernt, aber seine übermächtige Sehnsucht nach Rasua war mehr als Gebet.

Endlich kam der Wärter. Er hatte Kutavu gern. Es war wohl deshalb, daß er es nicht fertigbrachte, mit ihm zu sprechen.

Kutavu sprach auch nicht.

Er wagte es nicht, nach Rasua zu fragen.

Der Gefangene durfte sich kurze Zeit im Hof aufhalten, dann mußte er wieder in die Zelle zurück.

Also, Rasua war nicht gekommen.

Niemand sah, wie Kutavu den Kopf an die Wand lehnte und die Arme sinken ließ.

Aber da näherten sich die Schritte des Wärters noch einmal.

Er öffnete die Tür und schob etwas Weißes herein.

Rasua! — — —

Kutavus Erfahrungen auf seelischem Gebiet waren umfangreicher als bei manchem privilegierten Kulturpionier — aber daß Freude und Schmerz eins sein können, erfuhr er heute zum erstenmal.

Rasua wußte alles. Sie saßen eine Zeitlang still aneinandergelehnt auf dem Boden der Zelle, dann sagte Kutavu:

„Rasua — ich will mich nicht vor Tausenden von Gaffern an einen Pfahl binden lassen. Sie sollen nicht so viel Vergnügen durch mich haben. Koche morgen meinen Reis mit den Wurzeln."

Reiswurzeln enthalten ein rasch tödlich wirkendes Gift.

„Ich werde ihn mit dir essen", war alles, was Rasua antwortete.

Sie sprachen nicht mehr darüber und aßen ihren Reis.

Dann dachten sie noch an Ingila. Er gehörte ja jetzt schon zu einer andern Welt — der Welt der Vazahas. Er brauchte Rasua nicht mehr. Rasuas Freunde würden ihm Grüße bringen.

Der Wärter kam wieder, und Rasua mußte gehen.

Jetzt war Kutavu ganz ruhig. Er konnte auch den Wärter fragen, ob Rasua morgen wiederkommen dürfe.

Kutavu schlief die ganze Nacht. Dann begann er zum letztenmal auf Rasua zu warten.

Die Zeit wurde ihm lang — er freute sich so sehr auf Rasua. —

Als der Wärter Rasua eingelassen hatte, standen die beiden jungen Leute kurze Zeit einander gegenüber, als wollte jedes sich das ganze Bild des andern noch einmal fest einprägen.

Dann stellte Rasua die Schüssel, die sie mitgebracht hatte, auf die Matte, und sie setzten sich zum Mahle nieder, wie sie sich tausendmal zusammen in guten und in bösen Zeiten niedergesetzt hatten.

Kutavu fragte: „Tut es dir nicht leid, Rasua?"

Rasua antwortete: „Es tut mir um uns beide leid. Um das, was für mich allein übriggeblieben wäre, tut es mir nicht leid."

Kutavu sah nachdenklich in die Schüssel und sagte:

„Ist es nicht sonderbar, daß man von den Reiskörnern lebt und an den Reiswurzeln stirbt?"

Rasua antwortete: „Vieles ist sonderbar. Wir sterben an den Vazahas, und Ingila wird mit ihnen leben!"

Nun aßen sie die Schüssel rasch bis zur letzten Krume leer.

Dann rückten sie eng zusammen und lehnten sich an die Wand.

Als die Schmerzen begannen, umschlangen sie sich, und je heftiger die Krämpfe wüteten, desto fester wurde ihre Umarmung.

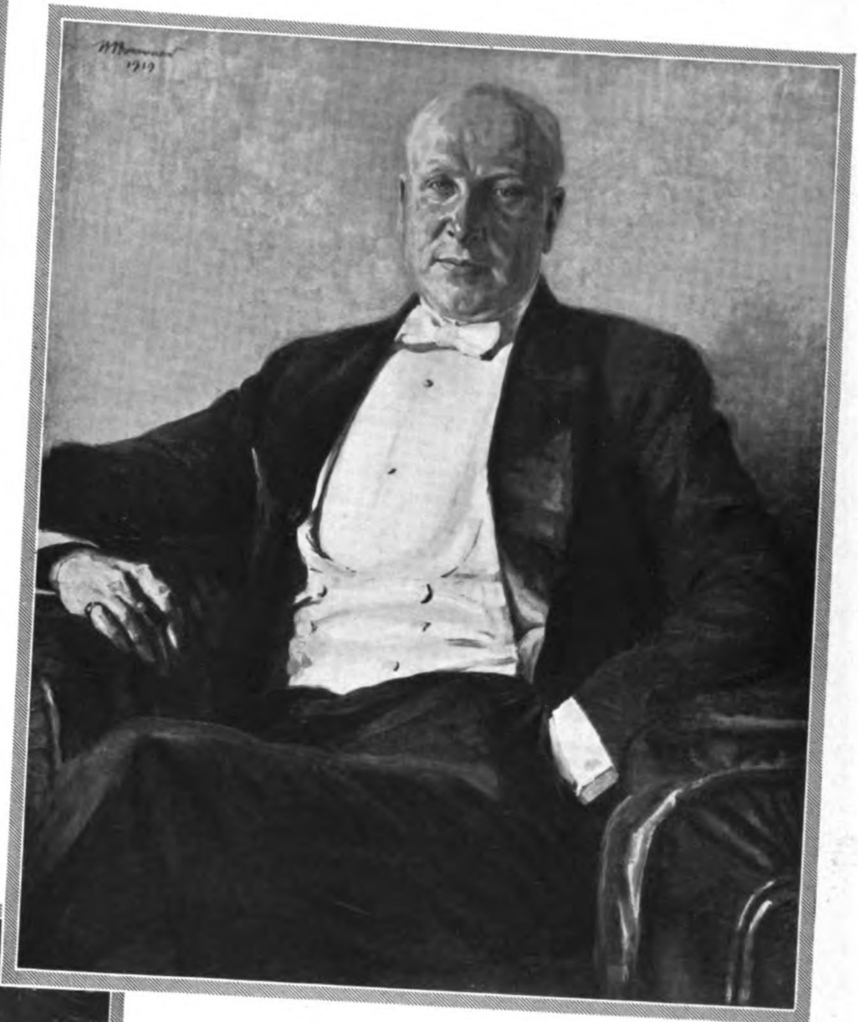
Als der Wärter wiederkam, war alles vorbei.

DAS HERRENPORTRÄT

AUS DEM SCHAFFEN DES MALERS HUGO v. BOUVARD



DER LONDONER KOMIKER ARCHIBALD BASKOMB



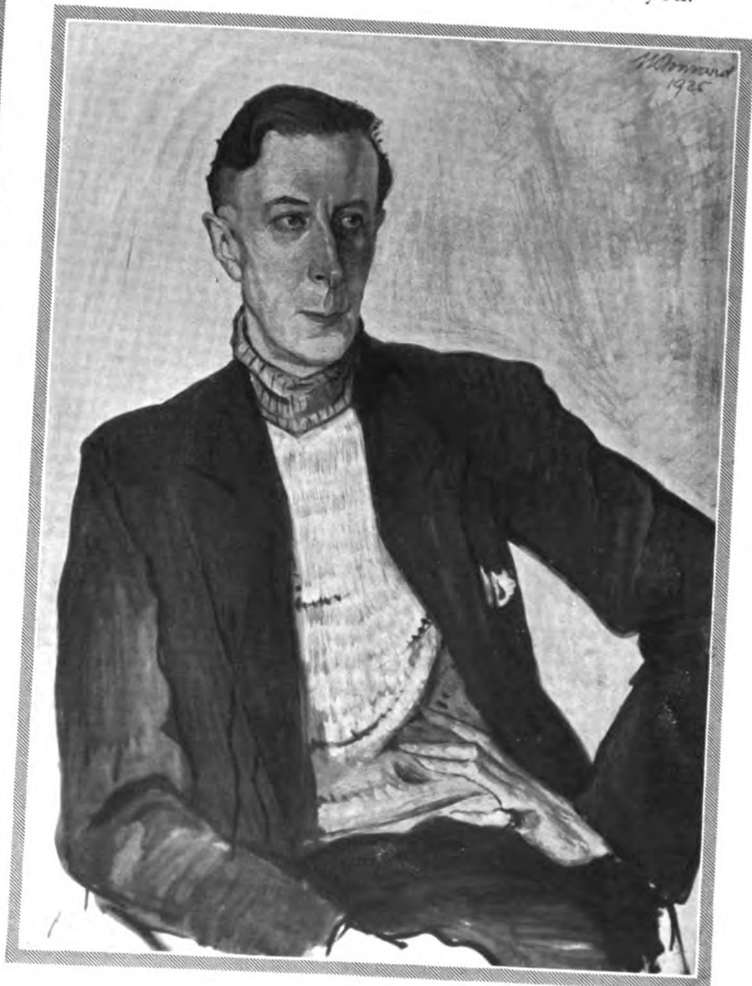
INGENIEUR REDTLINGER, INNSBRUCK



BANKIER EDUARD BEIT v. SPEYER, FRANKFURT a. M.

Der Wiener Maler Hugo v. Bouvard, der in London, Berlin und Frankfurt eine Reihe prominenter Persönlichkeiten porträtierte, glänzte auf einer der letzten Ausstellungen der Wiener Sezession, deren Mitglied er ist, mit einem lebensgroßen Bildnis des Staatsopernsängers Richard Mayr in der Rolle des Ochs von Lerchenau. Wie dieses famose Werk, so zeichnen auch Bouvards andere Herrenporträte Frische, Temperament, koloristischer Geschmack und gediegenes Können aus. Bouvard konterfeit nicht nur, er erlebt den Menschen, den er darstellen soll; er schafft aus dem starken Eindruck heraus, den er von seinem Modell empfängt. So sind seine Porträte auch dem Beschauer eindrucksvolle Malereien eines sehr schätzbaren Künstlers.

Max Hayek.



DER LONDONER SCHAUSPIELER ERNEST THESIGER

Lappenschule

BEI DEN ZÖGLINGEN DER WINTERSCHULE IN JUKKASJÄRVI (SCHWEDISCH-LAPPLAND)



Klassenältester Mikkael läutet die Pause ein.

Da steht nun Klein-Mikkael im Vollbewußtsein seiner Würde und strahlt über das ganze Gesicht. Er ist doch Vertrauensmann Fräulein Svonnys, der Lehrerin, die, selbst Lappin, mit je zwei weiblichen und männlichen schwedischen Kollegen, die Lappenjugend in die Geheimnisse des Abc einführt.

Vertrauensmann und Klassenältester ist er, dieser kleine Lappenjunge in dem dunkelblauen Tuchkittel und der gleichfarbigen Mütze mit dem großen Schirm und dem dicken roten Puschel, und er hat gut achtzugeben, daß jeder seine Blumen, die die Fenster der Schulzimmer schmücken, sorgsam pflegt, daß die für den Anschauungsunterricht präparierten Pflanzen wohlsortiert stehen, daß die Turngeräte an den Wänden nicht beschädigt werden, kurz — alles seine Ordnung hat.



Moderner Arbeitsunterricht.
Die Lappenjungen lernen allerlei Gebrauchsgegenstände schnitzen.



In der Freizeit das herrliche Skispiel.
An einem Pflock ist ein Seil befestigt, an dessen Ende ein Skiläufer hängt; nun heißt es für die Mitspieler, den Läufer am Seil durch Herumwirbeln zu Fall zu bringen. — Im Hintergrund die „Schulkoten", die den heimischen Hütten nachgebildeten Wohnstätten der Schüler. Links das Schulhaus.

Dann tritt er mit seinen warmen Schuhen, die fast wie Mokasins anmuten und, wie die sonstige Winterkleidung, aus dem Fell der Renntiere gefertigt sind, in die fünfzehn Grad Kälte hinaus, auf die festgetretene Schneefläche vor dem dunkelrot gestrichenen Schulhause und läutet die Pause auch für die anderen Klassen ein, die sich in den zwei weiteren Gebäuden befinden.

Wie ist doch das Lernen schwer! Rechnen, Schreiben, Lesen, Naturkunde, Geographie! Da müssen oft die Finger helfen, und mancher Schweißtropfen wird vergossen. Doch dann kommen die schönen Stunden, die glücklicherweise in der Überzahl sind.

Da ist der Handfertigkeitsunterricht, in dem man lernt, aus Renntiergeweihen und -knochen allerhand Gebrauchsgegenstände, Löffel, Messer, Kellen, und vieles andere zu schnitzen und mit Ornamenten zu verzieren; da ist die Handarbeitsstunde der Mädchen, in der die bunten Tücher gestrickt, die rot-gelben Bänder aus Wollfäden mit dem primitiven Webebrett hervorgezaubert werden, zum Schmuck von Hauben, Schuhen, Röcken und Miedern.



Dabei kann keiner frieren!
Das lustige Krähenhüpf-Spiel.

Und zum Schluß dann im Freien die vielen Spiele! Hoppa-Kråka = Krähenhüpfen, Lasso- und Bärenspiel! Doch das schönste sind das Skispiel und das Singspiel.

So leben gegenwärtig die kleinen Nomaden im hohen Norden während der sechs bis acht Wintermonate in den etwa zwanzig ständigen, stationären Nomadenschulen, deren bedeutendste sich in Jukkasjärvi befindet. Einsichtsvolle Regierungen, insbesondere die schwedische, schufen diese Einrichtungen, um die Lappen für ihren jetzt auch schwerer werdenden Daseinskampf zu rüsten.

Gustav Buchheim.



In der Handarbeitsstunde für die Mädchen.
Unterricht in einfachen Webarbeiten.



Inge lernt stricken!

Antike in Reparatur: Der wiederhergestellte südliche Teil des Heraklestempels im antiken Akragas (Girgenti) auf Sizilien.

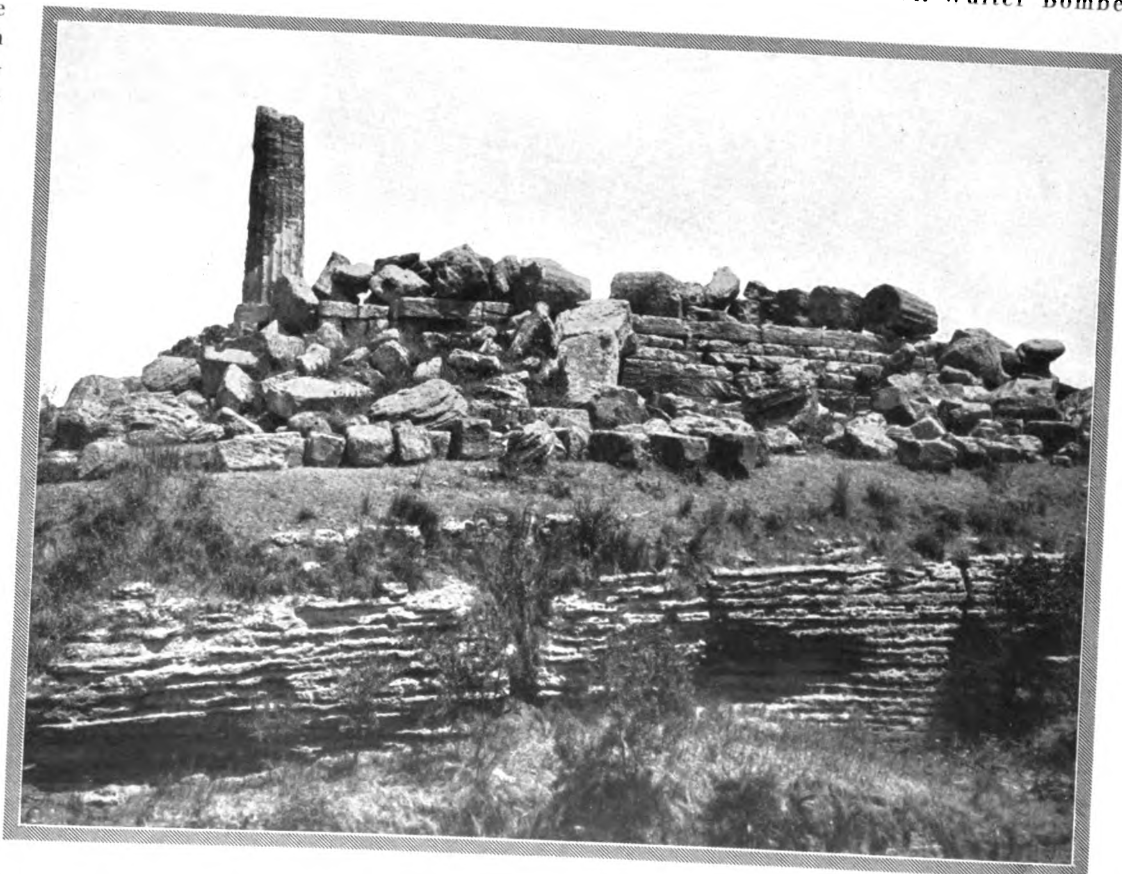
WIEDERERSTANDENE ANTIKE IM ALTEN AKRAGAS (SIZILIEN)

Man kann ein Feind der „stilgemäßen“ Wiederherstellungsversuche an unseren alten Kirchen, Burgen und Schlössern sein, aber es trotzdem bedauern, daß die verlassene Trümmerstätte von Girgenti (dem griechischen Akragas, dem römischen Agrigentum), wo die einzelnen Quadern, Säulentrommeln, Kapitelle und Gebälkstücke noch zum Teil unbeschädigt am Boden liegen, bisher keine ordnende Hand gefunden hatte, die diese Bauteile wieder zusammensetzte. Erst jetzt ist hier eine Wandlung zum Besseren eingetreten. Ein englischer Offizier, der Hauptmann Hardcastle, hat vor einigen Jahren die sogenannte Villa Aurea erworben, die in einer unbeschreiblich schönen Umgebung zwischen dem Tempel des Herakles und dem Concordiatempel liegt. Als leidenschaftlicher Verehrer der griechischen Kunst hat er umfangreiche Grabungen und Wiederherstellungsarbeiten unternommen. An der Südseite des Heraklestempels ließ er acht Säulen aufrichten, und noch jetzt arbeiten große Hebemaschinen an der Aufrichtung weiterer Säulen auf der Nordseite. Ferner hat Hardcastle ein bedeutendes Stück der griechischen Stadtmauer des alten Akragas freigelegt und außerdem am Südabhang des Athenefelsens, unweit des alten Friedhofs, bei dem sogenannten Tempel der Demeter und Persephone Grabungen unternommen, wobei zwei archaische Altäre aus der Zeit um 550 v. Chr., ein quadratischer von $4\frac{1}{2}$ m Seitenlänge und ein Rundaltar von $7\frac{1}{2}$ m Durchmesser, der größte bisher bekannte griechische Altar seiner Art, zutage kamen.

Diese Arbeiten, die von dem Oberintendanten der Kunstdenkmäler Siziliens, dem Senator Paolo Orsi in Syrakus, beaufsichtigt und von dessen wissenschaftlichen Mitarbeitern ausgeführt wurden, verdienen die höchste Bewunderung. Mit weichen Hüllen werden die riesigen Säulentrommeln aus Kalkstein vor der Berührung durch die Ketten und Stricke der Hebemaschinen geschützt, bis eine nach der anderen wieder ihre ursprüngliche Stelle einnimmt.

Der ganze Boden von Girgenti, das Pindar einst als die „schönste Stadt der Sterblichen“ bezeichnete, steckt voll Scherben antiker Gefäße, Münzen und Tonstatuetten. Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß bei der Fortführung der Arbeiten weitere bedeutende Funde zutage treten werden.

Prof. Dr. Walter Bombe.



Früher zeugte nur noch eine Säule von verschwundener Pracht: Der Heraklestempel von Akragas vor der Wiederherstellung.

REISE IN SPANIEN

400 JAHRE „DELICADEZA" (1529—1929)

TEXT UND BILDER VON KOCH-WAWRA



Die Stadt der Weltausstellung: Hauptallee auf dem Ausstellungsgelände in Barcelona.



Das Auge des Gesetzes: „Guardia Civil" — sie sind stets zu zweit — in einem Café von Barcelona.

Im Jahre 1529 wurde in Spanien die koloniale Expansion zum politischen System erhoben. Der spanische Mensch begründete sein Weltreich, in dem die Sonne nicht unterging bis zum Jahre 1898, als die spanische Flotte aus Kadiz auslaufen sollte, um Kuba und die Philippinen zu retten, und — da nichts mehr zu retten war — im Hafen blieb. Die katholischen Majestäten mußten die letzten Reste an Amerika abtreten.

Doch Spanien hat niemals aufgehört, sich weiter als Großmacht zu fühlen. Das Bewußtsein einer ruhmvollen Vergangenheit, der Gedanke, früher als mancher Emporkömmling die Welt beherrscht zu haben, bewahrte es vor der Eifersucht, die andere Völker gegeneinandertreibt; und so konnte es geschehen, daß 31 Jahre später, in diesem Sommer 1929, in Sevilla ein Versöhnungsfest gefeiert wird, das den Spaniern als die Erfüllung jahrzehntelangen Hoffens gilt.

Nun sind sie endlich doch wieder heimgekehrt, die 15 Tochternationen jenseits des Ozeans, um unter dem gelb-roten Banner in Andalusien, dem Ausgangspunkte der großen Fahrten des Kolumbus, dem alten Hause ihren Dank abzustatten und die vielen geistigen Bindungen zu feiern, die sie noch heute mit ihrem Ursprungsland vereinen. Und der Diktator Primo de Rivera sieht seine Außenpolitik der letzten fünf Jahre, die im Grunde nichts anderes als ein Werben um die Freundschaft der ehemaligen Kolonialstaaten war, in Sevilla und in Barcelona von einem Welterfolg gekrönt. Doch das starke seelische Band, das gegenwärtig in Sevilla alltäglich betont und gefeiert wird, die „delicadeza", ist keine Angelegenheit der großen Welt. Es ist ureigenste Sache aller Menschen, die spanischen und somit aristokratischen Blutes sind.



Eine Abteilung der „Guardia Civil", der spanischen Schupo.

So wie Deutschland die Wiege der Gründlichkeit und England die Heimat des Gentleman, ist Spanien die Mutter der „delicadeza". Der Begriff „delicado" (feinfühlig) kehrt in der Denkweise aller Spanier wieder. Das geringste Arbeitermädchen wie der höchste Kirchenfürst, der ärmste Gaucho auf de Pampa wie der mexikanische Ölmagnat, sie alle sprechen von der „delicadeza" und bedauern deren Mangel bei ihrem Gegner, wenn sie diesem etwas besonders Kränkendes sagen wollen.

Das Wesen der „delicadeza" ist schwierig zu bestimmen, da sie als Kollektivum in ihrer äußeren Erscheinung natürlich mit der Zeit mitgeht; doch als seelische Verfassung ist sie eine konstante Größe. Einige anscheinend oberflächliche, doch bezeichnende Beispiele: Nehmen Sie an, Sie führen mit Ihrem deutschen Kraftwagen kreuz und quer durch Madrid, in der Absicht, alles falsch zu machen. Sie stören den Verkehr auf jede erdenkliche Weise. Stundenlang. Niemand schimpft, kein Schutzmann wird böse, jede Taxi weicht Ihnen aus . . . Nicht, weil Sie ein Fremder sind und man Ihnen wohlwill (das ohnehin), sondern weil niemand bei Ihnen eine Rücksichtslosigkeit voraussetzt und jedermann Ihnen ebensoviel „delicadeza" kreditiert wie sich selbst. — Nehmen



Auf der Rambla, der Hauptpromenade von Barcelona.



Bauern-Musikanten produzieren sich auf der Straße.

Sie an, ein lang gesuchter Raubmörder würde endlich dem Untersuchungsrichter vorgeführt! In dem Amtszimmer steht aber nur ein Stuhl. Es ist nicht denkbar, daß der Beamte sich setzen würde, ohne zuvor dem anderen den Stuhl anzubieten; aber es gibt auch keinen spanischen Raubmörder, der nicht mit taktvoller Geste ablehnen würde. — Nehmen Sie an, Sie böten in einem obskuren Tanzlokal einer Bardame eine Zigarette an! Bei uns zulande könnte es vorkommen, daß sie zwei nähme. Es kann kein Mädchen von spanischen Eltern geboren sein, das dazu imstande wäre.

Dies ist die „delicadeza": die wohltuende Ruhe auf Straßen und Bahnhöfen, das Fehlen jeglicher Grobheit, die Geduld wartender Menschen, der vorbildliche Ton aller gegen alle. Weder Offiziere noch Werkmeister würden es wagen, einen Unte gebenen anzuschreien; nicht nur, weil sich niemand den Schnauzton gefallen läßt, sondern weil kein Mensch als undelikat gelten will. Die Spanier sind als Nation aristokratisch, und in ihrer gesellschaftlichen Demokratie wirkt rein gefühlsmäßig ein segensreiches Empfinden der Gleichheit, so daß sich der einzige Unterschied aus Reichtum und Armut ergibt und nur äußere Merkmale zur Geltung kommen.



In der jüngsten Millionenstadt Europas: Eine neuangelegte Geschäftsstraße in Barcelona, die an Stelle eines ehemals verrufenen Viertels heute quer durch die Stadt führt.



Eine der modernen, vorbildlichen Landstraßen Spaniens. Links (mit den Bäumen) ein Stück der alten Straße, wie sie früher aussah.



Beim Erfrischungstrunk: Spanischer Soldat mit der praktischen Trinkflasche.



Beliebte Straßenszene: Eine Taschenspielerin gibt eine öffentliche Vorstellung.

In diesem Lande nun hat sich der Umschwung von einem ruhigeren Tempo zur emsigen Diktatur vollzogen. Doch da Sie als Fremder von lauter „delicadeza" umgeben sind, merken Sie nichts von den politischen Kämpfen und den leidenschaftlichen Gegnerschaften. Das alles ist für Sie anonym. Man gibt ihnen keinen Einblick. Undelikat würde jedenfalls derjenige heißen, der dem spanischen Menschen eine Diktatur der harten Faust und der Rücksichtslosigkeit beschert hätte. Die meisten Männer bezeichneten mir gegenüber Primo de Rivera als einen „Mann von Delikatesse", womit sie sehr viel gesagt hatten.

Und die sichtbaren Erfolge der delikaten Diktatur? 17300 Kilometer spiegelglatte Asphaltbänder mit erhöhten Kurven und sandbestreuten Gefällen. Vorbildliche Verkehrswege, wie es sich geziemt für ein Land, dem die Statistik des relativen Kraftwagenbesitzes die 10. Stelle anweist (Deutschland steht hinter Spanien!). Und dann die große Überraschung Barcelona! In dieser jüngsten Millionenstadt Europas sind ganze Armenviertel wegrasiert und haben gewaltigen Bürostraßen Platz gemacht. Drei Untergrundbahnen, die es vor sechs Jahren noch nicht gab! Braunes Erdreich, mit Lineal und Zirkelbogen aufgeteilt für geplante Vorstädte. Weiße Randlinien für zukünftige Bürgersteige an imaginären Endstationen. Das ist Barcelona. In Madrid aber stehen die ersten Wolkenkratzer Europas. Über ihnen surren die kühnen Fliegerstaffeln der wehrhaften Madre España.



Versuche zu einer neuen bodenständigen Architektur: Die seit 20 Jahren im Bau befindliche Kathedrale der Heiligen Familie in Barcelona.
Die Kirche steht im modernen Teil der Hauptstadt Kataloniens und ist in dem vom Architekten Gaudi begründeten neukatalonischen Stil aufgeführt.

SIE KÖNNEN NUR NOCH EIN JAHR LEBEN! WAS FANGEN SIE AN?

DAS SCHICKSAL VON FÜNF RADIUMVERGIFTETEN AMERIKANISCHEN MÄDCHEN

VON DR. W. SCHWEISHEIMER

Fünf junge amerikanische Mädchen waren in einer Fabrik angestellt, in der sie mit Radium und Mesothorium zu arbeiten hatten. Sie vergifteten sich und erkrankten schwer.
Ihr Schicksal beschäftigte ganz Amerika. Vor einem Jahr erhielt jedes Mädchen eine einmalige Entschädigung von 10000 Dollar und eine dauernde jährliche Rente von 600 Dollar von der Radiumgesellschaft zugesprochen. Die ärztliche Voraussage lautete, sie hätten nur noch ein Jahr zu leben.

Um das einstweilige „happy end“ vorauszunehmen: Alle fünf leben noch heute, ihr Befinden hat sich kaum verschlimmert oder verändert, es ist Hoffnung gegeben, sie weiter am Leben zu erhalten.

Wie aber hat sich inzwischen ihr Leben gestaltet? Lebten sie in Zagen, Ungewißheit und Verzweiflung das zugesprochene Jahr hindurch? Fanden sie sich mit Gleichmut in das Unabänderliche? Oder hat die Hoffnung auf günstigen Verlauf sie niemals verlassen?

*

Ein amerikanischer Journalist, R. E. Martin, hat die fünf Mädchen nach Ablauf des Jahres besucht und erkundet, wie sie das Jahr verbrachten. Aber ehe wir darauf eingehen, ist die Frage zu beantworten: Um was handelte es sich bei der Erkrankung der Mädchen eigentlich?

Die fünf Mädchen waren mit vielen anderen Arbeiterinnen während des Krieges in einer staatlichen Fabrik beschäftigt — in Orange, New Jersey. Sie hatten eine radium- oder mesothoriumhaltige Leuchtmasse auf Uhren usw. aufzupinseln. Sie feuchteten lange Zeit gewohnheitsmäßig die Kamelhaarpinsel, mit denen die Masse aufgetragen wurde, etwas mit den Lippen an. So nahmen sie das strahlenwirksame Element in ihre Körper auf.

Man wußte damals noch wenig von der Wirkung derartiger Stoffe auf den Körper; es dauerte Jahre, ehe man von den Schädigungen etwas Genaues erfuhr. Im Jahre 1925 wurde der Radiumtodesfall eines Mitarbeiters von Frau Curie bekannt. In den letzten Jahren achtete man mehr auf gewisse Schädigungen und Todesfälle bei den Joachimsthaler Bergwerksarbeitern, die auf Radium bezogen werden; eine eigene Kommission wurde zur Klärung dieser Frage von der tschechoslowakischen Regierung eingesetzt. Einige führende Männer der amerikanischen Radiumkompanie starben an merkwürdigen Blutkrankheiten, die mit dem Radium in Zusammenhang gebracht wurden. Alle möglichen Heilversuche, auch der Aufenthalt in blutbildung-anregenden, sehr großen Höhen, konnten hier den Verfall nicht aufhalten. Eine Reihe von Todesfällen bei 15 Arbeiterinnen der Radiumgesellschaft wurde gleichfalls hierauf bezogen. Neu ausgearbeitete Schutzvorschriften bei der Beschäftigung mit Radium und ähnlichen Stoffen schützen neuerdings Arbeiter und Chemiker vor einer schädigenden Beeinflussung durch die radioaktiven Stoffe.

*

Eines von den fünf Mädchen, die alle erkrankt waren, beobachtete eines Nachts, daß sie sich in der Dunkelheit im Spiegel sehen konnte. Sie hatte den Eindruck, daß von ihr Strahlen ausgingen, die das Dunkel erhellten. Einer der Ärzte veranlaßte nun eine Ausgrabung der Leiche von einer der früher verstorbenen Fabrikarbeiterinnen. Knochen, die bereits drei Jahre lang in der Erde gewesen waren, wurden auf eine photographische Platte gelegt, mehrere Tage in der Dunkelkammer liegengelassen, und tatsächlich ging von ihnen eine Strahlenwirkung aus, die auf der lichtempfindlichen Platte einen sichtbaren Eindruck hervorrief! Die ganze Leiche wurde nunmehr untersucht: es fand sich in ihr eine sehr kleine, aber meßbare Menge radioaktiver Substanz. — Die Krankheit der fünf Mädchen wurde jetzt klarer erkannt, man sprach von einer „Radiumnekrose“. Die auffallende Blutarmut und Blutzersetzung sollte davon herrühren, daß in den Knochen sich kleinste Mengen einer radioaktiven Substanz abgelagert hatten, und daß von hier aus ein stetes Bombardement der Blutbildungsstätten mit radioaktiven Strahlen erfolgte. Die Mädchen ließen eine Klage auf Entschädigung einreichen und erhielten nach eingehender Vernehmung von Sachverständigen die eingangs erwähnten Beträge zugesprochen. Zur Zeit ihrer Tätigkeit in der Fabrik waren die Mädchen zwischen 15 und 20 Jahre alt, jetzt sind sie gegen und um 30. Einige von ihnen haben inzwischen geheiratet.

*

Mit der Erkennung der Ursache der Krankheit war noch kein Weg zu einer erfolgreichen Behandlung gegeben. Es wurden verschiedene Möglichkeiten ausprobiert, ohne daß Einzelheiten bisher darüber bekannt wurden. Die Ärzte haben — trotz des nach wie vor schlechten Blutbefundes bei den Patientinnen — die Hoffnung noch nicht aufgegeben, sie dauernd dem Leben zu erhalten.

Nach der Anschauung der Ärzte ist das Problem in folgender Frage beschlossen: Handelt es sich bei den aufgenommenen Stoffen um Radium oder Mesothorium? Diese Frage konnte bisher nicht einwandfrei gelöst werden. Es handelt sich um ein Fabrikationsgeheimnis, und der — selbst an der Krankheit zugrunde gegangene — Erfinder soll das Wissen mit ins Grab genommen haben.

Wenn es Radium ist, was diese Mädchen aufnahmen, so sind die Aussichten ungünstig. Radium ist nicht löslich; man hat auch bisher keine Möglichkeit gefunden, es im Körper irgendwie in Lösung überzuführen und so aus ihm zu entfernen. Mehr als 1700 Jahre währt es, bis Radium die Hälfte an Wirkungsfähigkeit verliert. Die blutzersetzende Strahlenwirkung dauert daher seit der Aufnahme in den Körper mit unverminderter Stärke fort.

Mesothorium dagegen ist löslich, schon nach 6—7 Jahren verliert es zur Hälfte an Wirkung. Haben die Mädchen also diesen Stoff mit ihren Lippen aufgenommen, so sind ihre Aussichten wesentlich günstiger und wachsen von Jahr zu Jahr. Selbst wenn es nicht gelingen sollte, das Mesothorium ganz aus dem Körper zu entfernen, wird die Wirkung allmählich nachlassen. Es handelt sich in diesem Fall für die Medizin also darum, der zersetzenden Wirkung auf das Blut möglichst entgegenzuarbeiten; in dieser Richtung geht auch die Behandlungsart, und Zeit gewonnen, ist hier vielleicht alles gewonnen.

*

Wie haben sich die Mädchen nun mit der dauernden Bedrohung abgefunden? Der amerikanische Journalist, der sie jetzt in New Jersey aufsuchte, fand sie in ruhiger und freundlicher Stimmung, gefaßt und hoffnungsfroh, ohne Klage, so glücklich wie jeder andere Mensch, der nicht an Schmerzen leidet. Die Summen, die sie von der Gesellschaft erhielten, konnten sie benutzen, um sich einen Lebenswunsch zu erfüllen, und so betrachteten sie das vergangene Jahr gewiß nicht als verloren.

Das erste Mädchen, das inzwischen geheiratet und ein kleines Kind bekommen hatte, benutzte den 10000-Dollar-Scheck, um die künftige Erziehung ihres Kindes sicherzustellen. Darüber ist sie sehr befriedigt. Vom Rest des Geldes konnte ein kleines Auto angeschafft werden; sie vermag nur mühevoll zu gehen, und so sind ihr nun Ausflüge in die Gegend mit ihrem Mann möglich geworden.

Auch das zweite Mädchen ist verheiratet. Sie konnte mit dem



Eine Stätte des Grauens.
Die durch eine furchtbare Explosionskatastrophe am 24. Juli zerstörte Fabrik in Berlin-Borsigwalde (Sauerstoffwerk von Lindes Eismaschinen-Gesellschaft), die größte Sauerstoff-Fabrik Deutschlands. Zahlreiche Personen wurden schwer verletzt. — Ein Gewirr von Hunderten zertrümmerter Stahlflaschen bedeckt das Fabrikgelände.

DEUTSCHE LEICHT-ATHLETIK-MEISTER-SCHAFTEN



Die Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften der Männer in Breslau (20. bis 22. Juli).

Start zum Marathonlauf (42,2 km). In der Mitte (Nr. 84) Wanderer, Potsdam, der mit 3 Stunden 7 Minuten 15,8 Sekunden Sieger wurde.

Im Kreis:

Die Deutschen Frauenmeisterschaften in Frankfurt a. M. (20. bis 21. Juli).

Fräulein Heublein, Elberfeld, erzielte im Kugelstoßen mit 12,85 m einen neuen Weltrekord.

Unten:

Der grandiose Endkampf im 100-m-Lauf.

Geerling (erster links) passiert als Sieger vor Eldracher, der neben ihm läuft, das Ziel. Dr. Wichmann (als dritter) ganz rechts.



Der Rundfunk als Reporter

Der Sprecher des Rundfunks interviewt vor dem beweglichen Mikrophon die drei Ersten des 100-m-Laufs nach dem Wettkampf. Von links aus: Geerling, Chemnitz, Sieger mit 10,8 Sekunden; Eldracher, Frankfurt a. M., der zweite; Dr. Wichmann, Frankfurt a. M., der dritte.





Der deutsche Meister im Zehnkampf.

Der Berliner Kurt Weiß beim Start zum 100-m-Lauf. Er gewann den Zehnkampf, der als letzte der 21 Deutschen Meisterschaften in Breslau ausgetragen wurde, und verbesserte seinen eigenen Rekord um 31 Punkte, auf 585 Punkte.



Eine hervorragende Sportaufnahme

Fräulein Haux, Frankfurt a. M. (rechts außen), erzielte beim zweiten Vorlauf im 80-m-Damenhürdenlauf die glänzende Zeit von 12,7 Sekunden, die allerdings bei der Entscheidung von Becker, Berlin, um 3 Sekunden unterboten wurde.



Der 3. Deutsche Reichskriegertag in München (20. — 21. Juli).
Der Festzug vor den Tribünen und der Ehrenkompanie der Reichswehr am Wittelsbacher Platz. — Den Vorbeimarsch nahm der Präsident des Kyffhäuserbundes, General v. Horn, ab. Der Festzug, der aus 30000 Teilnehmern bestand, gab ein Bild von der Entwicklung des alten deutschen Heeres.

Geld einen Lebenstraum verwirklichen: die Anschaffung eines Autos und eine Fahrt zu den Niagarafällen und nach Kanada. Die beiden Frauen sind Schwestern und sehen hoffnungsvoll der Zukunft entgegen.

Das dritte Mädchen — ebenfalls inzwischen verheiratet — ist ziemlich schwer erkrankt. Trotzdem konnte sie mit ihrem Mann eine größere Autoreise in diesem Jahr machen. Sie ist eine besondere Musikfreundin. Ein guter Radioapparat und ein selbstspielendes Klavier geben ihr viel Freude. Sie ist in der Lage, ihre Blumen, an denen sie sehr hängt, großenteils selbst zu versorgen.

Das vierte Mädchen neigte von früh an zu literarischen Interessen. Sie lebt jetzt in einem Sanatorium und liest alles, was sie bekommen kann. Ihr erster Kauf war eine kleine Schreibmaschine, auf der sie nun ihre eigenen literarischen Versuche niederschreibt. Sie hat sich gleichfalls ein Auto angeschafft, schon eine Erholungsreise damit gemacht und will wieder eine weite Fahrt unternehmen.

Das fünfte Mädchen hat es von Anfang an abgewiesen, irgendwie Schlechtes von ihrem Geschick zu erwarten. Sie mußte sich schon einer großen Reihe von Operationen unterziehen, aber nach wie vor ist sie kaufmännisch beruflich tätig. Was hat sie mit dem Geld gemacht? Nicht einen Cent davon hat sie benutzt, sondern alles auf der Bank angelegt. Das gibt ihr das erwünschte Sicherheitsgefühl, unabhängig zu sein — für die Zukunft.

*

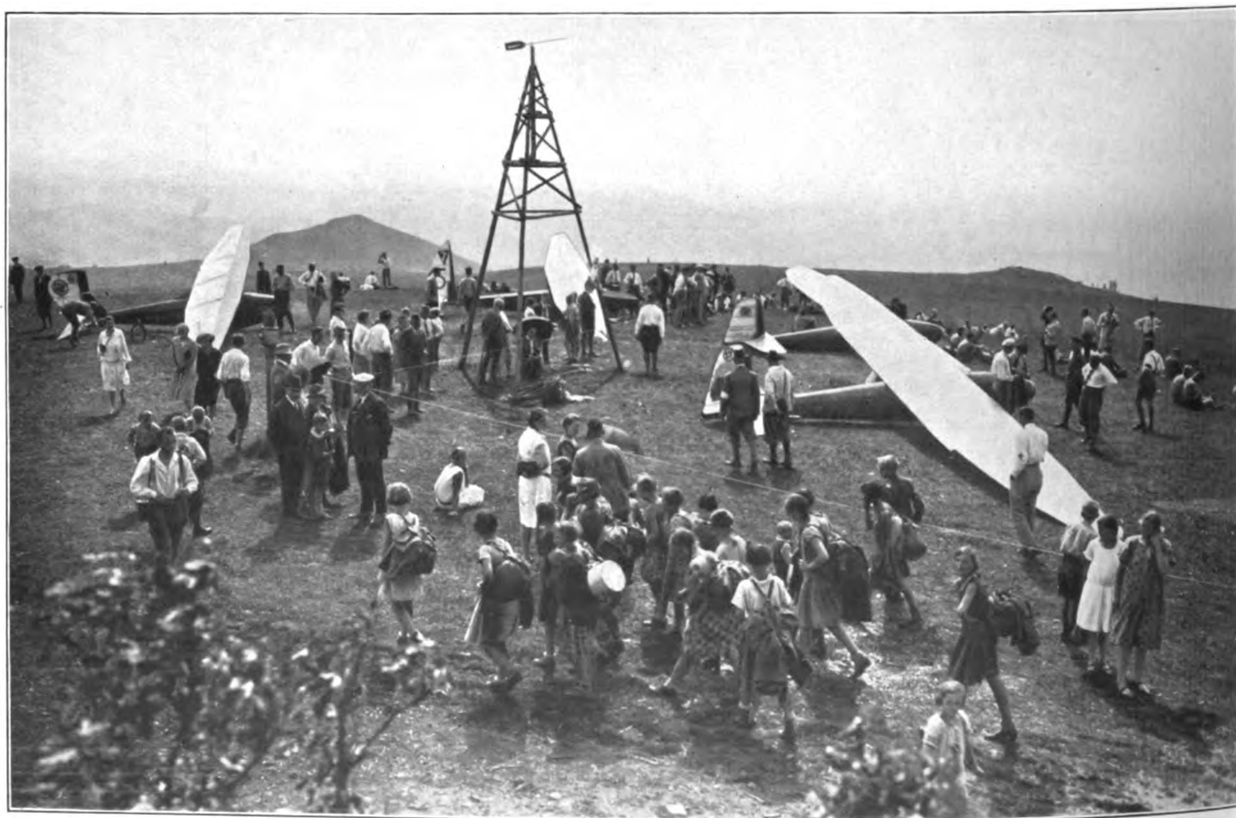
Die ärztliche Beurteilung ist nicht mehr so ungünstig wie vor einem Jahr. Vor allem sind die Ärzte der Ansicht, daß die Patientinnen leben bleiben werden, wenn der schädigende Stoff Mesothorium ist.

Aber von diesem speziellen Krankeitsproblem abgesehen: Es ist ein Zeichen für eine der glücklichsten Eigenschaften des Menschen, wie diese Mädchen und Frauen ihr angeblich „letztes" Lebensjahr verbrachten. Der Mensch läßt, solange noch ein Atemzug in ihm ist, die Hoffnung nicht. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf." Das kennt auch der Arzt, und er weiß, daß ein hoffnungsfreudiger Kranker meist die gleiche Krankheit besser überwindet als ein verzagter.

Diese fünf Mädchen lehren, wie ein Mensch auch in schlimmster Lage die Hoffnung nicht aufzugeben braucht, ja, sie nicht aufgeben kann, und wie ein kluger Sinn auch aus bösen Verhältnissen ein Korn Gutes ausfindig macht und zum Glücklichsein verwertet.



Die Irmingard-Feier auf der Fraueninsel im Kloster Frauenwörth (Chiemsee).
Das Boot mit den hohen geistlichen Würdenträgern auf dem Chiemsee zur Feier des Todestages der hl. Irmingard (16. Juli). — Die Legende erzählt von ihr: sie, die vielumworbene Kaisertochter, sei, um den Streit der Bewerber zu bannen, ins Kloster Frauenwörth gegangen.



Jubiläums-Segelflug-Wettbewerb auf der Rhön.
Hochbetrieb auf der Wasserkuppe. Die Rhön-Rositten-Gesellschaft veranstaltete in diesem Jahre zum zehnten Male ihren Segelflug-Wettbewerb. Dabei konnte der erfolgreiche Segelflieger Kronfeld, Wien, neue Weltrekordleistungen erreichen: Er legte am 21. Juli über 150 km Strecke in mehrstündigem Flug zurück und erzielte eine Höhe von 2000 m über der Startebene.

AUS DER GESELLSCHAFT



Direktor Fritz Gehr,
Vorstandsmitglied der NSU Vereinigte Fahrzeugwerke A.-G., Neckarsulm, feierte unlängst sein 25 jähriges Dienstjubiläum.



Haydns „Jahreszeiten“ im Freiluft-Saal.
In dem pappelumstandenen Musikstadion von Bad Pistyan a. d. Waag fand vor kurzem eine bemerkenswerte Aufführung des großen Oratoriums von Haydn statt, die von 4000 Personen besucht war.



Der frühere deutsche Kronprinz am Badestrand.
Kronprinz Wilhelm als Badegast im holländischen Seebad Zandvoort.



Japans Ministerpräsident im Kreise seiner Familie.
Der neue Premierminister Hamaguchi (Mitte) und seine Gattin (rechts) mit ihren Kindern und Enkelkindern.





Zum 70. Geburtstag Hamsuns.
Knut Hamsun, der bedeutendste lebende Dichter Norwegens, der am 4. August 70 Jahre alt wird, mit seiner Gattin, Marie Hamsun. — Hamsun wurde nach dem Erscheinen des Romans „Hunger“ in weiteren Kreisen bekannt. Unter seinen Werken fanden dann „Pan“, „Kinder ihrer Zeit“, „Segen der Erde“ und zuletzt „Landstreicher“ besondere Anerkennung. Im Jahre 1920 erhielt er den Literatur-Nobelpreis. (Phot. Wilse, Oslo.)

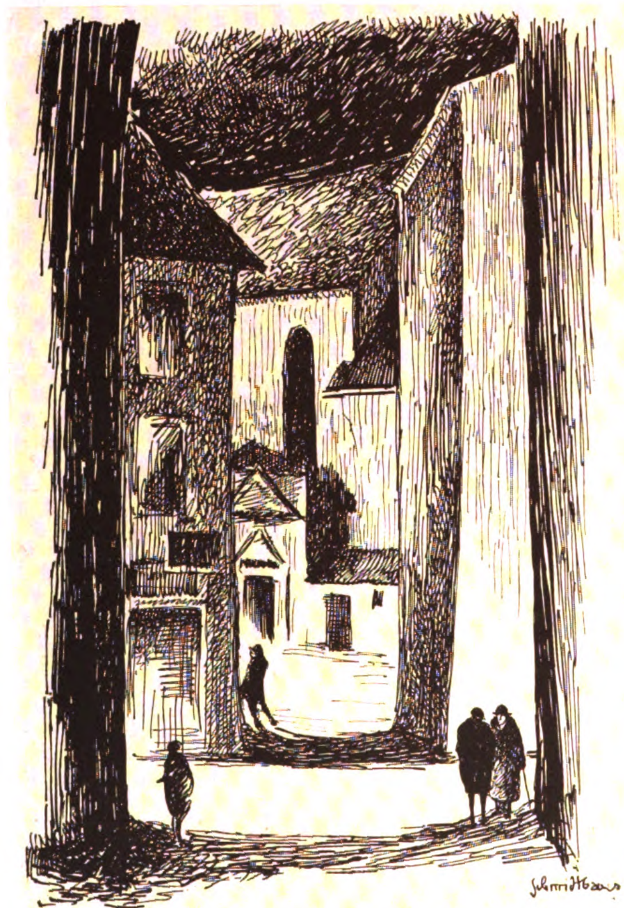
Zusammenkunft der ehemaligen Königsfamilie von Sachsen in Freiburg i. B. zum 60. Geburtstag des Prinzen Johann Georg, Herzogs zu Sachsen (10. Juli).
Von links nach rechts: (Sitzend) Prinzessin Mathilde; Friedrich August III.; Erzherzogin Maria Josepha von Österreich, geborene Prinzessin von Sachsen. — (Stehend) Prinz Johann Georg; Prinzessin Johann Georg, geborene Bourbon (Sizilien); Prinz Max, Herzog zu Sachsen.

In Winkeln und Gassen

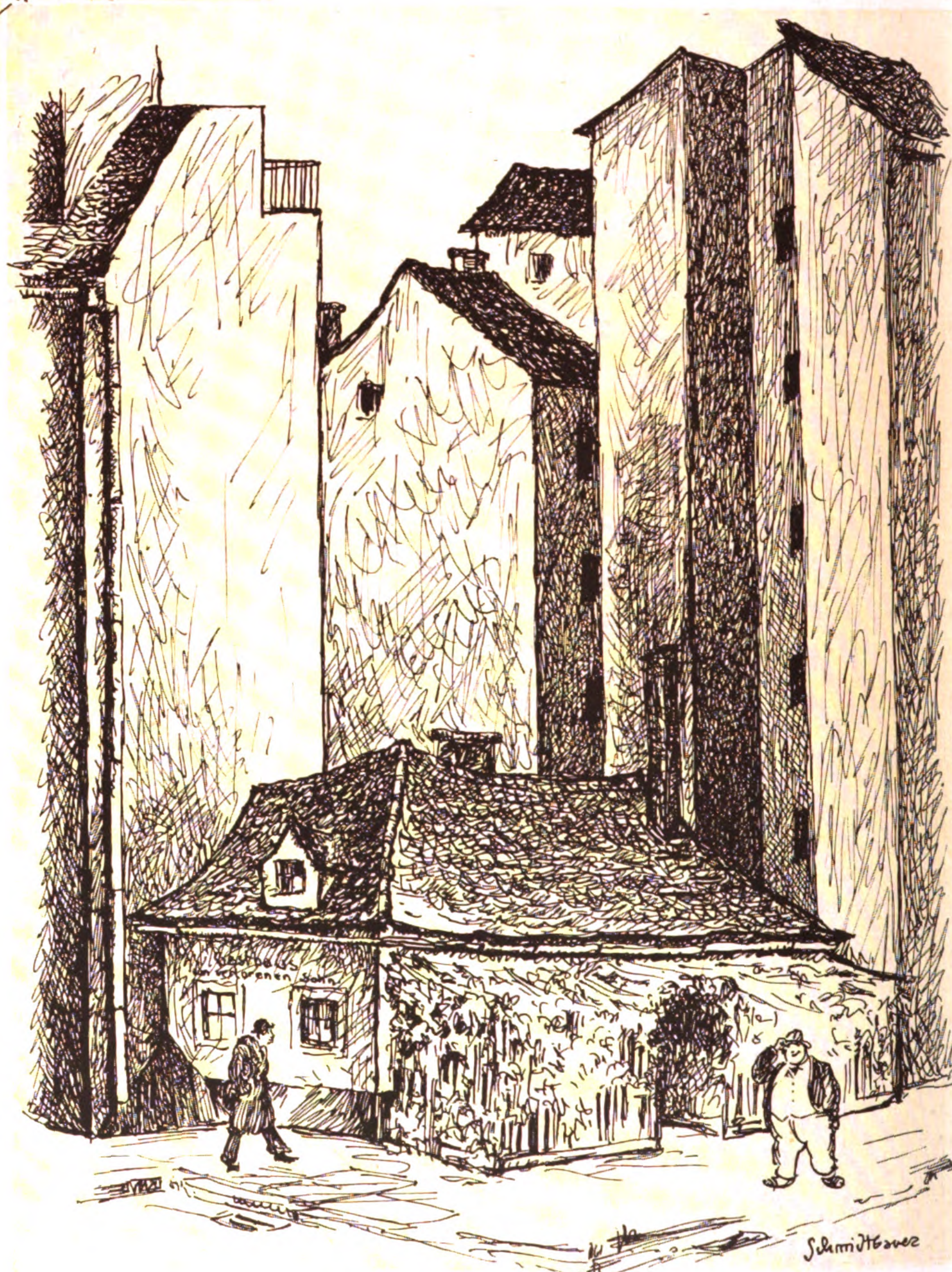
ZEICHNUNGEN
VON PAUL SCHMIDTBAUER



„Straße, ich merk' es wohl,
du bist berauscht!"



Zwischen Hell und Dunkel.



Das Gasthaus zum verlorenen Sohn.



LASST UNS SCHMAUSEN UND FRÖHLICH SEIN!

RADIERUNG VON KURT SCHEIBE

Die Drei auf Lüttjebüll

Eine Sommergeschichte von Erich Karl Schmidt

Das Festland wird schmal, die winkenden Freunde verlieren Gesicht und Gestalt, ein breiter Wind spannt das Segel straff. Martin und Gabriele steuern auf schneidendem Kiel nach Lüttjebüll.

Lüttjebüll ist ein Eiland, das dem Fischer Klaus Petersen und seiner Frau Kathrina gehört, alter Familienbesitz. Ein runder Bart geht um des Fischers Kinn, von Ohr zu Ohr. Darinnen ruht sein immer lächelnder, schweigsamer Mund.

Die Insel war ungetauft, bis Martin sie entdeckte. Petersen ließ den neuen Namen wie eine Schicksalsfügung über sich ergehen. Knorrig gleich den Weiden, die rechts und links an den Giebeln ragen, stand er vor seinem Häuschen, dessen Dach bis fast zur Erde geht. Er hielt die Pfeife wagerecht zwischen den Zähnen, und Kathrinas Schürze wehte zur Seite wie eine blaue Fahne. Es war im vergangenen Jahr, als Martin Abschied nahm.

Nun kommt er wieder, Gabriele an Bord...

Die glasgrünen Wellen flimmern, schmale Säume von Schaum auf den Kanten. Die Sonne brennt, im Schatten des Segels zieht Gabriele die seidene Stadtkleidung aus, ihre Schuhe, die Strümpfe und schlüpft in das lichtgelbe Badetrikot.

Aus schmalen Augen blickt Martin sie an.

„Du bist viel zu weiß für Lüttjebüll, Gabriele. Dort werden nur braune Frauen geduldet!“

„Hab' Nachsicht mit mir, ich will mich von allen Seiten rösten lassen“, sagt Gabriele und balanciert, Brot in der Hand, zum Heck des Seglers, hinter dem ein Schwarm von Möwen folgt. Sie kreischen, die Flügel klappen, ihre gierigen Schnäbel fangen die Krumen im Fluge auf. Zuweilen, wenn ein Brocken fällt, schießen sie steil auf die Wellen.

Ein erregendes Spiel. Für Gabriele erregend, weil sie jedes Brotstück einer bestimmten Möwe entgegenwirft und allemal eine andere es wegschnappt. Für Martin, weil er, gebannt auf die blanke Haut der tänzerisch bewegten Beine blickend, den Kurs zu verlieren droht. Und gleichzeitig fürchtet, daß Gabriele mit ihren schwingenden Gebärden vom Bootsrand kippt.

Am Himmel wandert dünnes Sommergewölk, das kaum Schatten wirft. Dunkle Segel stehen gegen den Horizont geneigt. Martin hört nichts als das Geräusch des wasserschneidenden Bugs, das Möwengekreisch und zuweilen Gabrieles mädchenhellen Schrei. Sein Gesicht ist noch blaß, aber er macht schmale Seemannsaugen und fühlt, wie die entblößten Muskeln der Arme sich spannen. Jeder Atemzug bedeutet Glück.

Nun wendet Gabriele sich um, das Gesicht in dunklerem Rot.

„Die Möwen sind satt. Aber ich habe Hunger, die Meerluft macht Appetit. Und Durst. Meine Lippen sind salzig.“

„Möwen sind immer hungrig, daß du es weißt. Aber du kannst wohl beginnen. Nur muß ich vorher fühlen, ob dein Mund wirklich schon salzig schmeckt.“

Gabriele hockt zwischen seinen Knien. Endlich macht sie sich frei und dreht sein Handgelenk zurecht.

„Mittag ist ja längst vorbei“, sagt sie, mit einem Blick auf seine Uhr. „In einer halben Stunde essen wir.“ Sie entschlüpft in die Kombüse.

Martin hört verwehte Küchengeräusche, Topfgeklirr, einen singenden Sopran. Zuweilen taucht Gabrieles brauner Pagenkopf aus der kleinen Tür. Die Augen lächelnd zu ihm gewandt.

Ach, Freiheit, denkt Martin, Entbundenheit von allen Pflichten. Erregender Atem des Meeres. Und eine Frau wie Gabriele als lieblicher Genoß. Der Beruf liegt hinter ihm so fern wie das Festland.

Er saugt an seiner Zigarette. Sie brennt schräg ab. Von seinen tiefen Zügen gleicherweise wie vom Wind verzehrt. Noch steigt kein Eiland rings aus den Fluten. Aber Lüttjebüll taucht vor seiner Seele auf, lila umleuchtet wie die Insel Orplid. Er sieht Petersens kleines Haus. Alle Wände sind von den Winden schiefgedrückt. Die zwei Weidenbäume von Lüttjebüll rauschen verlockend über die Flut hinweg. Ihre Schatten werfen ein Traumgeflecht über den, der weltmüde sich unter sie breitet. Und ein Zimmer ist in Petersens Haus. Winzig wie eine Muschel und rosig wie sie. Nächtlicherweile kommen die Sterne bis dicht an das Fensterquadrat...

Gabriele trägt — und nun ist sie hochrot — ein zierlich gedecktes Tischchen heran. Der Duft gebräunter Butter weht vor ihr her.

„Nun?“

Der Stolz über ihre erste Hausfrauentat leuchtet fordernd aus ihren Augen.

Martin sagt nichts als ein „Ah“, er braucht keinen Finger zu rühren. Jeder Bissen wird ihm in den Mund gesteckt. Sie trinken goldenen Wein aus dem gleichen Glas.

Schon ist das Tischchen wieder verschwunden. Gabriele liegt auf einer Matte, ein Knie hochgestellt. Sie führt die Zigarette genießerisch an die Lippen. Zuweilen macht sie ein Auge auf, sie ist zu träge, um beide zu öffnen. Ihre Haare hangen verwirrt über den Rand eines bunten Kissens. Wenn ein tiefer Windstoß sie faßt, steigt eine Strähne senkrecht empor.

„Wo ist dein Lüttjebüll?“ fragt sie schläfrig. „Vielleicht haben die Winde des Winters es fortgeweht. Oder in die Tiefe gedrückt. Nein?“

Martin blickt vorwärts und sagt:

„Lüttjebüll steht mindestens noch tausend Jahre. Seine Küste ist steil und hart wie Granit. Daran werden Wind und Wellen stumpf. Es hat eine schmale Bucht, in die schräge Grasnarben grün hineinhangen. Dort werden wir landen. Heute und noch oft. Dort werden unsere Kinder und Kindeskinder noch hinaufsteigen, und Petersens Nachfahren werden ihnen die harten braunen Hände grüßend und helfend entgegenhalten... Ich bemerke da etwas am Horizont, das könnte schon Lüttjebüll sein. Willst du es sehen? Hier hast du das Glas."

Aber Gabriele ist eingeschlafen. Martin beugt sich und nimmt ihr sachte die halbe Zigarette aus der Hand. Er sieht ihre kindhaft gleichmäßigen Atemzüge, er sieht, wie die Haut sich dunkler färbt. Und deckt ihr Seidentuch über sie.

Gabriele rollt hin und her, sie schlägt die Augen geblendet auf, sie hat sich ganz und gar in das Tuch verwickelt.

Nun steht sie auf den Zehen, groß, gereckt, die Arme im Nacken. Gähnt und ist tatenlustig.

„Im Traume war ich eben am Meeresgrunde, beim Fischkönig mit den goldenen Augen. In seinem grünen Algenpalast. Da will ich jetzt wirklich hin, nein, nicht so tief. Aber ich muß baden. Wir haben ja eine richtige Flaute", sagt sie zum faltigen Segel hinauf.

„Das dauert nicht länger als fünf Minuten", erwidert Martin sachkundig und blickt über den Bug, wo die Wellen sich wieder kräftiger bewegen. „Also schnell!" Er wirft ein Tau über Bord, sieht sich nach dem Rettungsring um. Obwohl er weiß, wie gut Gabriele schwimmen kann.

Jauchzend springt sie ab, verschwindet, schon taucht die gelbe Kappe wieder auf, die übermütigen Augen lachen ihm zu.

Wenn sie jetzt für immer versänke, denkt Martin quälerisch. Er ließe das Boot kentern und stürbe mit ihr.

„Nimm das Tau!" schreit er hinab, als sie zurückbleibt. Eine Welle trägt Gabriele empor.

Sie ruft etwas, das er nicht versteht, aber er sieht, wie das Boot sie rascher vorwärts zieht.

Martin winkt, doch sie schüttelt mutwillig das feuchte Gesicht. Da holt er das Tau herein, und nun hat es Gabriele sehr eilig, über Bord zu klettern.

„Eine abscheuliche Qualle kam mir entgegen", sagt sie und schüttelt sich. Ein Kuchen aus Gallert, so groß! Du hast mich errettet!"

Sie küßt ihn, er spürt das Salz des tiefen Meeres, er sieht die lebendige Plastik ihres Körpers lang auf die Matte gestreckt. Die Feuchte verdampft, die Tropfen zerrinnen, der Leib wird blank wie zuvor.

„Jetzt kannst du Lüttjebüll mit bloßem Auge sehen", sagt er, und Gabriele kniet neben ihm auf der Bank. „Den Strohgiebel, die Weiden. Ich glaube fast, ich sehe Petersen und seine Kathrina."

Der Wind drückt wieder straff, als wolle er die Flaute einholen. Gestalten bewegen sich am Ufer. Sind es zwei oder drei? Der dunkle Schnitt der kleinen Bucht wird erkennbar. Martin beginnt kunstgerecht zu kreuzen, während Gabriele, immer unter das umherschnellende Segel geduckt, in ihre Stadtkleidung schlüpft. Sie will schön sein und die herben Fischer sofort für sich gewinnen.

Das Segel sinkt wie ein weißes Frauengewand. Mit verebbendem Schwunge gleitet das Boot durch die Enge, ein Tau fällt an Land, braune Hände greifen hilfreich hinab, die treuen Fischeraugen glänzen, doch die Zähne Petersens, die die Pfeife halten, lassen nur ein karges Wort des Willkommens durch ihr Gehege. Dafür betrachtet Kathrina sehr scharf das feine Gewand der Stadtfrau.

Lüttjebüll ist wieder erreicht.

*

Ja, es ist noch das alte Lüttjebüll, die kleine trotzige Insel, mit den Granitkanten, dem Häuschen, windgeduckt, den knorrig verzweigten Weiden und dem hohen wehenden Gras. Im Hofe siehst du den Brunnen, verwittert sind seine Wände, und auf seinem Deckel steht, wie immer, der Eimer aus Zink.

Von ferne brüllt die Kuh, als ahne sie die neuen Gäste, nur Nell ist nirgends zu sehen. Wo steckt Nell, der schwarze, zottige Hund? Er hält sich am anderen Ende von Lüttjebüll auf, wo die Küste sich senkt, wo Petersens Boot verankert liegt.

„Da wären wir nun also", sagt Martin, noch zwischen den Koffern; er dehnt sich wie nach einem schönen Traum. „Hat sich bei euch nichts verändert? War der Winter sehr hart, und wie geht es dem Sohn in Amerika?"

Durch die Stürme des Winters wurde das Dach beschädigt, aber nun regnet es nicht mehr herein. Und der Junge hat drüben geheiratet, sie würden bald einen Enkel schaukeln.

Gabriele hört, wie sehr Martin hier zu Hause ist, sie schlendert umher und ergreift von der Insel Besitz. Sie blickt in den Stall, sie ruft die Hühner heran, sie wirft einen komischen Blick auf das Häuschen am Fliedergebüsch.

Die beiden Alten sind schweigsam, weiß Gott, redselig waren sie nie. Doch werden sie irgendwie bedrückt, von stillem Kummer verfolgt?

Martin nimmt den einen Koffer, den anderen trägt Petersen in seiner braunen Faust. Vor der Tür des Häuschens weiten sich Martins Augen, er blickt auf den Tisch und lacht begeistert auf: ein Buch liegt da, der Umschlag ist gelb, und der Meereswind blättert flüchtig in den Seiten.

„Mutter Petersen, seid Ihr der Bibel untreu geworden, beginnt Ihr, Romane zu lesen?"

Der Alte verschwindet, schneller, als es seiner Art entspricht, in der Tür, die freie Hand kratzend am Nacken. Kathrina wird rot, ja, die grauhaarige Frau errötet wie eine Deern, als sie verlegen sagt:

„Das da gehört einem Dänen, einem Injenier. Er kam eines Tages mit dem Postboot, stieg aus und wollte nicht mehr fort. Da haben wir ihm unser Zimmer gegeben und schlafen nun im Heu. Aber es ist ein feiner Mann, auch wenn er bloß ein büschen Deutsch versteht... Und nun will ich schnell den Kaffee machen!"

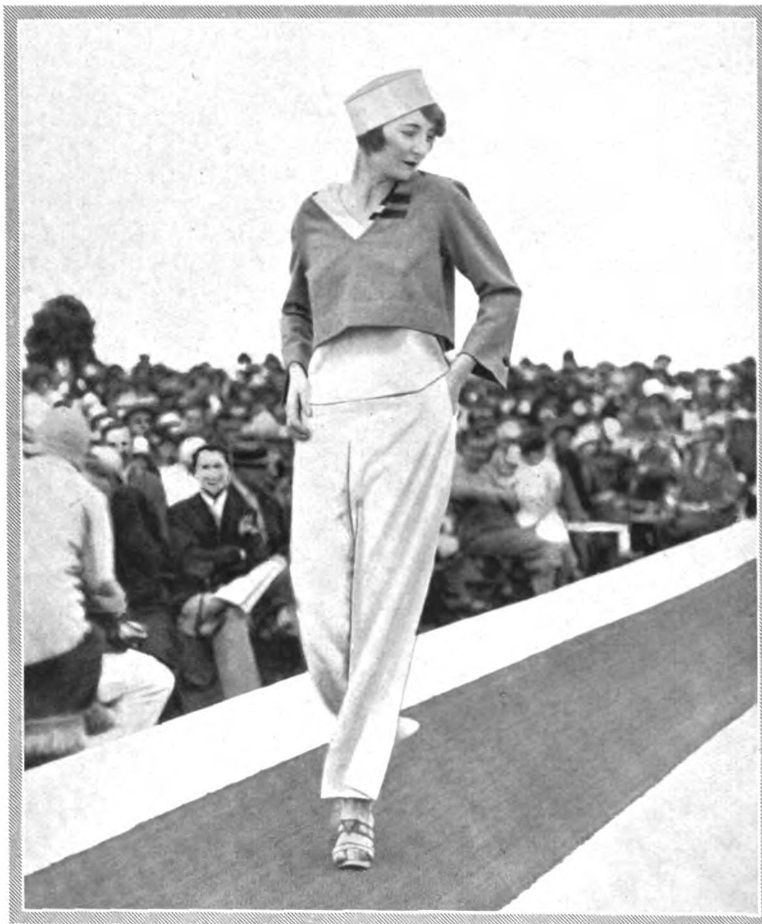
Kathrina folgt ihrem Mann, sie nimmt den Koffer mit, flink ist noch immer die alte Kathrina. Gabriele, die näher kam, als Martin laut lachte, sieht, daß er nun die Lippen enttäuscht verzieht. Aber ihr scheint die Neuigkeit nur sehr interessant.

„Darum waren die Alten so stumm", sagt Martin bedrückt, und der Schimmer Orplids verblaßt. „Ja, das verlockende Geld."

„Wie kannst du es armen Fischern verübeln, daß sie sich den Verdienst nicht entgehen ließen?" meint Gabriele, „und vielleicht ist es ein rücksichtsvoller, sympathischer Mensch, wir müssen ihn erst sehen."



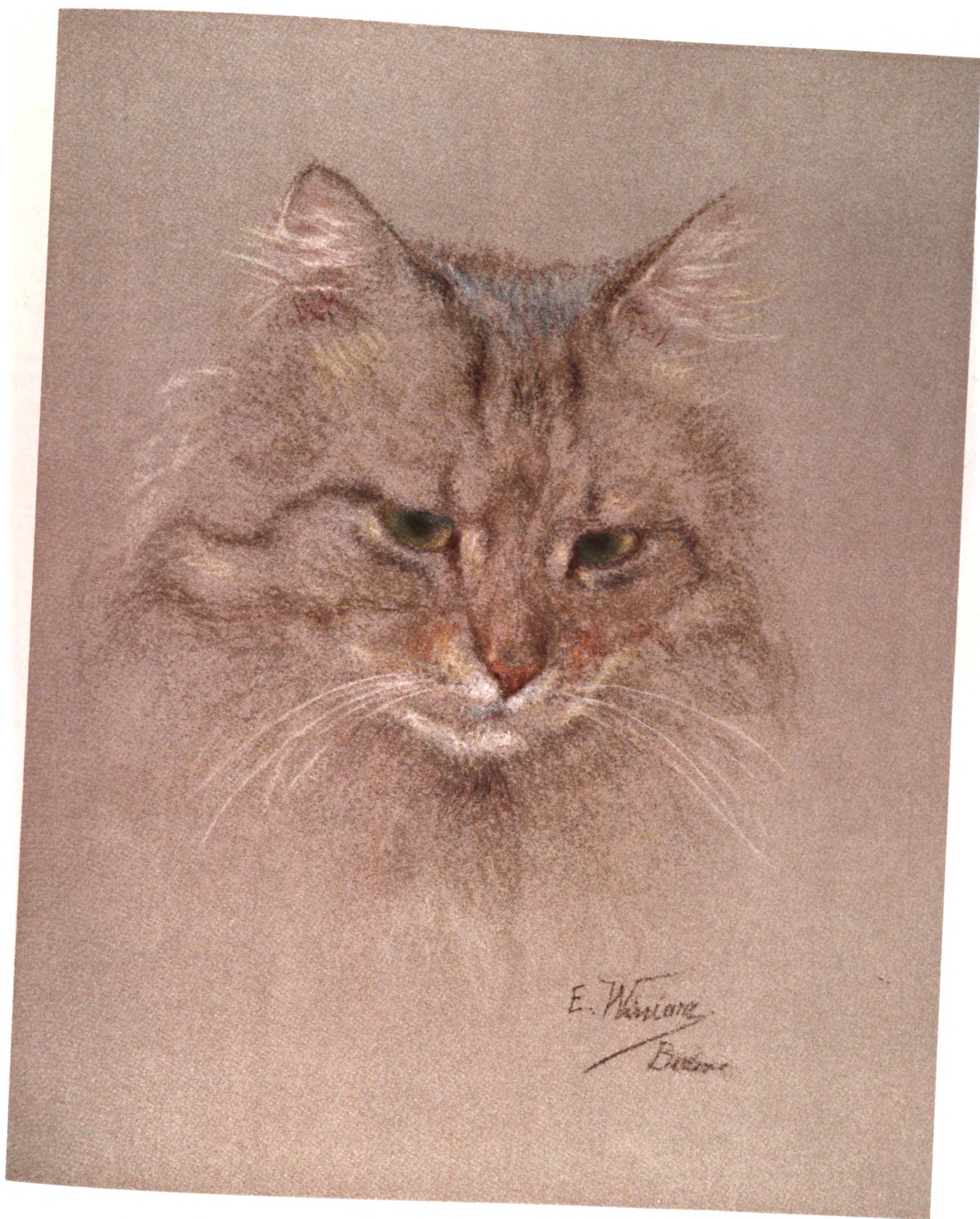
Bei kühlem Wetter trägt die elegante Frau über der weißen Strandhose Pullover und dunkle Jacke oder Weste. Modelle: Worth.



Fescher Strandanzug, bestehend aus langer weißer Leinenhose, ebensolcher Bluse und dunkelfarbigem Bolerojäckchen. Modell: Poiret, Paris.

NEUE STRANDKOSTÜME VOM FEST DER „ELEGANTEN DAMENMODE AM STRAND" IN DEAUVILLE AM 14. JULI

In Deauville hat die große Saison begonnen. Rauschende Feste, Schönheitskonkurrenzen und sonstige Überraschungen lösen einander ab. Einen Glanzpunkt bildete die Prämiierung der elegantesten Strandkostüme, von denen wir einige originelle Modelle zeigen.



KATZENSTUDIE

PASTELL VON E. WINIARZ

Martin, von vornherein eifersüchtig, aus hohen Erwartungen herabgezerrt, verspürt ein kleines Zankbedürfnis. Obwohl ihn der Titel des Romans ein wenig milder stimmt — es ist „Niels Lyhne" von Jens Peter Jacobsen — sagt er spitz:

„Vielleicht hast du schon Verlangen nach fremder Bewunderung. Du scheinst nicht im geringsten enttäuscht zu sein."

„Ich nehme die Tatsache hin", erwidert Gabriele friedfertig. „Und ich muß ja nicht jedem gefallen. Vielleicht bleibt der ‚Injenier' auch nur für kurze Zeit. Dann ist es hinterher um so schöner... Ganz allein mit dir, du Misanthrop."

Sie streichelt zärtlich seine Wange, sie fühlt, wie Martin milder wird.

Als sie ihr Zimmer betreten, die rosige Tünche der Wände sehen, das aufgetakelte Miniaturschiff, das an der Decke hängt, wird auch Martin ganz friedlich. Die weißen Gardinen bauschen sich. Rote Blumen stehen auf dem Fensterbrett und blaue auf der bunten Decke des Tisches. Wie viele Erinnerungen! Wie viele schöne Stunden! Und welche einsamen Träume durchflogen hier im vergangenen Sommer sein Herz. Die Betten stehen an verschiedenen Wänden, aber von beiden sieht man die unendliche Bläue des Meeres.

Gabriele hängt in Martins Arm, die Augen geschlossen, vibrierend vor Glück, als Frau Kathrina zum Kaffee ruft. Sie klappert auf ihren Holzschuhen eilig über die Steinfliesen des Flurs, man spürt den Duft durch die Ritzen der Tür.

„Geh voraus", sagt Gabriele, „ich komme im Augenblick nach." Sie packt schnell ihren Koffer aus und wechselt das Kleid. Martin, schon ungeduldig, blickt durch das Fenster, gerade, als der geblümte Rand sich über die Knie senkt. Ihm gefällt dieses weiße, ärmellose Voilekleid sehr, Gabriele sieht darin wie ein Backfisch aus. Aber muß sie sich heute noch umziehen? Treiben sie hinterhältige Gedanken an? Will sie etwa dem verteufelten Dänen gefallen?

Schon steht Gabriele neben ihm und gießt den Kaffee ein; sie streicht die würzige Butter dick auf das grobe, frisch gebackene Brot. Die Sonne sinkt im Westen herab, die Wellen schlagen hart an den Stein, in der Bucht wiegt sich der Mast ihres Bootes rhythmisch hin und her. Drei Möwen kreuzen kreischend gegen den lauen Abendwind. Es sind friedliche Minuten, erfüllt von Andacht. Man hört die Blätter der Weiden an den Giebeln rascheln, Petersen irgendwo hinter dem Hause seine Sense dengeln.

Nell springt bellend in den Frieden hinein, Martin fährt auf: „Nell, alter Kerl, kennst du mich noch? Das ist Gabriele, sei still!"

Ja, der Hund erkennt Martin wieder, er springt an ihm hoch. Aber obwohl er freundlich wedelt, blickt er unruhig rückwärts, und auf einen Pfiff hin jagt er wie toll hinters Haus.

Nackte Sohlen tapsen um die Ecke, straff und steil naht eine braune Gestalt. Der Däne kommt vom Nachmittagsbad, eine schmale Hose verhüllt seine Körpermitte; über dem Arm hängt das Frottiertuch und eine Shagpfeife zwischen den Zähnen. Sie fesseln das Auge zuerst, weil sie so grell aus dem schnittigen dunklen Antlitz leuchten.

Unbefangen, wie ein Indianer, tritt er an den Tisch, nennt seinen Namen und schüttelt Gabriele und Martin die Hände.

„Schön hier", sagt er dabei, „das Wasser warm. Bade Sommer und Winter. Schwimmen größtes Vergnügen der Welt!"

Er wirft das Badetuch auf die Bank, die, jenseits des Hauseingangs, unter dem Fenster seines Zimmers steht.

Frau Petersen bringt ihm Kaffee und Brot, Martin und Gabriele hören ihn genußvoll in langen Zügen trinken. Sie sind schweigsam, Martin zieht die Brauen zusammen, weil Gabriele seitwärts blickt.

„Kann er sich nicht etwas anziehen", sagt Martin flüsternd, „nein, er muß paradieren! Und das in Gegenwart einer Dame!"

„Ich hatte mir alle Dänen blond vorgestellt", sagt Gabriele leise, „man würde ihn jedoch eher für einen Italiener halten. Er gibt sich so natürlich wie ein großes Kind. Warum soll er unsertwegen von seinen Gewohnheiten abweichen? Wir wollen doch gleichfalls tun, was wir wollen."

„Naturburschen gefallen euch Frauen immer", sagt Martin mit unterdrücktem Ärger. Er ist böse, weil Nell, der Ungetreue, sich von dem Ingenieur füttern läßt. Große Bissen schnappt er unermüdlich im Schwunge.

„Niels Lyhne" ist wundervolles Buch. Habe kleine Bibliothek mitgebracht. Auch deutsche Bucher."

„Bücher", verbessert Gabriele und lacht hell.

„Bücher", sagt der Däne, gehorsam wie ein Schulknabe.

Nun setzt sich auch Martin so, daß er den Fremden beobachten kann. Er sieht den ausdrucksvollen Kopf; alle Linien — das Kinn, die Augen, der Mund — sind scharf wie bei Plakatbildern gezogen. Das Profil wirkt metallisch, gleich einem bronzenen Relief. Zuweilen, während sein Blick geruhig die Zeilen durchwandert, fährt die Hand durch den schwarzen Busch der Haare, die an den Schläfen immer wieder sich neigen.

„Hamburg ist wunderbare Stadt!" ruft er plötzlich herüber. „Beinahe so schön wie Kobenhavn!"

„Sie reisen wohl viel?" fragt Gabriele nach einer Weile, da Martin schweigt.

„Will von den Deutschen lernen. Fahre im Jahr, das kommen wird, nach Amerika."

„Bleiben Sie lange auf dieser Insel?" fragt nun Martin mit gleichgültiger Stimme.

„Oh, ganzes Sommer, wenn geht!"

„Großartig!" ruft Martin begeistert. Die Frage, die ihn am meisten interessierte, ist zu seiner vollsten Zufriedenheit beantwortet. Er wirft dem Hund ein tüchtiges Brotstück vor die Füße.

Der Ingenieur klappt sein Buch zusammen und steht auf. Er scheint einen Kopf höher als Martin. Gabriele sieht ihn im Eingang des Hauses verschwinden. Seine Schultern sind fast doppelt so breit wie die Hüften. Er schreitet wie ein Raubtier, federnd, mit großen Schritten.

„Willst du mir nicht auch die Rückseite von Lüttjebüll zeigen?" fragt Gabriele mit zärtlichster Stimme.

„Du mußt einen Schal mitnehmen, es wird bald kühl. Nein, warte, ich will ihn dir holen."

Gabriele weiß genau, warum er sie nicht selbst ins Haus gehen läßt. Sie kniet auf der Bank und sieht, wie er unter ihren Sachen wühlt. Endlich wirft er ihr den Schal zum Fenster heraus; sie ergreift seinen Kopf und gibt ihm einen unhörbaren Kuß.

Arm in Arm gehen sie den Wiesenweg entlang. An Petersen vorbei, der schuldbewußt auf seine Sense einhämmert. Die Kuh glotzt ihnen friedlich in die Augen. Die Gräser biegen sich unterm Abendwind.

Zwischen zwei niedrigen Klippen, die einen schmalen Streifen schrägen Sandstrandes frei lassen, sagt Martin:

„Hier kann man am besten baden — wenn der Platz nicht gerade besetzt ist! Dort, wo die Küste steiler wird, muß man schon ein paar Meter tief springen, wie du siehst."

„Morgen früh geht's da im Hechtsprung hinein!" ruft Gabriele begeistert. „Es ist ja so schön auf Lüttjebüll. Nur mußt du friedlich sein. Wir finden hier genug Stellen, wo uns der Däne nicht stört!"

„Ja", sagt Martin nach einer kurzen Wanderung, „und das ist mein Lieblingsplatz. Zwischen diesen Schroffen, wo man ganz abgeschieden sitzt."

Sie lassen sich auf den noch sonnenwarmen Steinen nieder. Petersens Boot wiegt sich schwarz und träge auf den Wellen. Genau vor ihnen taucht die Sonne karminrot in die haarfeine Linie des Horizonts. Die Wellen murmeln zu ihren Füßen, manchmal spritzen rosige Tropfen empor. Eine Möwe fliegt dunkel in das Abendrot hinein, bis die Ferne ihre Spur verschluckt.

Als sie zurückwandern, ist die Kuh schon abgeholt, die Mondsichel schneidet eine silberne Kurve in das eindunkelnde Blau. Man ahnt bereits den ersten Stern.

(Schluß folgt.)

MEINUNGEN EINER KATZE

VON KAREL ČAPEK

Das hier ist mein Mensch. Ich fürchte ihn nicht.

Er ist sehr mächtig, denn er weiß viel, er ist der Allfressende. Was frißt du? Gib mir!

Er ist nicht schön, denn er hat kein Fell. Da er nicht genügend Speichel hat, muß er sich mit Wasser waschen. Er miaut rauh und übermäßig viel. Manchmal schnurrt er aus dem Schlaf.

Öffne mir die Tür!

Ich weiß nicht, warum er der Herr geworden ist, vielleicht hat er etwas Erlauchtes aufgefressen.

In meinen Zimmern bewahrt er Sauberkeit.

Er nimmt eine schwarze scharfe Klaue in die Pfote und sticht damit in weiße Blätter. Anders weiß er nicht zu spielen. Er schläft in der Nacht statt bei Tage, sieht nicht im Dunkeln, hat keinerlei Wollüste. Nie denkt er an Blut, nie träumt er von Jagd und Kampf, nie singt er vor Liebe.

Oft des Nachts, wenn ich geheimnisvolle und zauberhafte Stimmen höre, wenn ich sehe, wie alles im Finstern sich belebt, sitzt er beim Tisch mit gesenktem Kopf und kratzt und kratzt immerzu mit seiner schwarzen Klaue in die weißen Blätter. Glaube nicht, daß ich mich um dich kümmere. Ich höre nur das stille Kritzeln deiner Kralle. Manchmal verstummt das Kritzeln. Der arme stumpfe Kopf weiß nicht mehr, wie er spielen soll, und da tut er mir leid, und ich beliebe mich zu nähern und miaue leise und in süßer und quälender Verstimmung. Da hebt mich denn der Mensch empor und taucht in mein Fell sein warmes Gesicht. In diesem Augenblick erwacht in ihm für eine Weile ein Schimmer höheren Lebens, und er seufzt vor Behagen und schnurrt etwas, das schier verständlich ist.

Glaube aber ja nicht, daß ich mich um dich kümmere! Du hast mich erwärmt, und nun gehe ich wieder den schwarzen Stimmen lauschen.

(Deutsch von Otto Pick.)

Hochsommer-COMPLETS



Duftiges Sommerabendkleid aus bedrucktem Gazechiffon mit originellen seitlichen Glockenteilen, getragen von der Wiener Schauspielerin Trude Brionne. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.



Complet, bestehend aus goldgelber Spitzenkasacke mit angesetztem Glockenrock und Überwurf aus schwarzem Georgette. Dazu großer gebogener Roßhaarhut. Trägerin: Melly Berehinak. Modell: Schostal & Ladrer, Wien.







Leichter weicher Gazechiffon gab das Material zu diesem eleganten Abendcomplet. Dazu trägt die Schauspielerin Trude Brionne einen großen gelben Exotennetzhut. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Die Tennismeisterin Siddy Aidinyan in feschem, blau-weiß geblümtem Hochsommercomplet und goldgelbem Roßhaarhut mit passender Schleife. Modell: Schostal & Ladrer, Wien.

Nebenstehend: Wundervolles hellrosa Crêpe-de-Chine-Complet mit interessantem Rückenarrangement und Plisseevolants. Fesch wirkt dazu der große Roßhaar-Spitzenhut. Modell Kuschnitzky & Gerstl.

Alle Hutmodelle: Johanna Löw, Wien. — Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.
Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Frau mit Mädchen des Zipser Unterlandes in Volkstracht.

800 JAHRE DEUTSCHTUM IN DER ZIPS

Das Zipser Deutschtum ist nur sehr wenig bekannt geworden. Im Gegensatz zu den Siebenbürger Sachsen und den Schwaben im Banat blieb die deutsche Sprachinsel im Zipser Gau eine fast unbekannte Welt. Erst durch die 800-Jahrfeier der ersten Besiedlung ward die Aufmerksamkeit breiterer Kreise auf dieses deutsche Land am Fuße der Karpathen gelenkt.

Allen Fährnissen zum Trotz hat sich das Deutschtum der Zips nicht bloß behauptet, sondern auch zu einem Kulturmittelpunkt entwickelt, der vorbildlich wurde für unser gesamtes Auslandsdeutschtum! — Eine Fruchtaue, in Sonnenglanz gebadet, ist das Zipser Land. Hoheitsvoll eingefaßt von den Felsenriesen der Hohen Tatra auf der einen Seite, von den Waldkuppen und verschwiegenen Tälern des Zipser Erzgebirges und der Niederen Tatra andererseits. Dort die majestätische Erhabenheit einer unberührt-hehren Alpenwelt, drüben im Zipser Bergland uralte Bergstädtchen von anheimelnder Schönheit und ein Kranz von waldstillen Bädern in weitem Umkreis. Für den Wanderer, der Sinn und Herz hat auch für das Schaffen und Wirken unserer Auslandspioniere, öffnet sich hier ein Buch mit tausend bunten Bildern: Karpathenromantik von ergreifender Wucht in der Tatra, am berühmten Dunajecdurchbruch mit seiner prickelnden Floßfahrt durch die felsenumdräuten Stromschnellen, liebliche Idylle und eine weiche Romantik in den Talgründen und auf den Waldbergen des Erzgebirges und ein Glanzstück der Natur: die Rieseneishöhle mit ihren unterirdischen Gletschergewölben, hoch über dem treudeutschen Bergstädtchen Dobschau, dem „eisenreichen“. Hans Gebler, Dresden.



Der galeriengeschmückte Hof der Sparkasse in Leutschau.

DIE SEHERIN VON PREVORST

ZU IHREM HUNDERTJÄHRIGEN TODESTAGE AM 5. AUGUST



Friederike Hauffe, die Seherin von Prevorst.
† vor 100 Jahren am 5. August. (Phot. H. Sting, Tübingen.)

Von dem romantischen, hochgelegenen Friedhof in Löwenstein in Württemberg leuchtet ein hohes goldenes Kreuz weit in die Lande hinein: es ist das Grabmal der „Seherin von Prevorst“, die am 5. August 1829 in Löwenstein ihr junges denkwürdiges Leben abschloß. Justinus Kerner, dem berühmten Arzte und feinsinnigen Dichter, ist es zu danken, daß der Nachwelt in seinem Buche „Die Seherin von Prevorst“ ein umfassendes Bild dieses Lebens erhalten ist. Sie war ein Phänomen, diese einzigartige Somnambule, die eigentlich nur vom Standpunkte der wiederholten Erdenleben erklärt und erfaßt werden könnte, durch all das, was sie schon mit in das Dasein hineinbrachte. Sie wurde geboren 1801 als Tochter eines Revierförsters im Gebirgsdorfe Prevorst (Württemberg). Die kleine Friederike Wanner war ein gesundes, aber äußerst sensitives Kind, auf deren Entwicklung Anstrengungen und Sorgen in der Kindheit sehr einwirkten und eine Verfeinerung des Innenlebens hervorriefen mit seelischem Schauen und prophetischen Gesichten, in zeitweiligen Zuständen eines natürlichen Somnambulismus. Oft, wenn sie als Kind mit ihrem Großvater Schmidgall in Löwenstein im Walde spazierenging, überkam sie plötzlich ein Schütteln und Frieren, ebenso in Kirchen und auch im Schloß Löwenstein in einem Zimmer, das sie nicht wieder betreten wollte, und unter dem sich später ein Skelett fand. Sie fühlte die Orte, unter denen Gebeine ruhten. Durch Träume und Gesichte sah sie zukünftige Ereignisse voraus, sie lebte mehr mit Seele und Geist als mit dem Körper, ja, man möchte sagen „außer dem Körper“. Mit 19 Jahren heiratete sie einen jungen Kaufmann Hauffe in Kürnbach, mit dem sie in glücklicher Ehe lebte, und dem sie zwei Kinder schenkte, von denen eins früh verstarb. Auch mit ihren Eltern und

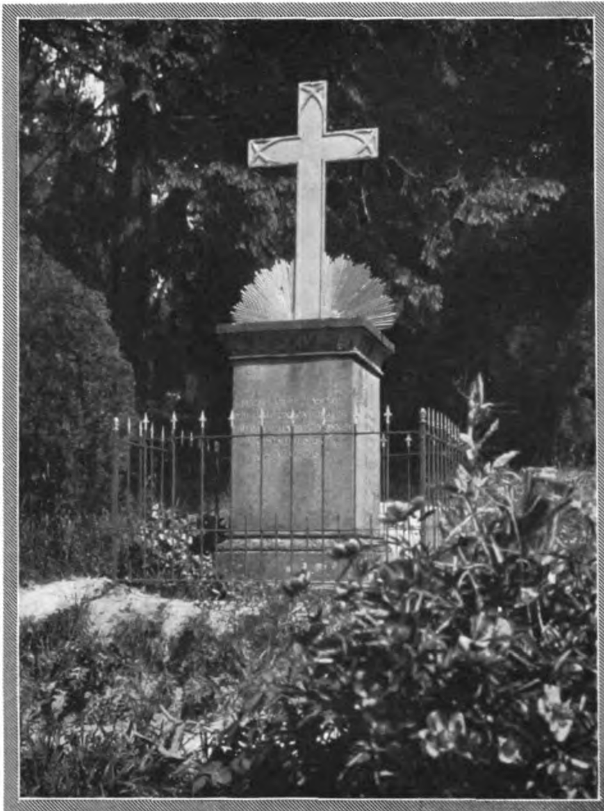


Das Sterbehaus der Seherin von Prevorst in Löwenstein (Württemberg). Das Fenster über der Tür (vorn) führt zu dem Sterbezimmer. (Phot. E. K. v. Bolth.)

mit ihren Geschwistern verband sie ein überaus liebevolles Verhältnis. Und doch konnten die Menschen ihre Umgebung sich keine Vorstellung machen von der außergewöhnlichen Organisation der Seherin, wie alles auf ihr Empfindungsleben einwirkte, jedes Metall — bis auf einen Nagel, der im Zimmer eingeschlagen war — jeder Stein, jede Blume und Pflanze und vor allem die Menschen und Tiere. Sie sah im rechten Auge ihrer Mitmenschen noch ein geistiges Wesen, eine Art Schutzgeist, hinter ihnen stehen, im linken Auge sah sie die Krankheiten der Betreffenden, ohne von ihnen zu wissen. Wie andere unter Menschen, lebte sie unter Geistern; die Seelen Verstorbener erschienen ihr und baten um ihre Fürbitte, wenn eine Schuld auf Erden sie keine Ruhe im Jenseits finden ließ. Sie verwies sie dann an Christus, mit dem sie sich verbinden müßten, um ihre Seele zu läutern; sie half ihnen durch Gebete, so daß sie nach einiger Zeit dankbar von ihr Abschied nahmen. Sie war fromm und wahrhaftig, ländlich einfach und hatte körperlich und seelisch unendlich zu leiden durch ihr Sehertum. Ein besonderes geistiges Erlebnis bei der Beerdigung ihres alten, von ihr sehr geschätzten Geistlichen führte zu sieben Jahren Krankheit, in denen somnambuler Zustand, Krämpfe, Zweites Gesicht und ständiges Erscheinen guter und böser Geister ihre Kräfte aufzehrten.

Ein großer Segen ging von ihr dadurch aus, daß sie mit ihrem Hellsehen Krankheiten heilte; im Kernerhaus in Weinsberg steht heute noch die Elektrisiermaschine, die nach ihren Angaben hergestellt wurde, deren Benutzung erst eine viel spätere Zeit brachte. Auch befinden sich daselbst die Zeichnungen von ihrer Hand der „Sieben Sonnenkreise“ geheimer Zahlen und Buchstaben, die an alte Mysterienweisheit erinnern, und heilende Sprüche in ihrer besonderen Sprache, die sie als „Ursprache der Menschheit“ bezeichnete. Alle diese merkwürdigen Erlebnisse veranlaßten einen großen Zudrang zu ihr, führten aber auch zu vielen Mißverständnissen und Verleumdungen.

So trat auch der damals als Arzt und Seelenforscher in hohem Ruf stehende Justinus Kerner zuerst mit Vorsicht und Mißtrauen an sie heran, als sie zwei Jahre vor ihrem Tode, 26jährig, in sein Haus nach Weinsberg zur Behandlung gebracht wurde. Dieses überaus gastfreie Haus, das auch fürstliche Persönlichkeiten am Tisch sah, beseelte die originelle Persönlichkeit des Dichters, der in aufopfernder Hingabe seinen Beruf als Arzt ausübte, mit fröhlichem Humor und warmem Herzen.


Das Grabmal der Seherin von Prevorst auf dem Friedhof in Löwenstein.

Er erkannte bald die Wahrheit der Erlebnisse der Seherin und ihren natürlichen Somnambulismus, den er zu unterstützen versuchte mit magnetischer Behandlung, auf Grund des eben entdeckten und noch angefeindeten „Tierischen Magnetismus“ von Mesmer. Freilich konnte er sie nicht retten, aber er hat ihr doch große Erleichterung verschafft. Über dreitausendmal hat er an ihrem Krankenbette gestanden, mit seltener Liebe und wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit hat er sie studiert und behandelt und sich überzeugt von der Wirklichkeit ihrer Erlebnisse. Um auch die Mitwelt davon zu überzeugen, setzte er ihr nach ihrem Tode ein Denkmal in seinem Buch, das großes Aufsehen erregte und bald vergriffen war, aber auch heftigen Widerspruch fand.

Die Seherin befand sich fast andauernd in qualvollem Zustande des „Nichtsterbenkönnens“, und im Mai 1829 verlangte sie, ins großelterliche Haus nach Löwenstein gebracht zu werden, wo sie Kerner oft besuchte. Als sie zu ihm zurück wollte, war es zu spät. Sie wußte ihren Tod genau vorher, und „mit einem Freudenschrei“ verschied sie am 5. August 1829, erst 28 Jahre alt.

Auch ihr Kind sowie Angehörige der Familie besaßen die Gabe des Hellsehens, und sie selbst ist nach ihrem Tode ihrer Schwester in bedrängter Lage als schützender Geist mehrmals erschienen. Durch die Heilung der jungen Gräfin Maldeghem von schwerem Seelenleiden wurde sie besonders berühmt; deren Gatte, Graf Maldeghem, ließ ihr zum Dank auf dem Friedhof von Löwenstein ein goldenes Kreuz als Denkmal setzen.

Dr. Ott in Löwenstein, der sie sezierte, erklärte, noch nie ein so gesundes und schön gebildetes Gehirn gefunden zu haben. Ein Jahrhundert deckt die Gebeine dieser einzigartigen Frau, über deren Schicksal die Worte Hamlets schweben, daß es „Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt“.

Elisabeth Wintzer.

Das neue Heim der Deutschen „STEYR-Werke“ Vertriebsgesellschaft m. b. H. in Berlin-Halensee, Nestorstraße 23-25.

Zwillinge, Drillinge, Vierlinge.

Es ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden, eine Zunahme der Mehrlingsgeburten sei zu beobachten. So seien in England die Zwillingsgeburten im Ansteigen begriffen, und in Italien sei gleich dreimal in einem Jahre eine Vierlingsgeburt vorgekommen. Aber mit diesen Zahlen läßt sich nichts anfangen. Und so ist auch die sich anschließende Theorie, die Natur beabsichtige, auf diese Weise den Geburtenrückgang auszugleichen, oder die zuwenig beanspruchte Fruchtbarkeit der Mütter äußere sich auf diese Weise, nichts anderes als eine unbegründete Erfindung. In statistischen Dingen läßt sich nur mit sehr großen Zahlengrundlagen etwas anfangen, und sie sind bisher nicht so gegeben, daß eine wirkliche Vermehrung von Mehrlingsgeburten behauptet werden könnte. Es herrscht ja bei den Mehrlingsgeburten ein zahlenmäßiges Gesetz, das auf Grund sehr großer Zahlenreihen gefunden worden ist. Zwillingsgeburten sind gar nicht so sehr selten: bereits auf 80 Geburten trifft eine Zwillingsgeburt. Dann steigt aber die Verhältnisziffer von höheren Mehrlingsgeburten zu Normalgeburten rapid an, ungefähr nach der Formel: 1 Drillingsgeburt auf 80^2 (6400) Geburten, 1 Vierlingsgeburt auf 80^3 (512000) Geburten, 1 Fünflingsgeburt auf 80^4 (40960000) Geburten. Es sind Fünflings- und Sechslingsgeburten beim Menschen beschrieben worden, aber in den statistischen Listen des Deutschen Reiches finden sich in den letzten Jahren immer nur höchstens Vierlingsgeburten. In jedem Jahr ereignen sich in Deutschland 1 bis 3 Vierlingsgeburten. — Es gibt zwei grundsätzlich verschiedene Entstehungsarten von Zwillingen. Entweder in 1 Ei dringen 2 Samenfäden ein; es teilt sich dann in zwei entwicklungsfähige Hälften. Das sind jene Fälle, in denen die Zwillinge immer gleichen Geschlechts und einander so ähnlich sind, daß man sie kaum voneinander unterscheiden kann. Oder es werden gleichzeitig oder bald hintereinander 2 Eier befruchtet, die beide zur Entwicklung und Reifung gelangen. Hier können die Zwillinge verschiedenen Geschlechts sein, auch ihre Ähnlichkeit ist nicht ohne weiteres so groß. Die aus einem Ei entstandenen Zwillinge sind häufig nicht nur in ihrem Äußeren, sondern auch in ihrem Seelenleben einander sehr ähnlich. Wenn ein Zwilling zu Verbrechen neigt, dann ist das oft auch beim andern der Fall; es werden die gleichen Arten von Verbrechen bevorzugt. So gestaltet sich ihr weiteres Schicksal auch oft in gleicher Richtung. Vererbbare Krankheiten machen sich bei ihnen zuweilen um die gleiche Zeit bemerkbar. — Die Fähigkeit zu Mehrlingsgeburten ist anscheinend in gewissen Familien häufig, wird also vererbt, und zwar nicht nur durch die Frauen, sondern auch durch die männlichen Familienmitglieder. Nicht gerade häufig ist freilich ein Erlebnis, das im Laufe der letzten Jahre ein Londoner Magistratsangestellter hatte. Eines schönen Tages bescherte ihm seine Frau Drillinge. Er schien der Sache nicht zu trauen, ging zu Lloyds und versicherte sich gegen weitere Drillinge. Die Risikoziffer war nicht groß, und so wurde die Versicherung von der Firma ohne weiteres angenommen. Aber bei der nächsten Geburt bekam seine Frau tatsächlich wieder Drillinge — und der Beamte erhielt die Versicherungssumme von 2000 Pfund ausbezahlt. — Bei Zwillingen läßt sich häufig feststellen, daß ihre Ähnlichkeit jene von Spiegelbildern ist. Die rechte Seite eines Zwillings gleicht dabei mehr der linken Seite des anderen Zwillings als seiner eigenen linken Seite. So wurde festgestellt, daß die Fingerabdrücke eines Zeigefingers der rechten Hand das Spiegelbild des linken Zeigefingers des Zwillings (nicht des eigenen Körpers) darstellten. Es ist nicht selten, daß ein Zwilling rechts-, der andere linkshändig veranlagt ist. Auch beim Haarwirbel lassen sich solche Ähnlichkeiten finden. Vor allem bei eineiigen Zwillingen sind derartige Feststellungen zu machen. Freilich sind diese auch viel seltener als Zwillinge, die aus zwei Anlagen entstanden sind: auf 100 Zwillingsgeburten werden 85 zweieiige und nur 15 eineiige gerechnet.

Dr. W. Schweisheimer.

Die Jomsburg, eine Wikinger-Seefeste an der pommerschen Küste.

Unsere Kenntnis vom Schiffbau im Altertum ist verhältnismäßig gering, da kein antikes Seeschiff auch nur in seinen Resten erhalten ist. Nach den bisherigen Feststellungen dürfte auch das jetzt im Nemisee teilweise freigelegte Prachtschiff Kaiser Caligulas unsere Kenntnisse auf diesem Gebiet kaum erweitern, da es sich nicht um ein Seeschiff, sondern um eine Art Hausboot prunkhaften Stils handelt. Besser sind wir über die offenen Ruderschiffe der nordischen Wikinger unterrichtet, mit denen sie bis nach Island und durchs ganze Mittelmeer fuhren. Denn einzelne dieser Schiffe sind an alten Hafenplätzen, wo sie der Uferschlamm konservierte, wieder gehoben oder in Mooren ausgegraben worden. Mit diesen 20—30 m langen Ruderschiffen — auch die Schiffe des Kolumbus hatten nur eine Länge von 23 m — mit einer Besatzung von 30 bis 40 Mann, beherrschten die Wikinger jahrhundertelang alle Meere. Einer ihrer wichtigsten Stützpunkte an der deutschen Ostseeküste war um die Regierungszeit Ottos des Großen die Jomsburg, deren Ort aber bisher ebensowenig festzustellen gewesen ist wie der des sagenhaften Vineta. Das ist jetzt nach langjährigen Studien auf dem Gebiet der pommerschen Geschichte dem ehemaligen Feldoberpostmeister Geheimrat Domizlaff gelungen, den nach Abschluß seiner Amtstätigkeit familiengeschichtliche Forschungen auf dieses Gebiet geführt haben. In einer kleinen Studie („Die Jomsburg", Kommissionsverlag von J. J. Weber in Leipzig) weist er nach, daß man den Ort der Jomsburg nur deshalb nicht gefunden hat, weil man nach einer mittelalterlichen Burg mit Zinnen und Türmen suchte. Es handelte sich aber um einen befestigten Seehafen. Aus den historischen Quellen und nach örtlichen Feststellungen weist Domizlaff völlig schlüssig nach, daß die Jomsburg auf der heutigen Grenzscheide der beiden besuchtesten pommerschen Seebäder, Heringsdorf und Ahlbeck, lag. Eine Schlucht zwischen dem hügeligen Gelände, die sich von dem küstennahen Gotensee bis fast an den Sandstrand erstreckt, enthält heute einen Sumpf, der noch im 15. Jahrhundert als Weiher bezeichnet wurde, dann aber versandete. Das ist der ausgehobene Hafen der Jomsburg, der, 1500 m lang und 500 m breit, sehr wohl Raum bot für 300 Wikingerschiffe von 23 m Länge und 5 m Breite. Da, wo die Ränder der Schlucht auf 500 m zusammenrücken, war die Hafenbefestigung angelegt, die nach der Schilderung der Jomswikingsage den Hafen durch eine Brücke mit einem

steinernen Bogen abschloß. Der steinerne Bogen hatte eiserne Tore, die innen vom Hafen aus geschlossen werden konnten. Auf dem Steinbogen erhob sich aber ein großer Turm, der Kriegsschleudern trug. Es war also keine Burganlage im mittelalterlichen Sinne, sondern ein befestigter, durch schwere Wassertore gegen die See abgeschlossener Hafen, der eine für die damalige Zeit nicht unbedeutende Wikingflotte aufnehmen konnte. Bei Bodenbewegungen sind bereits vor längerer Zeit Mauerreste und zu den Befestigungen gehörende Balkenlagen, nach nordischer Art bearbeitet, festgestellt worden. Auch heißt einer der Hügel im Gelände noch heute „Brückenberg". Hier ist also ein befestigter Hafen der dänischen Wikinger an der pommerschen Küste zweifelsfrei festgestellt, und es gilt nur, auf einem verhältnismäßig kleinen Gelände durch den Spaten das Werk des historischen Forschers zu vollenden. Daß dieser alte Hafen noch Wikingerschiffe birgt, ist sehr wahrscheinlich, konnte doch in einem Bach, der heute den Sumpf entwässert, schon früher die Lage eines sogenannten Einbaums festgestellt werden, der damals aber nicht gehoben wurde.

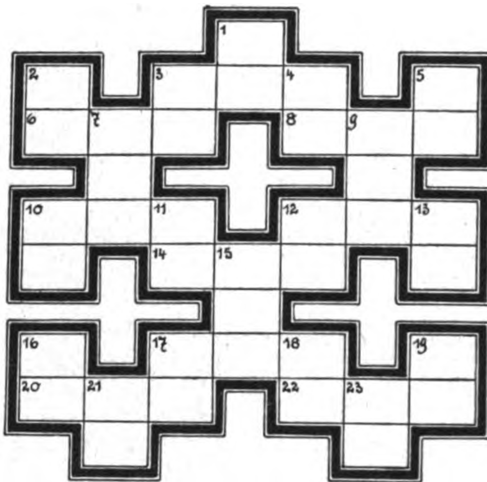
Dr. F. Grautoff.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben: an — an — ba — bein — bein — bent — bo — burg — che — da — de — den — der — der — di — e — e — e — e — el — en — eu — fen — gan — gen — gi — grid — gu — im — in — in — is — ka — kampf — ke — kei — kus — le — lo — lus — man — mas — me — me — men — mi — mit — na — na — nah — nat — ne — ne — ne — nei — nek — ner — ni — pe — ra — re — re — re — rei — ri — ro — rub — sa — sche — se — se — see — sen — seth — si — si — skri — sti — tät — tel — ti — to — tro — tum — ul — un — vo — zi — zi sind 31 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Spruch in Reimen und seinen Verfasser ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 Gebäckzutat, 2 nordischer weiblicher Vorname, 3 Blume, 4 römischer Feldherr, 5 Bekleidungsstück, 6 Novelle von Storm, 7 Himmelsbote, 8 Eilnachricht, 9 Alpenblume, 10 Schelmerei, 11 Ort auf Sylt, 12 Einsiedler, 13 biblische Frauengestalt, 14 Oper von Lortzing, 15 soldatisches Handgemenge, 16 Stadt in Syrien, 17 Vielschreiber, 18 Baum, 19 männlicher Vorname, 20 Alpenmaler, 21 Name eines Heiligen, 22 tierisches Produkt, 23 Gestalt aus Ibsens „Gespenster", 24 Asiate, 25 Teil des Gesichts, 26 Stadt in Ostpreußen, 27 Muse, 28 getrocknete Traubenfrucht, 29 moderne Krankheit, 30 Sohn Sauls, 31 Oper von Rich. Strauß.

Silben-Kreuzworträtsel.



Senkrecht: 1 Kanarische Insel, 2 deutscher Dichter, 3 tierischer Körperteil, 4 Taufzeuge, 5 Baustoff, 7 Inselgruppe im Atlantischen Ozean, 9 reitender Eilbote, 10 Kinderkrankheit, 11 Weißbierart, 12 Chordirigent, 13 gegerbte Tierhaut, 15 Fluß in der Herzegowina, 16 kleinster Teil der Materie, 17 südamerikanische Jagdwaffe, 18 Metall, 19 deutscher Komponist, 21 Hauptstadt von Massachusetts, 23 heimischer Singvogel; wagerecht: 3 Erdteil, 6 Schauspielhaus, 8 letztwillige Verfügung, 10 Stoffart, 12 finnisches Saiteninstrument, 14 Ratsherr der Hansastädte, 17 Pflanzenkunde, 20 Lotterie, 22 deutscher Schriftsteller.

Kryptogramm.

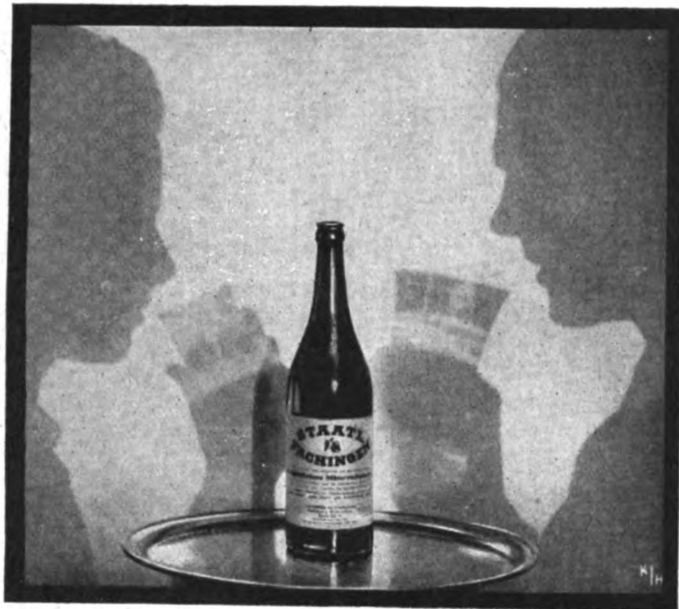
Hinterindien — Eidergans — Berserker — Ritterschlag — Siebenbürgen — Wohnhaus — Rinaldo — Strychnin — Hammerfest — Urmensch — Wehrdienst — Sterndeuter — Eidgenosse.

Jedem der vorstehenden Wörter sind drei, dem ersten vier zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, einen Ausspruch von Molière ergeben. (ch = 1 Buchstabe.)

Gleichungsrätsel.

$$(x + t) + (y + t) + (z + t) = u$$

x Chemisches Produkt, y persönliches Fürwort, z Haustier, u Schankstätte.



Mischung.

A	B	C
Geck	Ohr	Kleidungsstück
Leu	Name	männlicher Name
Nest	Ode	bekannter Badeort
Ida	Rum	chem. Element
Gas	Lei	weiblicher Name
Gattin	Sold	bayrische Stadt
Kai	Sagan	japanische Stadt
Masse	Ur	männlicher Name

Die Wörter unter A und B müssen, jeweils richtig verknetet, die Begriffe unter C ergeben. Von oben nach unten gelesen, nennen die Anfangs- und Endbuchstaben der neuen Wörter je eine Blume.

Magisches Quadrat.

Nach richtiger Umordnung der Buchstaben: a a a e e e i i k l l n n o o p p p p p s s t u u ergeben sich 5 Wörter, die wagerecht und senkrecht gleichlauten. Die Wörter bedeuten: 1 Edelstein, 2 Sonntag, 3 Kinderspielzeug, 4 Hochgebirge, 5 italienische Stadt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4404.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4402.

Zitatenrätsel: „Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn."

Silbenrätsel: 1 **Eginhard**, 2 **Salomon**, 3 **Serenade**, 4 **Traben-Trarbach**, 5 **Iltis**, 6 **Regenbogen**, 7 **Blondine**, 8 **Tohuwabohu**, 9 **Dievenow**, 10 **Eremitage**, 11 **Renegat**, 12 **Glarus**, 13 **Lenbach**, 14 **Uri**, 15 **Eifel**, 16 **Czermak**. – „Es stirbt der Glücklichste wünschend."

Magisches Kreuz: 1 Weinbrand, 2 Leibfuchs, 3 Betrüger.

Rebus: Rast gibt Mast. — Die Anfangsbuchstaben der dargestellten Gegenstände ergeben den Text. Man beginne bei der „Rübe" unter der schwarzen Schraffierung. Die Reihenfolge der Schraffierungen zeigt der innere Ring.

Doppelquadrat:

H o r n h a u t
B e r g m a n n
H o l z b o c k
E b e r l e i n

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG I · I · WEBER

NR · 4404 ✶ 8 · AUG · 1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Internationale Hygiene-Ausstellung, Dresden 1930. Für die im kommenden Jahr stattfindende Internationale Hygiene-Ausstellung bekundet schon jetzt das Ausland regstes Interesse. Bereits 14 ausländische Staaten meldeten ihre Beteiligung an. An Einzelgruppen sind vorgesehen: Allgemeine Körperpflege, Die Frau im Haushalt und Beruf, Das Kind, Leibesübungen, Arbeits- und Gewerbehygiene, Lebensmittel und Landwirtschaft, Kleidung, Wohnung, Schädlingsbekämpfung und Desinfektion, Hygienische Volksbelehrung.

Bodensee-Segelwoche. Die internationalen Regatten der Bodensee-Segelwoche 1929, in der acht verschiedene Wettfahrten zur Austragung kommen, werden vom 17. bis 25. August d. J. stattfinden. Bei jeder Regatta ist eine große und eine kleine Bahn ausgelegt; die große für Klassenyachten bis zu 35 qm, für die 30 qm Schärenklasse, die Alters- und Ausgleichsklassen I und II der Ausschreibung — die kleine für die übrigen Klassen. Neben den vorschriftsmäßigen Preisen sind eine Reihe von Herausforderungs- und Sonderpreisen für die einzelnen Klassen festgesetzt worden.

Ostseebad Neukuhren, das in der Nähe Königsbergs an der Nordküste des Samlandes liegt, erhielt vor kurzem als besondere Sehenswürdigkeit ein Wasseraquarium. Es ist dies das einzige Wasseraquarium an der gesamten Ostseeküste. Auch in keinem anderen an die Ostsee grenzenden Staat gibt es eine ähnliche Einrichtung. Es sollen sämtliche See- und Süßwasserfische, die im Ostseegebiet vorkommen, gezeigt werden.

Wiesbaden. Die Schachweltmeisterschaft zwischen dem jetzigen Inhaber derselben, Dr. Aljechin, und dem Herausforderer E. W. Bogoljubow wird in diesem Herbst in Wiesbaden ausgetragen. Der sehr interessante Wettkampf ist für den 5. September vorgesehen.

Pelztierzucht in Deutschland. Eins der bedeutendsten Unternehmen für Pelztierzucht in Europa ist die Deutsche Versuchszüchterei Edler Pelztiere G.m.b.H. & Co. in Leipzig. Ihm sind die älteste deutsche Edelpelztier-Großfarm in Hirschegg-Riezlern, die seit 1921 besteht, ferner die Kaninchen-Rassezucht-Großfarm Boberg bei Hamburg-Bergedorf sowie die als Ausstellungs- und Musterfarm bekannte Harz Edelpelztierfarm, Goslar a. H., Oberer Triftweg 28, angeschlossen. Der Gesellschaft gehören ein hervorragend geschulter Stab von Vertretern der Wissenschaft, langjährige Zuchtpraktiker und Zuchtexperten sowie prominente Fellsachverständige als Mitarbeiter an. Sie vermittelt auch den Absatz von in Pelztierfarmen erzeugten Fellen auf dem weltbekannten Leipziger Rauchwarenmarkt.

Im Casino des großen Modebades Deauville

tanzt die Mistinguett, die hier ihre Sommerferientage verlebt. Aus den tausend Kerzen der Kristallkronen ergießt sich das Licht in die Säle: alle Vertreterinnen und Vertreter des „high-life", die tagsüber „à la plage des fleurs" gebadet, geritten und geflirtet haben, sie versammeln sich abends im großen, eleganten Casino. Ein wundervolles, farbenfrohes Bild höchster Eleganz bietet sich den Augen, als gäbe sich hier die Auslese aller Schönheit der Welt ein Rendezvous! Betäubende Düfte von allen Schönheitswässern und Parfümen durchschwängern die Luft, Gerüche von Hudnut, Chanel, Coty, Houbigant, — alles vermischt sich zu einer einzigen, schwülen, sinnbetörenden Sphäre. — Wir sitzen an einem Ecktisch, und bewundern die „ewig junge Mistinguett!" Ein junger Freund tritt an unseren Tisch, plaudert mit uns über den Verlauf des letzten Rennens in Auteuil und der letzten Tage hier in Deauville. Und im Laufe des Gespräches fällt es mir auf, daß von ihm ein ganz besonders frischer Hauch ausgeht. Ich zerbreche mir den Kopf, welches Parfüm er wohl benutzen mag, es ist nicht Juchten, der Geruch, den die Herren sonst so bevorzugen, nein, es muß ein ganz besonders exquisites Parfüm sein, welches seine Nähe so angenehm macht! Schließlich frage ich ihn gerade heraus und er antwortet mir: „Gnädige Frau, ich benutze überhaupt kein Parfüm, wahrscheinlich ist es das „Pixavon", von dem dieser frische Geruch ausgeht, ich benutze seit Jahren für meine Haare immer Pixavon, und ich bin schon öfter wegen des herb-frischen Geruchs von Damen gefragt worden. Pixavon wird nach einem alten Geheim-Rezept in dem Laboratorium der Lingner-Werke hergestellt. Ich werde mich nie an eine andere Haarwasch-Seife gewöhnen können, weil ich die Erfahrung gemacht habe, daß Pixavon als Haarpflegemittel das beste, dezenteste und frischeste ist." Auch hier im internationalen Deauville: „Pixavon!"

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4404. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

8. AUGUST 1929

Was ist eine Schroth-Kur?

Wem diese bewährte Heilmethode nicht bekannt sein sollte, lasse sich unverbindlich und kostenlos die Werbeschriften von Dr. Möllers Sanatorium, Dresden-Loschwitz, kommen. Alles Wissenswerte über diese Kur, die sich seit mehr als hundert Jahren ständig steigender Wertschätzung erfreut und selbst da noch Erfolge gezeitigt hat, wo fast jede Hoffnung auf Genesung geschwunden war, ist in diesen Schriften zu finden. Außerdem sagt der Prospekt welche Leiden mit Erfolg behandelt werden. Er gibt auch über die sonstigen im Sanatorium zur Anwendung kommenden diätetischen und physikalischen Kuren Aufklärung. Die in luftiger Höhe gelegene Kuranstalt umgibt ein wundervoller schattiger kühler Park. Die einzelnen Villen sind modern und komfortabel eingerichtet. Trotz der Kuranwendung braucht auf nichts verzichtet zu werden, was die Großstadt zu bieten vermag. Dresden ist in 15 Minuten Straßenbahnfahrt bequem zu erreichen. Haben Sie nach Durchsicht der Schriften noch irgendwelche Fragen, die Sie besonders interessieren, so gibt auch darüber die Anstaltsleitung unverbindlich jede gewünschte Auskunft.

Illustrirte Zeitung

IM DIENSTE DER REKLAME



IMPRESSION AUS EINEM GRAPHISCHEN GROSSBETRIEB (J. J. WEBER, LEIPZIG-BERLIN)

Reklame überall!

VON HANS WALTHER GERLACH, LEIPZIG. D. R. V.

Ein Prominenter der Leipziger Messe erzählte mir einmal, wie er als junger Fabrikant im dritten oder vierten Stockwerk eines Meßhauses ausstellte und auf die Straße ging, um Interessenten für seine Waren bis zu seinem Ausstellungsraum hinaufzulotsen. Heute fährt der Mann nach Amerika, gründet dort Niederlagen und arbeitet mit allen Reklamemitteln modernster Art, unter denen die Messe selbst nicht das geringste ist.

Die gewaltige Entwicklung in den Angebotsmethoden, die sich hier im Raum knapp eines Menschenalters zeigt, ist keine Einzelerscheinung. Wir haben sie in gleicher Weise alle erlebt. Auch Amerika, das reklameerfahrene, hat das gewaltige Tempo der Reklame, das uns so mächtig imponiert, erst in den letzten 20 bis 30 Jahren erreicht und war vorher ebenso „Anfänger" in diesen Dingen wie wir. Wobei sofort zu bemerken ist, daß wir über das Anfängerstadium in der Reklame inzwischen auch längst hinaus und ein gut Stück selbständigen Weges gegangen sind.

Die Sache selbst ist nicht neu. Reklame hat es immer gegeben: Zu Zeiten einfachen Verkehrs in einfachen Formen; heute, da alles schneller lebt, größer ist, in Wirtschaftsformen sich ergeht, die grenzenlos und unübersehbar für den einzelnen sind, wächst auch die Reklame, umtobt uns, umrauscht uns, begleitet uns auf Schritt und Tritt, lebt mit uns, ist ein Teil unseres Lebens selbst. Und das letzte ist es, worauf man achten soll. Reklame steht nicht mehr außerhalb, sie ist Wesen von uns geworden, Leben, das wir leben, das mit uns geht und um uns ist in allem, was mit uns geschieht, und was wir selber tun.

In Zeiten, die e füllt sind vom Knattern der Motoren, von Rennen, Rasen und Rekorden, kann auch die Reklame nicht bescheiden sein und still. Sie rast, sie rennt, sie schreit. Aber ihr Tempo ist leicht, frisch, lebendig, und Freude an ihm erwacht in uns, weil es sich in alles eingliedert, was um uns ist.

Beim Frühstück gleich kommt sie uns händevoll ins Haus, drängt sich zwischen Neuigkeiten und Nachrichten und sagt uns, was gut für uns wäre und vorteilhaft. In der Straßenbahn, im Straßenbild, an Säulen, Häusergiebeln taucht sie auf, an Fensterscheiben, neben der Hand, die nach einem Halt greift, in Kleidern von Angestellten und Boten, auf Schachteln, Einpackpapier, auf Hüllen von Eßwaren und Flaschen für Getränke, auf Firmenschildern und Geschäftswagen, auf Autos, Fahrrädern, Mützenstreifen, Fahnen, Spielzeug in Kinderhänden. Blind müßte einer sein, wenn er nicht Sekunde um Sekunde Eindrücke aufnehmen wollte, die von der Reklame gewollt sind, selbst Reklame sind. Aber auch das würde nicht helfen, denn Grammophon, Radio, Reklamerufen von Obst- und Gemüsehändlern treffen das Ohr. Und in Arbeit und Ruhe, in Schaffen und Erholung geht's ebenso, im geschlossenen Raum wie auf der Straße. Der Kalender erzählt von guten Bezugsquellen, erinnert an alte Geschäftsfreunde oder solche, die es werden wollen. Bleistift, Federhalter, Schere, Taschenmesser, Schreibunterlage, Tintenwischer, Notizbuch, Notizblock, Löschpapier, Federmesser, Lineal, Aschenbecher, Bierglas usw. tun das gleiche.

Aber die Reklame weiß auch, wie sie's anstellen muß, daß sie dir nicht lästig wird, dich nicht verärgert und verstimmt. Künstler und Leute von gutem Geschmack hat sie sich geholt, schöne Frauen, bunte Farben, elegante Linien, klingende Worte, Musik, Licht, Helle, Buntheit zieht sie heran, Weichheit, Stärke, Schönheit, Harmonie der Eindrücke spannt sie vo , schillernd und bunt umtanzt und umgaukelt sie dich, schafft Bilder um Bilder, Abwechslung, Freude und Unterhaltung. Dann wieder kommt sie in wissenschaftlichem Gewande, ernst, würdevoll, dann wieder mit wertvollen Ratschlägen zu deinem Vorteil, gibt dir Beispiel und Ziel, Wünschenswertes und zu Erstrebendes.

So ist stets Harmonie zwischen dir und all dem um dich. Du freust dich, wenn abends die Lichter auf den Dächern flammen in Helle und Buntheit, und nimmst mit der Freude an der Schönheit die Kenntnis mit, daß X-Y-Zigaretten eine schöne Sache sind. Und wenn du Worte liest und Bilder beschaust, dann gleiten dir Wünsche zu aus den Zeilen und Hinweise auf Vorteile und Annehmlichkeiten, die du haben kannst, Wünsche, die du augenblicklich oft gar nicht erkennst, und die erst über Jahr und Tag Frucht tragen aus einem Samenkorn, das heute deinem Geist einging.

Stets gefällig, stets angenehm, laut und deutlich, aber nicht alles erdrückend, durch Form, Farbe, Schönheit, Eigenart, Einpassung in Zeit und Milieu schafft Reklame die große Kunst, stets um dich zu sein, überall dich zu erreichen, deine Wünsche, deine Bedürfnisse in Ziel und Richtung zu bringen, ohne daß du es willst oder es merkst. Kein Zwang, keine Gewalt, aber sofort ein großer Einfluß, wenn nur die leiseste Regung eines Wunsches in dir erwacht. Und aus Wünschen besteht der Mensch. Jede Wahrnehmung der Sinne, jedes Wohlgefühl weckt Wünsche in uns, ohne daß wir es merken, und die Reklame sorgt dafür, daß sie nicht verschwinden, sondern stärker werden, die Überzeugung der Erfüllbarkeit erhalten und damit zum Willen und Entschluß des Besitzes sich entwickeln.

Ganz fein und zart sind die Fäden, die hier gesponnen werden. Aber Tausende und Millionen von Fäden sind es, überall zu finden. Zwischen Produktion und Bedarf gehen sie hin und her, erinnern, weisen hin, wecken Bedürfnisse, erfüllen sie, sagen dir, was für dich da ist, für dich geschaffen wird, dir angenehm sein kann, dir dienen soll. So ist der Mensch ständiger Mittelpunkt einer großen Bewegung, die um ihn kreist, ihn zum Ziel hat, ihn und seine Wünsche. Die Bewegung, die in ihr ist, das spannende Leben, trägt sie hin und her zwischen Ware und Bedarf, zwischen Schaffen und Verbrauchen und bringt so ihr eigenes Wesen in der Wirtschaft ganzen Bestand: unermüdliches Bewegen, Werden, Benutzen, Verbrauchen, Fortschreiten, kurz, das Leben selbst.

Leben in seiner letzten Steigerung, in aller Fülle wirtschaftlicher Konzentration, Einschaltung in alles, was ist, was wird und werden will, das ist das Wesen der Reklame. Nicht aus dem Tempo der Zeit wurde sie, sondern mit ihm, zuletzt das Tempo überhaupt selbst. Steigerung einer großen Spannung aller Wirtschafts- und Lebenskräfte zu stärkster Äußerung und Wirkung, zu größter Vielseitigkeit liegt in ihr und in ihrer Einschaltung in alles, was besteht. Überall, wo Leben ist, ist Reklame, weil sie stärkste Lebensäußerung bedeutet, stärkstes Leben selbst, und weil wir mitten im Fortschreiten, im Leben sind, spüren wir sie, gehen wir mit ihr, in ihr, nehmen sie auf in unser Tun, in unser Sein, fühlen sie, wo wir uns fühlen und unsere Kräfte, wo wir schaffen, wo wir sind, wo wir leben.

Schnell hat Deutschland diesem Tempo sich zugewandt. Obwohl seine Wirtschaft gehemmt ist, ist die Reklame gewachsen. Der Geist ward stark, der den wirtschaftlichen Körper baute. Noch geht er freilich nicht mit Riesenumsätzen in gleichem Schritt, baut nicht auf Rekordzahlen des Umsatzes auf und fesselt doch schon in erfreulichem Maße die Aufmerksamkeit der Welt. Ja, Zahlen und Millionen führen wir in der Reklame nicht, aber in ihrer Organisation sind wir den anderen sehr nahe, und in ihrer Kunst und Kultur haben wir die Führung schon auf mehr als einem Gebiet. Das alles ist nicht Zufall, sondern Äußerung vollwertiger Einschaltung in wirtschaftliches Leben unter Wahrung wirtschaftlicher und nationaler Eigenart. Wenn Tausende von jenseits der Grenzen jetzt kommen, um unser Können in der Reklame zu mustern, das ihre mit ihm zu vergleichen und zu messen, so heißt das: Erkennen und Anerkennen neuer Werte bei uns: denn an Bedeutungslosem mißt man eigenes Können nicht.



Der Urtyp der Reklame: Persönliche Empfehlung der Ware.
Laden an der ehemaligen Schloßfreiheit in Berlin mit Weißwaren-Schaufenster.
Gemälde von Joh. Erdmann (1830).



Die Zeitung als Reklameträger.
Zeitungsverkäufer und -ausrufer. Nach einem Kupferstich von Jan van Vliet (1635).



Die bildliche Darstellung als Werbemittel.
Reklameblatt aus der Zeit um 1675, das die Anwendung der neuen holländischen Schlauchspritzen des Erfinders Heyde bei einem großen Brand zeigt. (Stich von Lamsveld, geb. 1660.) Solche Blätter wurden damals an die großen europäischen Stadtverwaltungen geschickt.



Die Plakatreklame noch in den Kinderschuhen.
Satirischer Stich, um 1800.



Damals eine reklamebedürftige Erfinderphantasie!
Werbezettel mit Einladung zur Besichtigung eines Modells des „im Bau begriffenen" ersten Dampfluftschiffes von L. A. Leinberger, Nürnberg (1842).

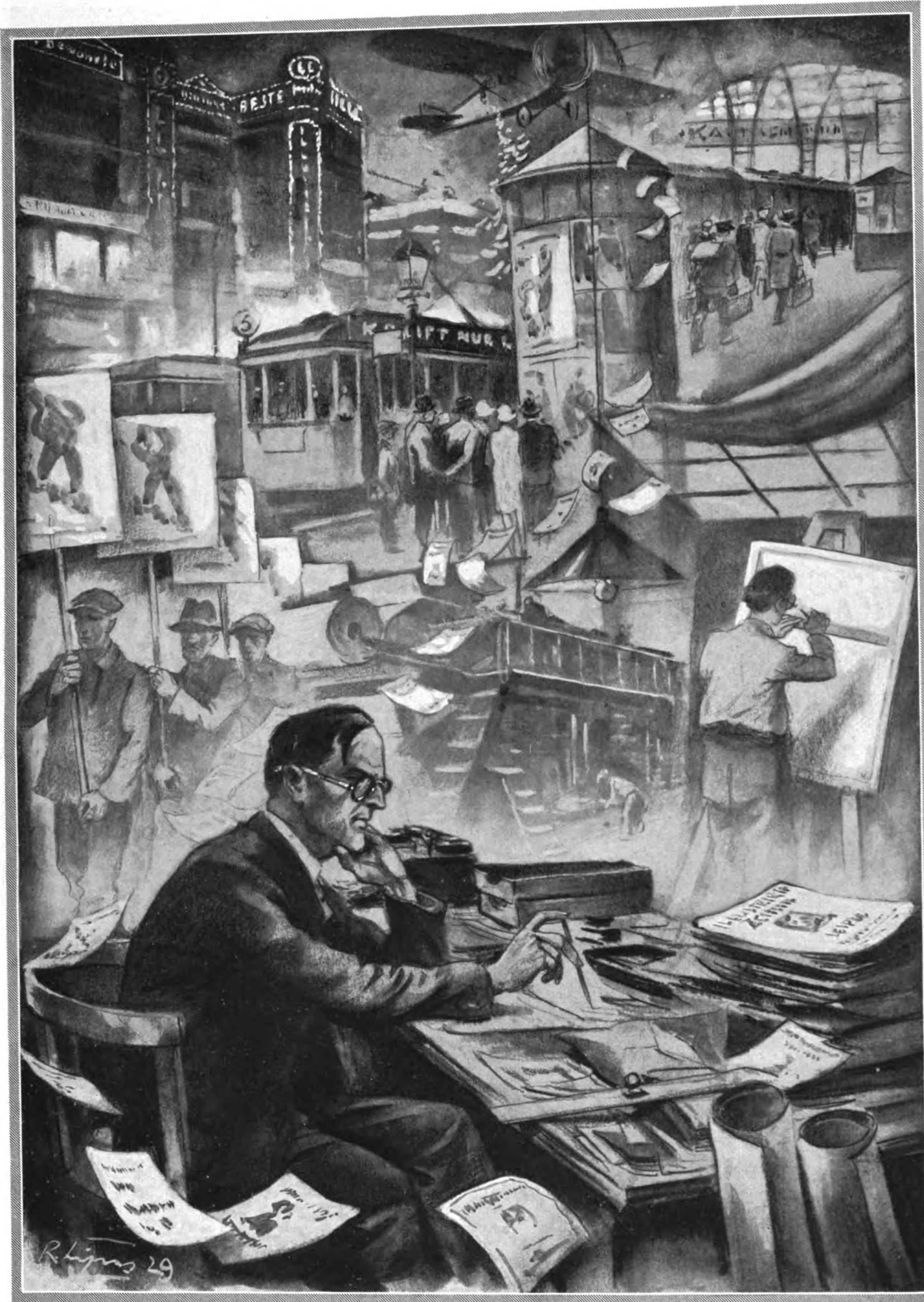
WIE MAN FRÜHER PROPAGANDA MACHTE



Vorfahren der Lichtreklame.
Projektionsbilder während der Leipziger Messe im Jahre 1883. Ein Herr M. Rendsburg stellte damals das elektrische Licht in den Dienst der Reklame, indem er auf einer Leinwand Firmenschilder (Modenhaus August Polich, Leipzig) usw. erscheinen ließ.

Der Reklamechef

VON ERNST SCHMIDT-SMITHANDERS



Eine moderne Vision: Was den Reklamechef bewegt.
Zeichnung von Rudolf Lipus.

Wenn man heute durch die Räume großer Unternehmer schreitet, wird man eine Stelle finden, auf der die Augen der Gewaltigen mit besonderer Liebe ruhen. Es ist das „Auswärtige Amt" der Firma, die Propaganda-Abteilung. Hier regiert der Reklamechef. Solange die Reklame noch als notwendiges Übel betrachtet wurde, spielte der Reklamechef keine Rolle. Man kannte ihn überhaupt nicht. Erst mit dem zunehmenden Ansehen der Reklame und der wachsenden Erkenntnis ihres außerordentlichen Einflusses stieg auch die Bedeutung des Reklamechefs. Leider ist sein Einfluß noch nicht überall stark genug. In manchen Firmen wird der Propagandachef gewöhnlich als der Leiter einer unproduktiven Abteilung angesehen, die nur Geld kostet. Jeder andere ist überzeugt davon, Reklame zu verstehen. Und es soll Betriebe geben, in denen diese Herren dem Werbeleiter sogar ins Handwerk pfuschen. Allenfalls halten sie den Reklamechef für einen spleenigen Künstler, der wohl nun einmal da ist, und auf den man nicht ganz verzichten möchte, aber nach dem man sich auch nicht zu richten braucht. Solche Ansichten sind natürlich falsch. Der Rat des Reklamechefs ist genau so zu beachten wie der Rat eines Rechtsanwalts oder Arztes. Wenn letzterer ein Aspirin verordnet, wird sich der Patient wahrscheinlich kein Klistier machen.

Vom Werbeleiter einer großen Firma wird das Höchste verlangt, und er gibt alles für seine Firma her. Er ist der Mann, der nimmer ruht, und der nicht nachrechnet, ob er 8 oder 16 Stunden auf der Suche nach Ideen und Verbesserungen zugebracht hat. Er kann nicht an bestimmte Arbeitsstunden gebunden sein, denn er ist eigentlich immer im Dienst. Unterwegs oder in der Straßenbahn kann ihm irgendeine Beobachtung eine Anregung geben; und darin besteht schließlich die Haupttätigkeit des Werbeleiters: Ideen und Anregungen zu suchen. Die Stellung, die der Reklamechef einnimmt, läßt sich vielleicht durch einen Vergleich erklären: Der Leiter einer Firma ist das Hirn, der Betrieb das Herz, der Reklamechef die Seele des Unternehmens, jenes Unfaßbare, das den Umsatz fördert. Der Mensch, der jenes Unfaßbare verkörpert, muß viel Idealismus besitzen und den Mut zum Ungewöhnlichen haben. Die Rolle, die der Reklamechef in einem großzügigen Betriebe spielt, ist beinahe dieselbe wie die eines Regisseurs im Theater. Er ist, im Grunde genommen, die leitende Persönlichkeit, die alle Fäden des Geschäfts in der Hand hält, die über alle Angelegenheiten des Unternehmens unterrichtet sein muß. Aber wenn der Reklamechef auch bescheiden in den Hintergrund tritt, so versteht er es doch, alle Puppen tanzen zu lassen. Er ist gewissermaßen ein Universalgenie. Die an ihn gestellten Forderungen sind aber auch so, daß man sagen kann, er muß „das Gras wachsen sehen" und „die Flöhe husten hören".

Man sieht, daß der Reklamechef so vielleicht der maßgebendste Faktor im Unternehmen ist. Kaum wird man sich eine Vorstellung von der großen und vielseitigen Arbeit machen können, die täglich zu leisten ist. Wenn der Werbeleiter morgens das Bureau betritt, erwartet ihn ein Berg Post, die er nicht einmal in Ruhe erledigen kann, denn schon läßt sich der erste Besucher melden; und während er noch mit dem Vertreter einer Druckerei über Preis und Auflagenhöhe eines beabsichtigten Plakats verhandelt, haben sich schon Vertreter für Lichtreklame, für Werbefilme melden lassen. Einer gibt dem andern die Türklinke in die Hand. Wurde soeben über Plakate verhandelt, so gilt es jetzt, sich auf den Film umzustellen, und in den nächsten 5 Minuten über eine ganz andere Materie zu verhandeln. Der Künstler liefert die von dem Werbeleiter in der Idee angegebene Zeichnung für eine neue Anzeige ab.

Im Vorzimmer des Reklamechefs: Sie alle haben eine unentbehrliche Reklame vorzuschlagen.

für die der Reklamechef den Text verfassen muß, den ein Graphiker dann zu zeichnen hat. Vollständig fertig vorliegende Entwürfe müssen in die Klischeefabrik zur Herstellung der Druckstöcke weitergegeben werden. Irgendwo ist ein Giebel fertig bemalt worden, dessen Ausführung zu begutachten ist, und gleich daran anschließend steht ein Termin beim Rechtsanwalt an. Unter den täglichen Besuchern hat der Reklamechef Gelegenheit, seine Menschenkenntnis zu erproben. Es begegnen ihm die seltsamsten Persönlichkeiten, von dem wirklich soliden, ehrbaren Kaufmann bis zum Reklameschwindler. Es gibt Besucher, die sich kurz fassen und solche, die die Geduld des Reklamechefs und der im Vorzimmer Wartenden auf die Folter spannen. Bis diese vor Ungeduld platzen und dem Reklamechef die Bude zu stürmen drohen, so daß sich seine Sekretärin schließlich veranlaßt sieht, die wütenden Eindringlinge abzuwehren. Oft werden ihm die undankbarsten Dinge angeboten. Da hält einer eine Verkleinerung des Völkerschlacht-Denkmals für einen Reklame-Aschenbecher geeignet, ein anderer will sich in den Dienst der Firma dadurch stellen, daß er ein Band mit dem Firmennamen um seinen Strohhut rollt und durch die Lande pilgert. Während der Reklamechef derart naive Vorschläge entgegennimmt, bleibt er der Liebenswürdige, der er sonst ist. Zwischendurch wird er auf mehreren Telephonleitungen angerufen. Eine von der Geschäftsleitung plötzlich anberaumte Beratung reißt ihn mitten aus seiner Arbeit heraus. Wenn sich bei der Sitzung die Gemüter der Direktoren erhitzen, ist es seine Aufgabe, eine Verständigung herbeizuführen, die dem Unternehmen zum Vorteil gereicht. Am stürmischsten geht es wohl in den Beratungen her, die sich alljährlich an den Werbeplan knüpfen, in dem der Reklamechef den Kostenvoranschlag für seinen nächstjährigen Werbefeldzug unterbreitet. In solchen Sitzungen gehen die Meinungen sehr weit auseinander. Dem einen sind die Ausgaben überhaupt zu hoch, der andere ist ein Gegner der Verkehrsreklame, der dritte sieht das Alleinseligmachende in der Schaufensterreklame und erachtet die Anzeigenwerbung, das wirklich bedeutende Werbemittel, nicht des Geldes wert. In solchen Fällen muß der Reklamechef immer die Wage halten. Er muß versöhnlich und ausgleichend wirken und taktisch doch so vorgehen, daß sein Plan nach Möglichkeit angenommen wird.

Und wenn er dann aus den Sitzungen kommt, warten im Vorzimmer zum Allerheiligsten S. M. des Reklamechefs wieder eine Anzahl Besucher. Nachmittags erhält er die im Laufe des Tages von ihm und seinen Mitarbeitern diktierte Post zur Unterschrift. Selbst dabei bleibt er oft nicht ungestört. Die Bureaus sind schon leer, wenn er nach Hause geht. Aber auch daheim ist er nicht von seinen Gedanken frei. Während andere die Zeitung zu ihrer Unterhaltung lesen, verbindet ihn die Beobachtung der Wettbewerbs-Anzeigen mit seinem Beruf, und er schmiedet neue Pläne. Wenn er gleichzeitig Schriftleiter der Hauszeitschrift ist, wird ihm zur Redaktion nur zu Hause Gelegenheit geboten, da bei der kolossalen Inanspruchnahme im Bureau und durch die fortgesetzte Störung eine schöpferische Konzentration schlechterdings nicht möglich ist.



Beratung über den Reklame-Etat des nächsten Jahres.
„Also meine Herren! Nach all den Gegenäußerungen sehe ich meine Behauptungen durch nichts entkräftigt und darf darum wohl annehmen, daß Sie meinem Vorschlag zustimmen, die Bildzeitschriften in Zukunft vorzugsweise bei unserer Anzeigenwerbung zu benutzen."
Zeichnungen von Rudolf Lipus.

DIE ZEITGENÖSSISCHE KUNST IN JAPAN

VON DER JAPANISCHEN KUNSTAUSSTELLUNG IN PARIS

VON PAWEL BARCHAN

Hier soll nicht untersucht werden, wie die, an unserer Kunst gemessen, alte Kunst der Japaner sich gebildet, kristallisiert hat. Und angesichts der geduldigen, emsigen, exakten, gleichsam durchsichtigen Werke der Japaner könnte man tatsächlich von Kristallen sprechen! Sieht man solch eine Ausstellung in ihrer Heimat arbeitender japanischer Maler an, wie sie gegenwärtig „von Staats wegen" im Pariser staatlichen „Ball-spiel-Museum" gezeigt wird, so stellen wir auf den ersten Blick gleich zweierlei fest: zunächst, daß die Japanerkunst seit Jahrhunderten sich nicht entwickelt hat: dieselben Motive, dieselbe Technik und dieselbe Mentalität wie vor 500 Jahren, und dann, daß diese nämliche Kunst uns viel ferner, fremder ist als die Kunst der Ägypter, Neger, ja Szythen! Manche gehen so weit, zu sagen, die Aufgaben, die wir an unsere Kunst stellen, haben nichts gemein mit den Zielen der Japaner. So reden wir jetzt — und doch haben vor etwa 30 Jahren die Kunstenthusiasten und Snobs des gesamten Europas die Künste der Japaner als das Höchste gepriesen. Unerreichbar, wohl für alle Zeiten, erscheint uns jetzt neben der ein Jahrtausend lang geübten, vererbten Meisterschaft im „Stilisieren": im Weglassen, Andeuten, ja Anhauchen — die einzige, souveräne Beherrschung in der Wiedergabe von Material, die „Faktur". Die Geübtheit des Auges der Finger, der dazu gehörige disziplinierte Fleiß sind für den Europäer nicht nur unerschwinglich, sie sind glattweg unerfaßlich. Der liebkosende Kennerblick, die Fähigkeit, mit den



NAKAMURA: DIE ERSTEN BLÜTEN (Mädchenporträt)



KATO: JUNGE ENTLEIN



YASUDA: DER HENKER VON TOKIO

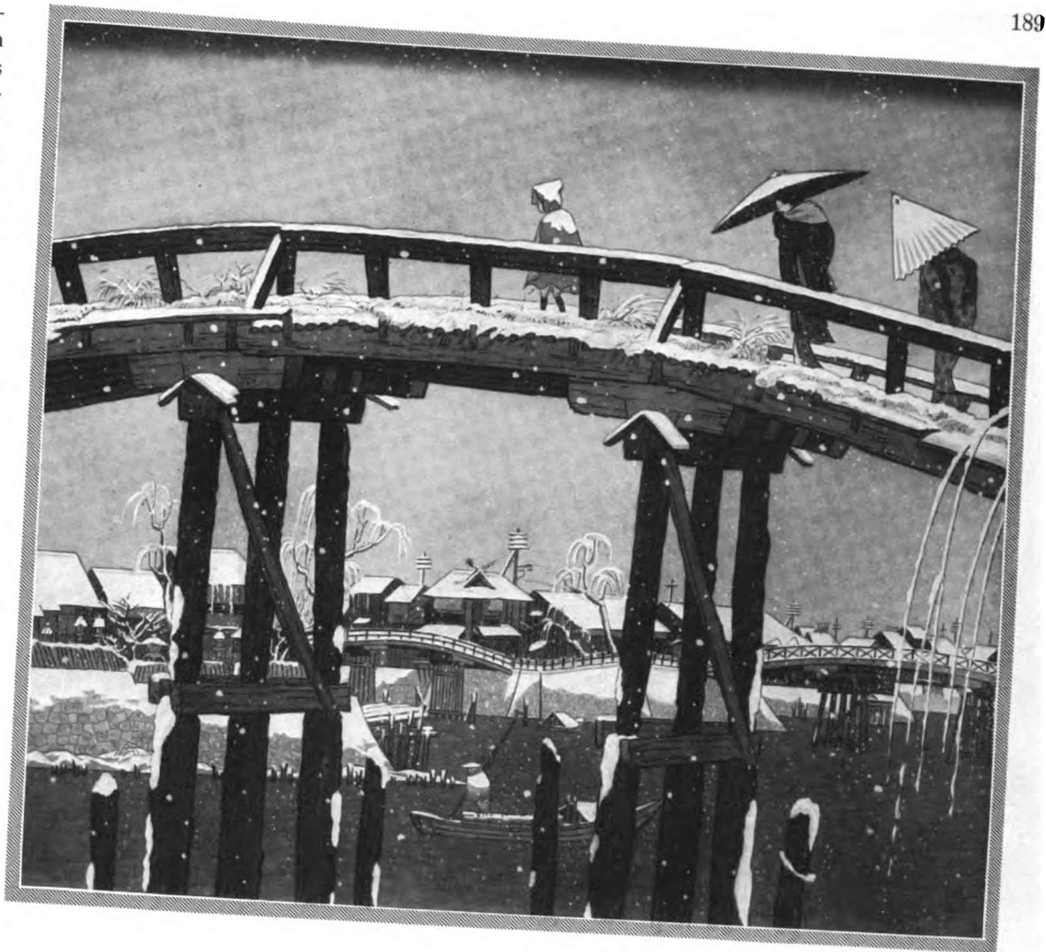


SUGA: SPAZIERGANG IN EINER FRÜHLINGSNACHT

Augen eine Materie geradezu abzutasten, und das Gefühl in den Fingerspitzen haben sich in einen einzigen Sinn verschmolzen: der feine Pinsel, der ein Organ des menschlichen Körpers geworden zu sein scheint. Die hier wiedergegebenen köstlichen Tierbilder deuten dieses beispiellose Können an, z. B. die Kaninchen von Takëuschi. Es ist, als hätte der Maler sein Leben lang nichts gesehen, nichts gemalt als Karnickel und nur dies eine Bild. Das ganze Kanin-Geschlecht, in Bewegung, Hocken und

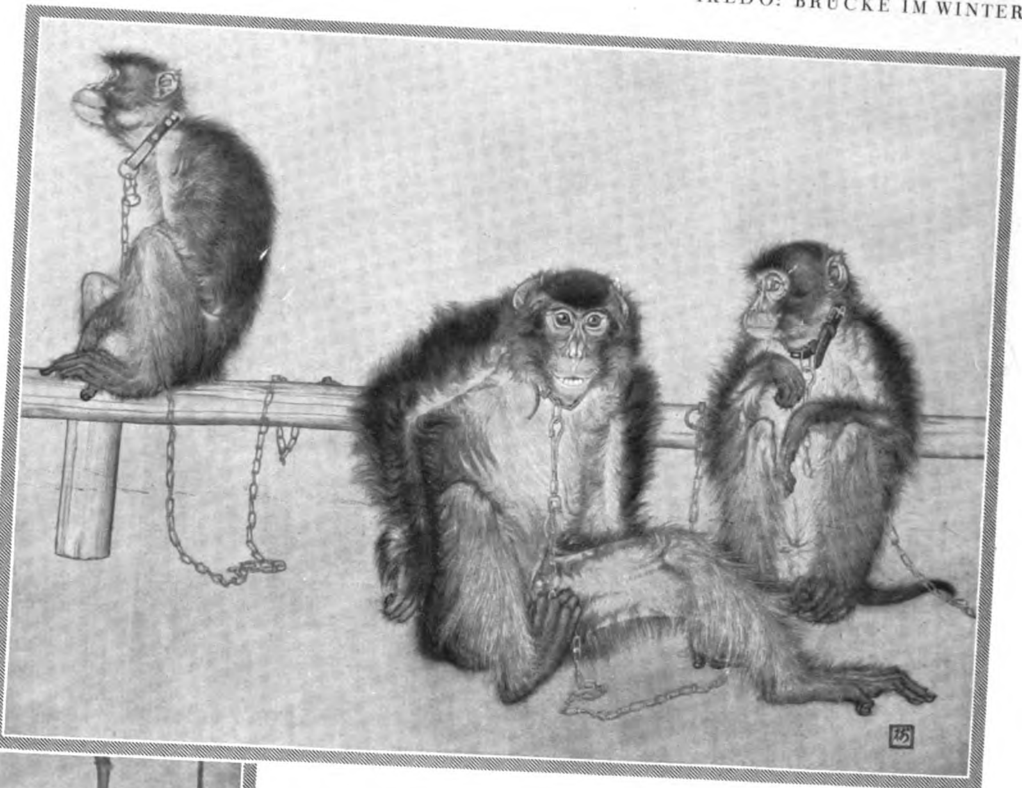


NAMURA: WÄHREND EINER MONDNACHT

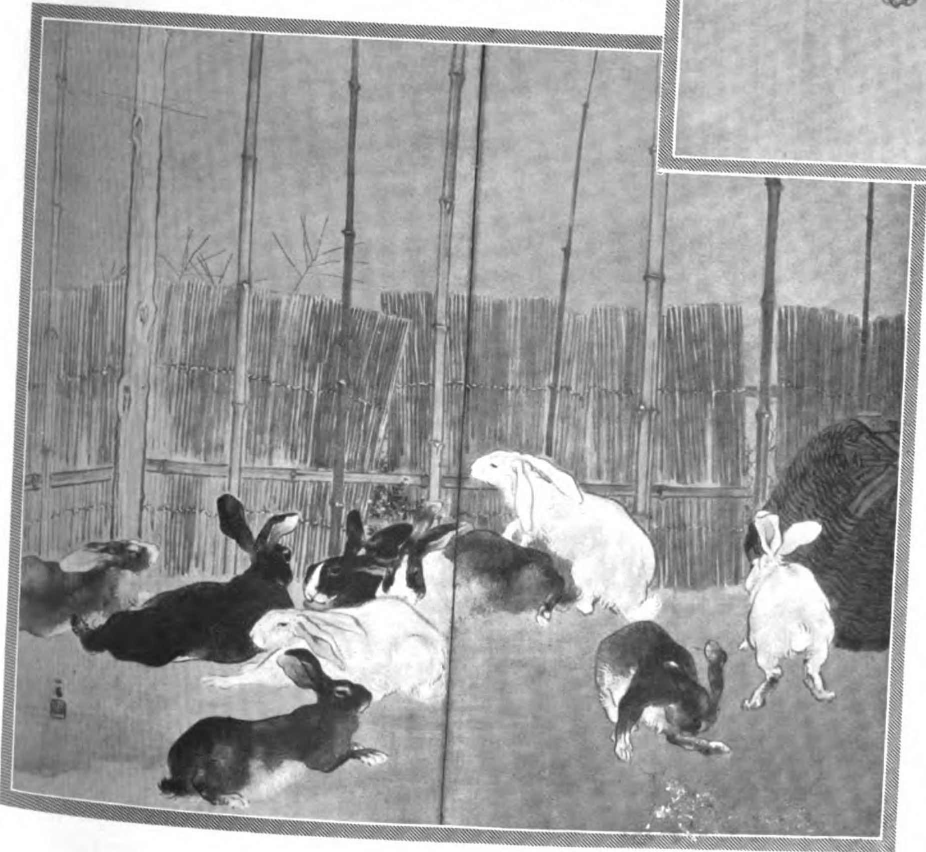


IKEDO: BRÜCKE IM WINTER

Vegetieren scheint hier verewigt. Das gleiche gilt von der Affengruppe Yoshidas. Jedes Haar und zugleich die Ganzheit, die Fellweichheit des Affenpelzes lebt, atmet, kost. Aber die höchste technische Leistung sind die jungen Entlein von Kato. Das Flaumige, Daunige, Hauchige, unendlich Zarte, Rührende, traumhaft Schmeichelnde in bräunlich



YOSHIDA: AFFEN



TAKËUSCHI: KANINCHEN

warmem Gelb liebkost unsern Blick und unsere Sinne. Und in derselben Ausstellung sehen wir Rehe, Stiere, Reiher, Pfaue, Eichhörnchen und alles mögliche Getier mit der gleichen Raffiniertheit, Vertrautheit und völligen Beherrschung der Mittel wiedergegeben.

Eine zweite Spezialität der Japaner sind Schilderungen der Jahreszeiten. Etwa das, was wir „Stimmungsbilder“ nennen würden, wenn sie das enthielten, was wir „Seele“ nennen. Der Zweck der Übung bei den Japanern jedoch ist uralt und nicht wie bei uns die Hingabe an den Reiz der jeweiligen Witterung, an die Heiterkeit oder die Traurigkeit des Lichtes, der Niederschläge und die Sentimentalitäten, die all dies in uns auflöst, sondern dem Japaner kommt es ausschließlich darauf an, Regenstriemen, Schneeflächen mit Materialtreue wiederzugeben, sowie auf die, wie auf unserem eindrucksvollen Bilde von Ikedo „Brücke im Winter“, bei ihnen so beliebte höchst dekorative Konstruktion der japanischen Brücken. In dem Bilde „Spaziergang in einer Frühlingsnacht“ von Suga kam es dem Künstler auf die Atmosphäre an, d. h. ausschließlich auf die, wie auf einem japanischen Farbenholzschnitt behandelte, ganz bläuliche Frühlingsdämmerung einer hellen Nacht und die etwas verschwommen darin sich bewegenden Gestalten.

(Schluß auf Seite 210.)



BESUCHER AUS EUROPA HULDIGEN JAPANISCHEN SITTEN

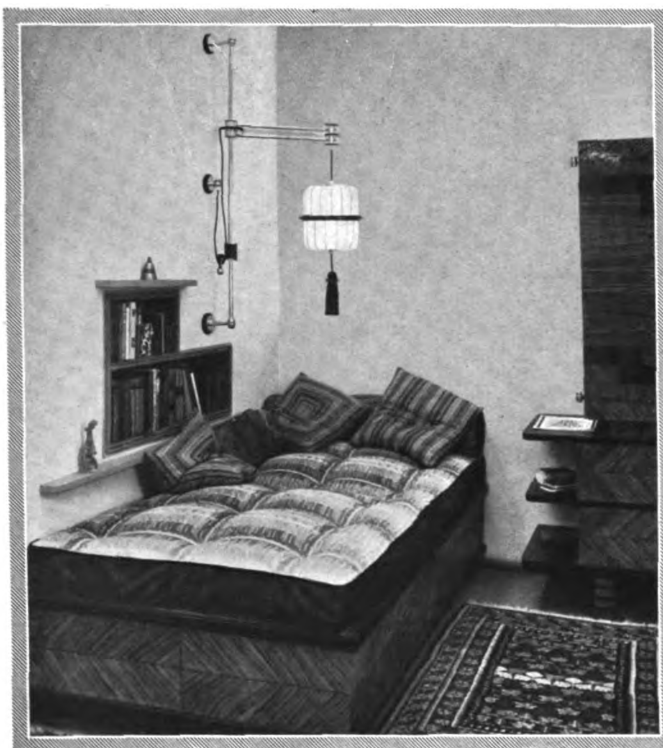
Satirisches Gemälde von Kitasawa.

Zu dem Beitrag „Die zeitgenössische Kunst in Japan“ auf den vorhergehenden Seiten.

DER EINWOHNRAUM

ENTWURF: ARCHITEKT FRITZ GROSS, WIEN

Tritt man in den Einwohnraum, der vor allem als Wohnung des Junggesellen gedacht ist, aber auch der Familien-Kleinwohnung sehr zustatten kommt, so bewundert man die kluge Anordnung der Möbel, die die größtmögliche Ausnützung der räumlichen Gegebenheit gewährt. In einer Ecke, sagen wir, in der Ostecke, steht der ausziehbare Tisch mit vier Stühlen. Zwei Wände dieses abgeteilten Raumes bilden die Zimmerwände, während die dritte Wand durch eine Front des frei stehenden Sekretärs gebildet wird, eines modern praktischen Einrichtungsstücks, das, wienerisch gesprochen, alle Stückeln spielt.



Sofabett-Ecke
mit eingebautem Bücherkästchen in Schleiflack und vertikal und horizontal beweglicher Lampe.

Der Wiener Architekt Fritz Groß, genialer Gestalter von Innenräumen, Erbauer schöner Villen, außerdem ein interessanter Maler, ist der Erfinder des Einwohnraums, der sozusagen aus vier Wohnräumen besteht, nämlich aus einem Speisezimmer, einem Arbeitszimmer, einem Schlafzimmer und einem Empfangszimmer. Das Kunststück, aus einem Raum vier Räume zu machen, ohne Mauern aufzuführen oder spanische Wände zu bemühen, wird dadurch erreicht, daß das Möbel selbst raumtrennend funktioniert und so eine zweckgemäße Vierteilung herbei führt.



Front des doppelseitig ausgeführten Sekretärs.
Hergestellt aus Nuß- und Makassarholz, innen aus Kirsch- und Zwetschenholz. Oben auf Schienen laufende Metall-Bücherhalter.

Ein modernes Kombinationszimmer: Blick in den Einwohnraum (Speise-, Wohn-, Arbeits- und Schlafraum).

Dieser Sekretär, aus kostbaren Hölzern gefertigt — auch Intarsien, Ornamente, aus der Holzwirkung gewonnen, sind da — dieser Sekretär hat eine Glasvitrine mit Glasschiebetüren auf Kugellagern, ein Rauchkästchen, ein Likörkästchen, ein Bücherregal und überdies, auf der oberen Platte, Bücherstützen, die auf Schienen laufen. Die Gegenfront dieses Sekretärs bildet dann wieder eine Wand des Arbeits- und Schlafzimmers. Hier zeigt sich das vielseitige Möbel als aufklappbarer Schreibtisch mit vielen Fächern, vier Schubladen und einem Bücherregal. Auch für ein Tischtelephon ist Platz. Die auslaufenden Platten an den Schmalfronten können kleine Gebrauchsgegenstände aufnehmen. Die andere Ecke des Zimmers, also die Westecke, zeigt ein Bett, das tagsüber Diwan ist und dem Ruhenden in einem eingebauten kleinen Bücherkasten erwünschte Bücher zur Hand gibt. Eine drehbare (oder eingelassene) Lampe ist die abendliche Lichtquelle. Eine solche Ecke ist wirklich gemütlich und lädt zur Ruhe ein. Die Bettwäsche ist unterhalb in einem durchlüfteten Raum aufbewahrt. Der Wohnraum als solcher zeigt dann den Wäsche- und Schuhschrank, der eigentlich aus drei Schränken besteht, herausziehbare Kleiderschuber vorsieht, Rasier- und Ankleidespiegel enthält, Raum für eine Hausapotheke und ein durchlüftetes Abteil zur Aufbewahrung der Schuhe. Die Anrichte mit einem reizenden Gläserkästchen oberhalb, endlich der frei stehende Kamin aus Mauerwerk und Dachziegel mit Abdeckung aus keramischen Platten, einem einfachen Stabgitter mit Kugelmetalltrieb und den Nischen mit Blumenbrettchen in grünem Schleiflack vervollständigen den harmonisch wirkenden Raum, in dem sich die Empfindung einstellt: „Hier ist gut sein!" In dem, alles in allem, konservativen Wien, wo viele reiche Leute auch heute noch so wohnen wie zur Makartzeit, sind Architekten vom Schlage des Fritz Groß überaus wertvolle Schrittmacher für neuzeitliche Wohnkultur. Max Hayek.



Kombinierter Kleider-, Wäsche- und Schuhschrank.
Seitlich eingebaut ein Apothekerschränkchen. Ausgeführt in kaukasisch Nuß- und Makassarholz.

Die Drei auf Lüttjebüll

Eine Sommergeschichte von Erich Karl Schmidt

(Schluß.)

Frühzeitig gehen Gabriele und Martin zu Bett. Alle ihre Sachen liegen noch verstreut auf den Stühlen und am Boden. Ehe Gabriele sich auszieht, muß sie die kleine, altväterliche Lampe verlöschen.

Über sich hören sie schwere Schritte, Geraschel: Petersen und Frau steigen auch schon ins Heu. Von dem Dänen ist kein Laut zu vernehmen.

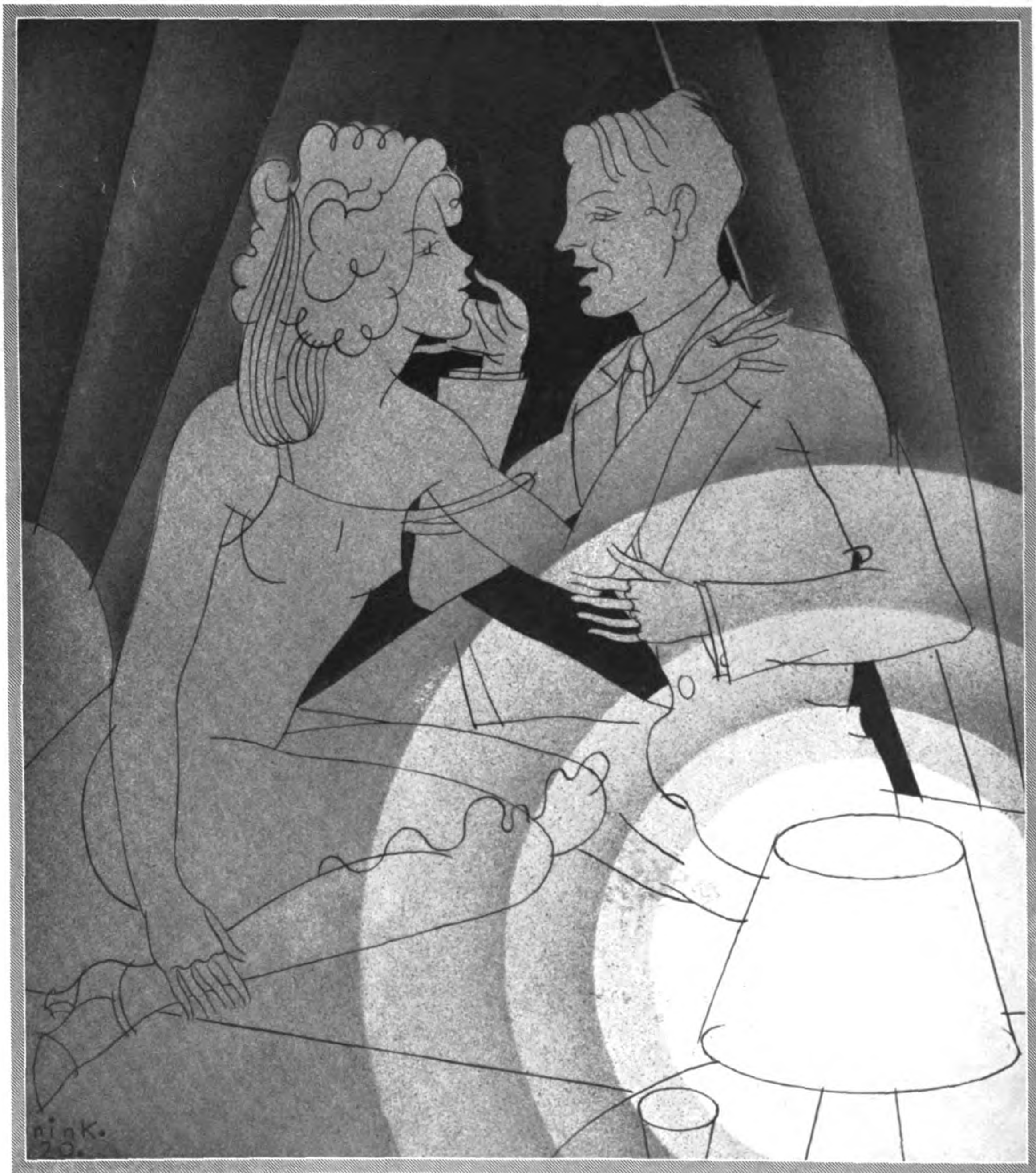
Nur ein paar Meervögel schreien. Und einmal brummt verschlafen die Kuh. Ein kühler Wind wandert durch das kleine offene Fenster bis dicht an die Betten.

*

Was ist schöner auf Lüttjebüll — der Morgen, wenn die Sonne durch das Fenster fällt, rosig funkelnd, daß alle Fäden des Vorhangs zu glühen scheinen? Der Abend, wenn die Klippen sich röten und selbst das Gras einen bronzenen Ton gewinnt? Die Mittagsstunden, da man nackend, mit unbekleideten Füßen im Zimmer umhergeht, auf dem hohen Bettplateau ein paar Seiten liest, einander zuwinkt und einschläft? Die Nächte, wenn die Sterne greifbar sich neigen und die Leuchttürme im Osten, auf dem Festland, im Süden, gegen die unbegrenzte Seeweite hin, mit wachen Augen rhythmisch blinken? Zuweilen marschiert eine Lichterkette fern durch das Dunkel: ein Dampfer wandert geruhig über die Flut — von Afrika, von Amerika, von, Gott weiß, welchen fernen Gestaden...

Nein, das schönste sind die Stunden, da man die Fluten mit drückenden Armen zerteilt, während Nell am Strande ängstlich heult, da er das Wasser fürchtet wie flüssiges Gift. Man muß immer ein Stück vom Ufer fortschwimmen und sich fern von den Steinen halten. Sonst könnte es sein, daß eine hämische Welle plötzlich das Gelüst verspürte, die bunt umpreßten Menschlein wie Wachs an die Klippen zu kleben.

Zwei Tage schon weht die immer gleiche Brise aus Südwest, erfrischend, belebend, so daß man selbst die Glut des Mittags mit Wollust empfindet. Gabriele, deren brünetter Teint viel schneller bräunt, ist fast schon so dunkelfarbig wie der Däne. Nur wenn sich der Badeanzug auf der Brust, an den Beinen verschiebt, sieht man noch einen Streifen ihrer hellen Haut. Martin, gegen dessen blonden Schopf die Stirn beängstigend rot absticht, gleicht auch am ganzen Leibe noch einem Krebs; aber er ist damit nicht zufrieden, er möchte viel lieber aussehen wie Gabriele und dieser bronzene Däne.



WAS SICH NECKT...
ZEICHNUNG VON PAUL BRINK

„Gedulde dich nur", sagt Gabriele lachend, „die Epidermis reagiert eben verschieden, acht Tage — und du bist so kaffeebraun wie ein echter Neger."

Sie taucht, vor Martin, aus den Wellen, sie wirft sich aufatmend über den gelben Sandfleck, das Salzwasser rinnt aus dem goldfarbenen Badetrikot. Martin sieht, wie sie seitlich zu der hohen Klippe blinzelt: Da liegt der Ingenieur, seit Stunden, geduldig und angelt. Man bemerkt nur den Kopf, der wie hypnotisiert sich über den Felsrand neigt, die Augen starren in die Tiefe, als wollten sie das Volk der Fische locken, bannen, die Kiemen auf den Haken leiten. Und zuweilen wirft er den Angelstock hoch, daß man denkt, ein Wal habe sich daran verbissen. Aber es ist nur ein Fischchen, das im Verhältnis zur Größe des Anglers lachreizend winzig wirkt.

„Ein merkwürdiges Vergnügen", meint Martin, entzündet sich eine Zigarette und stützt die Schulter auf, so daß er die Aussicht gegen den Dänen verdeckt. „Ein Geduldsspiel für Phlegmatiker. Immerhin gut. So werden wir weniger gestört."

„Jetzt gibst du selbst schon zu, daß wir uns nicht zu beklagen haben. Nein, aufdringlich ist der Däne kaum, auch wenn ich ihn für alles eher als für einen phlegmatischen Menschen halte", erwidert Gabriele, verschränkt beide Arme unter dem Rücken und blinzelt durch enge Spalten gegen einen großen blaßgelben Wolkenballen, dessen Ränder sich buchten wie ein Eichenblatt.

„Ho!" schreit der Däne und schwingt nun einen langen, silberblitzenden Fisch voller Triumph durch die Luft; er lacht zu den beiden herab. Bald darauf sehen sie ihn im hohen Grase der Insel verschwinden: Er trägt seine Beute der Frau Kathrina in die Küche. Martin, der aller Leute Sympathien auf sich selbst vereinen möchte, findet, daß die Alte redlich viel mit dem Dänen radebrecht; er fühlt sich zurückgesetzt. Im vorigen Jahre sah sie ihn mit liebevolleren Augen an. Genau so, wie auch Nell ihm allein gehörte; nun rennt der Hund kläffend hinter dem Dänen her.

„Ein grausamer Sport im Grunde, das Angeln", sagt Martin nach einer Weile; der Rest seiner Zigarette verzischt in einer hochspringenden Welle.

„Ach, du lebendiger Widerspruch", erwidert Gabriele zärtlich und neigt sich über ihn. „Ißt du nicht auch, gerade du, Fische mit besonderem Appetit?"

AUS DER GESELLSCHAFT

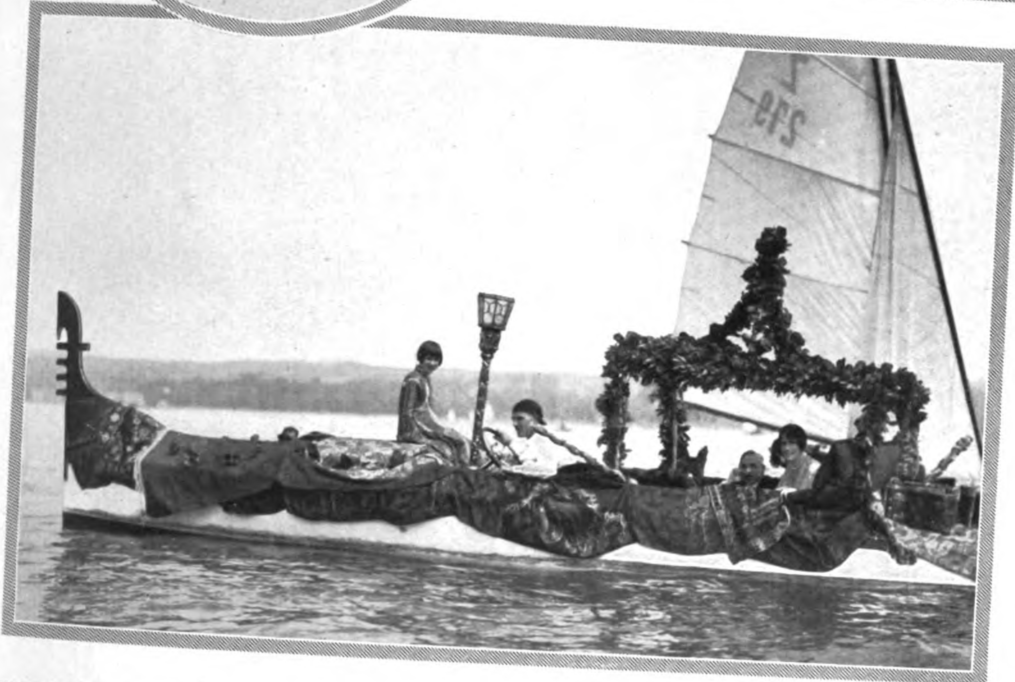




Gartenfest im Buckingham-Palast in London.
Teilnehmer an dem großen traditionellen Sommerfest, das die Königin von England und (als Vertreter des Königs) der Prinz von Wales vor kurzem gaben, bei der Ankunft vor dem Palast. Geblümte Chiffonkleider bevorzugt!

Im Oval: Theaterferien.
Der Schauspieler Albert Bassermann mit Elsa Bassermann, seiner Gattin und Kollegin, und seiner Tochter am Strande von Bellagio am Comer See.

Links: Italienische Romantik auf dem Starnberger See.
Frau Geheimrat Rosenthal (Selb, Bay.) in der venezianischen Gondel beim Bootskorso am 28. Juli während der Starnberger See-Woche, die wassersportliche Wettkämpfe und sonstige gesellschaftliche Ereignisse brachte.
(Phot. Richard Wörsching, Starnberg.)





Der deutsche Botschafter in Amerika auf der Sommerfrische.
Friedrich Wilhelm v. Prittwitz und Gaffron mit Frau und Töchterchen bei einem kürzlich in Hot Springs (USA) verbrachten Erholungsaufenthalt. Gegenwärtig weilt der Botschafter auf Urlaub in Deutschland.



Warum sollte man nicht auch im Badeanzug Glück haben?
Eine kleine Partie Bakkarat am Vormittag, nach dem herrlichen Aufenthalt am Strand, ist nicht zu verachten — wie die glücksbegierigen Wassernixen der „Côte d'Azur" im Palm beach Casino in Cannes beweisen.

„Aber ich fange und töte sie nicht", meint Martin voll Eigensinn.

Da sieht sich Gabriele um und erstickt alle seine noch vorbehaltenen Worte in einem Katarakt von Küssen. Sie wirft sich ächzend in den Sand; sie ist so froh, daß sie einmal vor fremden Augen sicher sind. Mit den Zehen greift sie nach der Zigarette, die sich Martin eben entzündet hat, läßt ihn den Rauch ausatmen und reicht sie ihm wieder graziös an die Lippen.

Da tönt es über ihnen:

„Bravo, die Dame! Ist eine Artistin, die Dame!"

Gabriele errötet, Martins Stirn faltet sich senkrecht zwischen den Brauen, doch der Däne lacht arglos, seine Zähne blitzen.

„Wollen wir Insel umschwimmen? Habe schon fünfmal gemacht. Vierzig Minuten mein selbstiger Rekord!"

„Eigner Rekord!" sagt Gabriele.

„Eigner Rekord", wiederholt der Däne folgsam.

„Eine wundervolle Idee!" ruft Gabriele, sie ist von Energien geladen, überhaupt agiler als Martin, begeistert für jede sich bietende Abwechslung. „Hinein!"

Aber Martin liegt da, als hätte er gar nichts gehört.

„Das wäre ja eine schöne Torheit. Solch eine Kraftleistung, überdies vor dem Mittagbrot!" meint er endlich.

„Macht Appetit", sagt der Däne.

„Ja, der Herr Ingenieur hat recht. Willst du nicht schwimmen, so kannst du uns im Segelboot folgen!"

Gabriele rüttelt ergebnislos an Martins Schulter. Sein harter Ausdruck erfüllt sie mit Trotz. Sie folgt dem Dänen, der eben taucht, wendet sich noch einmal winkend um und springt ab.

Martin starrt in das Himmelsblau, bis seine Augen schmerzen. Dieser Eigensinn Gabrieles, diese Auflehnung wider seinen Willen läßt ihn gleichsam erstarren. Sie ruft, aber er schweigt wie ein Stein. Am liebsten würde er das Boot besteigen — doch nicht, um den beiden zu folgen. Nach Hause möchte er fahren. Er hätte in diesem Augenblick kaum etwas dagegen, wenn Gabriele unterginge. Sein Boot sollte jetzt keinesfalls kentern, nein, lachend würde er weiterleben.

Er steht auf und geht vorsichtig auf die Felsenkante der Küste, dort, wo der Däne zuvor angelte. Er sieht Gabrieles Kappe, wie ein dottergelber Punkt leuchtet sie fern aus dem Wellenblau. Und neben ihr ein dunkler Kopf, klein wie eine Streichholzkuppe.

Martin geht über das hohe Gras, quer durch die Insel; bald ist es schnittreif, später als am Festland. Er wird Petersen helfen wie im vergangenen Jahre. Alles ist anders als damals. Schöner? Schmerzlicher? Er klopft der Kuh auf den glänzenden Rücken. Natürlich, viel schöner war es allein. Keine Gabriele. Aber auch kein dänischer Ingenieur. Holde, reine, vollkommene Einsamkeit. Draußen auf dem Meer steht Petersens Kutter; reglos. Der Alte fischt. Wie wundervoll war es, den ganzen Tag schweigend zu warten, bis das Netz sich gefüllt hatte. Stunden ohne Zwiespalt, ohne jede Kümmernis.

Kathrina schabt einen Hecht, die Beute des Dänen. Überall zeigen sich seine Spuren. Sie blickt Martin fragend an.

Er schweigt eine Weile grollend, dann weist er gegen die Bucht. Gabrieles leuchtende Kappe steuert auf sie zu.

„Sie wollten die Insel umschwimmen", sagt Martin, „doch die Partnerin des Herrn Ingenieurs scheint den Wettkampf aufzugeben."

„Das hat er schon ein paarmal gemacht", meint Frau Kathrina bewundernd, „er ist ein tüchtiger Mann, der Herr Injenier!" Sie schabt, daß die Schuppen fliegen.

Zurücksetzung auch hier, Vorwürfe überall, denkt Martin dumpf, ach, diese Frauen. Nichts imponiert ihnen doch als die männliche Kraft.

Gabriele ruft. Sie klammert sich erschöpft an den Bootsrand. Aber Martin geht in das Zimmer, als habe er nichts gehört.

Kurz darauf steht Gabriele neben ihm; letzte Tropfen schmelzen an der bräunlichen Haut.

„Bist du böse, Martin?" sagt sie, „ach, es war herrlich. Warum hast du nicht mitgemacht? Ich dachte allerdings, daß es leichter wäre. Nun, das nächste Mal, wenn wir zu dritt schwimmen, muß auch ich es schaffen. Es ist schön, eine Leistung zu vollbringen. Man fühlt seine Muskeln wie nie. Und das Leben hier macht doch ein wenig träge, nicht wahr?"

Sie will ihn umarmen, sich an seine Schulter schmiegen. Sie reißt die Kappe herab, um das Haar unter sein Kinn zu legen, demütig wie ein kleines Mädchen.

Aber Martin wendet sich schroff zur Seite.

„Weißt du nicht, daß du noch naß bist?" sagt er ingrimmig.

Gabriele zieht den Vorhang des Fensters zusammen, schlüpft in den Bademantel und läßt das feuchte Trikot darunter fallen. Sie hängt es zum Fenster hinaus, damit es in der Sonne trockne.

Als Fahne, denkt Martin, als Signal für den Fremden, als goldene Erinnerung an den Wettkampf, in dem sie schmählich unterlag.

Gabriele jedoch überlegt, wie sie den Geliebten versöhnen könne. Sie zieht sich in der Ecke an, heimlich und schamhaft, wie immer, wenn nicht vollkommene Harmonie sie beide umfängt. Aber sie hat die Strumpfbänder vergessen und muß an den Schrank gehen. So sieht Martin verstohlen, wie ihre Wäsche rosig aus dem Bademantel leuchtet; und im Nu fühlt Gabriele, daß sein Zorn verrinnt. Sie springt ihn an mit einem Satz, sie drückt ihn gegen sich, der Mantel fällt von ihren Schultern.

„Du ausgewachsener Tor, du ganz dummer Junge", stammelt sie und küßt ihn mit einem unendlichen Kuß.

„Habt ihr euch unterhalten auf eurer Reise? Was hat er gesagt, was hast du mit ihm gesprochen? Ich will jede einzelne Silbe wissen!" sagt Martin, und die Grollfalte wird allmählich eben.

„Es war nur eine Silbe, auf Ehre. Er rief zuweilen „Ho!", und ich erwiderte „Ha!" Das war alles, du kannst es mir glauben!"...

Bei Tisch ist Gabriele so schön wie noch nie. Sie trägt das zartrosa Kleid, das Martin über alles liebt. Noch mehr als das Voilekleid, weil die Seide unter der Berührung zärtlich zu schmelzen scheint. Alles, was Gabriele jetzt trägt, hat diese blaßrosa Farbe, auch die Wäsche, die hochhackigen Schuhe. Und Martin wäre sehr froh, wenn er die ganze Pracht nur allein sähe. Allenfalls noch Frau Kathrina, die vor Bewunderung die Fischschüssel sekundenlang vor sich hält.

Aber nun kommt auch der Däne von der Bucht herauf. Er sieht aus, als wäre er fünf Minuten im Wasser gewesen. Er bleibt einen Augenblick wie geblendet stehen, doch er faßt sich schnell.

„Ich Sieger. Heute bestimmt Autorekord gebrochen. Leider Uhr vergessen."

Und er geht an der dampfenden Schüssel vorbei. Aber als müsse er, der schönen Dame zu Ehren, diesmal gleichfalls gesellschaftsfähig sein, erscheint er nach ein paar Minuten in weißer Hose, seidenem Hemd und weißen Schuhen.

Gabriele und Martin sehen ihn zum erstenmal angezogen, sie lächeln einander zu. Frau Kathrina setzt ihm den Hecht und einen Berg Kartoffeln auf den Tisch. Nach kurzer Zeit hangen nur noch die Gräten am Tellerrand. Ein Höllenhunger war die sichtbare Folge des „Autorekords". —

Lüttjebüll hat ein Haus, zwei Weiden, eine Bucht. Es hat einen kleinen Gemüsegarten hinter dem Hause, alles übrige ist Weideland. Das unersättliche Maul der braunen Kuh verschlang bereits einen Teil des hohen Grases, aber um diese Zeit wurde immer der Rest für den Winter geschnitten. Martin möchte heute damit beginnen, auch will er zeigen, was er kann. Er wird sogar praktische Arbeit leisten. Welchen Sinn haben eigentlich Sportrekorde?

Als er sich nach dem Nachmittagsschlaf aufrichtet und zu Gabrieles Bett hinüberblickt, ist es leer. Ihr rosiges Kleid liegt ausgebreitet darüber, die Schuhe stehen auf der blank gescheuerten Diele, zierlich wie Puppenschuhe.

Martin tritt vor die Tür und horcht: Stimmen am Giebel. Gabriele lacht, gedämpft und hell. Er geht rasch um die Ecke und sieht, wie der Däne die Hände um Gabrieles Hüfte legt und sie behutsam auf den Boden stellt. Sie saß im Geäst der alten Weide.

Gabriele hat ein blau punktiertes Dirndlkleid angezogen; die Beine sind nackt, an den Füßen Sandalen. Gerade noch vermochte Martin zu sehen, daß ein rosiger Saum sich hinter den blauen Rockrand zurückzog. Er steht wie erstarrt. Gabriele lacht noch einmal hellauf. Aber ihre Blicke verraten kein gutes Gewissen.

„Die Dame konnte nicht steigen von Baum", sagt der Däne, und es scheint Martin, als zöge in seine Augen ein helles Funkeln ein.

„Ich wollte dich nicht wecken, du schliefst wie ein Murmeltier", wirft Gabriele schnell in die sich dehnende Stille. „Ich habe dort oben gelesen und konnte nicht wieder hinunter."

„Vielleicht ist das in Ihrem Lande Sitte", wendet sich Martin mit geschärfter Stimme an den Ingenieur. „Hier bei uns faßt man fremde Damen nicht an!"

Der Däne stammelt verdutzt ein paar Worte, unwillkürlich verfällt er dabei in seine Heimatsprache. Es mag eine Erklärung oder eine Entschuldigung sein — weder Martin noch Gabriele erkennen ihren Sinn. Dann marschiert er mit langen Schritten davon. Seine Stirn scheint gekräuselt, als wende er in sich einen raschen Entschluß.

Auch Martin geht fort und läßt Gabriele stehen. Zu beiden Seiten zieht das Mannsvolk ab, die schuldlose Eva gleitet gekränkt in das Gras zu Füßen der Weide.

Martin sucht vor dem Hause, über ein Buch gebeugt, seine Gedanken abzulenken, doch die Zeilen flimmern. Kein Wunder, daß gerade heute auch der Fremde seine Überlegtheit verlor. Er sieht Gabriele wieder in ihrem rosigen Kleid an ebendiesem Tische sitzen — hat der Däne nicht zuweilen nach ihren Füßen geblickt? Nun verlockte ihn der rosige Saum unter dem blauen Dirndlkleid. Er hat die schmalen Hüften gefühlt. Er oder sie beide müssen Lüttjebüll verlassen. Martin könnte heulen, wenn er an die Erwartungen denkt, die ihn einen langen Winter hindurch beglückten. Ein goldener Sommertraum sollten die Tage auf dieser Insel werden — und nun?

Gabriele blickt um die Hausecke. Sie hat spitzbübische Augen, die schnell ernst werden, als sie sieht, wie sich Martins Fäuste gegen die Schläfen stemmen. Sie weiß, daß ihre erprobten Mittel in dieser

WIE SIEHT DER NEUE HERBSTHUT AUS?



Eleganter Abendhut mit reicher Stickerei und gemustertem Tüllschal. Trägerin: Die Schauspielerin Ilse Wachter. Modell: Gurau-Friedrichs, Berlin.



Links nebenstehend:

Schicker kleiner Hut aus braunem Seidenfilz, getragen von Anita May. Modell: Regina Friedländer, Berlin.



Ruth Sametzky trägt einen aparten Hut aus schwarzem Seidenfilz mit vorn aufgeschlagenem, im Nacken eng anliegendem Rand. Modell: Gurau-Friedrichs, Berlin.



Ruth Sametzky in lindfarbenem Filzhut. Der blaue Rand ist mit Handhohlsaumstichen befestigt. Modell: Hoherz, Berlin.



Fescher brauner Sporthut mit schmalem Ripsband. Der weiche Filz ist in Abständen durch Seidenstiche in Fältchen gefaßt. Trägerin: Irene Dittmar-Engels. Modell: Hoherz, Berlin.



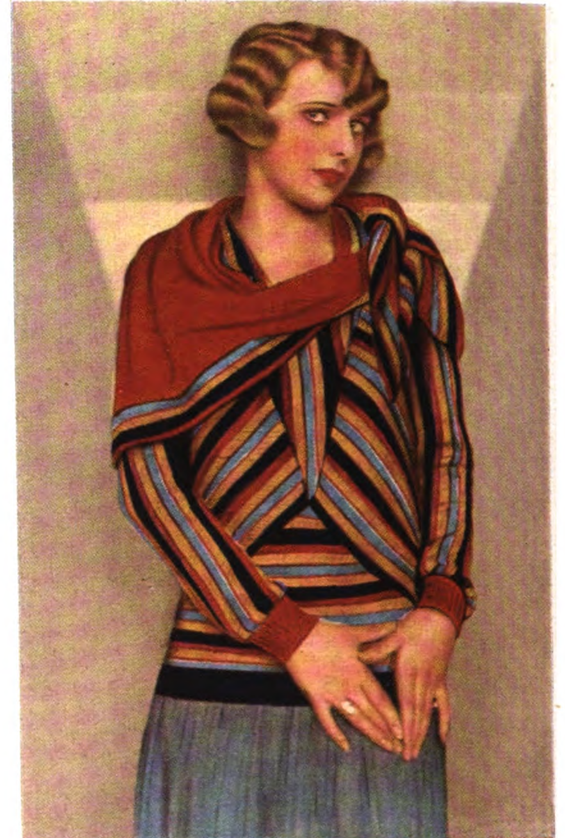
Übergangshut aus feinem schwarzen Seidenfilz. Die rückwärtige Krempe liegt tief im Nacken an. Getragen von Ruth Sametzky. Modell: Hoherz, Berlin.

Alle Photos: Yva, Berlin.

STRASSENKLEIDER IN DEN NEUEN HERBSTFARBEN



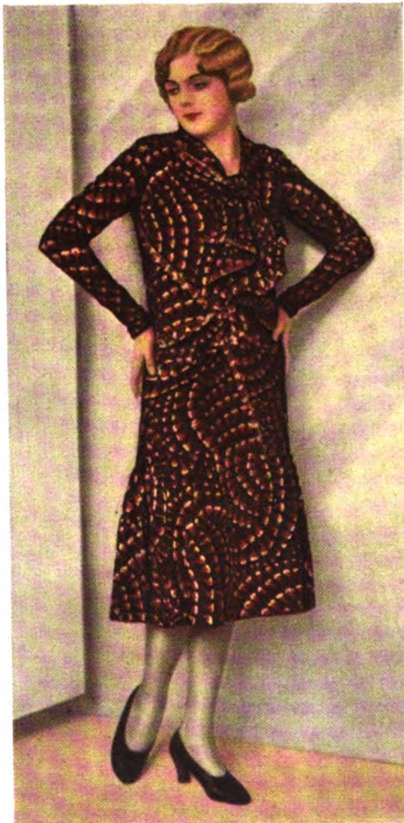
Hildegard Maybaum trägt ein schickes Strickkostüm in Beige mit brauner Streifengarnitur.



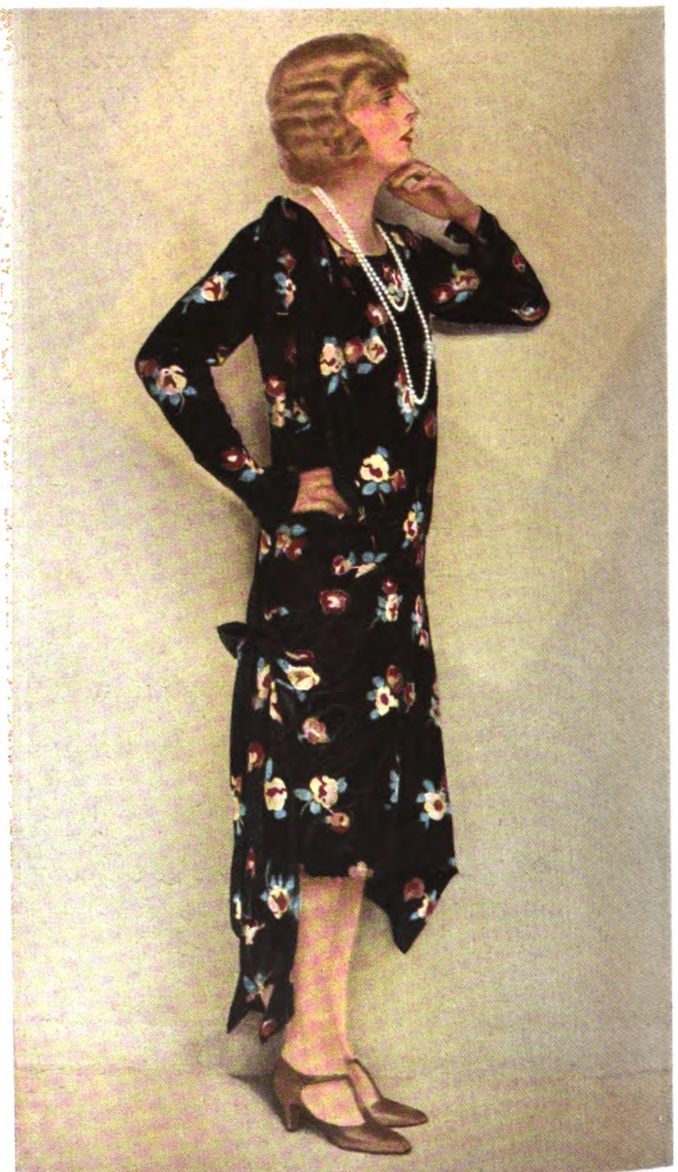
Fescher moderner Jumper mit wundervoll abgetönter Streifenmusterung und großem Schultertuch aus demselben Strickstoff.



Zweiteiliges gestricktes Westenkleid in Blau und Beige mit roten Streifen. Trägerin Hildegard Maybaum.



Braunes Moirékleid in eigenartiger gelb-roter Musterung mit westenartig gearbeiteter Taille. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.



Herbstnachmittagskleid aus schwarzem imprimé Moiré mit Rosenmusterung, getragen von der Tennismeisterin Siddy Aidinyan.
Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Alle Strick-Modelle: Wiener Strickkunst.

Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.

Situation kaum wirken werden. Sie ahnt, daß er tief enttäuscht ist, vielleicht so sehr gekränkt, daß nichts mehr ihn versöhnen kann. Es war wirklich ein unglücklicher Wind, der den Dänen auf Lüttjebüll wehte. Sie hätte wenigstens vormittags nicht ohne Martin schwimmen sollen.

Gabriele setzt sich stumm neben ihn. Sie ist froh, daß er die Hand nicht fortzieht, als sie ihre Finger darüberlegt. Aber seine Augen weichen ihr aus. Endlich sagt sie schüchtern:

„Er kam kurz vor dir an die Weide, ich wollte schnell herabsteigen, damit er mich nicht mehr dort oben sähe, aber ich stellte mich in der Eile so ungeschickt an, daß er mich herunterhob. Er hatte kaum etwas Schlechtes im Sinn."

„Merkwürdig, daß du den Herrn stets verteidigen mußt!" murmelt Martin zwischen den Fäusten hervor.

„Und du bist der eifersüchtigste von allen Männern", sagt Gabriele vorwurfsvoll.

„Nun gut, wenn du es weißt" — erwidert Martin, klappt sein Buch zu und geht um die Ecke des Hauses. Es scheint, als wolle Gabriele weinen, aber da das Knie sie plötzlich schmerzt, schlägt sie den Rocksaum zurück. Sie erblickt ein paar blutige Schrammen darauf und läuft ins Haus, um sie zu waschen. Sie ist schon wieder abgelenkt.

Auch Martin braucht ein Ventil. Er geht in den Stall, um die Sense zu holen. Aber sie hängt nicht an der gewohnten Stelle. So schlendert er mißmutig durch das hohe Gras, bis er den Dänen entdeckt: er haut mit wuchtigen Hieben gegen die Halme; die Sense klingt metallisch in seiner Faust. Er hat die weißen Beinkleider bis zu den Waden aufgekrempelt, die Schuhe stehen am Rande des Weges. Nell springt aufgeregt hinter ihm herum, und die Kuh sieht verdutzt, wie man ihre Nahrung vom Erdboden trennt.

„Tut gut, macht heiß!" sagt der Däne, als wäre nichts geschehen, stützt sich auf den Sensenstiel und wischt die Tropfen von der Stirn. „Auch versuchen?"

„Im vorigen Sommer habe ich fast die ganze Wiese allein gemäht!" sagt Martin mit Nachdruck.

Der Däne macht betrübte Augen und hält Martin die Sense hin. Aber Martin dankt und geht davon. Er geht zu den Klippen und fühlt sich einsam, leer; eine Enttäuschung folgt der anderen. Es wird ihm klar: Gabriele und er müssen die Insel verlassen, wenn der Däne selbst es nicht fühlt, daß er ihrer Harmonie im Wege ist.

Auch der Ingenieur überlegt ein paar Minuten, ehe er die Sense von neuem schwingt. Es scheint, als käme er zu dem gleichen Ergebnis wie Martin.

Von fernher zieht ein Kutter herbei, es ist Petersen, der vom Fischfang heimkehrt. Martin sieht, wie die dunklen Segel in der mählich sinkenden Sonne kupfern erglühen. Die Möwen flattern kreischend über gläsern klaren Wellen. Stoß um Stoß schlägt gegen die Bucht.

Aber nach einer Weile fühlt Martin, wie sehr Gabrieles warme Nähe ihm fehlt. Er steigt auf die Klippe, um die Insel überblicken zu können. Die grüne hohe Grasfläche weicht vor den Hieben des Dänen zurück. Hoffentlich mäht er die ganze Insel nicht an einem Tage kahl!

Gabriele kommt um das Haus. Martin legt sich flach auf den Bauch. Wird sie wieder mit dem Dänen sprechen? Wird er sich an sie wenden?

Es scheint, als sähe er Gabriele nicht, und auch Gabriele geht in seiner Nähe schneller vorüber. Martin atmet auf.

Gabriele setzt sich unten an die Bucht, die Wellen stoßen fast bis an ihre Sandalen, dann zieht sie die Füße unter den Rand des Rocks. Als ihre Blicke einander begegnen, sagt sie zu Martin empor:

„Willst du nicht zu mir kommen? Ich habe dir etwas zu sagen."

Es dauert eine ganze Weile, bis Martin sich erhebt; schon denkt Gabriele, er habe sie beim Schlag der Wellen nicht verstanden. Er möchte sich möglichst weit von ihr niederlassen, doch die Enge der Bucht erlaubt nur ein paar Meter Zwischenraum.

Gabriele legt gedankenvoll die braunen Haarwellen hinter die kleinen Ohrmuscheln, wie sie es manchmal tut, und sagt:

„Wir wollen Lüttjebüll morgen verlassen und uns eine andere Insel suchen. Was meinst du dazu?"

„Es wird das beste sein. Ehe es zu spät ist — für dich!"

„Schämst du dich nicht, Martin —"

Aber sie bemerkt, wie er lächelt und, ohne aufzustehen, näher rutscht. Nun, da er neue Ziele sieht, und, vor allem, weil er den giftigen Pfeil abgeschnellt hat, ist er versöhnlich gestimmt. Man wird den Kurs zu anderen Küsten lenken und einen Strich unter das Kapitel „Lüttjebüll" ziehen. —

Gabriele sträubt sich eine Weile unter seinem Griff, aber der Himmel wird so feierlich blau, die Wellen plätschern versöhnlich. Eine goldene Brücke geht über das Meer, der Friede des Sommerabends läßt allen Widerspruch zerrinnen. Nur der immer lebendige Südwest findet keine Ruhe: er sucht ein wehendes Objekt und hebt Gabrieles Rockrand bauschend empor.

Während Petersens Kutter, eindunkelnd, schwerfällig naht, gehen Martin und Gabriele Arm in Arm über die Wiese.

Da sitzt der Däne schon beim Abendbrot, während die beiden noch eine Weile warten müssen. Endlich bringt auch ihnen Frau Kathrina das Essen herbei: Brot, Butter, Käse und Milch.

Es dunkelt, als der Däne sein Buch zuschlägt und sagt:

„Nun nicht mehr gefallen der Niels. Zu sehr verlieren an Frau!"

Gabriele sieht Martin an:

„Was meint er damit?"

„Niels Lyhne verliert sich in seinem Gefühl zu sehr an die Frau, denke ich."

„Halten Sie das für eine Schande, Herr Ingenieur?" fragt Gabriele hinüber, legt die Knie aufeinander und bläst den Rauch ihrer Zigarette lang in die Abendluft.

„Schande — nein", erwiderte der Däne. „Nur nichts für mich!"

Gabriele macht Augen, als reize diese Antwort durchaus ihr weibliches Gefühl. Sie vergißt die vielfachen Konflikte des Tages und wirft dem Dänen einen blitzenden Blick entgegen.

Aber er sagt ruhig:

„Ich nur eins: Arbeiten, Geld verdienen, vorwärts. Frau hat Zeit!"

„Sie haben durchaus recht, Herr Ingenieur!" wirft Martin abschließend hin. „Geld ist schon die Hauptsache im Leben. Gute Ruhe!"

Als sie die Lampe entzünden, hören sie Petersen um das Haus tappen. Seine Schritte klingen, als trüge er eine schwere Last. Nell kläfft ihm wild entgegen. Und auch die Kuh scheint ihren Herrn zu erkennen: Sie brummt gedehnt aus ihrem Stall.

Der Däne geht in die Küche, man hört ihn eine Weile mit Petersens sprechen, dann kehrt er in seine Stube zurück.

Gabriele vermißt frisches Wasser, sie will zum Brunnen laufen. Doch Martins Mißtrauen erwacht noch einmal. Sucht sie eine rasche Begegnung mit dem Dänen? Er ist in diesen Tagen ein Othello an Argwohn geworden. Er hört den Zinkeimer hinunterpoltern, aber die Tür des Fremden bleibt geschlossen. Häufiger als sonst gehen seine Schritte hin und her.

Gabriele kommt rasch zurück, die Flasche ist gefüllt, sie trinkt mit durstigen Zügen.

Während sie sich auszieht, im Dunkeln, wie allabendlich, sagt sie:

„Mir scheint, der Herr Nachbar kann heute keine Ruhe finden."

„Hoffentlich bist du nicht daran schuld" — klingt es vom Bett Martins herüber.

„Und ich hoffe, daß du mit dieser Bemerkung deine ganze Bosheit für heute losgeworden bist, du Schurke", erwidert Gabriele und tastet nach Martins Hand. — — —

Als Frau Kathrina am nächsten Morgen den Kaffee auf den Tisch stellt, ruft sie durch das Fenster hinein:

„Der Herr Injenier — hören Sie — also, der ist in aller Herrgottsfrühe mit meinem Mann davongesegelt. Er mußte plötzlich an Land. Und dabei hat er für den ganzen Sommer bezahlt, der noble Herr!"

„Seien Sie darüber doch froh, Mutter Kathrina. Wir beide weinen ihm auch nicht nach!" schreit Martin glücklich durch den Vorhang hindurch. Er hebt Gabriele an den Hüften hoch über sich empor. Sie schwebt zu seinen Häupten wie ein Weihnachtsengel, mit ausgebreiteten Armen; nur ihre Füße zappeln mit irdischem Übermut.

„Heute beginnt unser Sommertraum. Heute erst wirst du erkennen, wie schön diese Insel ist!"

Er setzt Gabriele, durch das Fenster, direkt an den Kaffeetisch und stürmt aus der Tür.

Da wartet der treulose Nell schon geduldig auf die Frühstücksbrocken.

„Verhungern solltest du, du Schelm!" sagt Martin und wirft ihm eine dicke Butterstulle ins Maul.

SCHROFFER ABBRUCH

Laß mich doch allein,
Bitte, bitte!
Meine Schritte
Sind deinen zu klein.

Merkst du denn nicht,
Was höfliche Worte sind?

Deine Blicke stellen sich blind.
Was aus dir spricht,
Ist nur Angst und die Sucht,
Fremdes zu gewinnen.

Jemand, vor sich selbst auf der Flucht,
Findet nicht Ruhe,
Sich zu besinnen,
Vergißt die Tat vor Getue.

Du kannst dich selbst nicht ertragen,
So schwach bist du.

Blicke ein Jahr lang nur in die Höh'
Und höre nur Stillem zu.
Mehr kann ich dir nicht sagen.
Adieu!

Joachim Ringelnatz.

«EXTRAS»

DIE NAMENLOSEN BEIM FILM

VON DR. HERMANN TREUNER



Der Schlachtenlenker.
Von einem erhöhten Standpunkt aus leitet der Regisseur als Film-Feldherr bei Massenaufnahmen die Scharen der Extras. Radio und Feldtelephon sind seine unentbehrlichen Helfer. (Photos: Paramount.)



Die Schachfiguren des Regisseurs.
Eine Massenszene wird gedreht: Extras während einer Aufnahmepause. Im Hintergrund der Park von Autobussen, die die Komparserie von Hollywood zum Aufnahmegelände befördert haben.

Man kann die Filmschauspieler in zwei Klassen trennen: in solche, die einen „Namen" haben — und in solche, die keinen „Namen" haben. Jene sind nur wenige: ein gutes Dutzend oder vielleicht auch zwei mit dem ganz großen „Namen" — die Stars — und dann vielleicht 250—300 an Zahl die Schauspieler, die „man kennt". Nach vielen Tausenden zählen aber die Namenlosen. Alle voller Hoffnungen und Träume, alle auf der Jagd nach dem „Namen", der Ruhm und Vermögen bedeutet. Vielleicht bietet sich ihnen morgen schon die lang ersehnte große Chance, die ihnen den „Namen" bringt. Vielleicht auch nie. Und das ist leider die Regel. Doch trotz dieses wenig erfreu-



Sie alle sehen sich schon als Filmstars!
Andrang von Extras vor dem Besetzungsbureau einer amerikanischen Filmgesellschaft. (Phot. Metro-Goldwyn-Mayer.)

lichen Schicksals nimmt die Zahl derer, die „unbedingt" zum Film müssen, kein Ende. Etwa 18000 Extras zählt man in Hollywood, und von allen Ateliers zusammen werden im Durchschnitt pro Tag nur etwa 500 Extras beschäftigt.

Die Extras unterstehen in Hollywood den Besetzungsdirektoren der einzelnen Filmgesellschaften. Der Besetzungsdirektor ist für alle Rollenbesetzungen mit Ausnahme der Hauptrollen verantwortlich. Eine seiner wesentlichsten Aufgaben ist es daher, über alle seine Extras und ihre persönlichen Fähigkeiten und Verwendungsmöglichkeiten genau informiert zu sein. Jeden einzelnen muß er persönlich kennen. Alle Arbeit suchenden Extras müssen sich daher zunächst dem Besetzungsdirektor vorstellen, der sich eingehend über ihre Fähigkeiten, Erfahrungen usw. unterrichtet. Sehr wesentlich ist dabei, daß der Extra möglichst viele Sportgebiete praktisch beherrscht. Fällt diese Unterredung für den Extra günstig aus, dann wird eine Karte ausgefüllt, die genau seinen Typ, also seine Verwendungsmöglichkeiten, ferner seine Fähigkeiten und vor allem möglichst ausführlich die ihm zur Verfügung stehende Garderobe enthält. Man verlangt in Hollywood im allgemeinen, daß ein Extra über folgende Garderobe verfügt: Der weibliche Extra soll zwei Abendtoiletten, zwei Nachmittagskleider, einen Reitanzug und mehrere nette Straßenkostüme, der männliche Extra einen Frackanzug, einen Smoking, einen dunklen Jackettanzug und wenigstens drei gute Straßenanzüge aufweisen. Also schon eine ganz ansehnliche Garderobe. Ferner enthält die Karte noch Angaben über das Alter des Extras, die genaue Beschreibung seines Äußeren sowie Adresse und Telephonnummer. Auf der Rückseite der Karte wird die Photographie des Extras aufgeklebt. Dann wird diese Karte in eine Kartothek eingeordnet, die bereits mehrere tausend solcher Karten umfaßt und nach den verschiedenen Typen, die die Extras darstellen, gegliedert ist. Der frisch gebackene Extra wird nun zunächst bei passender Gelegenheit in Massenszenen beschäftigt, damit er sich überhaupt erst einmal an den Atelierbetrieb und die Aufnahmearbeit gewöhnt. Hat er dann allmählich einige Erfahrung gewonnen und sich



Ob sich unter ihnen eine neue Greta Garbo finden wird?
Das Schicksal der Extras: Warten, Warten, Warten.

als brauchbar erwiesen, dann kommt er auf die Liste der Bevorzugten, das heißt, diese Liste wird im Bedarfsfalle zuerst berücksichtigt.

Dem Besetzungsdirektor wird nun vor Beginn der Aufnahmen von jedem Film ein Exemplar des Drehbuchs ausgehändigt, an Hand dessen er alle Rollen besetzt und Zahl und Typ der benötigten Extras bestimmt. Kommen für eine Rolle mehrere gleich befähigte Extras in Frage, so werden von ihnen Probeaufnahmen gemacht, und die günstigste Probeaufnahme entscheidet über das Engagement. Nun geschieht es aber auch oft, daß der Regisseur während der Aufnahmen seine Dispositionen ändert und plötzlich noch einige Extras benötigt. Er gibt dann seine Bestellung an das Besetzungsbureau, das diese „eiligen Bestellungen", wie sie genannt werden, mit Hilfe seiner Kartothek sofort erledigt. Da heißt es z. B.: „Ich brauche heute nachmittag einen Pastor, einen Rechtsanwalt, drei alte Tanten, zwei Stubenmädchen und einen Krankenpfleger." Ein kurzes Suchen in der Kartothek, einige Telephongespräche des Besetzungsbureaus, und in kürzester Frist sind die gewünschten Extras zur Stelle.

Anders wird die Sache jedoch, wenn für einen Film ein Massenaufgebot von Extras für längere Zeit gebraucht wird, besonders wenn es sich um Außenaufnahmen außerhalb Hollywoods handelt. Dieser Fall tritt des öfteren bei Großfilmen ein, wo mitunter 1500—2000 Extras für einige große Szenen auf etwa 6—8 Wochen benötigt werden. Die Auswahl der Extras durch den Besetzungsdirektor ist zwar bald erledigt. Nun sind aber noch umfangreiche Vorbereitungen für ihre Unterbringung und Verpflegung an Ort und Stelle der Aufnahmen während der Dauer der Aufnahmearbeit nötig. Da entstehen dann über Nacht mitten in der kalifornischen Sandwüste oder an der Küste des Stillen Ozeans ganze Zeltstädte mit sauberen Lagergassen und großen Speisehallen, in denen imme mehrere hundert Extras die in großen Feldküchen zubereiteten Mahlzeiten gemeinsam einnehmen. In den Werkstätten der Ateliers wird inzwischen unter Hochdruck an der Herstellung der Kostüme und Requisiten für dieses Hee von Extras gearbeitet. Auch auf dem Aufnahmegelände selbst werden für die Extras besondere Maßnahmen getroffen. Da diese Massen stets in einzelnen Gruppen gegeneinander und durcheinander bewegt werden und sich dabei räumlich oft über sehr ausgedehnte Gebiete verteilen, so ist es dem leitenden Regisseur natürlich unmöglich, bei allen Gruppen gleichzeitig zu sein und ihre Bewegungen persönlich zu dirigieren. Hier hat man sich nun die modernsten Errungenschaften der Technik dienstbar gemacht. Im ganzen Aufnahmegelände werden an versteckten Stellen, wo sie von der Kamera nicht bemerkt werden, Feldtelephon- und Radiostationen angelegt, die mit Hilfsregisseuren besetzt werden. Der Regisseur selbst wählt sich nun einen erhöhten Standpunkt, von dem aus er das gesamte Aufnahmegelände übersehen kann, und leitet von hier aus die Aufnahmen.

Und wer sind nun diese Extras? Die eine Hälfte besteht aus jungen Mädchen und jungen Männern, die sich auf Grund ihres guten Äußeren oder einiger (meist nur eingebildeter) mimischer Begabung unbedingt für eine künftige Diva oder einen unentdeckten Star halten — die andere Hälfte besteht aus gescheiterten Existenzen beiderlei Geschlechts, die im Film als Extra ihre letzte Rettung sehen und ohne Hoffnungen und Träume willig alles tun, was von ihnen verlangt wird. In einem aber sind sie sich alle einig: daß der Beruf des Extras sicher kein beneidenswerter ist.



Die „Stammrolle" des Besetzungsdirektors.
Kartothek mit den Angaben über etwa 4000 Extras in einem Hollywooder Film-Bureau.



Massenspeisung des Filmheeres.
Einer der gemeinsamen Speiseräume für die Extras.



„Und dann springt ihr auf mein Zeichen alle mit einmal ins Wasser . . ."
Instruktionsstunde: Der Regisseur erteilt einer Gruppe Extras vor der Aufnahme die nötigen Anweisungen.



Wenn Baby filmt!
Während der Aufnahmepausen steht den Film-Babys und ihren Müttern ein eigenes Häuschen mit Ruheräumen, hygienischen Einrichtungen usw. zur Verfügung.







Dr. h. c. Margarete Behm,
langjährige Reichstagsabgeordnete der Deutschnationalen Volkspartei, Begründerin und Hauptvorsitzende des Gewerkvereins der Heimarbeiterinnen Deutschlands, † am 28. Juli im 70. Lebensjahre.



Nikolaus B. Jungeblut,
Generaldirektor der Deutschen Ton- und Steinzeug-Werke A.-G. in Charlottenburg, feierte vor kurzem seinen 70. Geburtstag und erhielt für seine Verdienste um die Förderung der Steinzeug-Industrie von der Technischen Hochschule in Hannover den Titel eines Dr.-Ing. e. h. verliehen.



Europa und Ame
ander di
Bei dem Schönheits
französischen Bade
der Preis, da die Jury
konnte, „Miß Ameri
Europa" zugleic

Links

Der Nürburg-Ringh
Der Sieger der 1000-c
um den Großen Preis
Motorräder, Pätzold (
nachdem er währen
Ersatzteillager get

Rechts

Im Kampf um d
meister von
Ein Moment aus d
der von der Härte
gibt: Der Berliner
unfähig am Boden;
den Spielern. — Sie
ten Male) mit 3:2
Fürth gegen He

Links neb

Die Pforten des V
auf
Papst Pius XI. wird
Petersplatz getragen
5000 Seminaristen
Segen erteilte. — S
erste Mal, daß der P
ließ, eine Folge de
Regierung gesch

Rechts ne

Turnier
Blick von den Tribü
Aufmarsches der N
5. Internationalen Re
turnier in Aachen (
nahmen elf Nation



$17\frac{1}{2}$ Tage ununterbrochen in der Luft.
Die beiden amerikanischen Piloten Dale Jackson (links) und Forest O'Brien, die in ihrem Flugzeug „St. Louis Robin" mit Hilfe Tankens in der Luft einen neuen Dauerflug-Weltrekord von 420 Stunden aufstellten.



Der erste Kanalüberflieger wiederholt seinen Flug an dessen 20 jährigem Gedenktag.
Der Franzose Louis Blériot beim Verlassen des Flugzeugs nach seiner Landung in Dover am 25. Juli — welch ein Unterschied nach zwei Jahrzehnten!







Prof. Dr. Karl Haushofer,
Generalmajor a. D., seit 1921 Honorarprofessor für politische Geographie an der Universität München, ein hervorragender Kenner Ostasiens, Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung", wurde am 27. August 60 Jahre alt.

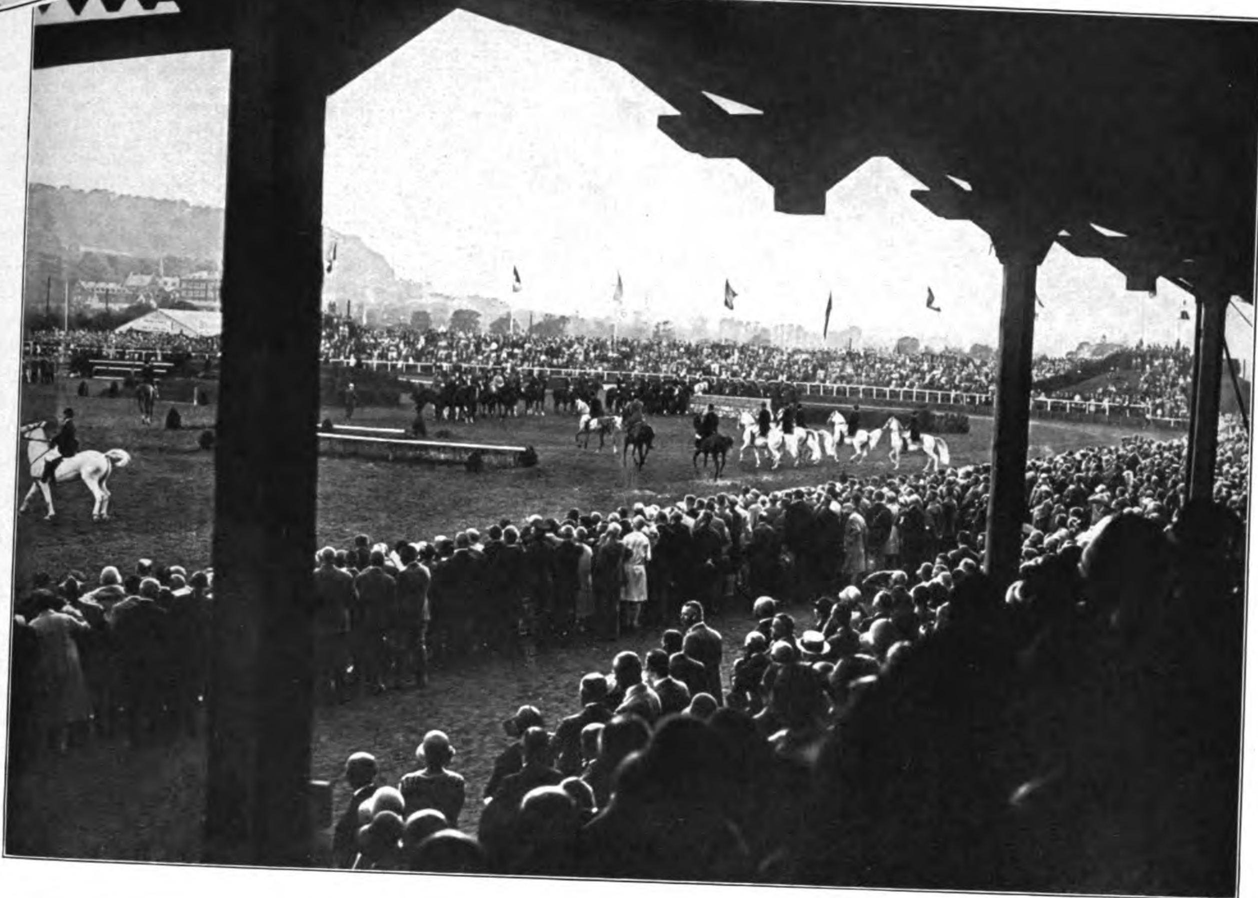
Europa ... ka reichen ein- ... Hände.
Bei dem ...ttbewerb in dem französischen ... Deauville wurde der Preis, da ... h nicht entscheiden konnte, „Miß ... (links) und „Miß Europa" zugesprochen.

...ben:
Der Nürburg... einen großen Tag.
Der Sieger ...-Klasse im Rennen um den ...n Deutschland für Motorräder ...ln), startet wieder, nachdem ... des Rennens am Ersatz...t hat (28. Juli).

...ben:
Im Kampf ... Titel „Fußballmeister ...eutschland".
Ein Moment ... Spiel am 28. Juli, der von de... Kampfes Zeugnis gibt: Der ...lhaar liegt kampfunfähig ...afte Debatte unter den Spielern ... wurde (zum dritten Male) ... Spielvereinigung Fürth ...—BSC, Berlin.

Links stehend:
Die Pfarr... ikans haben sich ...n.
...pst Pius ... f einer Sänfte; zum ...wo er am 25. Juli ... aller Welt den ... 1870 war dies das ... Mal, ... t den Vatikan ver- ... it der italienischen Regierung ...enen Friedens.

Rechtsstehend:
... Aachen.
... n aus während des ...onen. — An dem ... Spring- und Fahr- ... Juli bis 5. August) ...teil. (Phot. Zinsel.)





Karl Henckell,
Verfasser temperamentvoller, kämpferischer Verse, die seinen Namen vor der Jahrhundertwende sehr bekannt gemacht hatten, † am 30. Juli in Lindau am Bodensee, 65 Jahre alt. (Phot. E. Wasow.)



Ein technisches Amphibium.
Halb Auto, halb Motorboot — das neue kombinierte Land- und Wasserfahrzeug, das für den Gebrauch im Watt an der Nordsee von einer Cuxhavener Firma im Auftrag des Marinefiskus erbaut wurde.



Frankreichs Triumph im Davispokal-Spiel.
Die beiden erfolgreichen französischen Tennisspieler, Weltmeister Cochet (links) und Borotra. — Die Franzosen siegten gegen die Amerikaner 3:2.

Der kleine Hans

VON OSSIP KALENTER

Es war wunderbar, schön und erregend.

Da saß Hänschen Reißner, schmal und überwältigt, schon wieder vor einer neuen Sensation und aß in einem hellen, gleichsam gläsernen Restaurant, von seinem Vater betreut, seines Lebens erste Scholle. Da unten in Sonne und Wind zog der Strom, breit, mächtig und kühn, mit Segeln besteckt, winzigen, weißen. Da hinten in silbernem Dampf dämmerte unsichtbar das Meer, das der kleine Hans noch nie gesehen hatte, und das er sich als etwas unbegreiflich Herrliches und Gewaltiges dachte. Alles ringsum lag in einem starken, leuchtenden Blau. Alles atmete Weite und Licht.

Der kleine Hans lebte seit Tagen in einer Flut von Aufregungen. Welche Welt war dies! Welche Dinge, Ereignisse, Gesichte stürmten auf ihn ein!

„Notiere dir doch, was du siehst! Später wirst du es vergessen", hatte Karl Friedrich Reißner freundlich, ernst seinen Sohn ermahnt. Vergebens...

Wie war das alles neu und abenteuerlich und verworren! Schon die Abfahrt... Da war, als Hans eben Klavier übte, der Vater ins Zimmer getreten und hatte ganz einfach gefragt:

„Fährst du mit nach Hamburg?"

Welcher wirkliche Junge hätte da gezögert!

Der kleine Hans klappte seine Klavierschule zu, suchte seine Siebensachen zusammen, schob Fräulein Hildegard, die viel zu langsam machende Hausdame, beiseite und gebärdete sich, alles in allem, ziemlich verrückt.

Im offenen Wagen, den Wind im Gesicht, jagte man die Alleen von Pappeln, Kirschen, Ebereschen entlang, über sanfte Hügel, durch weite Ebenen. Dörfer flogen heran, wurden froh durcheilt, versanken. Städte zogen auf, winkelige, kleine, auch größere mit der wichtigtuerischen Geschäftigkeit der Provinz. Hier und da blieb man zur Nacht, in gemütlichen, altmodischen Hotels, wo man sehr angesehen war, wo die halbe Einwohnerschaft sich um das Automobil versammelte und der Wirt persönlich den Wagenschlag öffnete und schloß.

Und dann kam das Erlebnis, das große, erstaunlich: Hamburg!

Wie waren alle Träume hier tausendfach überboten! Wie stand man inmitten von Leben und Welt, wenn man auf Schleppern und Pinassen im Hafen umherfuhr, zwischen Schiffskolossen aus London, Le Havre und Lissabon, zwischen den eleganten Luxusdampfern für träumerische Vergnügungsreisen und den schweren, massigen Frachtschiffen aus Japan, Australien, Afrika. Auf dem mächtigen Element des Wassers, dessen Sinn Hans nun erst ganz begriff, waren sie gekommen, mit Ölen beladen, Früchten, Tieren, Gewürzen, kostbaren Hölzern, mit Baumwolle, Fellen, Metallen und allem Erdenklichen der Welt, und dieselben Wogen, die hier mit leisem Anprall an die Barkasse schlugen, dröhnten an die Kaie von Aden, Schanghai und Santiago... Notieren sollte er das? Ein kleiner, nicht sehr kostbarer Abreißblock, wie man ihn zuweilen in Warenhäusern als Zugabe erhält, zitterte in seiner Hand. Hans wäre unfähig gewesen, nur ein einziges Wort aufzuschreiben, aber vergessen würde er das nie...

Herr Reißner war in Geschäften nach Hamburg gekommen. Diese Geschäfte, die sich ohne das greifbare Symbol der Ware vollzogen, und deren Aktionsgebiet einzig im Geistigen, im Abstrakten zu liegen schien, waren für den kleinen Hans von jeher etwas Geheimnisvolles, vielleicht, weil sein Vater sich nur selten darüber äußerte, vielleicht, weil Hans das wenige, das er davon gesagt bekam, nur halb verstand. (Im stillen war er fest davon überzeugt, daß er dergleichen auch als Erwachsener nur halb verstehen werde.)

Der kleine Hans, an Alleinsein gewöhnt und früh sich selber und seinen Nachdenklichkeiten überlassen, blieb an diesem Nachmittag, den die Sonne mit dem sanften Blau und Gold des Spätsommers illuminierte, in Blankenese. Herr Reißner kehrte zur Stadt zurück. Am Abend würde der Wagen Hans abholen und ins Hotel bringen.

In der beseligenden Gewißheit, nicht beobachtet zu sein, stieg der kleine Hans den Süllberg hinab und lungerte neugierig und froh umher. Es wäre irrig, anzunehmen, er wolle jetzt etwas Unerlaubtes, etwa einen Streich, begehen. Den Leser, der so etwas von dem kleinen Hans erwartet, wird diese Geschichte aufs gründlichste enttäuschen. — Überschätzen wir nicht bei den Erlebnissen und Unternehmungen der Kinder das Maß an Realität, indem wir ihnen gewöhnlich so viel Wirklichkeitssinn zuschreiben, wie wir selber besitzen? Stellt sich nicht stets bei näherer Betrachtung heraus, daß trotz scheinbarer Härten, Kraßheiten, ja Grausamkeiten, alles, was diese kleinen, oft sehr vollkommenen Wesen beschäftigt, weit feinerer und zarterer Natur ist, als unsere Erwachsenen-Weisheit sich träumen läßt?

Mit dem kleinen Hans ereignete sich an jenem Nachmittag weiter nichts, als daß er zu einer gewissen Stunde, da mit den zunehmenden Schatten schon merklich der Abend nahte, auf eine Promenadenbank zu sitzen kam. Einige Schritte weiter, auf einer anderen Bank, nahm ein sorgsam gepudertes Fräulein mit einem überaus schönen kleinen Mädchen Platz. Während das Fräulein in einem bunt broschierten und sicherlich sehr spannenden Buche las, lief das kleine Mädchen, das sich alsbald erhoben hatte, umher, übrigens mit vollendeter Anmut. In einer plötzlichen Anwandlung, abendlich beschwingt, ging der kleine Hans, ohne sich besonders klar darüber zu sein, daß kleine Jungen, wenn sie größer geworden, kleine Mädchen, wenn sie ebenfalls größer geworden, unter gewissen Umständen und Voraussetzungen anzusprechen pflegen, auf das


Linden-Verlag, München.

NEGERBALL IN PARIS
RADIERUNG VON THEO SCHARF



Tunesisches Idyll: In Sidi Bou Saïd, der „Sommerfrische“ der reichen Araber aus Tunis.



Aus Algier, der Hauptstadt Algeriens: Am äußersten Ende des Hafens mit den alten arabischen Hafenbefestigungen.

NORDAFRIKANISCHE STUDIEN

RÖTELZEICHNUNGEN VON ERNST M. WAGNER

schöne Mädchen zu, nahm höflich die Mütze ab und sagte von ungefähr:

„Guten Tag!"

Das schöne Mädchen war viel zu neugierig, um ihn mit Verachtung zu strafen. Es blickte sich ein wenig nach dem noch immer lesenden, sorgsam gepuderten Fräulein um und antwortete dann:

„Guten Tag! Wer bist du denn?"

Der kleine Hans, dem jetzt erst Bedenken kamen, errötete leicht und sagte:

„Ich bin Hans Reißner."

„Hans Reißner?" wiederholte das schöne Mädchen, und es klang sehr gut in ihrem Munde. „Ich kenne aber gar keinen Hans Reißner..."

Der kleine Hans hätte fast seine Kühnheit bereut. Zum Glück verspürte er dunkel, daß die beste Verteidigung zuweilen der Angriff ist, und er fragte nun seinerseits:

„Wie heißt denn du?"

Das schöne Mädchen entgegnete:

„Claire Hochstim."

Aber da sie das „Claire" französisch aussprach, mit fehlendem e, blieb ihr Name dem kleinen Hans auch dann noch ein Rätsel, als sie erläuternd hinzufügte:

„Mit einem m."

Nichtsdestoweniger war er von seiner Bekanntschaft entzückt und wünschte sich nichts sehnlicher, als daß ihn so sein Vater erblickte, der ihm so oft den Umgang mit den Portierskindern und die Freundschaft mit dem Klassenrüpel vorwarf; Claire Hochstim hätte ihm bestimmt imponiert.

Ihr gegenüber mußte sich der kleine Hans ganz anders betragen, als wenn er mit Schulkameraden oder Kindern seines Stadtviertels sprach und spielte. Da hatte er dies und jenes sein können, bald Führer geheimnisvoller Räuberbanden, bald Kapitän an Bord des Sklavenschiffes, alles Ersehnbare, nur nicht er selber. Hier, in der Fremde, der kleinen Unbekannten gegenüber, war er zum ersten Male er; das andere, Spiel und Phantasterei, galt nicht. Name, Stand, Herkunft: noch fand er wenig Geschmack an der Wirklichkeit, die ihn schäbig deuchte, und erzählte nur ungern, daß er aus Dresden kam, einer schönen, aber lächerlichen Stadt (in der Fremde hatte er erfahren, daß man ihr den Bliemchenkaffee und andere wenig ehrenwerte Dinge nachsagte).

Wie glücklich war Claire Hochstim daran! Mit ihrer feinen Stimme, die braunen Augen stolz auf ihn, den andachtsvollen Zuhörer, gerichtet, konnte sie so runde, wohlklingende Erklärungen abgeben wie: aus Westfalen zu stammen, eine französische Bonne zu besitzen, das Meer zu kennen und schon ganz andere Reisen gemacht zu haben als die, die den kleinen Hans so sehr beglückte.

„Hast du denn nie Schule?" fragte der kleine Hans.

„Doch. Aber wir haben einen Hauslehrer", konnte Claire Hochstim zum Beispiel antworten.

„Eigentlich hätte ich jetzt Schule", fuhr dann der kleine Hans fort und erzählte, um als Gegenwert ein Bild von der Machtvollkommenheit seines Vaters zu geben: „Mein Vater hat von unterwegs einfach dem Direktor geschrieben, er sei mit mir verreist."

Claire Hochstim war es gleichgültig.

Es war überhaupt bemerkenswert, wie seltsam sie auf Hansens Reden reagierte. Bei geringfügigstem Anlaß, fast unmotiviert, zeigte sie oft Interesse, und anderes, was Hans wichtig erschien, was ihn bewegte, rührte oder ganz erfüllte, beachtete sie kaum.

Claire berichtete von ihrer Mama (sie betonte das Wort auf der zweiten Silbe) und fragte am Ende:

„Und deine?"

„Ich habe keine Mama", sagte der kleine Hans leise, wobei er, was er bisher noch nie getan hatte, ebenfalls das Wort auf der zweiten Silbe betonte.

„Wieso?"

Er zögerte ein wenig.

„Wir ... sind geschieden", sagte er verlegen.

Claire Hochstim bewunderte ihn maßlos.

Nicht minder unerwartet war ihre Reagenz, als man von den väterlichen Automobilen sprach (auch Claire war mit dem Auto da) und Hans feurig die Vorzüge des mächtigen Achtzylinderwagens schilderte, den sein Vater besaß.

„Hattet ihr schon immer ein Auto?" fragte sie unvermittelt, etwa wie Philipp von Spanien die Rede und Absicht des edlen Marquis Posa kühl und tückisch mit der Bemerkung, er sei ein Protestant, durchkreuzt.

Und der kleine Hans mußte zugeben:

„Nein. Erst seit kurzem."

„Was hattet ihr denn früher?"

„Gar nichts."

„Warum?"

„Weil wir es uns früher nicht leisten konnten."

Claire Hochstim dachte einen Augenblick nach, dann sagte sie interessiert:

„Ihr seid wohl ... Kriegsgewinnler?"

Der kleine Hans war entrüstet.

„Na, das gibt es doch", erklärte Claire leichthin, sanft.

Und der kleine Hans war sogleich wieder versöhnt.

Oh, sie übte eine magische Gewalt auf ihn aus, die schöne Unbekannte mit dem stolzen braunen Blick, dem fein gescheitelten schwarzen Bubenkopf, den schlanken, gebräunten Armen und Beinen!

Sicherlich ist sie eine Prinzessin, dachte der kleine Hans.

Etwas war ihr übrigens trotz aller Weitgereistheit neu oder schien ihr auf eine besondere Weise überraschend. Hans, der sich in dem Alter befand, wo man von Lyrik nur Produkte schätzt, die anfangen wie: „An der Katzbach hingestrecket, der Trompeter sterbend lag...", hatte, ohne im entferntesten an Dichtkunst interessiert zu sein, eine durchaus poetische Art, die Welt zu sehen, und dachte, wie viele träumerisch veranlagte Kinder, mehr in lyrischen Zusammenhängen denn in logischen. In diesen Tagen an der Mündung der Elbe war es das rätselvolle Element des Wassers, das seine Phantasie erregte, und immer und immer wieder malte er sich die Reise des Wassertropfens aus, der von Meer zu Meer gelangt. Während er mit Claire schwatzte und auf den weiten, mählich vergehenden Strom hinausblickte, fiel ihm die Elbe seiner Heimat ein, der gute, sanfte, in stille Ufer gefaßte Fluß mit schmalen, grünweiß oder cremefarben lackierten Passagierdampfern, mit Schleppern, Kohlenzillen und Obstkähnen aus dem nahen Böhmen. Zierliche Brücken überspannten ihn. Winters kamen dicke Eisschollen auf ihm herabgeschwommen, und zuweilen geschah es, daß er völlig zufror.

„Wie sieht die Elbe noch weiter oben aus?" fragte Claire neugierig.

„Sie wird immer schmäler", erzählte der kleine Hans. „Sie fließt durch ein Gebirge, rechts und links hohe Felswände. Noch weiter oben hören die Dampfer zu fahren auf. Wie es dort ist, weiß ich nicht. Aber ich war an der Quelle der Elbe. Da ist die Elbe, die du hier siehst, nur so dünn wie ein Wasserleitungsstrahl."

„Ich habe noch nie eine Quelle gesehen."

„Um die Elbequelle sehen zu können, muß man furchtbar weit laufen. Sie ist ganz oben auf dem Riesengebirge, wo keine Eisenbahn hin kann und kein Auto. Eigentlich sind es nur große Wiesen. Aber an einer Stelle ist ein Stein. Aus dem quillt ein Wassertropfen nach dem andern. So entspringt sie."

„Aus dem Stein?"

„Direkt aus dem Stein vielleicht nicht. Aber es sieht so aus."

Claire blickte in das weite, verströmende Blau.

„Und daraus wird solch ein Fluß!" sagte sie bewundernd. (Sie schien noch niemals ernstlich darüber nachgedacht zu haben.)

Der kleine Hans war sehr glücklich, daß Claire Verständnis für seine Unterhaltung zeigte.

„Wirst du das wieder vergessen?" fragte er zart besorgt.

„Nie!" antwortete die schöne Claire beteuernd.

Und der kleine Hans dachte: Wenn sie doch auch mich nicht vergessen würde!

Er fand nicht Zeit, weiter süße Fragen zu stellen und klopfenden Herzens die Antworten zu erwarten: Mit langen Schritten kam das wohlgepuderte Fräulein auf Claire zu und sagte zu ihr etwas auf französisch, was der kleine Hans nicht verstand. Es klang nicht streng, und das Fräulein schien mit ihrem geschminkten Munde ein wenig zu lächeln.

Claire gab dem kleinen Hans die Hand. Auch sie lächelte, ein wenig traurig und, vielleicht weil das Fräulein zusah, ein wenig spöttisch und sagte:

„Auf Wiedersehen!"

Der kleine Hans zog die Mütze.

„Auf Wiedersehen!" sagte er und machte auch eine höfliche Verbeugung gegen das französische Fräulein.

Dann ging man auseinander.

Der kleine Hans blickte sich oft noch um. Einmal erhaschte er einen Blick von Claire, den letzten.

Er gewann erst wieder Haltung, als am verabredeten Orte das Auto vorfuhr, mit Albert, dem Chauffeur (und seinem zeitweise Vertrauten), am Volant.

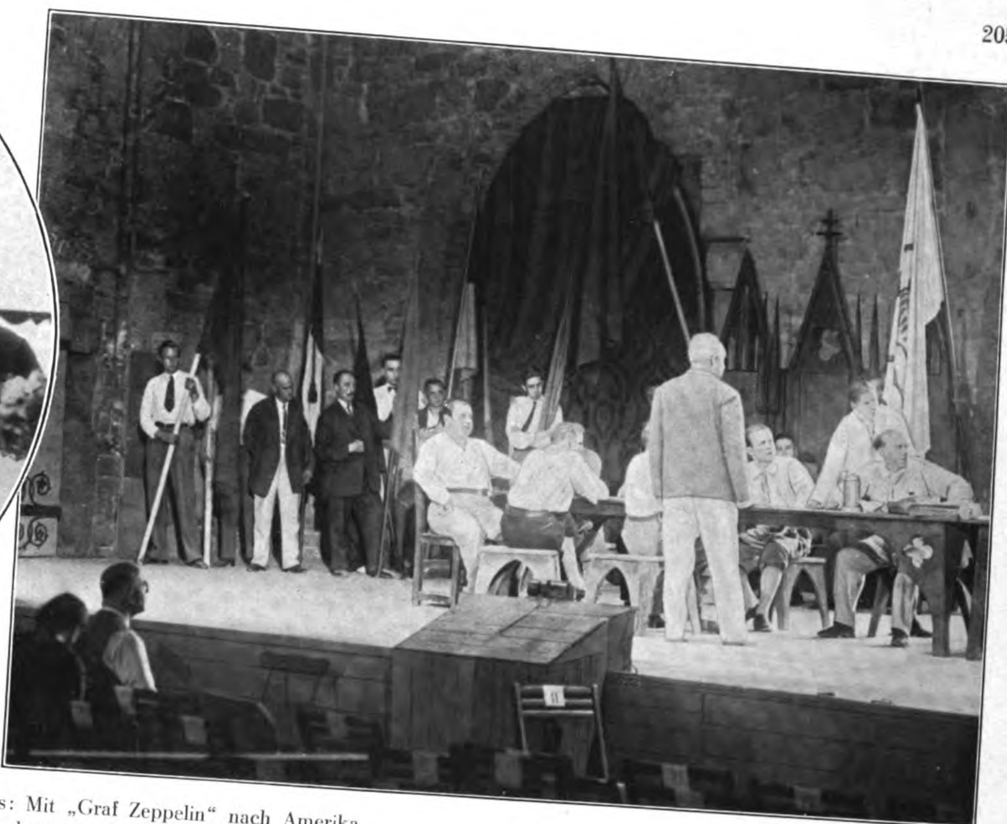
„Es ist spät geworden", sagte Albert. „Wir müssen schnell machen."

Der kleine Hans stieg ein. Es war jetzt so dunkel, daß Albert die Scheinwerfer anspringen ließ. Die wachen Augen in den blauen, dunstigen Dämmer geschlagen, jagte man auf der glatten, von Parken und tiefen Gärten gesäumten Chaussee zurück zur Stadt. Der kleine Hans hockte verkehrt im Fond. Er sah durch das Fensterchen der Rückwand. An den Schiffen, die im Fluß vor Anker lagen, wurden die Laternen aufgezogen. Die Blinkfeuer huschten am Horizont hin. Über Finkenwärder stand schon der Mond. Er zog, als alle anderen Lichter blieben, traurig mit...

Wird nun der kleine Hans, wenn er ein großer Mann geworden, an braune Augen, fein gescheitelte schwarze Bubenköpfe, schlanke, gebräunte Arme und Beine fixiert sein? Wird einst in seine Umarmungen die kleine Claire aus dem Hinterhalt seines Herzens die vergifteten Pfeile der Sehnsucht, der unerfüllbaren, senden?

Hier begänne ein Roman.





Im Kreis: Mit „Graf Zeppelin" nach Amerika.
Die Filmschauspielerin Anna May Wong mit dem amerikanischen Nordpolflieger Wilkins beim Morgenfrühstück in Friedrichshafen vor der Abfahrt des Luftschiffes (1. August).

Festspiele in Heidelberg.
Probe zu Gerhart Hauptmanns „Florian Geyer" im Hof des Schlosses. — Der Dichter (vorn stehend) spielt selbst mit.



Dipl.-Ing. Dr. Eugen Nesper,
ein Rundfunkpionier, der sich durch mancherlei Verbesserungen und fachliterarische Veröffentlichungen um das deutsche Rundfunkwesen große Verdienste erworben hat, vollendete am 25. Juli sein 50. Lebensjahr.



Deutsches Kammermusikfest in Baden-Baden.
Der Königsberger Generalmusikdirektor Hermann Scherchen dirigiert bei der Aufführung des Hörspiels „Lindberghflug" (Text von Brecht, Musik von Weill und Hindemith) am 28. Juli. — Das Musikfest befaßte sich u. a. mit dem Problem einer arteigenen Rundfunkmusik.





Emil Limmer,
bekannter Illustrator, langjähriger verdienter Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung", wurde am 20. Juli 75 Jahre alt. (Selbstporträt anläßlich der Geburtstagsfeier.)

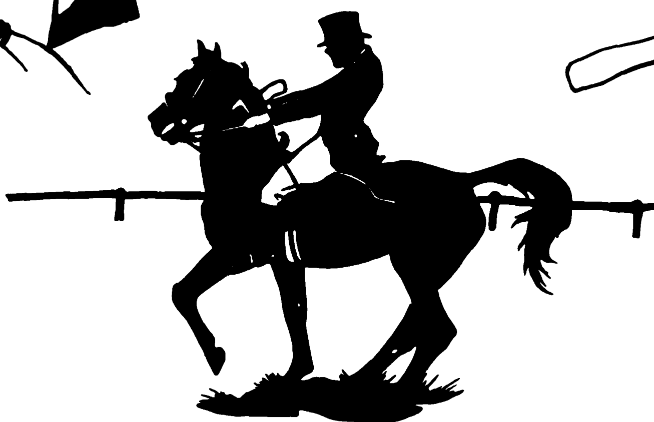
Der Dirigent kontrolliert sich selbst!
Im Budapester Radio-Senderaum steht der Dirigent während des Konzerts in einem von dem Vorführsaal durch Glaswände getrennten Raum; von dort aus vermag er durch eine transparente Tafel (im Bild links) Anweisungen zu geben. Der Lautsprecher im Dirigentenraum vermittelt das Konzert, wie es der Radiohörer vernimmt; es kann also die musikalische Wiedergabe sofort korrigiert werden.

Sein erstes Turnier

Ein paar lustige Scherenschnitte von Ilse Meister-Zeyen



Es träumt sich süß
vom hehren Lorbeerkranz.



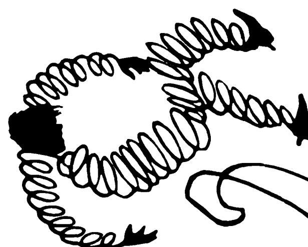
Der Kampf beginnt: Warum ist nun gerade
heute der Gaul so störrisch?



Ein Krachen — Sturz und Fall . . .



Was muß ich sehen? Na, dies war noch ganz gut abgelaufen.
Gleich versuchen wir's noch mal!





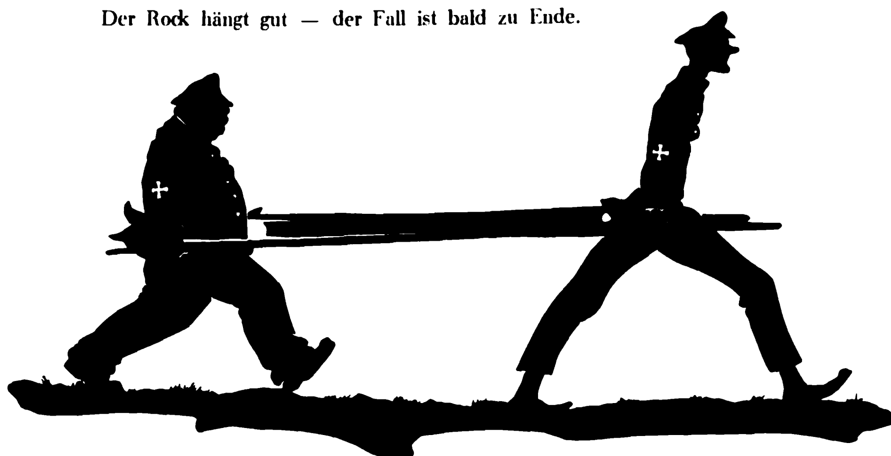
Aber „Waldelfe" bockt jetzt, und
über den Hals geht's in Spiralen.



Der Rock hängt gut — der Fall ist bald zu Ende.



Endlich „glücklich" nun gelandet,
etwas dekolletiert gestrandet.



Die Sanitäter nah'n beflissen . . .



Da liegt verbunden er in Kissen;
von Lorbeer mag er nichts mehr wissen!

Aus des Forschers gewissenhafter Arbeit, aus gewaltigem Fabriken-Betrieb steigt der gesunde und fröhliche Mensch – den unwiderstehlichen Zauber seines sieghaften Lachens verdankt er der Odol-Zahnpasta, die seinen Zähnen jenen herrlichen weißen Glanz verleiht. Seines gesunden Körpers Spannkraft beruht auf Odol, dem klassischen Mundwasser gepflegter Menschen.



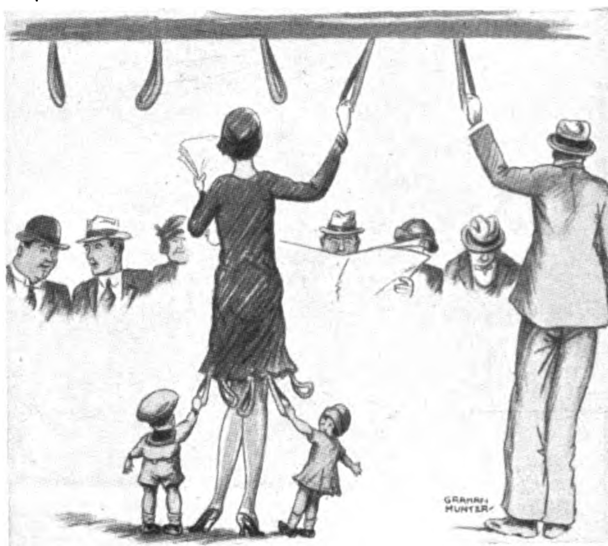
Eine der gewaltigen Odol-Fabriken

Wissen und Leben

Waren die Urmenschen Kannibalen?

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Kannibalismus bei den primitiven Völkern der ganzen Welt bekannt. Erst die fortschreitende Kultur ließ ihn immer mehr verschwinden. Bei den Azteken Altmexikos waren Menschenopfer und Menschenfraß Kultgebräuche. Griechische und römische Schriftsteller berichten von Szythen, Iberern, Galliern, Iren, daß sie Menschenopfer brachten. Erinnerungen daran klingen nach in der Kronossage, in der Opferung Isaaks, im Nibelungenlied. Aber schon in der vorhistorischen Zeit, aus der keine Handschriften erhalten sind, gab es Kannibalismus. In vielen bronze- und steinzeitlichen Kulturstätten Europas fanden sich zerschlagene menschliche Knochen mit Kohle, Asche, eiszeitlichen Instrumenten zusammen. Darunter herrschen Schädel, Teile vom Schädel, einzelne Unterkiefer und deren Bruchstücke vor. An diesen Knochen beobachtete man in den meisten Fällen Brandspuren und Knochenbeschädigung, die nur Kannibalismus erzeugt haben kann. Charakteristisch sind dabei Reste von Kindern, von jungen und weiblichen Menschen. So beschreibt Matiegka einen Fund aus der Bronzezeit Böhmens. Die zerhackten und angebrannten Knochen mehrerer Kinder lagen unter Scherben und Asche; die Röhrenknochen waren der Länge nach gespalten und die Schädel zertrümmert. Man fand auch Reste von einem Schädel, der halbiert worden war. Aber noch ältere Spuren von Kannibalismus kennt man vom Neandertalmenschen und aus der älteren Steinzeit. So entdeckte man bei dem Krapinamenschen neben Jagdtierknochen die Reste von zehn kleinen Kindern und jugendlichen Personen. Die gleichzeitig gefundenen Steinwerkzeuge lassen den Schluß zu, daß der Urmensch seinesgleichen wie Jagdtiere zerlegte, aus den Knochen und Schädeln das Mark herausholte und am Feuer briet. Gleichen Kannibalismus konnte der Heidelberger Gelehrte Prof. Dr. Franz Weidenreich beim Neandertalmenschen von Weimar-Ehringsdorf feststellen. Hier fand man auf einer Ilmterrasse nicht eigentliche Wohnstätten wie in Krapina, wohl aber zu Jagdzeiten benutzte Feuerstellen mit zwei unvollständigen zerbrochenen Unterkiefern, die von einem zehnjährigen Kind und einer Erwachsenen stammen. Auch das 1925 in Ehringsdorf gefundene Schädeldach zeigt in Hiebnarben Anzeichen dafür, daß man diesen Urmenschen, vermutlich ein Weib, mit scharfen Steinbeilen oder mit einer Holzkeule erschlagen hat. Sonst fand sich bei dem Schädeldach nichts von den übrigen Kopfknochen oder dem übrigen Skelett, genau so wie bei dem Rhodesia- und dem Galiläaschädel. Und Weidenreich kommt zu dem Schluß, daß nur Kannibalismus diese Einzelfunde erklären kann. Der Mensch muß dabei wie ein Stück Wild aufgefressen worden sein. Ob es Stammesangehörige oder gefangene Gegner waren, das läßt sich schwer entscheiden. Ob die Menschen eines natürlichen Todes gestorben sind, oder ob sie verunglückt sind, ob sie regelrecht abgeschlachtet wurden, oder ob sie zu Bestattungszwecken verzehrt wurden, das wird wohl vorläufig noch unaufgeklärt bleiben. Weidenreich ist der Meinung, daß, „wenn es sich um erbeutete Feinde handelte, vielleicht irgendwelche religiöse Vorstellungen oder nur die Lust nach besonderen Leckerbissen die Triebfeder gewesen sein können", Kannibalismus zu üben.

Rudolf Hundt.



Ladie's Home Journal.

Die neue praktische Mode.

Trockeneis.

Es pflegt ja, zumal im Sommer, recht feucht zu sein, so daß die Bezeichnung „Trockeneis" etwas übertrieben erscheint. Bei diesem Produkt handelt es sich aber auch nicht um das allbekannte Wassereis, sondern um feste Kohlensäure, die äußerlich dem Eis überraschend ähnlich sieht. Kohlensäure ist ja ganz allgemein bekannt. In jeder Gastwirtschaft findet man die Stahlzylinder, mit flüssiger Kohlensäure gefüllt, die das Bier frisch erhält und es aus dem Faß herausdrückt. Dreht man nun das Ventil einer Kohlensäureflasche besonders stark auf, dann erstarrt die austretende Kohlensäure zum Teil zu sogenanntem Kohlensäureschnee. Läßt man diesen Prozeß in besonderen Apparaten vor sich gehen, dann erhält man aus flüssiger Kohlensäure in nahezu hundertprozentiger Ausbeute Kohlensäureschnee, der unter Druck zu Blöcken verfestigt wird, die ein spezifisches Gewicht von 1,4 aufweisen. Diese festen Kohlensäureblöcke kann man nun durch Zerschlagen in beliebig kleine Stücke teilen und zu den verschiedensten Kühlzwecken verwenden. Das so hergestellte „Trockeneis" weist eine Temperatur von nahezu -80^0 C auf, kann also ganz vorzügliche Kühlleistungen bewirken. Im praktischen Betrieb ersetzt 1 kg Trockeneis etwa 10 kg gewöhnliches Eis. Wenn gewöhnliches Eis seine Kühlwirkung ausübt, das heißt Wärme absorbiert, geht es bekanntlich in Wasser über. Anders beim Trockeneis. Dieses verwandelt sich nicht etwa in flüssige Kohlensäure, aus der es hergestellt wurde, sondern geht direkt in gasförmige, geruch- und geschmacklose Kohlensäure über, die in die umgebende Luft entweicht. Es verbleibt keinerlei Rückstand, und die Kühlwirkung ist recht bedeutend. In Amerika hat man bereits seit mehreren Jahren in großem Umfange dieses Trockeneis zum Kühlen der verschiedensten Materialien mit Erfolg verwendet. Fische lassen sich beispielsweise durch Beigabe von Trockeneis über weite Strecken ver-

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1–7.

senden, ebenso Fleisch sowie andere empfindliche Nahrungs- und Genußmittel. Es genügt, den zu versendenden Gegenständen, je nach der Dauer des Transports und der gewünschten Kühlwirkung, Stücke Trockeneis beizupacken, um zu erreichen, daß die Waren unverdorben am Bestimmungsort anlangen. Holsteiner Butter kommt beim Versand im Sommer nicht mehr als weiche Masse an, wenn sie unter Zugabe von Trockeneis verschickt wird. Während man Eis zum Kühlen von Nahrungsmitteln auf dem Transport nur in Spezialwagen zur Anwendung bringen kann, da das entstehende Schmelzwasser aufgefangen werden muß, ist dies beim Trockeneis nicht notwendig. Es verdunstet in dem Umfange, wie es seine Kühlwirkung leistet, zu geruch- und geschmackloser, gasförmiger Kohlensäure in die umgebende Luft. Außerdem gibt es eine Reihe anderer Verwendungsmöglichkeiten dieses interessanten Körpers.

Dr. F.

Die Tierehe.

Zweifellos ist die Tierehe die höchste Stufe der zu Fortpflanzungszwecken sich vereinigenden Tiere. Weitaus die meisten kennen überhaupt keine Ehe. Unter den niederen Formen überwiegen jene, welche solitär, d. h. allein leben, und darunter sind wiederum viele, die sich nicht einmal zur Fortpflanzungszeit um das andere Geschlecht bekümmern. Andere treffen sich lediglich, um sich zu begatten, gehen aber dann sofort wieder auseinander. Beispielsweise kommen die sogenannten Pflanzentiere (Zölenteraten), verschiedene Würmer, Schnecken und fast alle im Meere lebenden Muscheln, sodann die Manteltiere, viele Fische niemals einander körperlich nahe, sie entleeren ihre Geschlechtsprodukte unabhängig voneinander in das Wasser, und so bleibt in diesen Fällen die Befruchtung gewissen Zufälligkeiten überlassen. — Neben solchen einfachen Formen der Fortpflanzung existieren nahe individuelle Beziehungen zwischen den Geschlechtstieren, deren Gipfelpunkt die geschlossene Dauerehe ist. Aber bis dahin ist ein weiter Weg, d. h. es besteht eine große Zahl von Zwischenformen und Übergangsstufen. Bei einer großen Anzahl von Insekten, Amphibien, Kriechtieren, ja sogar einzelnen Vögeln und Säugetieren treffen wir einen wahllosen Verkehr der Geschlechtsgenossen. Nur schalten sich bei allen höheren Tieren irgendwelche psychologische Momente ein. Erfolgen bei den genannten unteren Tieren die Fortpflanzungsgeschäfte ohne jegliche Äußerung seelischer Vorgänge, so treten auf höherer Entwicklungsstufe allerlei Instinkt- und Triebäußerungen ein, denen sich auch Wahl- und Willkürhandlungen anfügen bzw. mit diesen zu einem Komplex von Vorgängen sich vereinigen, der nicht ohne weiteres zu entwirren ist. Man denke an die durch die Liebesspiele und individuellen Vorgänge verschleierten und zum Teil wohl undurchdringlichen psychischen Geschehnisse bei Vögeln und Säugern. Eigenartigerweise finden wir im Tierreich dieselben Eheformen wie im menschlichen Leben, nämlich die Monogamie, die Polygynie (auch Polygamie genannt) und eine dritte, außerordentlich seltene Form, die Polyandrie oder Vielmännerei. — Hinsichtlich der Dauer der Tierehen spricht man von Saisonehen, wenn nämlich die Ehe mit einer Fortpflanzungsperiode sich löst, und von einer permanenten oder Dauerehe, wenn diese bis zum Tode des einen Gatten währt. Auf diesem Gebiete wissen wir aber noch manches nicht. Ob einzelne Arten monogam oder polygyn leben, ob in diesem oder jenem Falle von einer Saison- oder von einer Dauerehe zu sprechen ist, bedarf erst einer durchgreifenden wissenschaftlichen Bearbeitung des Gebiets. Der monogamen Eheform begegnen wir bereits bei den Insekten, und zwar bei einigen Käfern. Sie ist wohl kurz, aber doch von Dauer, insofern die betreffenden Tiere nicht über ein Jahr alt werden, sich aber in dieser Zeit einigemal mit demselben Partner paaren können. Beispielsweise hat Fabre bei einem Mistkäfer festgestellt, daß das Weibchen die Gattenwahl trifft und sein Männchen stets wiedererkennt und mit ihm sich aufs neue vereinigt. Ein eifriges Zusammenhalten finden wir in der Ehe des sog. „heiligen Pillendrehers", bei dem die Gatten gemeinsam der Brutpflege obliegen. Am weitesten verbreitet ist die über eine Reihe von Jahren hinaus, wenn nicht auf Lebenszeiten währende Ehe in der Vogelwelt. Diese kommt bei den Säugern, bei denen die Saisonehe eine überragende Stellung einnimmt, nur in verhältnismäßig wenigen Fällen vor. Dauerehen haben Rebhühner, Kolkraben, manche Raubvögel, Schwäne, Kraniche, vielleicht die Nashörner, einige Halbaffen und womöglich auch einige Wale. Als das bekannteste Beispiel von Polygynie (Polygamie) ist uns von jeher der Haushahn mit seiner Hennenschar erschienen. Seine Ehe mit diesen ist eine Dauerehe und wird gegen jeden Eindringling auf Leben und Tod verteidigt. Er geht auch keine weiteren Familienverbände mit anderen Hühnerstämmen ein und würde niemals sich größeren Verbänden einfügen. Unter den Säugern finden wir (wie auch bei einzelnen Vögeln) polygyne Dauerehen bei den Lamas, den Urwildpferden, den Makaken (Affen) und einigen anderen. Hier gibt es sogar erbitterte Kämpfe zwischen zwei sich treffenden Familientrupps, die zunächst zwischen den Leitaffen ausgefochten werden. — Von Bedeutung ist die Frage, wie sich die Ehegatten außerhalb der Fortpflanzungszeit verhalten. Das ist sehr verschieden. Es gibt Fälle, in denen die Eltern, und zwar das in monogamer Ehe lebende Paar, auch nach der Paarung und Brutpflege zusammenbleiben bzw. mit ihren Kindern kleinen Verbänden beitreten (Rebhühner, einige Meisen und Nager). Vielfach kommt es auch vor, daß die Geschlechter nach der Paarungszeit sich trennen und Männchen wie Weibchen eigene Verbände bilden. Zudem gibt es eine Reihe von Kombinationen und gemischte Verbände. — Außer den Elternfamilien bestehen ausgesprochene Vater- und ebenso ausgesprochene Mutterfamilien. Erstere sind Ausnahmen: Stichlinge, Maulbrüter, einige Kriechtiere und unter den Vögeln der Nandu, der nicht nur die Eier ausbrütet, sondern auch in der ersten Zeit die Jungen führt. Weitaus in den meisten Fällen hat die Mutter den Hauptanteil an der Familie, abgesehen davon, daß sie die Eier legt oder die Jungen zur Welt bringt. Ihr liegt fast immer die Sorge für die Kinder ob, und sie ist es auch, die die Kleinen bis zur Reife oder wenigstens bis zur selbständigen Lebensführung betreut. Ihrer Organisation und Lebensweise nach erfordern unter den Vögeln die Nesthocker (wie unsere Singvögel, Raubvögel usw.) und unter den Säugern die nackt und blind geborenen Jungen (Raubtiere, Nager) eine besondere Pflege. Daher ist es kein Zufall, daß das schwere Geschäft des Aufziehens wenigstens in der Vogelwelt von beiden Eltern unternommen wird. Es muß nicht nur für Wärmeschutz, sondern vor allem auch für die Ernährung der kleinen, ständig hungrigen Brut gesorgt werden, was unter Umständen die Kräfte der Eltern bis zur Ermattung erschöpft. Dann kommt noch die Zeit des Erziehens für das Leben, bei Raubvögeln die Schule der Jagd, des richtigen Erfassens der Beute (Edelfalken) und manches andere. Bei den Nestflüchtern und den polygynen Herden kümmert sich das Männchen in der Regel überhaupt nicht um die Jungen (Haushahn). Es läßt ihnen weder Wärmeschutz noch Nahrung zukommen. — Jedenfalls ist es psychologisch interessant, wie die Psyche der Väter eine ganz verschiedene der Art nach ist, ja, wie sogar es Väter gibt (Raubtiere, einige Vögel), die ihre eigenen Jungen auffressen und mitunter nur mit Mühe und Gewalt von den Müttern an der Ausführung von solchen kannibalischen Gelüsten gehindert werden.

Prof. Dr. Bastian Schmid.

DIE ZEITGENÖSSISCHE KUNST IN JAPAN

(SCHLUSS VON SEITE 189)

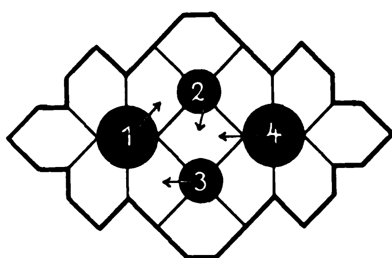
Nakamura zieht in seinen „ersten Blüten" die übliche Parallele zwischen dem jungen Mädchen und der Blüte. Die Japaner waren zeitlebens darin Meister, ein Zweiglein herauszugreifen und den ganzen Frühling damit zu geben. Fräulein Namura schildert das Lauschen der Mädchen „während einer Frühlingsnacht". Es ist wohl ein konventionelles japanisches Symbol, wie auch das ganze Bild konventionell japanisch ist. Das einzige Bild auf der Ausstellung, das von Europa beeinflußt ist, zeigt die — Beeinflussung der Europäer durch Japan: Kitasawas Karikatur „Besucher aus Europa huldigen japanischen Sitten". Wie der japanische Maler da arbeitet, soll europäische Manier sein, was die europäischen Spießer da treiben, sollen japanische Manieren sein. Lehrreich dabei ist, daß die Japaner Äußerlichkeiten von den Europäern leicht übernehmen könnten. Zu loben ist, daß die „Typen" sehr typisch sind und gar nicht übertrieben. Das einzige Bild auf der Ausstellung aber, das ein Menschen-Antlitz und etwas von einem Menschen-Schicksal festgehalten hat, ist Yasudas „Der Mann des Staates" (der Henker von Tokio). Eine wahrhafte Physiognomie des Henkers. Ein Henker, selbst wenn er dies Handwerk nicht betriebe. Unheimlich in der kalten, präzisen Unerbittlichkeit, Unausweichlichkeit, in der Unentrinnbarkeit seiner Funktion und doch nur ein Porträt, ganz sachlich notiert. Doch dies Bild ist, wie gesagt, eine Ausnahme! Man möchte sagen, ein Zufall.

Die Entwicklung der japanischen Kunst läuft der unseren analog. Auch jene hat sich aus der kirchlichen zur Weltlichkeit befreit. Nur hat sich unsere Kunst aus dem Marienkult entwickelt, aus einer Jahrhunderte alten Übung der Andacht, Inbrunst, Ergriffenheit heraus, hat sich in den Dienst der menschlichen Individualität gestellt, um, über die Romantik hinweg, in dem sozialen Pathos zu landen ...

Die um vieles ältere Kunst der Japaner kommt von der nationalen Religion des Shintoismus her, vom Animismus, vom pantheistischen Naturalismus. Daher die Vertrautheit mit Tier und Pflanze, daher die gleiche kalte Sachlichlichkeit einer Katze, einem Menschen, einem Zweig gegenüber. Man wird erwidern, daß unsere moderne radikale Kunst das gleiche anstrebt. Jedoch sind die modernen Theorien und Schulen nur Durchgangsstadien, Filtrierprozesse. In Wirklichkeit sind z. B. die Bilder der „blauen Periode" eines Picasso, die Werke von Chagall, die Landschaften von Vlaminck und so manche andere von einer tiefen religiösen Ergriffenheit durchdrungen. Und wenn Manet sagte, ein Bündel Spargel zu malen sei eine genau so wichtige und ernste Aufgabe wie das Antlitz einer Mutter Gottes, so darf man nicht vergessen, daß er eben diesen Spargel mit derselben Empfindung und Andacht malte wie ein religiöses Bild. Bei den Japanern aber ist es umgekehrt!

ZUM NACHDENKEN

Wabenrätsel.



In jedes der leeren Felder kommt ein Buchstabe. Sämtliche um ein Nummernfeld herumliegenden Buchstaben bilden ein Wort, das im Feld mit dem Pfeil beginnt und in Uhrzeigerrichtung um das Nummernfeld läuft. Die Wörter bedeuten: 1 Deutscher Maler, 2 arabischer Titel, 3 Untugend, 4 Oper von Verdi.

Stilleben.

Blumen, Früchte, Gemüse.

a e k l m y z
c e h i k r s
c e h i r t t
a e g l p r s
e e i k l o v
a e e m n n o
a e f l m p u

Nach richtiger Ordnung der Buchstaben der einzelnen Zeilen ergeben diese, desgleichen die Diagonale von links oben nach rechts unten, Blumen, Früchte und Gemüse des Stillebens.

Wortkette.

Band — Bau — Bein — Bruch — Fisch — Land — Saal — See — Spiel — Stich — Wort — Wurm

Aus diesen 12 Wörtern sind ebenso viele zweisilbige Hauptwörter zu bilden, die so aneinandergereiht werden, daß die zweite Silbe jedes Wortes zugleich die erste Silbe des folgenden ist.

Rösselsprung — Königszug.

den	der	reich	sten	er	sten	lie	be
den	schatz	von	fühl	so	scheint	beim	blick
sucht	für	ei	cher	mit	sich	voll	gar
doch	herz	sig	man	ge	zeigt	und	warm
kühl	und	birgt	tel	man	zens	dann	und
ver	starr	sein	bet	cher	her	ge	kannt
blick	beim	scheint	so	arm	be	lie	an
sen	schlos	sten	er	rer	wah	er	nau

Abwechselnd ein Rösselsprung und dann ein Königszug.

Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — a — as — as — de — e — ef — fax — ha — i — la — ne — nen — o — pra — re — tha — ve sind mit Hilfe einer zu suchenden gemeinsamen Mittelsilbe neun bekannte dreisilbige Wörter zu bilden und so zu ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben die griechische Göttin der Liebe und Schönheit nennen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4405.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4403.

Silbenrätsel: 1 Zitronat, 2 Ingrid, 3 Erika, 4 Regulus, 5 Ledermantel 6 Immensee, 7 Cherub, 8 Depesche, 9 Enzian, 10 Neckerei, 11 Keitum, 12 Eremit, 13 Naemi, 14 Undine, 15 Nahkampf, 16 Damaskus, 17 Skribent, 18 Ulme, 19 Eugen, 20 Segantini, 21 Sebastian, 22 Elfenbein, 23 Regine, 24 Inder, 25 Nasenbein, 26 Neidenburg, 27 Erato, 28 Rosine, 29 Nervosität, 30 Isboseth, 31 Salome. — Zierlich Denken und süß Erinnern / Ist das Leben im tiefsten Innern. - Goethe.

Silben-Kreuzworträtsel: Senkrecht: 1 Ferro, 2 Goethe, 3 Euter, 4 Pate, 5 Zement, 7 Azoren, 9 Stafette, 10 Masern, 11 Gose, 12 Kantor, 13 Leder, 15 Narenta, 16 Atom, 17 Bola, 18 Nickel, 19 Schumann, 21 Boston, 23 Lerche; wagerecht: 3 Europa, 6 Theater, 8 Testament, 10 Marengo, 12 Kantele, 14 Senator, 17 Botanik, 20 Tombola, 22 Kellermann.

Kryptogramm: Die Neider sterben wohl, doch nimmermehr der Neid.

Gleichungsrätsel: Gas + t
Wir + t
Schaf + t = Gastwirtschaft.

Mischung: Gehrock, Emanuel, Ostende, Radium, Gisela, Ingolstadt, Nagasaki, Erasmus. — Georgine — Klematis.

Magisches Quadrat: 1 Topas, 2 Okuli, 3 Puppe, 4 Alpen, 5 Siena.

Trinkt Fachinger. Das Fachinger Wasser erweist sich, wie von ärztlicher Seite geschrieben wird, besonders bei chronischen Blasenleiden und bei auf gichtischer Grundlage beruhenden Neuralgien wirksam. Diese Krankheitszustände werden bei längerem Gebrauch des Wassers stets wesentlich gebessert, wenn nicht gänzlich geheilt. Außerdem ist dieses Heilwasser wegen seines ziemlich reichlichen Gehaltes an reiner natürlicher Kohlensäure ein sehr angenehmes Getränk, das auch von jedem gern getrunken wird.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4405 ✩ 15·AUG·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

HOTEL-, PENSIONS- UND SANATORIEN-NACHWEIS
BÄDER UND LUFTKURORTE

KURBÄDER

BADEN-BADEN. BADHOTEL DARMSTÄDTER HOF, mod. Komf.
HOTEL „DREI KÖNIGE", mod. Komf.
GOLFHOTEL, vornehm u. modern.
CAFÉ GRETEL, feinbgl., best. Lage.
HOTEL SCHWARZWALDHOF, fein bürgerl., fließ. Wasser.
HOTEL ZÄHRINGER HOF, Fam.-Hotel. Mod. Komf.

BAD BRAMBACH i. Vogtl. Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt, ganzjährig geöffnet.

BAD EMS. HOTEL STAATL. KURHAUS. Erst. Haus. Jegl. Komf.
STAATL. HOTEL u. BÄDER „DAS RÖMERBAD", I. Rang., beste Lage.
HOTEL „ZUM LÖWEN", fein bürgerl., mod. Komf.
DELLERS HOTEL „STADT WIESBADEN", mod. Haus.

FRANZENSBAD. Erstes Moorbad der Welt. Frauen- u. Herzheilbad. Prosp.
HOTEL „BELVEDERE-BELLEVUE", vornehm, m. letzt. Komf.
HOTEL KÖNIGSVILLA, führendes Haus, jed. Komf.

KARLSBAD. KÜNZELS CENTRAL-HOTEL LOIS, I. Rang. Kurzentr. Jahresbetrieb, mod. Komf.
„GRAND HOTEL PUPP", „PARK HOTEL PUPP", die Zentrale des Kurlebens.

BAD KISSINGEN. HOTEL PENSION VILLA ELSA, den verwöhntesten Ansprüchen genüg.

BAD LIEBENSTEIN. SANATORIUM LIEBENSTEIN, klin. Kuranstalt, moderne Heilbehelfe.

BAD LIEBWERDA. Herzheil- u. Moorbad.

MARIENBAD.
PALAST HOTEL FÜRSTENHOF.
HOTEL NEW YORK.
HOTEL ENGLISCHER HOF.
Die Häuser m. letztem Komfort.
ETABL. „BELLEVUE", sonnige Waldlage, günst. Pension.
HOTEL RAUSCHER, fließ. Wasser. Warmwasserheizg., erstkl. Rest.
HOTEL WAGNER, altrenom. Mod. Komf.

BAD MERGENTHEIM. HOSPIZ EXCELSIOR, mod. Behaglichkeit, zivile Preise.

BAD-NAUHEIM. DER KAISERHOF, I. Rang., jeder Komf.
ELEONOREN HOSPIZ, letzter Komf. 80 Zimm., 100 Bett.
HOTEL MALEPARTUS, fließ. Wasser.

MOORBAD PRETZSCH für Mittelstand, glänzende Heilerfolge.

BAD REICHENHALL. PENSION VILLA VICTORIA, mod. Komf., beste Lage.

BAD SALZUNGEN. Solbad für Katarrhe u. Frauenl.

BAD SCHMIEDEBERG. KAISERBAD, führendes Kurhaus.

WIESBADEN. EDENHOTEL, schönstes Haus, den verwöhntesten Ansprüchen genügend.

WILDBAD. Weltber. Kur- und Badeort im Schwarzwald, gegen Gicht, Ischias, Rheuma.
HOTEL POST, I. Rang., mod. Komf.
PENSION RATH, beste Lage.
„GOLDN. ROSS", feinbürgl.

DEUTSCHE SEEBÄDER

BANSIN, das deutsche Ostseebad.
HOTEL REICHSKANZLER, altbekannte Familienpension.
PENSION RUNGE, vornehm, mod., behaglich.

BORKUM. „Hochseeklima", nicht Wattendunst, nicht Küstenluft.
KURHOTEL IRENE, das ideale Familienhotel.
STRANDVILLA OTTO HAWICH, vornehm, direkt am Meer.
STRANDHOTEL HOHENZOLLERN, erstkl., direkt am Strand.

HERINGSDORF. KURHOTEL QUISISANA, beste Lage, mod. Komf.

NORDERNEY. Das führende deutsche Nordseebad.
DAS GROSSE LOGIERHAUS, LOGIERHAUS BAZAR, die Häuser der Badeverwaltung.

SWINEMÜNDE. HOTEL „ST. HUBERTUS", mod. Komf. Jahresbetr.
HOTEL DRESDENER HOF am Strand, erstkl.
STRANDHAUS „TREPTOW" a. Strand, komfortabel.

SCHWARZWALD

DONAUESCHINGEN. HOTEL ZUM LAMM. Altrenomm., feinbürgerl. Fließend. Wasser.

TODTMOOS. WALDHOTEL. Sonn. Lage. Fernr. 31.

RIESENGEBIRGE

HAMPELBAUDE, im Hochgebirge, mod. eingerichtet.

KRUMMHÜBEL. DREYHAUPTS HOTEL, mod. Komf.
HOTEL PREUSS. HOF, altrenomm. Beste Lage.

SCHREIBERHAU. SANAT. KURPARK, phys. diätet. Heilanstalt. Jahresbetrieb.

TRAUTENAU. HOTEL ZIPPEL, mod. Komfort.

THÜRINGEN

FRIEDRICHRODA. Für Erholung und Lebensfreude.

OBERHOF. HOTEL THÜRINGER WALD, mod. Komf.

SCHWARZBURG. HOTEL „WEISSER HIRSCH". Das Haus für Ihre Ferien.

HARZ

ALEXISBAD. HOTEL FÖRSTERLING, erstes Haus, herrl. Lage.

BENNECKENSTEIN. HOTEL HERZOG, bestrenommiert.
HOTEL WALDHAUS, idyll. Lage.

HALBERSTADT. PENSION „WILHELM HOCHHAUS".

HOHEGEISS. HOTEL EBERSBERG, feinbürgerlich u. behaglich.

ILSENBURG. „ZU DEN ROTEN FORELLEN", mod. Komf.

RÜBELAND. BAUMANNS-HÖHLE. Selten schöne Tropfsteinhöhle, feenhaft beleuchtet.

BAD SACHSA. Glanzpunkt des Südharzes, klimat. Kurort.
CAFÉ HAASE, Zentrum des Kurbetriebes.

ST. ANDREASBERG. HOTEL DEUTSCHER HOF, mod. Komf.
KURHOTEL SCHÜTZENHAUS, gutbürgerl.

SCHIERKE. HOTEL KÖNIG, bevorzug. Gaststätte, bestrenom.
HOTEL WALDFRIEDEN, bestempfohlen, mod. Komf.

OBERBAYERN

BERCHTESGADEN. GRAND HOTEL, jed. mod. Komf.

Berchtesgaden-Schellenberg. SCHAFFERWIRT, gutbürgerlich.

OESTERREICH

BAD GASTEIN. GRAND HOTEL GASTEINER HOF, I. Ranges, mod. Komf.
HOTEL MOZART, jeder Komfort. Jahresbetrieb.
HOTEL STRAUBINGER u. AUSTRIA, die vornehmen Häuser.

GRAZ, GRAND HOTEL ELEFANT, mod. Komf., I. Ranges.

LINZ. HOTEL WEINZINGER, vornehm. Haus mit allem Komfort.

KÄRNTEN

MILLSTADT am See. HOTEL BURGSTALLER, führendes Fam.-Hotel.

SEEBODEN am Millstädter See, alpines Seebad, 580 m.
HOTEL STEINER, altren. 100 Betten.

SPITTAL. HOTEL „ALTE POST", mod. führend. Haus.
GASTHOF ERTL, mod., bestrenom.

VILLACH. CAFÉ WIEN. Vornehm. Fam.-Lokal.

SALZKAMMERGUT
Das Seenparadies Oesterreichs.

SOLBAD AUSSEE. 650 m, alpiner Kurort, Prospekte.
HOTEL POST, führ. Haus, div. Komf.

ST. GILGEN. GASTHOF FÜRBERG, altrenom. u. beliebt.

HOTEL „ZUR POST", feinbürgl.
FISCHERS SEEREST. u. PENS. a. See, altrenom.

GOISERN. HOTEL GOISERMÜHLE, I. Haus, beste Lage.

BAD ISCHL. HOTEL GOLD. KREUZ, I. Ranges, mod. Komfort.
HOTEL POST, bestrenom.
GASTHOF STÖGER, „GOLDNES HUFEISEN", Stöger-Stüberl.

LUEG. PENSION LUEG, altrenom.

STROBL. GRAND HOTEL AM SEE, moderner Komfort.

ST. WOLFGANG. HOTEL PETER, führend. Familien-Hotel.

WEISSENBACH am Attersee. HOTEL POST, führendes Haus.

VORARLBERG

BREGENZ. CAFÉ WALDNER, bestrenommiert.

BÜRSERBERG. 865 m. GASTHOF RHÄTIKON, altbeliebt.

DORNBIRN. ALPENHOTEL BÖDELE, Werbeschriften.

ST. GALLENKIRCH. GASTHOF ADLER, bestrenom.

GÖTLE. RAPPENLOCH-SCHLUCHT, beliebter Ausflug.

SCHRUNS. HOTEL TAUBE-POST, bestrenommiert.

TIROL

BRAMBERG, Pinzgau. GASTHOF SENNINGERBRÄU.

HOCHZIRL. GASTHOF KAISER MAX, bürgl., gutrenom.

INNSBRUCK. HOTEL MARIA THERESIA, berühmt. erstkl.

Igls b. Innsbruck. HOTEL GOTHENSITZ, Prospekte.

KRIMML. BAHNHOFS-HOTEL, gutgeführt, günstige Preise.

LANS b. Innsbruck, 850 m ü. M. GASTHOF und PENSION TRAUBE.

MITTERSILL, Pinzgau. Am Fuße der Venediger- u. Glocknergruppe. Gute Gaststätte, Prospekte d. d. Verkehrsverein.

NEUKIRCHEN am Großvenediger, 856 m.
GASTHOF KAMMERLANDER, gutbgl., fließendes Wasser, Prospekte.
GASTHOF NEUWIRT, gutbürgerlich, zentrale Lage.
GASTHOF POST, gutbgl., zentr. Lage.

NIEDERNSILL bei Zell am See. GASTHOF HILGENSAUER, mod. Komf., beste Lage.

PERTISAU. HOTEL POST, gutbürgl.
GASTHOF und PENSION PFANDLER, gutbürgl., div. Komf.

PIESENDORF. GASTHOF „MITTERWIRT", gutbürgl.

SCHARNITZ. „ZUM GOLD. ADLER", gutbürgl.

SEEFELD. GASTHOF KLOSTERBRÄU, renom.
CAFÉ SEYERLING, Fam.-Café, gutrenomm.
WERTHERS GRAND HOTEL POST, I. Ranges.

ST. JOHANN, CAFÉ RAINER, führend. Haus.

STUBEN am Arlberg. GASTHOF POST, führend.

WALD bei Krimml. GASTHOF STRASSER, gutbürgerl.

ZIRL. GASTHOF „ZUR POST", gutbürgl. Prosp.

ITALIEN

ABBAZIA. GRAND HOTEL LAURANA, b. Abbazia, vornehm.
HOTEL EDEN u. QUISISANA, komfortable Häuser. Prosp.
PENSION MARIA ZAWOYSKI, sonnige Seezimmer, Prospekte.

BOZEN-GRIES. HOTEL AUSTRIA, herrlicher Park.
PENSION EDEN, komf. Familienhaus.
PENSION QUISISANA, bestempfohl.

BRUNICO. HOTEL POST, bestrenommiert.

CAVALESE. PENSION SAVOIA, neu eingerichtet.

S. CANDIDO, Pustertal. CAFÉ und KONDIT. „EISENDLE".

DOBBIACO. „UNDA", G. m. b. H., Grammophon, Kraftverstärker, Radio.

KASTELRUTH. HOTEL LAMM, solid. Fam.-Hotel.

MERAN. Südalpiner Kurort.
HOTEL CONCORDIA, ex Maendel, herrliche Lage, fließ. Wasser.
HOTEL FINSTERMÜNZ, mäß. Preise.
SANATORIUM HUNGARIA, für sämtl. Erkrankungen d. Atmungsorgane.
SCHLOSS LABERS, die vornehme Familienpension.
SANATORIUM MARTINSBRUNN, alle modernen Heilbehelfe.
HOTEL RITZ, feinste Familien-Pension, beste Lage.

NERVI. HOTEL PENSION GIARDINO-RIVIERA u. INTERNATIONAL. Erste Häuser.

ORTISEI. (ST. ULRICH) GRÖDNERTAL. HOTEL AQUILA, 220 Bett., mod. Komfort, mäßige Preise.
HOTEL POSTA-LARDSCHNEIDER, 165 Betten, I. Ranges.

PONTE ALL' ISARCO. HOTEL und BAD DREIKIRCHEN, 1120 m. Angenehm. Aufenthalt.
HOTEL POSTA-CORONA, erstklass.

RIVA. HOTEL BELLEVUE, mod. Komf.
LIDO-PALACE-HOTEL, mod. Haus.
HOTEL SEEVILLA, herrl. Park u. Seebad.

SEIS am Schlern. HOTEL SIUSI, vornehm. mod.

VENEDIG. GRAND HOTEL LUNA, am Markuspl.

VIPITENO. HOTEL POSTA-NUOVA, gutbürgl.

SCHWEIZ

AROSA. HOTEL DES ALPES. Gediegenes Familienhaus, beste Lage.
HOTEL BELLEVUE, bestempfohlen, sonnigste Lage.
PARKSANATORIUM AROSA, beste Kurerfolge, Prospekt F.
SANATORIUM ALTEIN, beste Lage, letzter Komfort. Chefarzt Dr. O. Amrein.
SANATORIUM VILLA DR. HERWIG. Gemütl. kleinere Heilanstalt.

DAVOS. SANATORIUM SCHATZALP, 300 m ü. Davos, vornehm und behagl.
PENSION MERULA, sonn. Waldlage.

DAVOS-DORF. NEUES SANATORIUM. Bes. M. Neubauer, Chefarzt Dr. J. Gwerder.

LOCARNO. HOTEL METROPOL am See. Von Deutsch. bevorzugt.

LUGANO. CERESIO-HOTEL ESPLANADE, direkt am See mit Schwimm- u. Sonnenbad.
HOTEL MEISTER, bestempfohlen, mod. Komf.
HOTEL PENSION MINERVA, prachtv. Aussicht, mäßige Preise.
HOTEL VICTORIA AM SEE, moderner Komfort, Nähe Strandbad.
HOTEL WALTER, komfort. Familienhotel am See.
HOTELPENSION ZWEIFEL, 5 Minut. vom Bahnhof und Schiff.
KURHAUS CADEMARIO, 850 m ü. d. M. Prospekt.

LUGANO-CASSARATE. HOTEL PENSION DIANA, fließ. Wass., am Strandbad. Fr. 8.— bis 10.—.

LUGANO-CASTAGNOLA. KURHAUS MONTE BRÉ, phys. diät. (Syst. Dr. Lahmann), Deut. Haus.
HOTEL-PENSION MÜLLER, erstkl. mod. Komf.

LUZERN. HOTEL ST. GOTTHARD TERMINUS, I. Rang, mod. Komf., an Bahn und Schiff.

ST. MORITZ. HOTEL ENGADINER HOF, erstklassig.

BAD RAGAZ. HOTEL KRONE, gutbürgl., bestgef.

SAMADEN. HOTEL DES ALPES, fein bürgerlich. Fam.-Hotel.

ERZIEHUNG U. BILDUNG

EISENACH. HAUS ROSENECK, erstkl. Töchterheim, Heimweg 27.

HALLE a. S. DR. HARANG'S HÖHERE LEHRANSTALT, Oberprima, gegr. 1864.

LEIPZIG. BARTH'SCHE REALSCHULE, gegr. 1863. Prospekte.

MONTREUX. INSTITUT DES ESSARTS, komf. Erziehungsinst. u. Pensionat für junge Mädchen.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4405. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

15. AUGUST 1929

Dies und Das.

Rosenthal-Elfenbein-Hartporzellan. Zu den Spitzenleistungen der Rosenthal-Manufaktur gehört die Herstellung des Rosenthal-Elfenbein-Hartporzellans, das eine epochemachende Neuschaffung auf dem Porzellanmarkt bedeutet. Es ist gelungen Hartporzellan in einem warmen Elfenbeinton herzustellen und damit eine selbst dem englischen Knochenporzellan überlegene Qualität von vollendeter Schönheit zu schaffen. Das Elfenbein-Hartporzellan wirkt mit seiner weichen, hellgelblichen Farbe auf das Auge sehr angenehm und bietet durch seinen Untergrund auch für die Goldverzierung und für die Farbengebung neue künstlerische Möglichkeiten. Die beiden Luxus-Schnelldampfer „Bremen“ und „Europa“ des Norddeutschen Lloyd werden mit diesem Rosenthal-Elfenbein-Hartporzellan ausgestattet. Die anmutigen, edlen Linien der Form geben in der Verbindung des feinen Elfenbeintones mit geätztem Goldschmuck einen wunderbaren Zusammenklang. Die Rosenthal-Manufaktur hat damit wieder eine Kunstschöpfung ersten Ranges geschaffen.

Elida-Wettbewerb. Die weltbekannte Parfümerie Elida Akt.-Ges. in Leipzig, Berlin und Wien veranstaltet ein neues interessantes Preisausschreiben und wendet sich damit diesmal an die Kinder unserer Leser. Aus den blauen oder goldenen Elida-Shampoo-Beuteln sind Scherenschnitte auf Papier zu kleben. Weder die Größe noch die Zahl der Beutel, aus denen die Bilder geschnitten werden, sind vorgeschrieben. Zur Verteilung kommt die stattliche Zahl von 6258 Preisen im Gesamtwerte von 24000 Reichsmark. Die Scherenschnitte würden bis spätestens zum 30. September d. J. an die Parfümerie Elida Akt.-Ges., Leipzig C 1, Wittenbergerstraße 8 einzusenden sein. Alle weiteren Einzelheiten über dieses Preisausschreiben wolle man aus der Anzeige auf Seite 243 dieser Nummer entnehmen.

Amerikanischer Besuch. Eine größere Anzahl Apotheker aus allen Teilen der Vereinigten Staaten traf mit dem Hapagdampfer „Cleveland“ in Hamburg ein. Im Europaprogramm dieser Reisegesellschaft ist ein Besuch der Städte Hamburg, Berlin, Dresden, Prag, Wien, Salzburg, München, Zürich, Luzern, Interlaken, Bern, Baden-Baden, Nürnberg, Heidelberg und Frankfurt a. M. mit anschließender Rheinfahrt vorgesehen.

Pistyan zur Hochsaison. Die Gesamtzahl der Kurgäste betrug am 15. Juli d. J. 13816. Hierunter befanden sich 45 v. H. Ausländer. Deutschland ist mit 2387 Personen als stärkster Auslandsbesucher zu verzeichnen; dann folgen Österreich mit 1124 und Polen mit 871 Kurgästen. Der Besuch aus Ungarn, Rumänien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika bewegt sich zwischen 300 und 340 Gästen. Unter den exotischen Ländern tritt in diesem Jahr Argentinien mit 23 Personen an die Spitze. Gegenüber dem Vorjahr beträgt der Zuwachs insgesamt 1331 Kurgäste. Eine vor kurzem gegründete Gesellschaft veranstaltet Autoausflüge in die Umgebung, die Hohe Tatra und in das nahe Wien. Die großen bequemen Ausflugsautos werden von den Fremden gern in Anspruch genommen.

Für Autoreisende nach den westböhmischen Bädern. Reisenden, die Karlsbad oder ein anderes westböhmisches Weltbad mit dem Auto besuchen wollen, sei empfohlen, von der amtlichen Auskunftsstelle der Kurorte Karlsbad, Marienbad, Franzensbad und Eger in Berlin NW 7, Unter den Linden 57/58, Reisebüro der Wagon-lits, die genaue Wegroute mit km-Anzahl und Angabe der am besten fahrbaren Straßen einzuholen. Genannte Auskunftsstelle gibt die Reiseroute genau in allen Einzelheiten bis Karlsbad bekannt und erteilt in allen diese vier Kurorte betreffenden Fragen bereitwilligst Auskunft. Prospekte sind dort ebenfalls erhältlich.

Stockholm,

die Stadt auf den Inseln. Es gibt nur drei oder vier Städte in der Welt, die sich in Schönheit der Lage mit Stockholm messen können. Wer eine Ferienreise nach Schweden unternimmt, sollte auf keinen Fall versäumen, auch der Hauptstadt ein paar Tage zu widmen. Die heitere Majestät dieser Stadt auf den Inseln zwischen dem reißenden Norrström und den weiten Wasserflächen im Westen und Osten übt einen unvergleichlichen Zauber aus. Breit und ruhig liegt der mächtige Renaissancebau des Schlosses da, spitz bohrt sich der gußeiserne Turm der Riddarholmskirche, in der Gustav Adolf und Karl XII. bestattet sind, in den Himmel. An der breiten Nordbrücke haben Fischer ihre Netze in die Strömung gespannt, weiße Schärendampfer durchfurchen das blaue Wasser, schöne Strandpromenaden führen an stolzen Segelschiffen vorüber, und im Süden ragen mächtige Granitfelsen empor, den Stadtteil Södermalm tragend. Stockholm ist reich an schönen Bauwerken des 17. Jahrhunderts. Daß jedoch auch die schwedischen Architekten der Gegenwart zu bauen verstehen, beweist das strenglinige und doch wundervoll anmutige, ganz aus nordischem Geiste erschaffene Stadthaus, das in den Jahren 1911 bis 1923 entstand. Mit seinem mächtigen, sich im Wasser spiegelnden Turm ist es das Wahrzeichen des heutigen Stockholm. Das von dem deutschen Baumeister Stüler erbaute Nationalmuseum, das bedeutende Gemälde-, Kupferstich-, Kunstgewerbe- und historische Sammlungen beherbergt, darf hierbei nicht unerwähnt bleiben. Auch Stockholms Umgebung lohnt einigen Zeitaufwand. Unmittelbar vor der Stadt liegt der schöne Park „Djurgården" (Tiergarten) mit dem Nordischen Museum und dem sehr populären „Skansen", einem eigenartigen Freiluftmuseum. Alte Bauernstuben und Höfe veranschaulichen das schwedische Volksleben, das dem Fremden durch die Trachtentänze und die Aufführungen eines Freilufttheaters nahegebracht wird. Am Mälarsee liegt das prächtige Schloß Drottningholm, dessen Park ein Lustschlößchen und ein Theater aus der Zeit Gustavs III. enthält. Der beliebteste Badeort in den Schären ist Saltsjöbaden, in schöner, 1¼ stündiger Dampferfahrt zu erreichen.

Illustrirte Zeitung



Phot. Kunstverlag Wolfrum.

FRAUENSCHÖNHEIT DER RENAISSANCE / BILDNIS EINER JUNGEN FRAU

GEMÄLDE VON LEONARDO DA VINCI

DER ERZIEHUNGSGEDANKE IM STRAFRECHT

VON PROFESSOR DR. PHIL. ET MED. ERICH STERN

Die Funktion der Erziehung liegt ursprünglich der Rechtsstrafe vollkommen fern. Noch im vorigen Jahrhundert stehen sich vorzugsweise die zwei Straftheorien gegenüber: Die eine sieht in der Strafe eine Sühne; sie erachtet sie für notwendig, um die gestörte Rechtsordnung wiederherzustellen und einen Ausgleich zu schaffen. Die andere betrachtet die Strafe von dem mehr praktischen Gesichtspunkte der Verhütung des Verbrechens, des Schutzes der Gesellschaft aus; sie soll den Täter aus der menschlichen Gemeinschaft, in die er sich nicht einzufügen verstanden hat, entfernen, zugleich ihm die Strenge des Gesetzes zum Bewußtsein bringen und ihn so künftighin von strafbaren Handlungen abhalten, sie soll aber auch auf andere abschreckend wirken und daher dem Verbrechen vorbeugen.

Es zeigte sich indessen, daß die Strafe die Aufgabe der Verhütung der Verbrechen nur sehr unvollkommen erfüllt: weder wirkt die Strafandrohung ganz allgemein, noch bewahrt die vollstreckte Strafe den schon kriminell Gewordenen vor Rückfällen. So mußte die Frage auftauchen, ob nicht mit dem Strafvollzug sich eine Beeinflussung des Gefangenen verbinden lasse, die bessernd auf ihn einwirke. Die verschiedensten Mittel wurden in dieser Richtung versucht bzw. in diesem Sinne ausgestaltet: die Anstaltsdisziplin, die geregelte Arbeit, Unterricht, religiöse Beeinflussung, Lektüre, progressiver Strafvollzug, Beteiligung der Gefangenen an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten, Konzerte usw.

Aber der Erfolg war nicht gerade ermutigend. Erfahrene Kriminalisten wie Heindl glaubten daher, die Besserungstheorie ablehnen zu müssen und einer Verwahrung das Wort reden zu sollen. Heute sucht man die beiden Auffassungen zu vereinen und Besserung auf der einen, Verwahrung für die nicht Besserungsfähigen auf der anderen Seite zu fordern. Dabei fällt nun auf, daß man sich nicht immer die Frage vorgelegt hat, ob eine Besserung überhaupt möglich ist, und von welchen Voraussetzungen sie abhängt.

Das Gesetz verlangt eine Erfüllung der Rechtsnormen, ein legales Verhalten, während es sich nicht um die Gesinnung der Menschen kümmert: der einzelne mag denken, was er will, wenn er nur nicht gegen das Gesetz handelt. Nun besteht aber zweifellos zwischen Gesinnung und Verhalten ein engerer Zusammenhang, als vielfach angenommen wird. Die „illegale" Gesinnung bedeutet jedenfalls eine ständige Gefahr. Die Behandlung in der Strafanstalt verfolgt aber sehr viel weniger das Ziel, die Gesinnung zu ändern, als das äußere Verhalten des Gefangenen zu bestimmen. Das gelingt ihr in der Mehrzahl der Fälle — solange der Gefangene in der Anstalt ist. Die Vernunft gebietet ihm, sich hier einer Ordnung zu fügen, der er sich doch nicht entziehen kann; zudem fallen die zahlreichen Reize der Freiheit fort, es fehlen Gelegenheiten, die draußen verführen. Kommt der Gefangene aber wieder in die Freiheit, so beginnt oft genug das alte Lied von neuem: sind die Reize stark genug, sind die Hemmungen gering, kommen Verführung, Alkohol u. a. hinzu, so wird er rückfällig, zumal da es für den ehemaligen Sträfling schwer ist, eine Stellung zu finden und sich in der Gesellschaft zu behaupten. Der Strafvollzug wird daher um das Problem der Gesinnungsänderung in keiner Weise herumkommen, und er wird nur dann Erfolg haben, wenn ihm diese gelingt. In Wahrheit bedeuten „Besserung" und „Erziehung" auch immer eine innere Umstellung des Täters; die Frage ist nur, ob eine solche innere Umstellung möglich und durch äußere Einwirkung zu erreichen ist.

Jede Verfehlung ist Symptom, das einer bestimmten seelischen Verfassung entspringt; die Behandlung wird sich also immer auf die seelische Verfassung des Individuums richten müssen. Halten wir die soziale Anpassung und damit die Befolgung der Rechtsnormen für eine notwendige Aufgabe, die jedem Menschen gestellt ist, so werden wir eine seelische Verfassung als abwegig bezeichnen müssen, wenn sie die soziale Einfügung des Menschen unmöglich macht. Der kriminelle Mensch weicht vor den Forderungen des Lebens zurück; er geht einen „falschen" Weg; in ihm wirken Motive, die bei anderen Menschen gewiß auch gelegentlich aufsteigen, aber durch Gegeninstanzen gehemmt werden; das Triebhafte erweist sich als stark, die Fähigkeit zum Verzicht ist gering.

In all diesen Beziehungen erweist sich das kriminelle Verhalten der Neurose verwandt. Auf die allgemeinen Zusammenhänge und auf die theoretischen Grundfragen kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ich möchte nur betonen, daß wir die Neurose und ihre Entstehung durch die Untersuchungen der letzten Jahrzehnte verhältnismäßig gut kennengelernt haben und manche der hier gewonnenen Einsichten auf das kriminelle Verhalten übertragen können. Die Theorie Lombrosos vom „geborenen Verbrecher" ist heute erschüttert. Wir wissen um die Macht der Umwelteinflüsse, die einen Menschen zum Verbrecher werden lassen können, wenn die Veranlagung dem irgendwie entgegenkommt. Aber diese allein genügt nicht, ja, sie tritt an Bedeutung, in vielen Fällen zum mindesten, hinter dem Milieu zurück.

Die Erforschung der Neurosen hat uns gezeigt, daß die sie bedingenden Erlebnisse weit zurückliegen und oft in der frühesten Kindheit des Individuums gewirkt haben. Es ist eine Tatsache, daß jeder Eindruck nicht nur eine momentane Reaktion auslöst, sondern zugleich die Reaktionsbereitschaft dauernd verändert, einen Niederschlag hinterläßt und so die psychische Konstitution des Menschen umbildet. Jede Handlung hat nicht nur einen äußeren, sichtbaren Erfolg, sondern sie bereitet auch späteren, in gleicher oder ähnlicher Richtung verlaufenden Handlungen den Boden; diese bedürfen nunmehr eines geringeren Anstoßes, sie laufen leichter, reibungsloser ab, es treten weniger psychische Prozesse auf, die Hemmungen werden geringer. Dies scheint der tiefere Sinn des Satzes zu sein: „Das eben ist der Fluch der bösen Tat, daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären." Eine „böse" Tat erleichtert die folgende, jede asoziale Handlung muß den Menschen mehr und tiefer in die Asozialität hineintreiben, seinen Charakter zu einem asozialen umbilden, genau wie bei dem Neurotischen bestimmte Eindrücke, Einflüsse, Erlebnisse ihn immer tiefer in die Neurose hineintreiben und die Bildung des neurotischen Charakters — darunter möchte ich hier zunächst die neurotische Reaktionsbereitschaft verstehen — fördern.

Macht man sich dies aber einmal klar, so wird man begreifen, weshalb die bisher im Strafvollzug angewandten Methoden keinen Erfolg (im Sinne einer Besserung) haben konnten. Der Neurotische kann ernstlich nur gebessert werden, wenn es gelingt, seine neurotische Verfassung aufzulösen, die Wirkung der früheren krank machenden Eindrücke, Erlebnisse, Konflikte aufzuheben; der Weg, den die Bildung seines Charakters gegangen ist, muß gleichsam wieder zurückgegangen werden. Erst von dem Punkt aus, an dem die normale Linie gewissermaßen ins Neurotische abbog, kann ein Neuaufbau des Charakters erfolgen. Das gleiche gilt meines Erachtens für den Kriminellen: nur in dem Maße, in dem es gelingt, die Entwicklung seines Charakters rückwärts zu verfolgen und rückgängig zu machen, kann die Bedingung für ein künftiges kriminelles Verhalten aufgehoben werden — nur dann aber kann man von einer Besserung reden.

Es bedarf keines besonderen Hinweises, daß es sich hier zweifellos um eine außerordentlich schwierige und zeitraubende Aufgabe handelt. Aber die Erfahrungen an Neurotikern haben gezeigt, daß die hier geforderte Auflösung der psychischen Verfassung und ihr Neuaufbau sehr wohl möglich sind. Versuche einer so tiefgreifenden Beeinflussung an Strafgefangenen sind meines Wissens bisher noch nicht unternommen werden; sie allein wären aber meines Erachtens imstande, das Problem der Besserung einer Lösung näherzubringen. Jedenfalls darf man nicht von der Unmöglichkeit einer Besserung sprechen, ehe man sie energisch versucht hat. Diese Versuche freilich würden eine ganz andere Einstellung dem Gefangenen gegenüber erfordern und vor allem Beamte, die ganz anders vorgebildet sind, als die Mehrzahl der Strafvollzugsbeamten es heute ist. Die Wege der Beeinflussung und die mannigfachen sich hier erhebenden Grundfragen können an dieser Stelle nicht erörtert werden, aber die Versuche sollten nicht von denen abgelehnt werden, denen diese Wege und die Grundfragen fremd sind.



Enthüllung eines Denkmals für den im Weltkrieg gefallenen Prinzen Friedrich Karl von Preußen im Deutschen Sportforum zu Berlin.

Während der Ansprache von Dr. Lewald, Präsidenten des Reichsausschusses für Leibesübungen, bei der Feier am 3. August. Unter den Ehrengästen: Major v. Egan-Krieger (in Husarenuniform); daneben rechts General Heye, Chef der Heeresleitung; ganz rechts die Mutter des Prinzen. — Prinz Friedrich Karl, ein erfolgreicher Sportsmann (Mittel- und Langstreckenläufer), fiel am 6. April 1917 an seinem 24. Geburtstag an der Westfront im Luftkampf.



Die Eröffnungssitzung im Rittersaal des Binnenhofes, des historischen Parlaments- und Regierungsgebäudes Hollands, am 6. August.
Im Hintergrund an der Mitte des Tisches (den Kopf auf die Hand gestützt) Dr. Stresemann; an der rechten äußeren Tischrundung Briand.

In der niederländischen Hauptstadt werden die schwebenden internationalen Fragen behandelt, die für Deutschland von besonderer Bedeutung sind — so hauptsächlich die Durchführung des Young-Planes, der die deutschen Tributzahlungen und ihre Verteilung an die Ententestaaten festlegt.



Begrüßung Dr. Stresemanns durch den niederländischen Außenminister Belaerts van Blockland bei der Ankunft der deutschen Delegation im Haag.



Der englische Schatzkanzler Philipp Snowden und Gattin bei der Ankunft in der niederländischen Residenz.
Snowden wandte sich in vielbeachteten Ansprachen gegen die Zahlungsform und die Verteilungsklausel des Young-Planes.

DIE KONFERENZ IM HAAG



Zwischen den Sitzungen: Der französische Ministerpräsident Briand im Gespräch mit anderen Konferenzteilnehmern.

PHANTASTISCHE GESTALTEN

PARISER AUSSENSEITER



Schönes Spielzeug zu verkaufen!
Gemälde von A. Holy.

In dem wimmelnden Ameisenhaufen Paris trifft man noch Gestalten, grotesk und unheimlich, E. T. A. Hoffmannsche Wesen, Überbleibsel einer vergessenen Zeit. In den mittelalterlichen Schlupfwinkeln dieser vielspältigen Stadt ausgebrütet, vollenden sie hier einen eng eingekreisten Lebenslauf, ahnungslos um die Gegenwart. Es ist, als könnten nur hier in all den schier zahllosen, uralten Gäßchen und Häuschen, vollgespickt mit einem Volk, das zäh an alter Erfahrung und Übung hängt, in sich eingesponnen, solche zeitlose, zeitabholde Existenzen ein scheinbares Scheinleben führen. Malersleute, sofern sie nicht der äußersten Kunst, der „reinen Malerei", sich verschrieben, sehen und finden heraus solche Gestalten, die meist nächtlicherweile sich hervorlocken lassen. Diese phantastischen Gestalten sind keine Phantasiegebilde eines Künstlerhirns, es sind getreulich abkonterfeite Physiognomien, durch uralte, übernommene Lebensart und eigenwillige Gewohnheit verdichtet. Vier solcher „Pariser Originale" werden hier vorgeführt, alle Spielzeugbastler: der eine und der andere von uns wird ihnen vor den Cafés auf dem Montmartre und dem Montparnasse begegnet sein.

Alexander Jakowlew, der vielgewandte Meister, der mit solcher Sicherheit und Vorliebe Physiognomien aufzeichnet, hat einen bitter ernsten Puppenmacher festgebannt. Ein Gelehrtenschädel, zu etwas Höherem geboren, mit uneingestandenen tiefen Ambitionen, daher so hochmütig und verbissen, tut, als wären seine Puppen ihm und der Welt das Bedeutendste, bietet seine „Werke" an, als erweise er der Mitwelt eine Gnade. Träumt aus unbefriedigtem Ehrgeiz von Verbrechen, deren er absolut unfähig ist, hat die Schubladen sicherlich vollgespickt von Abhandlungen über Erfindungen und Sektengründungen, die alle keinen Heller wert sind. Ist obendrein leberleidend.



Grotesker Gegensatz:
Seine Spezialität sind zarte Ballerinen.
Gemälde von G. Tournon.

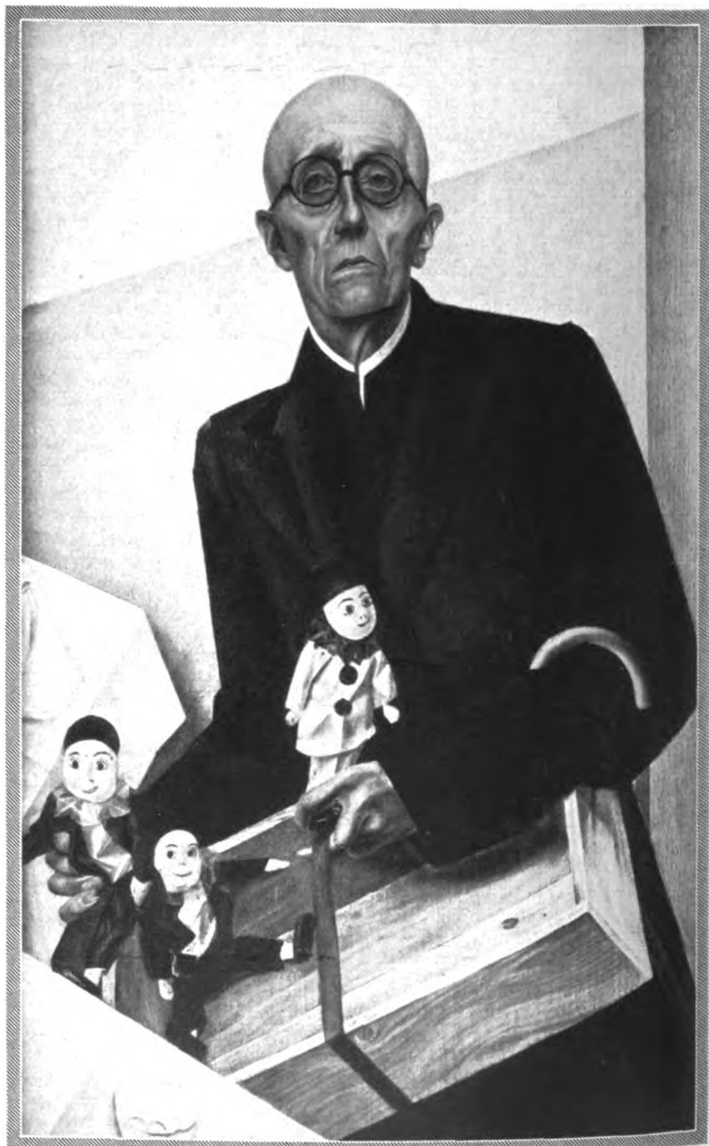
Einen „Antipoden" schildert weiter Tournon: ein lustiger Geselle, voll des Weines und Pariser Argots, ein gutmütiger Kerl, der in aller Gutartigkeit das Messer einem in den Bauch stoßen kann und über ein spielendes Kätzchen in Tränen ausbrechen will, mit Diebstahl und Gewalttat vertraut, unter seinesgleichen ein geübter Kumpan, eine nicht tot zu kriegende Natur, mit tiefer Zärtlichkeit, mit Verliebtheit an seinen süßen, holden, gaukelnden Ballerinen hangend, eine jede mit einem schier schmerzlichen Ruck in seinem Säuferherzen an den Mann bringend.

Der Ballonverkäufer Ch. Raimonds füllt und bietet feil seine Luftgebilde wie eine Aufgabe, eine heilige Pflicht, die ihm, weiß Gott, durch wen, auferlegt ist. Er ist einfältigen Herzens und Geistes, primitiv in seinen Bedürfnissen und seiner Lebensweise, vegetiert an der Peripherie der Stadt, hat eine uneingestandene Aversion gegen das Leben der Großstadt, lebt keusch und ist berufen zu einer Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grab.

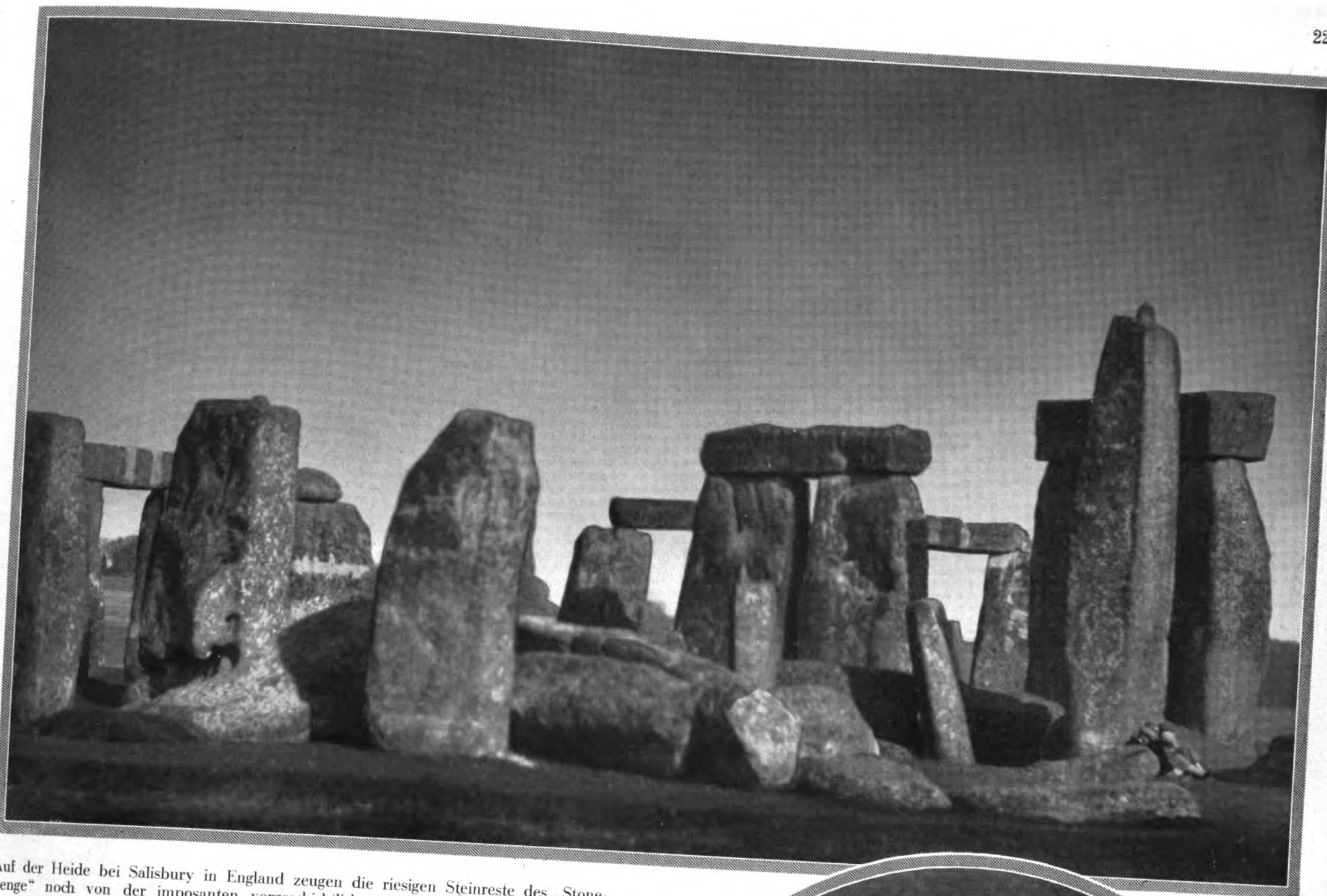


Luftballons.
Gemälde von Ch. Raymond.

Der phantastischeste aber ist der Bastler des ausgezeichneten Schweizers André Holy. Der helle, stets überwache Blick eines genialischen Menschen, gescheitert am Mangel an Sammlung, an Haushaltung seines Geistes. Scharfer Dialektiker, fanatisch und doch spielerisch, daher über Bord geworfen durchs Leben. Sein einziger Trost die zerbrechlichen Gebilde, die er mit ängstlicher Sorgfalt herstellt und vorführt. Er lebt ein Doppelleben. Sie alle führen in unbelauschten Augenblicken Zwiegespräche mit ihren Erzeugnissen. Pawel Barchan.

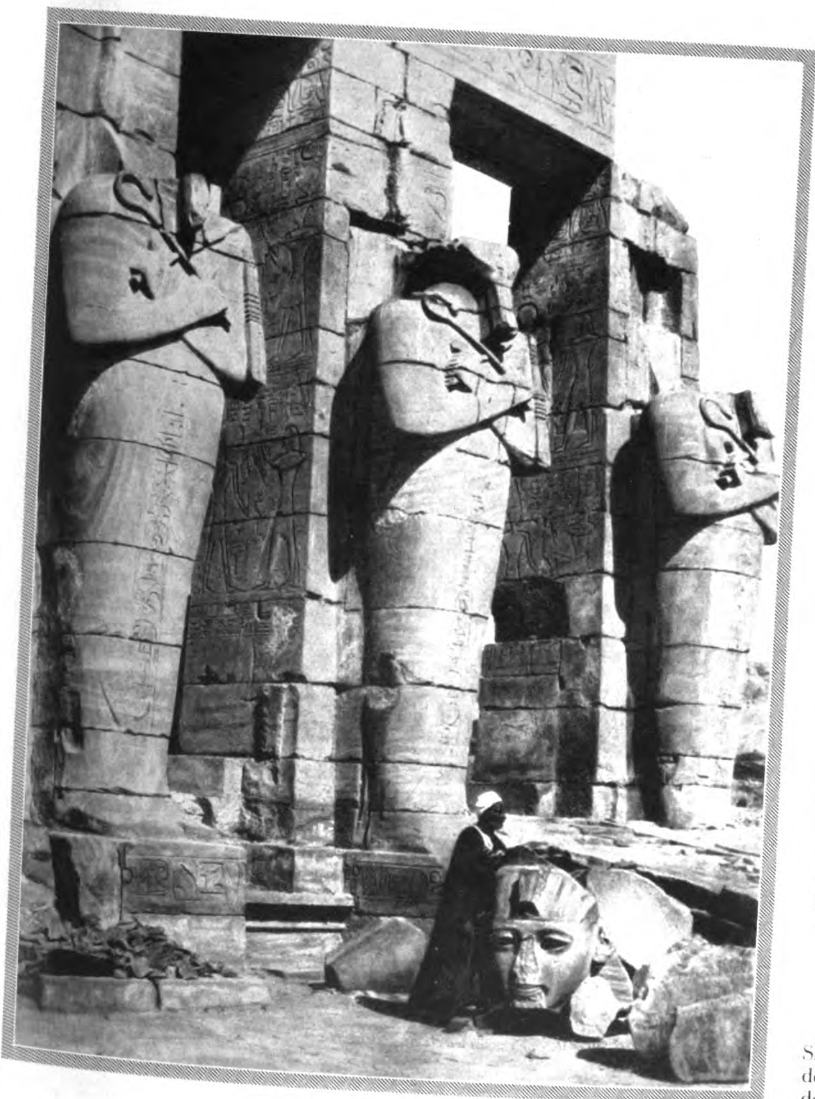


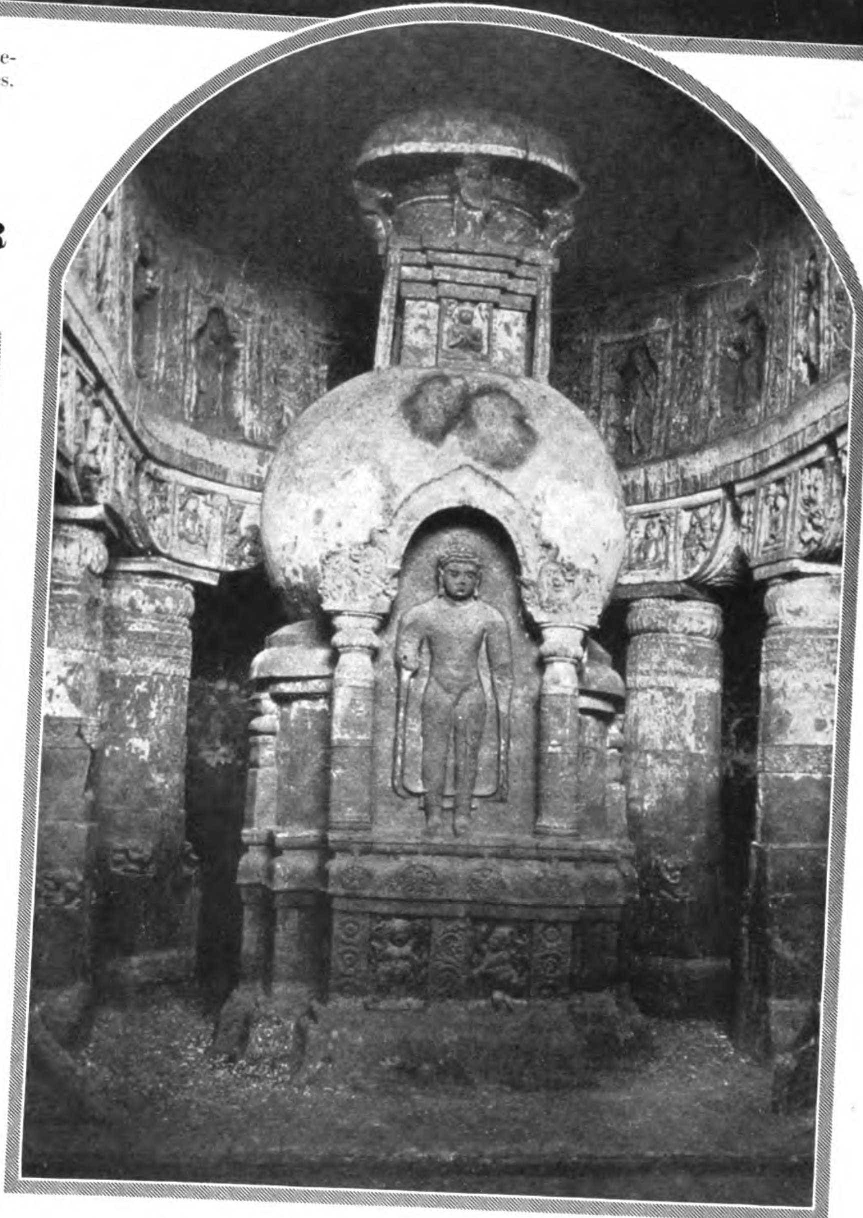
Der Puppenmacher.
Gemälde von Alexander Jakowlew.



Auf der Heide bei Salisbury in England zeugen die riesigen Steinreste des „Stonehenge“ noch von der imposanten vorgeschichtlichen Kultanlage des Sonnengottes.

KULTSTÄTTEN ALTER GÖTTER

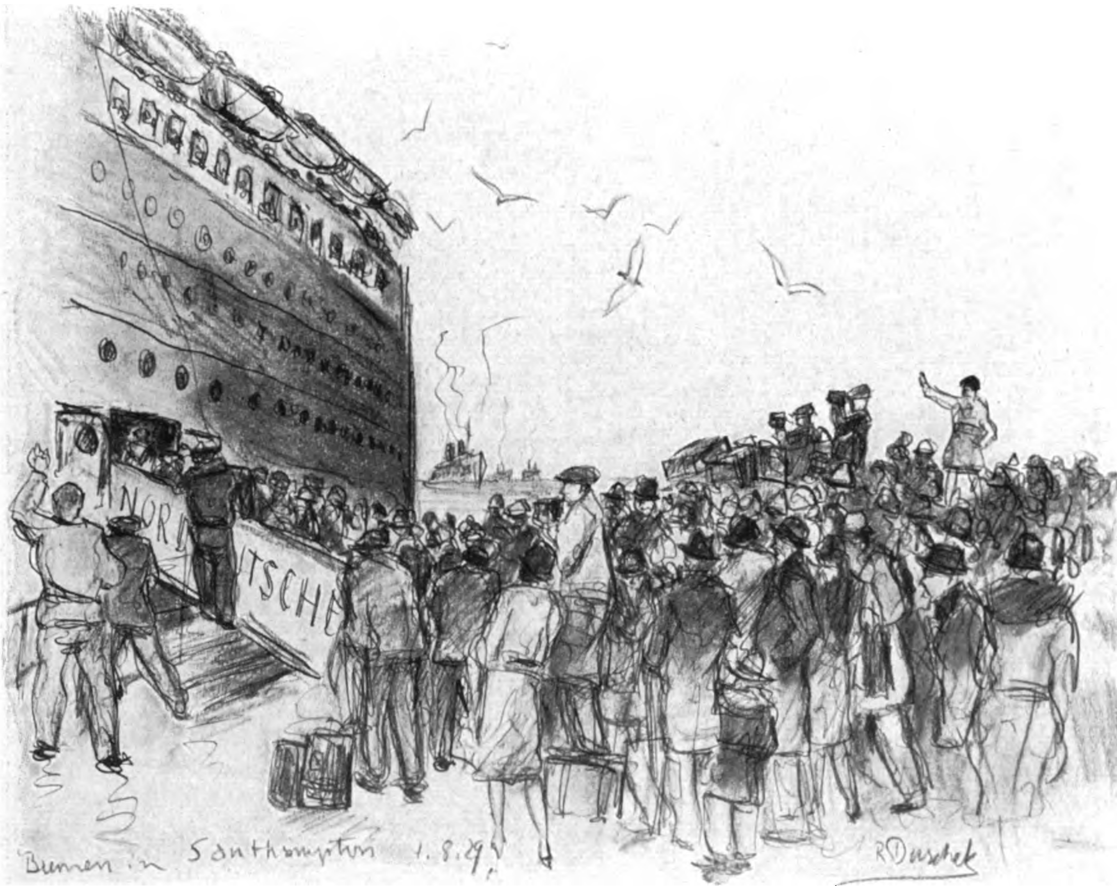




In den Ajantahöhlen, einer der berühmtesten Hindu-Kultstätten Indiens. In dieser etwa 100 v. Chr. errichteten „Kathedrale“ im Nordwesten Haiderabads gibt eine Reihe prachtvoller Fresken und Skulpturen ein Bild der Entwicklung des Buddhismus.

Skulpturen des Ramesseums bei Theben in Ägypten, des von Ramses II. (1303—1237 v. Chr.) erbauten, dem Amon geweihten Tempels.

Photos: E. O. Hoppé.



Die „Bremen" in Southampton: Neue Passagiere begeben sich aufs Schiff.

DAS SCHIFF DER TAUSEND WUNDER

EINDRÜCKE VON DER JUNGFERNREISE DER „BREMEN", GEZEICHNET AN BORD DES SCHIFFES VON RICHARD DUSCHEK

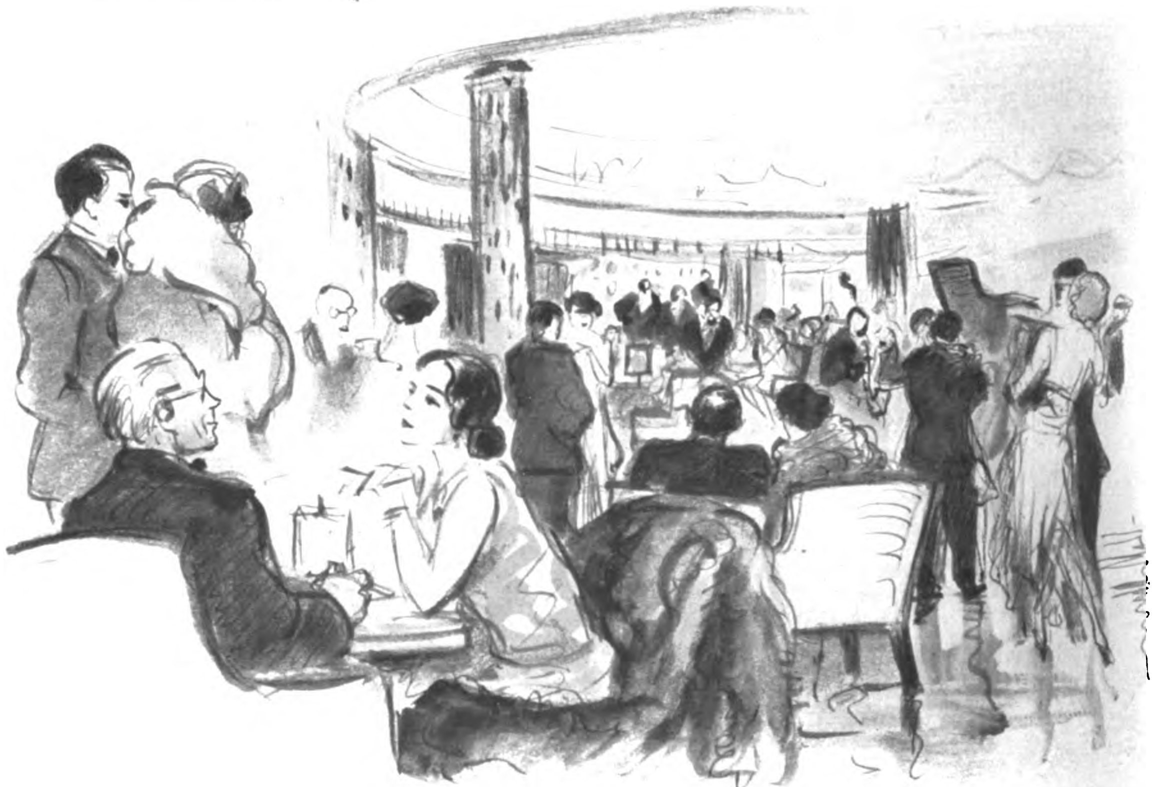
Daß die „Bremen" mit den modernsten technischen Einrichtungen versehen ist, braucht nicht betont zu werden. Aber sie ist nicht allein das schnellste und praktischste Schiff, sie zeigt auch eine Innengestaltung und Raumkunst, deren Glanz überwältigt. Namhafte Künstler haben zur Ausstattung des Schiffes beigetragen.

Die große, 40 m lange Halle von Prof. Breuhaus (Düsseldorf) mit ihren Wänden aus Palisander- und Makassarholz und ihrem reichen Kunstschmuck wirkt überaus imposant. Licht und freundlich, geradezu appetitanregend erscheint der Speisesaal, ein Raum, der 600 Personen an kleinen Tischen Platz bietet. Seine Farben sind Elfenbein, Seegrün und Gold; Flachreliefs an den Wänden zeigen Jagd und Wild aller Welt. Der in Gold und Silber gehaltene Ballsaal hat Logen, eine Bühne, eine Bar; leuchtende Marmorsäulen schimmern verhalten, und eine Leuchtfontäne mit Wassersprudel ziert sich pfauengleich. Dem kreisrunden Rauchsalon (Entwurf: R. Schröder, Bremen) mit seinen Ebenholzwänden, seiner Täfelung aus vergoldetem und getriebenem Leder und der Bar aus Zebranoholz steht die Bibliothek (in Bubingaholz) an gefälliger Ausstattung nicht nach: Smyrnateppiche, Polstersessel und — Bücher laden zur Lektüre. Im Sonnendeck-Restaurant, einem Raum (Nußbaum getäfelt) in den Farben Grün, Hellbraun und Gold, erfrischt und stärkt man sich in bester raumkünstlerischer Umgebung.



„Shopping", eine willkommene Abwechslung. — Im Kunstsalon der Ladenstraße an Bord der „Bremen".

Aber schließlich kann man ja nicht immerzu sitzen! Begibt man sich indes auf eine Reise durch die Schiffsstadt, so ist es ratsam, die in den Hallen der Treppenhäuser befindlichen Schiffspläne zu konsultieren, die einem bei Fingerdruck auf elektrische Knöpfe den nächsten Weg zum gewünschten Punkte zeigen. Die Ladenstraße bietet schau- und kauflustigen Augen vielerlei Anreiz. Ein Schwimmbad (in der Nähe liegt auch die Turnhalle) gibt Gelegenheit, sich schwimmend auf dem schwimmenden Schiff zum Schwimmer der zweiten Potenz zu erheben. Passionierte Schützen finden einen



Jazz über den Wassern: Im Tanzraum.



Eine beschauliche Ecke im Wintergarten des Schiffes.

Schießstand, über dessen Waldschneise wenigstens kinematographisch bewegtes Wild kreuzt. In der Kegelbahn gibt es schnurrige Kegel: sie stellen sich automatisch wieder auf — wozu braucht man sie dann erst umzuschießen? Der Kinder wartet ein geräumiges Spielzimmer mit Rutschbahn, Kasperletheater, Eisenbahn usw.

Das ist nun freilich die 1. Klasse. Aber auch die 2. und 3. Klasse sowie die Touristenklasse haben ein Niveau, das keinen Wettbewerb zu scheuen braucht. Der Norddeutsche Lloyd darf wirklich mit Überzeugung sagen: Die „Bremen" ist das modernste und schönste Schiff der Welt.



Zum Abendessen im Speisesaal.





Bei einem Flip läßt sich's gemächlich sitzen. — In der Bar der „Bremen".

Erlesene Raumkunst an Bord des Schiffes: Salon.

PABLO

EINE SPANISCHE ERZÄHLUNG VON KARL ZUCHARDT

Pablo Soler, Laufjunge, „Chico", im Kohlengeschäft des Antonio Garcia in einer Vorstadtgasse von Barcelona, war noch keine dreizehn Jahre alt. Er schlief in dem Gang, der das Kohlenlager mit der Küche verband, zu ebener Erde, auf ein paar alten Decken.

Wieviel Pablo von seiner Kleidung auszog, hing von der Jahreszeit ab. Da es jetzt Sommer war, schlief er fast nackt, denn er hatte in der wohligen Wärme des Schlafes sein kurzes Hemd bis unter die Arme heraufgezogen.

Als Candelaria, die Frau des Hauses, an diesem Morgen aus ihrem fensterlosen Schlafraum herauskam und in dem dämmerigen Gang den nackten Jungen liegen sah, sagte sie ziemlich laut vor sich hin, wohlwollend zwar, aber doch: „Schwein!" Denn sie war eine Frau, die durchaus auf Dezenz hielt. Dann ging sie durch das Kohlenlager nach der vorderen Eingangstür und öffnete sie, so daß das Licht von der Straße her hell in die schlauchartige Behausung eindrang. Das störte den Schläfer Pablo nicht, und auch als Candelaria mit lauter Stimme rief: „He, Chico, aufstehen!" drehte der Kleine sich zur Seite. Doch Candelaria wußte ihren Worten Nachdruck zu verleihen und gab dem Jungen im Vorbeigehen einen Stoß mit dem Fuß in die Seite. Pablo schien diese Art des Gewecktwerdens gewohnt zu sein, denn er sprang ohne ein Zeichen des Unwillens hoch und schlüpfte in seine vielgeflickten Hosen.

Candelaria aber trompetete in die Küche hinein: „Amalia, Angelina, Gloria!", und als sie eintrat, taumelten ihr schon die drei kleinen Mädchen schlaftrunken und im Hemd entgegen. Candelaria riß das Küchenfenster auf, das einzige in der ganzen Wohnung, rollte die Matratze, auf der die drei Mädchen geschlafen hatten, zusammen, schleppte sie in den dunklen ehelichen Schlafraum, brachte die zwei jüngsten Kinder mit heraus, nahm eins nach dem andern vor, wusch, kämmte, streichelte und puffte sie und machte dazu ihre Bemerkungen unterschiedslos im Kommandoton, ob es nun Befehle, allgemeine Lebensweisheiten oder herzhafte Stoßseufzer waren.

Pablo war sofort hinter seiner Prinzipalin her in die Küche geschlüpft, stand am Herd und machte Feuer. Candelaria aber hatte ihre schwarzen Augen überall: „Sieh mal an, dieser Dummkopf, bläst mir die ganze Asche über den Herd! Hier, Amalia, sechzig Centimos, ein Brot, aber gefälligst ordentlich durchgebacken. Ei, mein süßer Alejandrito, wie hübsch! Ei, was für ein braver Junge mit dem feinen Mützchen! Gloria, dumme Gans, das tut nicht weh, du bist noch lange nicht sauber. Ah, die Reinlichkeit ist das Ehrenkleid der Armut. Paß' auf, Angelina, daß mir die Hand nicht ausrutscht! Ja, ja, so ist das mit uns Armen! He, Chico, den Wassertopf! Noch ein paar Holzkohlen nachlegen! Antonio, Antonio!"

Auf den Ruf „Antonio" erfolgte weiter nichts als ein grollender Laut aus dem dunklen Schlafraum. „Ah, diese Männer, sie denken nur daran..." Dabei machte Candelaria eine ziemlich unbestimmte, jedenfalls aber geringschätzige Handbewegung. Pablo hatte diese Bemerkung zu oft gehört, als daß sie besonderen Eindruck auf ihn hätte machen können. Er hatte zwar eine undeutliche Vorstellung davon, woran Männer immer nur denken, aber solange er sich selbst noch nicht zu den Männern rechnete, ging ihn die Sache nicht näher an. Immerhin: recht schien Candelaria mit ihrem Unwillen zu haben. Denn auch ihm flößte sein Chef nicht den geringsten Respekt ein. Und war das ein Wunder? Nannte ihn nicht die ganze Straße „Antonio el loco", den Verrückten?

Inzwischen war Pablo mit seiner Morgenarbeit fertig. Aber Candelarias Auge wachte: „Chico! Deine Pfoten! So willst du dich an den Tisch setzen, Ferkel?" Pablo kam also nicht um das Waschen herum. Eine sehr überflüssige Sache! Nachher mußte er ja doch gleich wieder die schmutzigen Kohlen mit den Händen anfassen. So vernünftig Candelaria sonst war, sie hatte es mit der Wascherei!

Amalia hatte währenddessen den runden Küchentisch gedeckt, und Candelaria goß nun in die flachen Steingutschalen die heiße Milch. Dann schnitt sie dicke Scheiben von dem weichen weißen Brote ab und warf je eine neben eine Milchschale. „Ah, diese Männer. — Gloria, den Finger aus der Milch! — Antonio! Antonioo!"

Diesmal legte Candelaria so viel zornbebende Kraft in das letzte „o", daß Pablo vor Spannung zu kauen aufhörte. Ob er diesmal wieder riskierte, nicht zu kommen? Aber schon wurde die Tür des dunklen Schlafraums aufgestoßen, und Antonio schob sich heraus, während er noch brummend an seiner Hose herumknöpfte. Er war ein hagerer Mensch mit mächtiger scharfer Nase, sehr unrasiert, die Augen groß und leer. An der Wasserleitung machte er sich die Hände naß, fuhr sich durch das schwarze dünne Haar und ließ sich ächzend auf seinen geflochtenen Stuhl sinken.

„Das nennt der Mann waschen", murrte Candelaria. Doch Antonio beachtete es nicht, sondern schlürfte laut und hastig seine Milch, wobei er einen Teil verschüttete.

„Ah, Papa hat sich sein Hemd bekleckert!" schrie die fünfjährige Gloria begeistert. Antonio fuhr auf, stieß einen grollenden Ton aus und schwang die Milchschale, die er gerade auf den Tisch setzen wollte, drohend gegen das Mädchen, das ihm keck ins Gesicht lachte. Candelaria aber sagte ruhig und scharf: „Laß deine Dummheiten!" Da sank Antonio wieder in sich zusammen, kramte aus seiner Hosentasche Tabak und Papier hervor und drehte sich langsam, aber geschickt eine Zigarette. Dann stieß er rauh zwischen den Zähnen hindurch: „Chico!" Es war das erste Wort, das an diesem Morgen aus Antonios Munde kam, und so pflegte sich das jeden Morgen abzuspielen. Pablo aber ging an den Herd, faßte mit der Zange eine glühende Holzkohle und hielt sie seinem Prinzipal zum Anzünden der Zigarette hin. Er ließ sich dabei Zeit, denn Candelaria hatte mit ihrem Jüngsten zu tun.

Als Antonio ein paar Züge aus der Zigarette getan hatte, schien Leben in ihm zu erwachen. Er reckte sich, in seinem Gesicht begann es zu arbeiten, und mit einem gräßlichen Geräusch, als wollte er den Schleim seines ganzen Körpers in seinem Munde versammeln, räusperte er sich, und plötzlich sauste der Inhalt seines Mundes mit schöner Sicherheit zwischen dem eisernen Fenstergitter hindurch auf den Hof hinaus. Pablo fand die Leistung seines Prinzipals anerkennenswert, aber doch nicht so, daß er selbst sie nicht ähnlich hätte wiederholen können. Wenn nur Candelaria nicht in der Küche gewesen wäre... Aber da klatschte der kleine, erst zweijährige Alejandrito in die Hände und krähte: „Ale... jito auch, auch!" und spuckte mit seiner kleinen Kraft alles aus dem Munde heraus, was nur heraus wollte. Das war nicht viel und reichte nicht weit, aber Candelaria kreischte vor Entzücken, und Pablo wollte vor Lachen bersten. Antonios Züge verzerrten sich. Er fühlte sich von dem schallend lachenden Chico in seiner Prinzipalsehre gekränkt. Er sprang auf, riß seinen Stuhl an einem Bein in die Höhe und holte zu einem fürchterlichen Schlag gegen den Chico aus. Aber dann wurden seine Augen, in denen eine Sekunde lang ein gefährliches Feuer aufgeflammt war, wieder groß und leer, er setzte den Stuhl auf die Diele und schlenderte faul nach vorn in das Kohlenlager.

Pablo flitzte hinter ihm her und füllte zwei Körbe mit Holzkohle. Die wog dann Antonio, längst wieder in seiner gewöhnlichen schlappen Haltung, haarscharf ab, hob sie dem Chico auf den Kopf und legte zwei kleine Bündel Kienholz dazu. Pablo hatte inzwischen, wie immer bei amtlichen Gängen, seinen Rock angezogen und marschierte nun mit den zwei flachen Körben auf dem Kopfe los. Die Jacke hing ihm fast bis in die Kniekehlen hinunter, die Ärmel aber waren zurückgeschlagen, sonst hätten Pablos Hände nicht herausgeguckt.

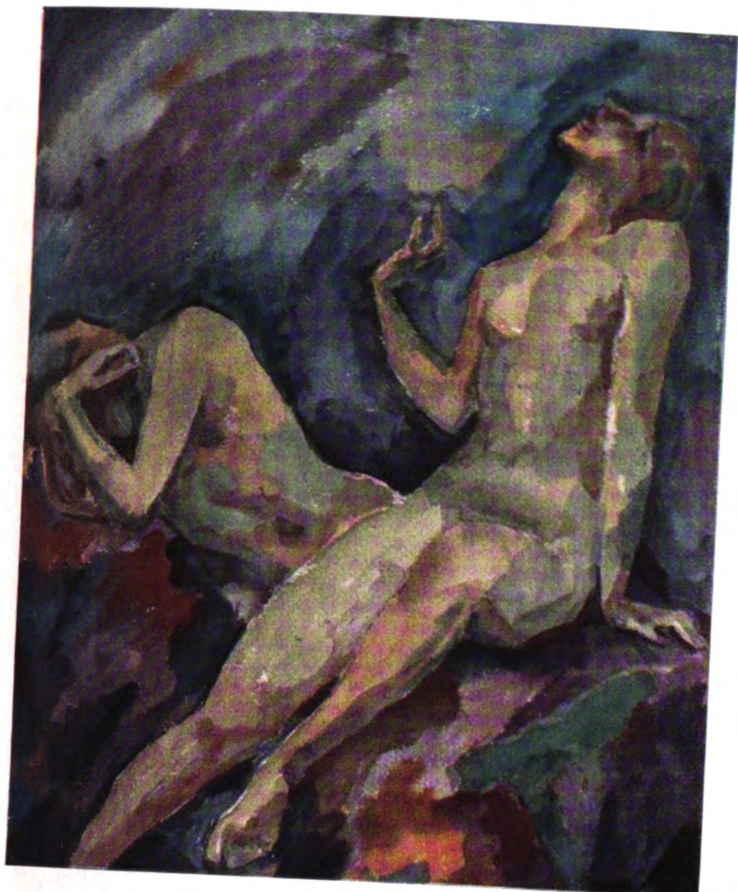
Ei! Verdammt! Da lehnte an einem Laternenpfahl der Junge, den er gestern verprügelt hatte, und Pablo hatte seine zwei Körbe auf dem Kopf! Dabei sah er schon, wie der Junge das Fußgelenk zu einem Tritt lockerte. Verdammt! Aber drei Meter vor seinem Gegner machte Pablo sein Kunststück, das ihm in manchem Haushalt fünf Centimos einbrachte: er sprang plötzlich nach rückwärts unter seinen zwei Körben hervor, fing sie gewandt mit den Armen auf und ließ sie ganz sanft auf das Pflaster nieder. Dann stürzte er auf den Jungen los, der natürlich sofort die Flucht ergriff. Aber es gelang Pablo noch, eine kräftige Ladung Spucke auf dessen rechte Backe zu zielen. Befriedigt kehrte Pablo zu seinen Körben zurück. Er mußte nun freilich warten, bis eine vertrauenswürdige Person kam, denn allein konnte er nur einen Korb auf seinen Kopf heben, den andern mußte er sich von einem Erwachsenen obendrauf setzen lassen. Aber bald kam ein Mann, dem Pablo ansah, daß er keine Angst davor hatte, sich die Hände schwarz zu machen, und der half ihm.

Dann lieferte Pablo seine beiden Körbe ab. Ein schlechtes Geschäft! Kein Centimo Trinkgeld. Und auch mit neuen Bestellungen sah es faul aus. Pablo fragte bei einigen der besseren Kunden ausdrücklich nach, aber nur ein einziger Korb wurde bestellt. Wütend und laut stellte Candelaria bei Pablos Rückkunft den schlechten Geschäftsgang fest. Aber was half es, es war eben Sommer. Dann marschierte der Chico, mit einem Korb Kohlen auf dem Kopf, von neuem los, lieferte ihn ab und war so glücklich, fünf Centimos Trinkgeld einzunehmen.

Pablos Vormittagsarbeit war nun getan, es kam nur darauf an, Candelaria aus dem Wege zu gehen, denn die hätte ihn sicherlich zu beschäftigen gewußt. Pablo bog also in eine Querstraße ein und sah sich nach einer passenden Ruhegelegenheit um. Die Sonne fing schon an zu brennen, denn es war zwischen acht und neun Uhr

NEUE ROMANTIK

AQUARELLE VON E. VOLLMER



KLAGENDE MÄDCHEN



BADENDE FRAUEN



DIE HIRTEN

morgens. In der wunderlich bunten Gartenmauer eines vornehmen Grundstücks bot sich ihm eine schattige und bequeme Nische dar, in die er sich, seinen Korb als Teppich untergelegt, hineinschmiegte.

So lag er nun da mit der wohligen Trägheit eines jungen Tieres und begann nachzudenken. Zu Hause konnte er sich diesen Luxus nicht leisten, da regierte Candelarias weittragende Stimme, da wurde gearbeitet, gegessen oder geschlafen. Aber hier im angenehmen Schatten, während er in die Sonne hinausblinzelte, da ließ sich's träumen und nachdenken. Träumen? Wovon? Natürlich von der Zukunft! Gab es nicht Chicos in schönen Uniformen mit einem goldenen Namensschild an der Mütze? Freilich — ein Kohlenchico, viel weiter unten konnte einer kaum anfangen! Aber der Wille zum Aufstieg war da, und ein Anfang war gemacht. Voll Stolz blickte Pablo auf die zwei vernickelten Halter, die am Rande seiner oberen Rocktasche klemmten. Von außen konnte kein Mensch sehen, daß der Füllfederhalter und der Bleistift daran fehlten. Er hatte die zwei Nickelhalter für alt gekauft. Ein Anfang war gemacht!

Übrigens war er nur zu jung und zu klein, sonst hätte er neulich beim Gemüsehändler für einen Duro die Woche als Chico eintreten können. Pablo mußte sich den Duro in Fünfcentimostücken vorstellen. Was für ein Haufen! Ihn schwindelte! Am feinsten wäre es allerdings, wenn er Mechaniker werden könnte. Aber das kostete Lehrgeld! Und man mußte lesen und schreiben können.

Bei diesem Gedanken erschienen auf Pablos Stirn ein paar kleine ernstliche Sorgenfalten. Er zog tief aus seiner inneren Rocktasche ein paar zerknitterte Blätter hervor und fing an, mit Hilfe seines schwarzen Zeigefingers zu buchstabieren und die Buchstaben nachzumalen. Es waren Blätter aus einer alten Fibel. Ja, Pablo war einmal ein paar Monate auf die Schule gegangen. Das war schon lange her, damals lebte sein Vater noch. Wenn Pablo sich Mühe gegeben hätte, dann wäre ihm vielleicht noch mancherlei eingefallen. Aber er wollte sich gar nicht besinnen. Für ihn gab es keine Vergangenheit, nur eine Zukunft! Und natürlich auch die Gegenwart. Aber die war weniger wichtig. Er fand es durchaus richtig, daß Candelaria den Waisenjungen, dem sie Essen und Schlafgelegenheit gab, als Chico für sich arbeiten ließ. Übrigens — Candelaria konnte auch nicht lesen und schreiben und war doch in Pablos Augen eine sehr tüchtige Person. Und sein Prinzipal konnte ein wenig lesen und schreiben und war „der Verrückte"! Immerhin, wenn einer Mechaniker werden wollte... In seinem Hause wohnte ein Student. Ob er den anreden und um ein altes Buch bitten könnte? Der hatte es freilich immer sehr eilig, und Pablo war erst gestern hinter ihm hergegangen und hatte seinen wichtigen Gang nachgeahmt.

Aber da richtete sich Pablo neugierig auf. Ein Stück hin fuhr ein elegantes Auto am Torweg vor. Es war Pablos gutes Recht, aus allernächster Nähe zu gaffen, und er säumte nicht, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Als der Chauffeur mit gezogener Mütze die Wagentür aufriß, um die beiden jungen Damen, die aus der Villa herauskamen, einsteigen zu lassen, stand Pablo mit strammer Aufmerksamkeit neben ihm. Er genoß mit Augen, Ohren und Nase: die duftigen weißen Kleider, den feinen Geruch, die nackten Arme mit dem zarten Fleisch, die Tennisschläger und die merkwürdige Sprache, mit der das größere, blonde Mädchen sprach! Und dieses Mädchen blieb laut lachend vor Pablo stehen und rief begeistert: „Oh, Oh, Oh! Wonderful! Wonderful!" Dem Jungen zuckte es verdächtig um den Mund, und gar zu gern hätte er die närrischen O-o-Laute nachgeahmt, aber es glückte ihm doch noch, seine Heiterkeit auf das vergnügte Blitzen seiner schwarzen Augen zu beschränken. Aus den Worten, die die beiden jungen Damen wechselten, konnte Pablo nur durch die Gesten erraten, daß es sich um ihn handelte. Jedenfalls erhielt er die Weisung, zu warten, während die jungen Damen in die Villa zurückgingen. Diese Zeit benutzte Pablo, um den vornehmen Chauffeur bescheiden und in sehr respektvollem Tone zu fragen, wem das Auto und die Villa gehörten. Der Chauffeur musterte den schmutzigen Jungen von oben herab, war aber nach einer kleinen Verachtungspause doch so gnädig, zu antworten: „Dem Señor Vidal, Direktor der Banca comercial-industrial!" Pablo zuckte zusammen und fragte erregt: „Von der Bank am Cataluña-Platz mit den Chicos in grauer Uniform und Goldschrift an der Mütze?"

„Dummer Junge, von welcher denn sonst?"

Da kamen die beiden lachenden Mädchen aus dem Hause zurück, und Pablo wurde ein paarmal photographiert. Dann griff die Engländerin in ihr Handtäschchen und warf Pablo eine Silbermünze zu. Der fing sie geschickt wie ein Affe auf und drückte sie mit einer verzückten Dankgebärde an seinen Mund, worüber sich die Engländerin totlachen wollte. Während die jungen Damen einstiegen, faßte sich Pablo ein Herz und murmelte demütig: „Señorita?"

„Was gibt's noch?" fragte die junge Spanierin kühl zurück.

„Ich habe noch nie eine Photographie von mir gehabt. Würden Sie mir eine schenken? Ich gebe dann die Peseta zurück."

„Unsinn!" Die Engländerin aber wollte sogleich von ihrer spanischen Freundin wissen, was der Junge eben gesagt habe, und schien das sehr rührend zu finden. Jedenfalls rief die Spanierin nach einem Zwiegespräch mit ihrer Freundin dem Jungen zu, er solle in zwei oder vier Tagen um dieselbe Zeit vor dem Eingangstor warten.

Dann fuhr das Auto weg. Pablo aber sah ihm mit einer ernsten Falte zwischen den Brauen nach. Plötzlich sprang er in die Höhe, warf die Peseta in die Luft, fing sie geschickt wieder auf, wobei er einen Pfiff ausstieß, und ging dann auf einmal ganz gesittet weiter.

Er verließ geradeswegs das Villenviertel und begab sich auf den vorstädtischen Markt. Dort schritt er prüfend die Stände der Obsthändler ab, machte ein paarmal sein Angebot: eine Scheibe Melone für fünf Centimos; wurde aber verschiedentlich mit einer verächtlichen Handbewegung weitergeschickt, bis er schließlich bei einer gutmütigen dicken Frau seinen Kauf tätigen konnte und auch seine Peseta gewechselt erhielt.

Nun verschwand er in einer Nebenstraße, wo er sich einen unbeobachteten Winkel suchte. Dort packte er fünfundachtzig Centimos des Wechselgeldes fest zusammen, versenkte sie in seine Hosentasche und schnürte deren unterstes Ende mit einem Bindfaden ab, so daß die Kupfermünzen nicht klappern konnten. Dann erst aß er langsam und mit Andacht seine Melonenscheibe.

Gegen Mittag hielt er es für geraten, sich wieder in Candelarias Nähe blicken zu lassen. Kohlenbestellungen waren zwar nicht eingelaufen, aber Candelaria hatte sogleich Arbeit für den Chico. Beim Mittagessen war er sehr aufgeräumt. Er erzählte sein Abenteuer und ahmte die Sprache der Ausländerin so aufreizend nach, daß schließlich die kleinen Mädchen alle die Mundverrenkungen und die komischen O-Laute mitmachten und die Küche von dem Lärm widerhallte. Da schlug Antonio mit der Faust auf den Tisch, daß die Teller tanzten, und brüllte: „Ruhe!" Und Candelaria stimmte ihm zu: „Ja, ja, ihr verrückte Brut. Jetzt wird wieder Ruhe! Aber hat dir die Ausländerin nichts gegeben, Chico?"

Pablo holte ein Zehncentimostück aus der Tasche und drehte es zwischen den Fingern.

„Da hast du Glück gehabt", nickte Candelaria nachdenklich. „Ja, diese Ausländerinnen! Arme Dinger, die nicht einmal richtig sprechen können! Aber Geld haben sie alle! Viel Geld!"

Am nächsten Morgen erledigte Pablo seine Gänge, so rasch er konnte, und wusch sich dann zum Erstaunen Candelarias freiwillig und gründlich, wozu er erklärte, er müsse die O-o-Ausländerin heute wieder treffen, sie wolle ihm seine Photographie schenken.

Pablo wartete an diesem Morgen länger als eine Stunde vor der Villa. Dann erschien das Auto, aber eine Weile später stieg nur ein ernster, schwarz gekleideter Herr ein. Am nächsten Morgen wiederholte sich dasselbe. Sehr niedergeschlagen kehrte Pablo in die Kohlenhandlung zurück. Der Prinzipal empfing ihn mit rauhem Gelächter: „Ha, ha, so sieht ein Chico aus, in den sich Ausländerinnen verlieben!" Aber Candelaria schrie wütend: „Schweig! — Es ist eine Schande, wie man mit uns Armen umgeht. Chico, hat dir die Fremde das Bild nicht versprochen?" Und sie fuhr ihm tröstend in die Haare und schüttelte ihm kräftig den Kopf. Das zerrte zwar an den Haaren, doch schätzte Pablo diese Art der Liebkosung ungemein, schon deshalb, weil ihm andere nicht bekannt waren.

Zur größeren Sicherheit aber beschloß Pablo, sich auch nachmittags vor die Villa auf die Lauer zu legen. Er mußte bis gegen vier Uhr warten, da erschien das Auto wieder, aber wieder stieg nur der ernste, schwarz gekleidete Herr ein. Traurig blieb Pablo in seiner Mauernische hocken und konnte sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen. Antonio sollte nur ruhig einen Wutanfall kriegen! Der drohte ja doch nur und schlug nicht zu.

Aber gegen fünf Uhr kam das Auto nochmals. Und diesmal kamen die beiden jungen Damen aus der Villa. Wie der Blitz schoß Pablo heran und stellte sich neben den Chauffeur. Die Spanierin sah an dem Chico vorbei, und die Engländerin musterte ihn zwar mit ihren hellen Augen, schien ihn aber nicht zu kennen, denn Pablo war freilich sauber gewaschen und hatte keinen Kohlenkorb bei sich. Der Chico erschrak. Würden sie überhaupt nichts zu ihm sagen? Mit gepreßter Stimme wagte er ein schüchternes „Señorita!" Da schien die Engländerin sich zu besinnen, Pablo hörte wieder die O-o-Laute und merkte, daß von ihm die Rede war.

Dann wurde er von dem spanischen Fräulein einer Prüfung unterzogen. Was er wolle? Die Photographie? Noch nicht fertig! Ob er Arbeit hätte? Ja, als Chico in der Kohlenhandlung des Antonio Garcia in der... Schon gut! Und was sein Vater wäre? Tot. Und seine Mutter? Auch tot. Also eine Waise, ah, wie schade!

Nun übersetzte das spanische Fräulein der Engländerin das Gehörte, worauf sich deren Gesicht mit lebhafter Kümmernis überzog. Pablo verstand zwar nichts von ihren Worten, aber mit Entzücken spürte er, welch ein Bedauern in den „O"s der Engländerin lag.

Nach einer Weile wurde das Verhör fortgesetzt. Wieviel er verdiene? Er arbeite fürs Essen und fürs Schlafen. Wie alt er sei? Dreizehn. Was er werden wolle?

Bei der letzten Frage zuckte Pablo zusammen. Sein Herz klopfte rasend. Sollte er gleich alles sagen? Aber da sprach die Spanierin schon wieder in der fremden Sprache mit ihrer Freundin. Gleich darauf wurde er unvermittelt aufgefordert, sich etwas zu wünschen. Ob er Geld wolle? Pablo schüttelte den Kopf und begann atemlos zu reden von der Bank, von den Chicos in der grauen Uniform... Und mit einem Duro in der Woche wäre er völlig zufrieden...

(Schluß folgt.)

GARTEN-ARCHITEKTUR

ENTWÜRFE VON ALBERT ESCH, WIEN

(Hierzu der Beitrag „Der Garten von heute" auf Seite 242.)

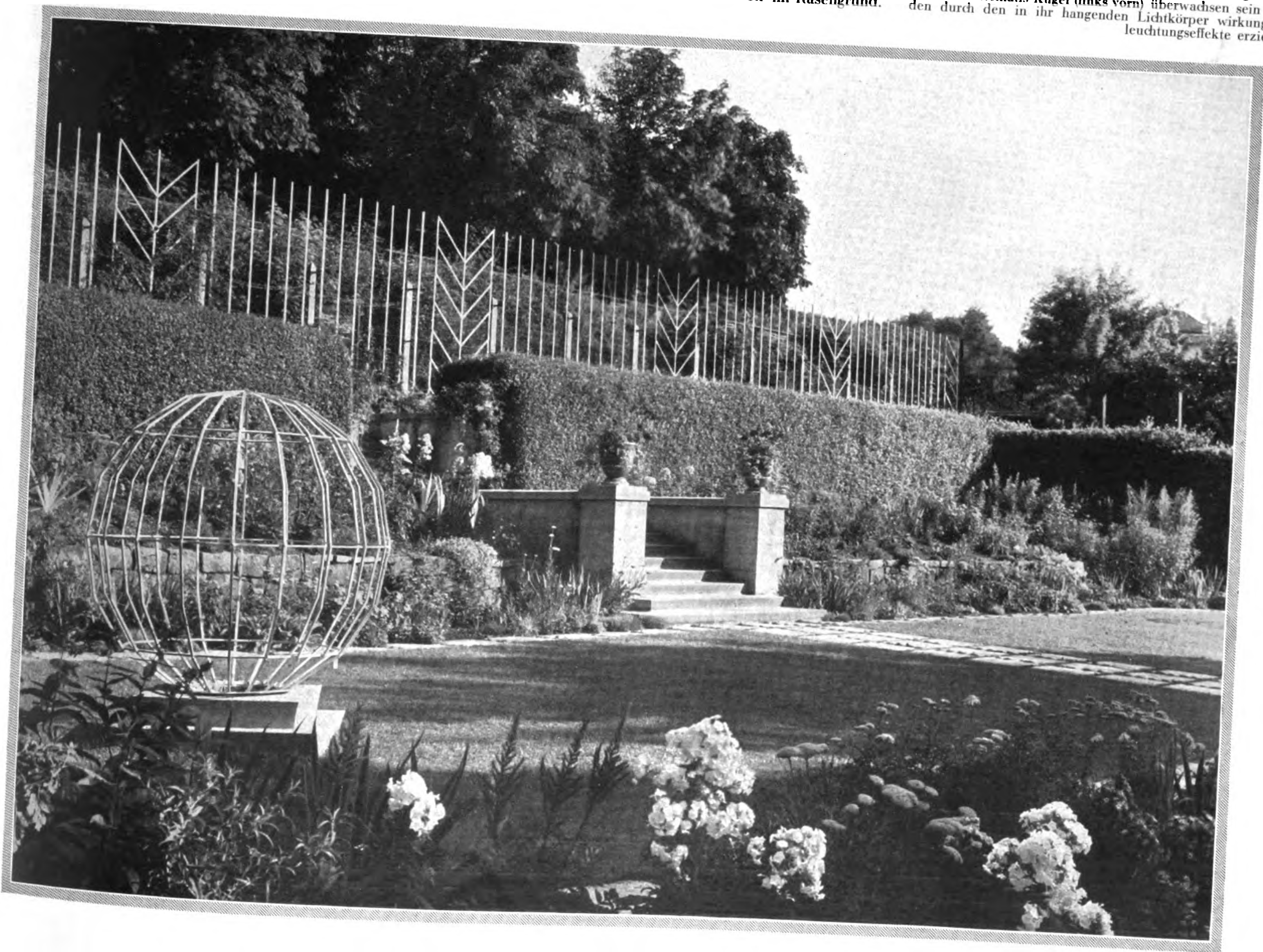


Für plätschernde Wässer: Der Brunnen im Rasengrund.



Die chinesische Laterne in traulicher Buschecke.

Unten: Harmonischer Zusammenklang von Kunst und Natur: Blick in den Staudengarten einer Wiener Großgartenanlage. Wenn die Klematis-Kugel (links vorn) überwachsen sein wird, werden durch den in ihr hangenden Lichtkörper wirkungsvolle Beleuchtungseffekte erzielt werden.



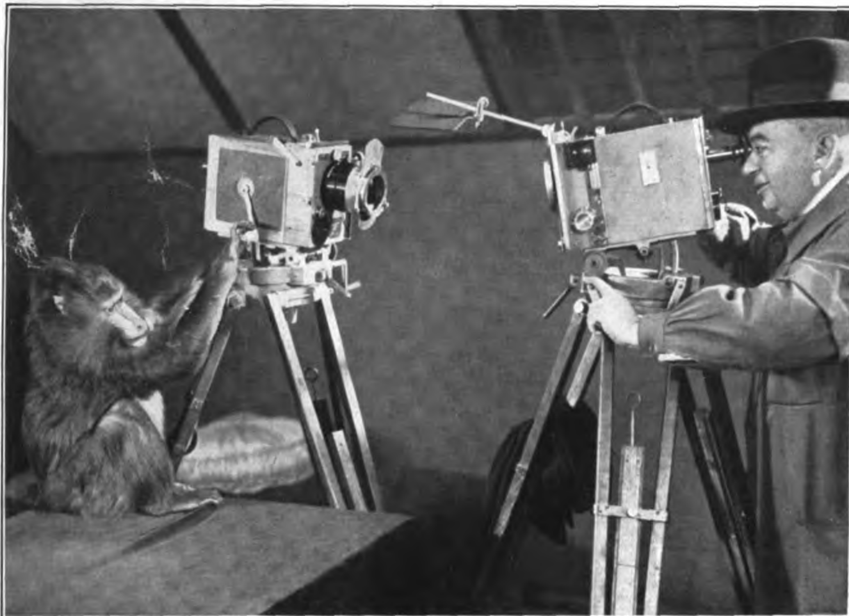
IM FILM-TIERPARK

VON DR. ULRICH K. T. SCHULZ



Das Heim der Filmtiere.
Der Tierpark auf dem Ufa-Gelände in Neubabelsberg bei Berlin.

Eine der häufigsten Fragen, die an mich von den zahlreichen Besuchern des Aufnahmegeländes der Ufa in Neubabelsberg gestellt werden, lautet: „Warum unterhalten Sie hier einen besonderen Tierpark, obwohl doch Berlin einen überaus tierreichen Zoologischen Garten besitzt?" Nun, zwei Gründe veranlaßten vor Jahren die Ufa zur Errichtung ihres Zoos. Fast werden täglich bei den Aufnahmen zu den Spielfilmen der Ufa Affen, Hunde, Katzen, Hühner, Gänse u. dgl. benötigt, deren jedes-



Ein begabtes Mitglied der Ufa-Truppe.
Der Affe versucht seine Tauglichkeit zum Filmoperateur zu erweisen.

maliges Ausleihen oder gar Kaufen ein Vielfaches von dem verschlingen würde, was die ständige Unterhaltung kostet. Der Hauptgrund aber liegt in dem Wesen der biologischen Filmaufnahmen. Abgesehen von kleineren Aufnahmeobjekten, wie Schnecken, Würmern, Insekten usw., bedarf jeder unserer „Stars" einer besonderen Vorbereitungszeit, muß gleichsam eine „Filmschule" durchmachen, in der sie in wochen-, oft monatelanger Arbeit vor der eigentlichen Aufnahme erst „kurbelzahm" gemacht werden.

Im Gegensatz zu den der freien Natur abgelauschten Tieraufnahmen, den sogenannten NaturUrkunden, kommt es bei den im biologischen Atelier zu stellenden Bildern darauf an, Aufnahmen zu erhalten, die in der Natur gar nicht oder nur äußerst schwer zu kurbeln sind, z. B. Szenen vom Kampf ums Dasein, von Liebesspielen, Geburtsakten, von der Brutpflege usw.

Um unsere Stars zu diesen Lebensverrichtungen bringen zu können, benötigen wir zahlreiche geräumige Gehege mit und ohne Wasser, wie sie der nach diesen speziellen Gesichtspunkten errichtete Ufa-Zoo für die verschiedensten Tiergattungen bietet.

Die allererste Vorbedingung für das Gelingen von Tieraufnahmen ist, **daß das Tier sich wohl und behaglich fühlt, also auch Kraftfutter im wahrsten Sinne des Wortes erhält. Nur zu oft müssen wir hören, daß der Laie glaubt, das Gelingen unserer Tierfilme, speziell der Kampfszenen, sei** mit tüchtigem Hunger und ebensoviel Angst unserer Tiere verknüpft. Genau das Gegenteil ist der Fall; kein lebendes Wesen ist unter dem grellen Filmlicht auch nur zu einer der oben angeführten Lebensverrichtungen zu bewegen, wenn es verängstigt und hungernd auf die sogenannte Aufnahmesituation gesetzt wird, die einen naturgetreu nachgebauten Ausschnitt seiner Heimat darstellt.

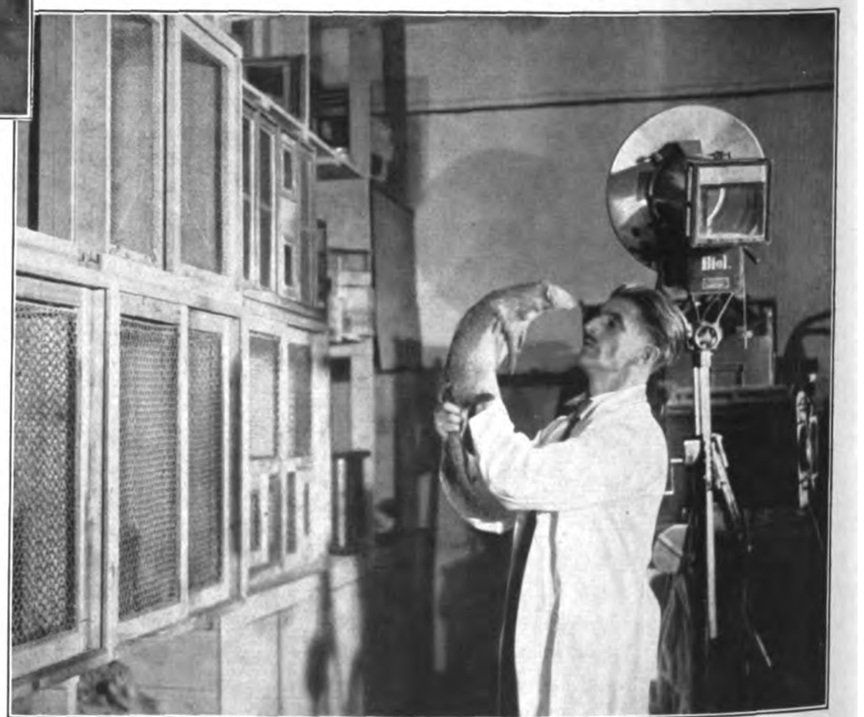
Eine wichtige Einrichtung der biologischen Aufnahmebetriebe sind ferner die Kleinkäfige der beiden biologischen Stationen. Ein weiterer „Hauptkniff" für das Gelingen einer Tieraufnahme liegt nämlich darin, das betreffende Tier bei der Auf-



Beim Gießkonzert.
Max und Moritz, die beiden Bärenpensionäre des Ufa-Zoos, stillen ihren Durst.

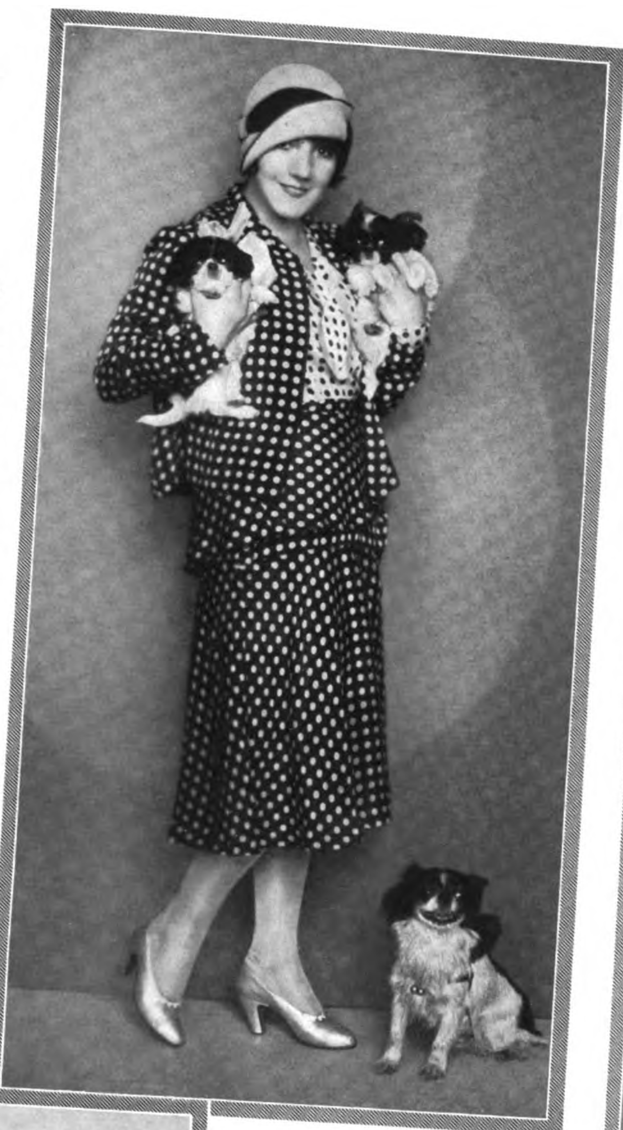
nahme nicht zu überanstrengen. In den zahlreichen Kunstpausen zwischen den einzelnen Teilaufnahmen werden die Tiere daher in diesen Kleinkäfigen gehalten, die ihnen natürlich auch vertraut sein müssen.

Wie unsere Bilder zeigen, bietet der Tierpark der Ufa trotz der ernsten Arbeit, die in ihm geleistet werden muß, auch stets eine Fülle interessanter und reizender Tieridylle.



Ein Teil der Kleinkäfige, in denen die Tiere während der Aufnahmepausen gehalten werden. — Davor Mungo, der Schlangentöter (eine Schleichkatze), der in dem gleichnamigen Film als Brillenschlangen-Kämpfer die Hauptrolle spielt.

FÜR DIE LETZTEN SOMMER-TAGE



Getupftes Foulardkleid in Blau und Beige mit feschem kurzen Jäckchen.



Elegantes bananenfarbenes Georgettekleid mit Volants und hohem Gürtel; dazu ein wundervoller Blaufuchs und breitrandiger Roßhaarhut mit breitem Band.



Dunkelblaues Volantkleid, mit getupftem Foulard garniert, und großer, graublau karierter Roßhaarhut.



Beigefarbenes Volantspitzenkleid mit modernem Überjäckchen und großer schicker Hut.



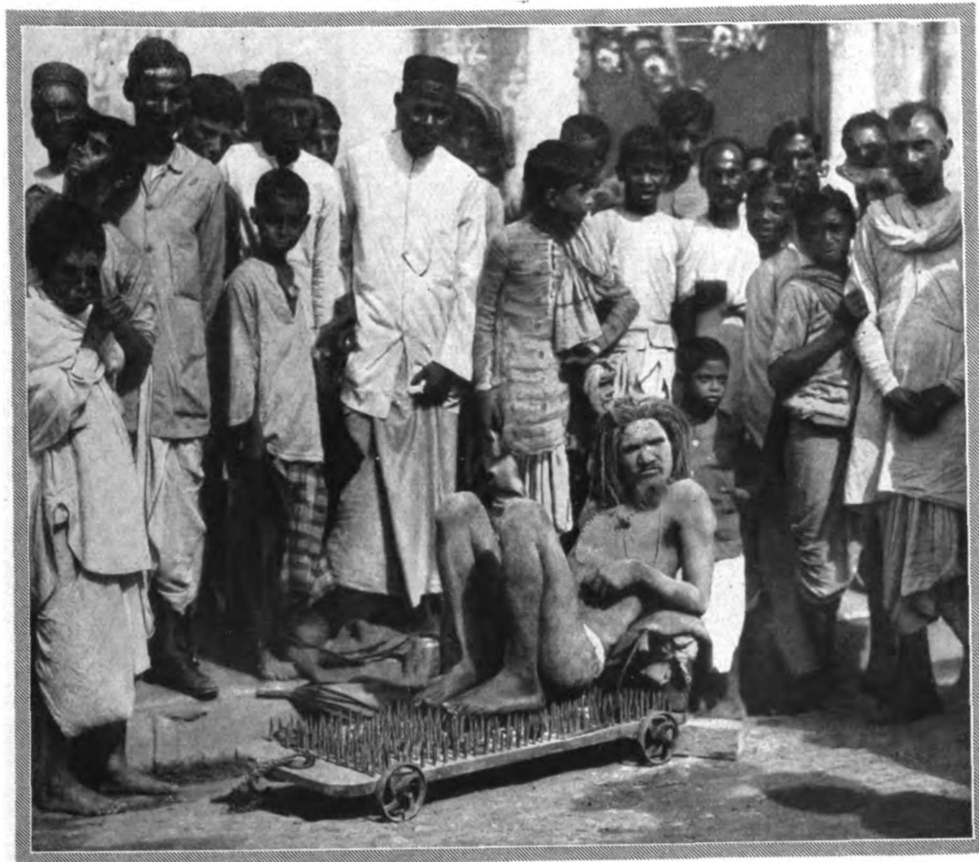
Elegantes kirschfarbenes Georgettekleid mit schiefem Volant; dazu breitrandiger schwarzer Roßhaarhut.

Alle Hutmodelle: Johanna Löw, Wien. Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

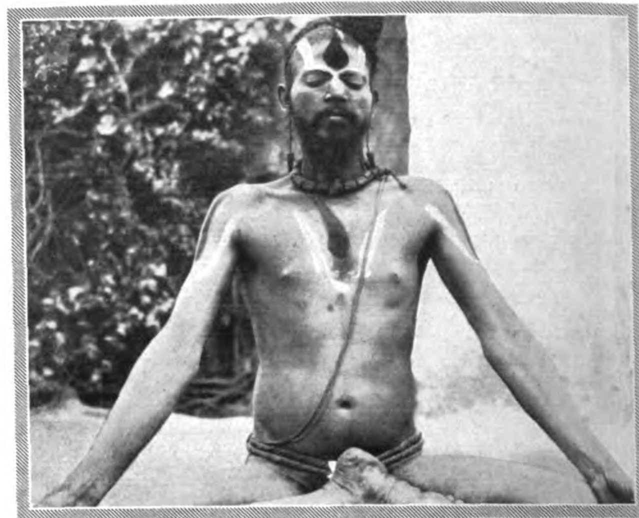
SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

INDISCHE BETTLER UND FAKIRE

VON ANTON LÜBKE

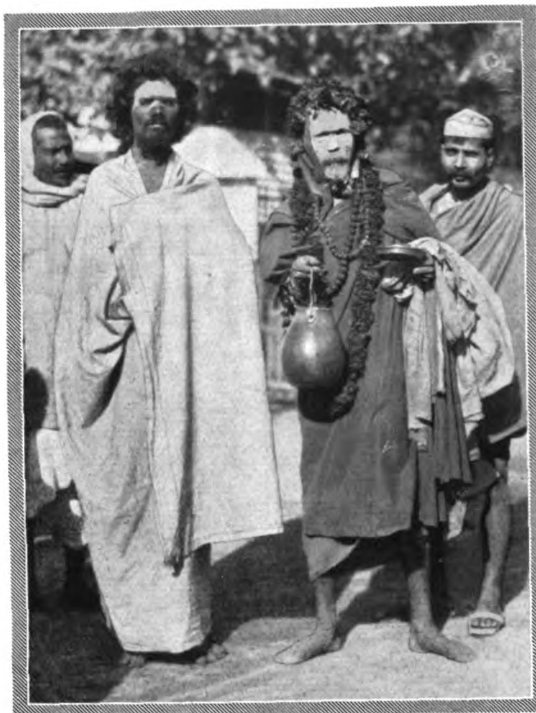


Was man bei uns nur im Varieté sehen kann: Der Mann auf dem Nagelbrett. Straßenszene in Kalkutta.



Fakir im Trancezustand. Er trägt an seinem Körper bunte Farbbemalung.

Von allen Menschen, die für den Fremdling in Indien ein Rätsel bleiben, stehen die Bettler, die Fakire und Gaukler an erster Stelle. Der Bettler ist mit der indischen Volksseele verwoben wie mit der Religion. Alles bettelt in Indien: der Krüppel am Wege, die kaum dem Säuglingsalter entwachsenen Kinder, der Hotelboy, der Kuli, der Fremdenführer, alle haben eine weite Hand für Bakschich, das im ganzen Orient ein geflügeltes Wort ist. Der Bettel ist systematisch, organisiert und privilegiert zugleich. Die religiöse Lebensauffassung des Inders, daß er dem Armen helfen muß, und die soziale Verfassung les Landes sind die Ursachen, daß heute der Bettel in Indien Formen angenommen hat, die uns unfaßbar erscheinen. Die Erregung des Mitleids wird Mittel zum Zweck des mühelosen Geldverdienens. So kommt es, daß skrupellose Menschen neben den wirklichen Bettlern, denen es nicht möglich ist, durch eigene Kraft ihren Lebensunterhalt zu verdienen, Bettler mit allerlei Gebrechen heranzüchten und auf die Menschheit loslassen. Kinder werden schon in früher Jugend organisch verunstaltet. Man blendet ihnen die Augen, man bindet Bänder um den Kopf, daß er anschwillt wie ein Wasserkopf, man preßt die Beine in Bandagen, damit sie in ihrer Entwicklung gehemmt werden, ja, man verstümmelt die Kinder, damit sie mit einem Gebrechen behaftet sind und das Mitleid der Menschen auf sich lenken. Polizei und soziale Einrichtungen sind dagegen machtlos. Dem Inder selbst wird es nicht einfallen, ein solches Scheusal anzuzeigen; es sei denn, daß er an seinem Eigentum oder an seiner Person geschädigt worden ist.



Bettelfakire in Benares

Zu der Kategorie Bettler in Indien gehören auch die Fakire, wenn auch in höherem Sinne. Sieht man in den Straßen der indischen Städte einen Menschen mit wildem schwarzen Haar und Bart, nackt, mit bunten Farben bestrichen, mit Blumen bekränzt oder mit dicken Eisenketten oder Ringen, so sieht man in ihm einen Fakir, einen heiligen Mann. Diese Fakire haben sich durch ihre von Jugend auf dauernd geübte Selbstsuggestion und Übung derart in der Gewalt, daß sie die übermenschlichsten Dinge ausführen können. Sie vermögen stundenlang in der brennendsten Sonnenhitze zu sitzen, sie legen ihre Körper auf Nagel-



Eine groteske Erscheinung: Mit Ketten und Ringen behängter Fakir inmitten des modernen Verkehrs in Kalkutta.



Ein Sitz, der an Bequemlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt: Indischer Fakir, der sich in ein Körbchen eingezwängt hat und von seinen Trägern herumschleppen läßt.


Geh.-Rat Dr. Ed. Simon, bekannter Berliner Großindustrieller und Kunstsammler, machte am 3. August seinem Leben ein Ende.


Prof. Dr. Joseph Petzold, Vertreter der Philosophie an der Technischen Hochschule in Berlin, † am 5. August im Alter von 66 Jahren.


Prof. Paul Fürbringer, Geheimer Medizinalrat, eine Kapazität auf dem Gebiet der inneren Krankheiten, feierte am 7. August seinen 80. Geburtstag.

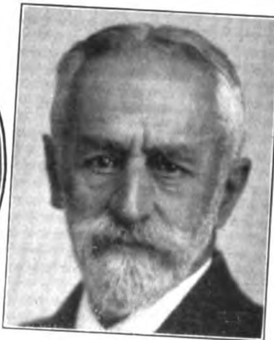

Rechts:
Das traurige Ende eines stolzen Schiffes: Auf dem Wege der Auflösung.
Das deutsche Kriegsschiff „Seydlitz", das von den Engländern bei Scapa Flow gehoben wurde, auf dem Werftdock in Rosyth (Schottland) bei der Verschrottung.


Links:
Zum sensationellen Ende des Landgerichtsdirektors Bombe.
Die Leiche des lange vermißten Landgerichtsdirektors Max Bombe wurde nach vielem Suchen am Ufer des Bikowsees in der Mark am 6. August gefunden, wo der Lebensmüde sich das Leben genommen hat. — Photographische Aufnahme des Toten durch die Behörde an der Fundstelle.


Kampf der Vermummten.
Amerikanische Offiziere in eigenartigen Visieren bei Fechtübungen in Fort Mac Kinley (USA.).




Prof. Heinrich Zille, bekannter Maler und Zeichner, treffsicherer Schilderer des Lebens der Berliner ärmeren Volksschichten, starb am 9. August im Alter von 71 Jahren. (Phot. Gerstenberg.)


Prof. Alfred Hettner, bedeutender Geograph, Ordinarius für Geographie in Heidelberg, bekannt durch sein Hauptwerk über Geschichte, Wesen und Methoden der Geographie, wurde am 6. August 70 Jahre alt.


Dr. Karl Freiherr Auer v. Welsbach, Pionier des modernen Beleuchtungswesens, Erfinder des Gasglühlichts und der Metallfadenlampe, † am 4. August auf Schloß Welsbach (Kärnten) im 72. Lebensjahre.

Links: Menschliches Ameisengewimmel.
Luftaufnahme des Seebades Blackpool im Norden Englands an einem Hochbetriebstage.





KÖPFE DER REKLAME-WELT





Links oben: H. K. Mc Cann, Vorsitzender, American Association of Advertising Agencies, Präsident, H. K. Mc Cann Company. (Phot. Blank-Stoller).

Rechts oben: Henry Stanton, Vizepräsident, J. Walter Thompson Company Limited, Chicago.

Links oben: Charles C. Younggreen, Präsident des Internationalen Reklameverbandes (International Advertising Association), Vizepräsident, Clau-Van Peitersom-Dunlap-Younggreen, Inc., Milwaukee.

Rechts oben: Sir William Crawford, K. B. E., Generaldiriktor, W. S. Crawford Limited, London, Inhaber der größten Reklameagentur Europas.



Max Riesebrodt, Dir. d. deutsch. Postreklame, Präsid. d. Kontinentalen Reklameverbandes.



J. D. Mooney, Präsident, General Motors Export Company, Neuyork.

Zum Welt-Reklame-Kongreß in Berlin. (11.–13. August).

bretter, stecken sich Draht durch das Fleisch, lassen sich lebendig begraben und stehen mehrere Tage darauf wieder lebendig auf; sie versetzen sich durch Selbstsuggestion in hypnotischen Schlaf u. ä. Überall in Indien, vor allem in den Wallfahrtsorten der Hindus, beispielsweise Madura, Benares, Muttra oder Puri, sitzen sie vor den Tempeleingängen, vielfach auf Nagelbrettern, in Mauerhöhlen und auf Aschenhaufen oder halten die Hände in die Höhe oder einen Arm über dem Kopfe. Diese Gewohnheit üben sie so lange, bis der Arm nach Jahr und Tag unfähig wird zum Gebrauch.

Alles was in Indien mit Mystik, mit ärztlicher Obliegenheit oder mit Wahrsagen zu tun hat, liegt für die niedere Masse in den Händen der Fakire. Es gibt eine Reihe Abstufungen unter ihnen, solche, die ein heiligenmäßiges Leben in Buße und Kasteiungen vor aller Welt führen, oder solche, die Arzt, Astronom, Wahrsager u. ä. sind. Die Fakire kennen die Vergangenheit und Zukunft, sie wissen, ob eine Frau einen Knaben oder ein Mädchen gebären wird, sie geben ihnen Rat, wie sie es anfangen müssen, um einen Knaben statt eines Mädchens zu gebären, sie lesen aus dem Stand der Sterne und der Sonne, sie mischen die besten Mixturen und Gifte für die Krankheiten des Leibes und der Seele. Der reiche Maharadscha bedient sich ihres Rates, wenn er ein Weib nehmen oder eine große Reise unternehmen will. Oft sieht man auf offener Straße Frauen mit erhobenen Händen die nackten Menschen anflehen, die ihnen dann zum Troste den einen oder anderen Rat geben.

Von großem Interesse sind auch die Zauberer und Gaukler, die in allen Gestalten auftreten. Was diese Leute durch ihre Künste und Geschicklichkeiten fertigbringen, grenzt oft an das Übersinnliche. Da gibt es Affen- und Bärenbändiger, die ihre Tiere alle möglichen Kunststücke ausführen lassen, Feuer- und Degenschlucker, Schlangenbeschwörer, Hexenmeister, Akrobaten, Hypnotiseure. Besonders beliebt sind die Schlangenbeschwörer, welche ihre Tiere — meist sind es die gefährlichen flachköpfigen Kobraschlangen — von den Dschungelbewohnern beziehen, die eine besondere Fertigkeit besitzen, den Tieren die Giftzähne zu brechen. So nur kommen sie für die Schlangenbeschwörer in Betracht, welche die Fähigkeit haben, mit dem abgestimmten Tone eines Instruments die Tiere derart zu suggerieren, daß sie kerzengerade in der Luft stehen.

Beliebt sind auch die Vogeldressuren. In Delhi traf ich einen Mann, der mir drei Kanarienvögel zeigte, mit denen er die erstaunlichsten Kunststücke ausführte. Die Tierchen flogen auf Kommando zum nächsten Baum und brachten von dort ein Blatt mit, sie holten auf Kommando von der Stirn des Zuschauers das bunte Hinduzeichen herunter, steckten ihrem Meister Watte in die Ohren oder Zigaretten in den Mund, sie rollten ein kleines Wassereimerchen auf einem Stock hoch, sie balancierten ein Stöckchen im Schnabel im Kreise herum, fingen im Fluge ihnen zugeworfene Ringe und Nahrung, tanzten nach einer Melodie, schlugen Purzelbäume, und als Triumphleistung fädelten sie mit einer Nadel sechs auf einem weißen Tuch liegende Perlen kunstgerecht ein.

In Agra kam einmal abends ein Zauberer ins Hotel, um die Gäste zu unterhalten. Er ließ Geldstücke verschwinden und Geld durch unsichtbare Kräfte sich auf der Hand vorwärts bewegen. Eine Karte ließ er in kleine Fetzen zerreißen, legte die Stücke unter einen Messingdeckel und zeigte später dieselbe Karte zusammengesetzt, nur mit einer fehlenden Ecke, die der, welcher die Karte zerrissen hatte, in der Hand behalten hatte. Ferner hieß er die Zuschauer eine Karte aus einem Kartenblock hinter seinem Rücken wählen, gab den Block einer Dame in die Hand, schlug ruckartig darauf, so daß die Karten auf die Erde fielen, die gewählte Karte aber in der Hand der Dame zurückblieb. Er zauberte gewählte Karten in verschlossene Bilderrahmen oder einen Ring, der in ein Tuch eingebunden war, auf einen Stock, den man an beiden Enden festhielt. Drei normale Spielkarten verwandelte er auf verblüffende Weise in immer kleinere Karten, bis die letzten so klein waren wie Erbsen. Der Triumph der Fertigkeiten bestand darin, aus einem Kasten, in den unendlich viele, immer kleinere Kästchen geschachtelt waren, 15 Zwergkanarienvögel zu zaubern, die ihrem Meister auf das Wort gehorchten.

In Ceylon kamen des öfteren ein Mann und eine Frau in den Garten meiner Pension. Die Frau legte sich gefesselt in einen Korb, der ihren Körper dicht umschloß. Darauf nahm der Mann ein langes Messer und stach wie wild auf den verschlossenen Korb ein, so daß die Zuschauer ein Gruseln überlief. Lachend entstieg die Frau dann später, ohne Schaden genommen zu haben und ledig der Fesseln, dem Korb.

Meistens sind die Kunststücke Sinnestäuschungen, Geschwindigkeiten oder Suggestionen, in denen die indischen Fakire, Magier, Gaukler und Zauberer wahre Meister sind. Auch sie sind mit der Wesensart des indischen Volkes verwachsen, wie der Bettel und der groteske religiöse Kult, der sich in den seltsamsten Formen äußert und nicht zuletzt mit den geschilderten Dingen im Zusammenhang steht.



Die Meister als Zuschauer.
Küppers (stehend), Meister in 100 m Rücken. Reni Erkens (100 und 400 m Freistiel) und Heinrich (400 m Freistiel) sehen einmal zu, wie sich die anderen anstrengen. Reni Erkens und Küppers sind übrigens miteinander verlobt.

Von den Deutschen Schwimm-Meisterschaften in Breslau.



Dr. Peltzer wieder in Front!
Dr. Peltzer gewinnt um Brustweite mit 1:53,6 Minuten den 800-m-Lauf vor dem Franzosen Sera Martin und Kaufmann, Hannover (von links aus).

Vom Internationalen Sportfest des Sport-Clubs Charlottenburg (3. und 4. August).



Empfang in der Berliner chilenischen Gesandtschaft.
Der Empfang wurde veranstaltet zu Ehren des in Berlin weilenden chilenischen Generalinspekteurs, Generals Diaz (rechts, auf dem Sofa sitzend). Ganz rechts General Heye; in der Mitte (sitzend) Reichswehrminister Groener; links von ihm Frau Dr. Stresemann und Dr. Luther; dahinter L. de Porto-Seguro, chilenischer Gesandter.

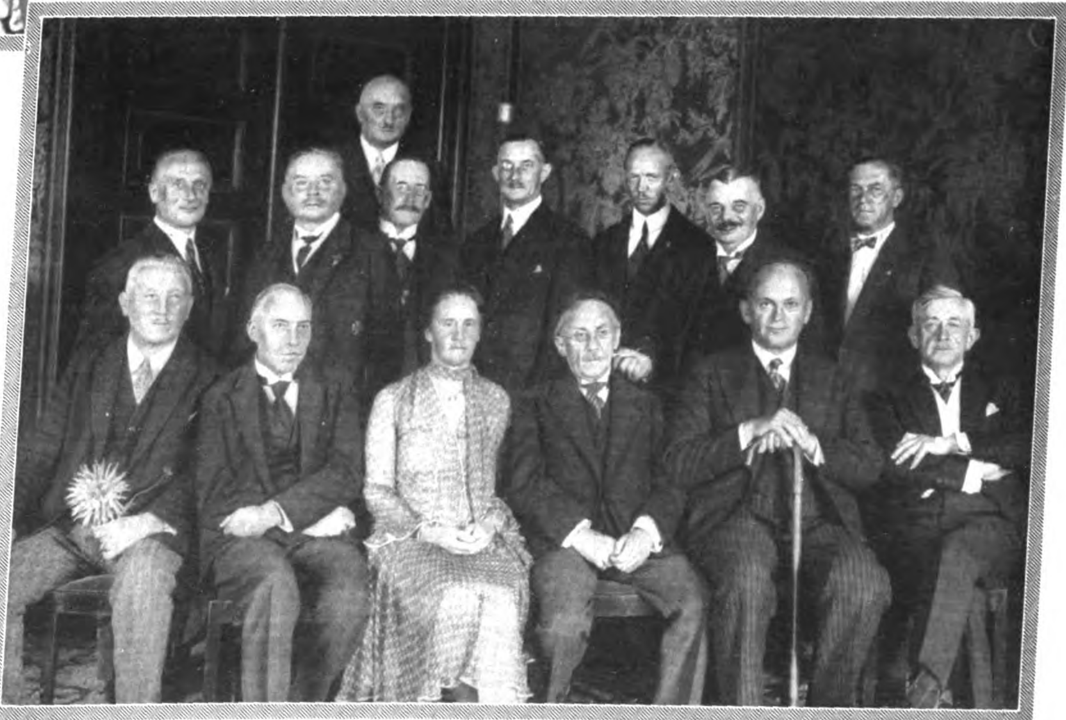


Richard Tauber wieder gesund.
Kammersänger R. Tauber mit holländischen Kollegen und Kolleginnen am Strande von Scheveningen. — Bei seinem Auftreten in Lehárs „Friederike" fand er in Amsterdam begeisterten Beifall.



Ernestine Schumann-Heinck in Deutschland.
Die bekannte Sängerin (mit ihren Enkelkindern Charlotte und Barbara), die seit Jahren in Amerika lebt, kam zum Besuch musikalischer Festaufführungen nach Deutschland.

AUS DER GESELLSCHAFT



Eine Ehrung für den Gelehrten und Forscher Prof. Arthur Berson zu seinem 70. Geburtstag.
Vom Bankett zu Ehren von Prof. Berson im Aero-Club in Berlin. Von links aus: (sitzend) Dr. Wagenfür; Geheimrat Gühring; Frau Prof. Berson; Prof. Berson; Ministerialdirigent Brandenburg; Prof. Wegener; (stehend) Hauptmann Bruns; v. Eberhardt; Hauptmann Krupp, v. Wilamowitz, Major v. Kehler, Graf Wronsky. — Der bedeutende Aerologe, ehemaliger Observator am Aeronautischen Observatorium, Lindenberg, der am 6. August 70 Jahre alt wurde, ist der Inhaber des Weltrekords im Freiballon-Höhenflug: Er erreichte 1901 mit Prof. Süring im Ballon „Preußen" eine Höhe von 10800 m.

Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

Immer wieder schüttert die unermeßliche Stille der Polarnacht unter dem Gedröhn metallenen Donners, der über den stumpfen Glanz der Eiswüste rollt wie schimmelbespannte Quadrigen, von dämonischen Lenkern geführt, deren gellender Schrei das violette Dunkel durchschneidet.

Vor ihrer Galoppade ballt sich die reglose Luft, rammt gegen glasige Felsen splitternden Eises, wuchtet gegen den schneeüberkrusteten Rumpf eines Schiffs, das gespensterhaft aufragt, seltsam und fremd in der großen Einsamkeit, trommelt mit tausend Fäusten gegen seine ächzenden Planken, wird aufwärts geschleudert und braust über die morsche, halbzerfetzte Takelage hinweg.

Kein Blitzstrahl am Himmel jagt diese unsichtbaren Geistergespanne in jähe, ziellose Flucht. Nein. Das Eis ist am Bersten.

Das Eis.

Es hat tausendfältige Stimmen bekommen. — In seiner toten Masse sind unbegreifliche Kräfte am Werk, Urweltvulkane der Tiefe, unter deren Atem auch der dichteste Eispanzer springt.

Es lebt, preßt seine unübersehbaren Flächen gegeneinander, wölbt sich, türmt sich empor zu Gebirgen oder zermalmt sie, reißt und klafft. Grauenvoll sind seine Wunden. Wie bei einem Erdbeben, das sich drohend ankündigt, zittert der Boden, beginnt zu schwanken, bricht in zackigen Rissen auf und spaltet sich bis zum Grunde des Eismeers, das schäumend emporquirlt.

Dieses Dröhnen ist gewaltiger als die Posaunen des Sturms und mächtiger als alle Wetter. Es ist unvergleichlich.

Ja, es ist das Eis, das donnert. Und für Augenblicke verwandelt sich die Nacht in einen einzigen Schrei.

Blau und gottesweit spannt sich die Himmelswölbung darüber. Es gibt nichts Herrlicheres in Einsamkeitsland.

Die Menschen im Schiff erschrecken, wenn sie es hören; sie fürchten sich wohl, ohne ihre Schwäche den anderen zu verraten, denn sie möchten so gern tapfer sein und unbezwingbar erscheinen. Sie begreifen es nicht. Nein. — Aber sie vergessen es niemals.

*

Es ist nach Mitternacht.

Makssimow, der Zweite Steuermann der St. Anna, liegt auf seiner Pritsche seit Stunden wach. Die Kameraden im Mannschaftsraum werfen sich im Halbschlummer unruhig hin und her. Bajew schnarcht tief und faucht zwischendurch wie eine gereizte Robbe, bis ihm Archirejew fluchend einen Trinkbecher gegen den klobigen Schädel schleudert. Da schweigt er endlich.

Wladimir Gubanow schwätzt in einer Ecke im Angsttraum. Er ist wohl schon auf dem Marsche, dem großen, gefahrvollen Marsche über das Packeis zum Festland, den Albanow morgen mit zwölf Gefährten antreten will.

„Schießt doch! Dort!"

In seiner entzündeten, trägen Phantasie sieht Gubanow sich im Kampf mit einem Eisbären, dessen Kehle er mit den Fäusten drosselt. Langsam entspannen sich seine Muskeln, als das Schreckbild erlischt.

In dieser Nacht scheint es keine Ruhe im Schiff zu geben, denn die bevorstehenden Ereignisse sind viel zu mächtig, als daß man sie mit Gleichmut ertragen könnte.

Zwölf Männer schlafen zum letztenmal in der Sicherheit des Schiffes, das, seit sechs Monaten vom Packeis umklammert, mit der großen Drift nach Norden treibt.

Sie wollen nicht länger Gefangene sein und wehrlos in der Arktis verrecken. Sie wollen um Rettung und Leben kämpfen.

Tollkühne, verwegene Burschen! Abenteuergierig alle und voll Heimweh zugleich. Voll Heimweh nach Mütterchen Rußland.

Solche Männer fürchten sich nicht vor dem Dröhnen und Donnern des Eises. Sie haben sich auch seit Wochen daran gewöhnt, seitdem die Flammenkugel der Sonne nach endloser Nacht wieder am Horizontsaum emporstieg.

Es wird Frühling, wenn das Eis birst. So ist es.

Wärme, Licht und Leben werden wieder gnadenvolles Geschenk. Jetzt ist es Zeit zum Aufbruch.

Wie, hat nicht gestern der Matrose Olgerd Nielsen mitten in der Eiswüste eine Insel jungen Grüns entdeckt, einen Hauch von Grün? Grün ist etwas erschütternd Köstliches. Felder sind grün und Wiesen. Rußlands unermeßliche Weiten sind grün.

Alle Augen haben nach dieser Farbe gehungert. Traumhaft, fast unvorstellbar ist sie geworden, seitdem man haltlos durch das ferne, weiße Schweigen treibt.

Ja, Olgerd Nielsen hatte Algen gefunden, deren Samen vom Festland hergespült war und aufging in der ersten zarten Lindheit der Luft. Dies nahe Festland kann nur Franz-Joseph-Land sein.

Als das große Donnern über das Schiff hinwegbrandet, richtet sich Makssimow schlaftrunken auf und reibt sich die Augen. Die Dunkelheit liegt wie ein tiefblauer Würfel im Raum.

Nachts Licht zu machen, hat der Schiffskommandant Brussilow bei Strafe verboten. Wegen Feuersgefahr.

Makssimow findet sich aber leicht in der Finsternis zurecht, mit der Sicherheit eines Blinden, der die Lage jedes Gegenstandes kennt und jeden Schritt seiner Umgebung.

Er schlüpft in seinen Anorak und die Komager aus Seehundsfell und steigt lautlos die schmale, steile Treppe empor.

Als er die Deckluke aufstößt, ist er einige Augenblicke wie geblendet. Strahlender Sternenhimmel, in den eckigen Rahmen der Öffnung gespannt, scheint über ihn zu stürzen. Makssimow macht mit den Armen eine sinnlose Bewegung der Abwehr und taumelt hinaus in den silbrigen Glanz strömender Fluten von Licht.

Silhouettenhaft gegen das lichte Weiß der Schneefläche steht an der Reling Kalmykows vermummte Gestalt. Er hat die Pelzkapuze wie einen offenen Beutel im Nacken, denn es sind nur wenige Grade unter Null. Die Remingtonbüchse hält er wie einen Jagdspieß in der Hand.

Halbwegs zwischen den abseits aufs Eis gebrachten Booten schlafen die Hunde, jeder an einen Pfahl gebunden, damit sie einander nicht beißen können. Sie sind unverträglich und mit der Zeit bösartig geworden. Sie haben Wolfsblut in den Adern. Halbgezähmte Raubtiere sind sie, die den Menschen nur gehorchen, weil sie die Peitsche fürchten.

Kalmykow steht unbeweglich, den Blick den kauernden Tiergestalten zugewendet, die für die Schiffsbesatzung unersetzlich sind. Aber es droht keine Gefahr.

Eisbären und anderes Raubzeug haben den Weg nach dem hohen Norden noch nicht zurückgefunden.

Eine verirrte, flügelmüde Rosenmöwe war vor einigen Tagen der erste und einzige lebendige Frühlingsbote. Mit verwunderten Schreien steuerte sie dicht über das Schiff und kreiste gleich wieder nach Süden zurück.

Der Harpunier Wjaceslaw Schlenski, der ihren Flug verfolgte, hatte helle Augen bekommen, als er in der Kantine von seinem großen Erlebnis erzählte.

Eine Rosenmöwe, Leute!

Wenn das kein glückhaftes Vorzeichen war!

Es bestand doch wieder eine lose Verbindung mit der Welt im Süden und denen daheim.

Nein, keine fremde Witterung beunruhigte die Hunde. Sie schliefen mit angelegten Ohren, warm in ihren seichten Höhlungen aus Schnee.

Und Kalmykow bewacht sie.

Er erkennt Makssimow, ohne sich umzublicken, an seinem täppischen Schritt und lächelt, als sich der Steuermann in seiner Nähe auf einer Taurolle niederläßt.

Schwatzen ist besser als Alleinsein.

In den vielen Monaten der Drift haben sie beide nie ein hartes Wort gewechselt, nie einen Streit gehabt, wie es doch so leicht geschieht, wenn man einander überdrüssig wird und auf beengtem Raum keiner dem andern ausweichen kann.

Makssimow ist ein alter Seemann mit struppigem Schnauzbart, auf allen Weltmeeren gefahren, und Kalmykow fast noch ein Knabe mit seinem Milchgesicht. Kalmykow ist Schiffskoch auf der St. Anna.

Seine hellen, leichten Hände sind schwere Matrosenarbeit nicht gewohnt. Er stammt aus Jeisk am Asowschen Meer, aus dem warmen Süden Rußlands, und ist wie ein verflogener Vogel an Bord. Ein Fremdling inmitten der Schifferrauheit der Gefährten.

Alle haben ihn gern, aber Makssimow liebt ihn wie einen Sohn.

„Kannst wohl nicht schlafen, Alterchen, wie?"

Der Steuermann setzt umständlich seine Pfeife in Brand, denn er braucht Zeit zum Überlegen. Seine Gedanken sind schwerfällig und formen sich nur langsam zu Worten.

„In der Frühe also."

„Ja."

Kalmykow nickt.

„Glaubst du, daß wir das Festland erreichen?"

„Bestimmt."

„Und doch kommst du nicht mit uns?"

„Nein."

„Das soll einer begreifen!"

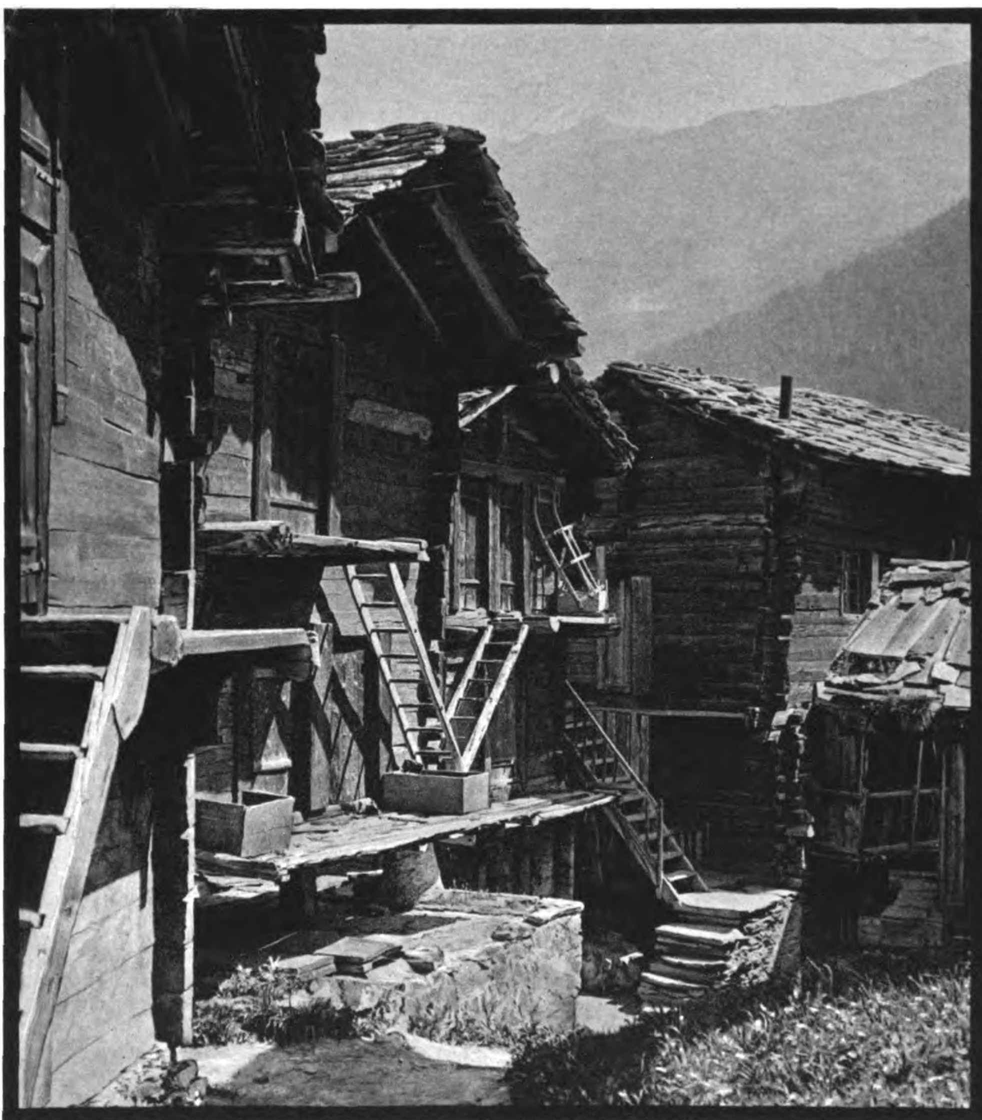
Makssimow hält sich für außergewöhnlich schlau und hat im Leben immer erreicht, was er wollte. Mit plumpen Überredungs-



DAMENBILDNIS

GEMÄLDE VON HERBERT SEEMANN

IN DEN OTZTALER ALPEN:
BLICK IN DAS VENTER TAL



ALPINE
PHOTOSTUDIEN
VON E. RITTER

MALERISCHE ALTE
HÜTTE IN ZERMATT

versuchen kann er diesen Trotzkopf nicht bestimmen, in letzter Stunde den Kapitän doch noch um seine Entlassung zu bitten, die Brussilow keinem verweigert, der sich mit Albanow zum Festlande durchschlagen will.

„Ich habe ja deinen Brief, Kalmykow", sagt er gleichgültig. „Und verlaß dich auf mich, daß er richtig bestellt wird. In ein paar Wochen wissen sie zu Hause, wie es dir ergangen ist. Dies Hundeleben! Ich will froh sein, wenn wir das Packeis hinter uns haben. Heißt der Ort, wo du herkommst, nicht Jeisk?"

„Ja, er heißt Jeisk."

„Am Asowschen Meer, nicht wahr? Das ist weit, aber vielleicht kann ich den Brief selbst überbringen und mich da unten anheuern lassen. Lange hält man's ja doch nicht aus ohne ein Schiff unter den Sohlen. Und die Südsee ist besser, das hab' ich dir schon immer gesagt."

Kalmykow nickt. — Die Südsee!

Wie fern das ist. Wie die Sterne.

„Wenn du aber mitkommst..."

Dieser Querkopf von einem Burschen antwortet noch immer nicht.

„Hast du denn gar keine Sehnsucht, he?"

„Wohl."

„Bestenfalls dauert's ein Jahr, ehe ihr mit der St. Anna freikommt. Und es muß wohl ein Wunder geschehen."

„Der Alte sagt's."

„Was weiß der! Krepieren werdet ihr. Alle. Aber du glaubst mir's ja nicht. Ist das eine Arbeit für einen so geschickten Kerl wie dich, Konservenbüchsen zu öffnen? Wie? Sie brauchen dich bald nicht mehr, wenn es nichts zu kochen gibt. Dann bist du nur ein unnützer Fresser, Kalmykow."

„Wenn alle den Kapitän im Stich lassen wollten, Väterchen..."

Kalmykow beendet den Satz nicht. Er erschrickt über des Steuermanns blutrote Augen.

Er wollte ihn nicht kränken. Nur einen Vorwand angeben, warum er bleiben will.

„Im Stich lassen! Hast du das gesagt? Uns hat man betrogen. Aber das begreifst du ja nicht. Oh, ich weiß wohl, was dich hält."

Makssimow ballt die Fäuste vor Wut.

„Es ist das Weibsbild an Bord, das euch allen die Köpfe verdreht. Und ihr seid gierig nach ihr. Aber die bekommt ihr nicht. Keiner von euch. Die nimmt sich der Alte selbst. Es ist immer schlimm, wenn ein Weib im Schiff ist. Da könnte ich dir Geschichten erzählen. Lieber den Satan an Bord!"

Er spuckt verächtlich aufs Deck.

„Ja, lieber den Satan, Junge!"

Vielleicht ist es wirklich das Mädchen, und der Steuermann hat mit seinem lästerlichen Fluchen recht. Kalmykow weiß es nicht. Er hat darüber noch nicht nachgedacht.

Sie heißt Alexandrowna, und es ist wohl ein Geheimnis um sie.

„Hundert andere wirst du haben können, Kalmykow. Nach so einem wie dir sind ja alle Weiber verrückt."

Gegen die beharrliche Stummheit des anderen ist der Steuermann machtlos.

„Und feig bist du auch! Mein Gott, du fürchtest dich ja!"

Jetzt gibt er es auf und läßt den Jungen allein.

Übermächtig groß, von einem breiten Lichthof umkreist, glimmt zwischen Sternen über dem Schiffe der Mond. Seine Scheibe, ein metallener Diskus, rollt langsam durch den unendlichen Raum dem Scheitel seiner gigantischen Kurve zu und verharrt dort reglos, wie erstarrt vor jähem Sturz in die Tiefe.

Eine Lichtachse durchstößt ihn wie ein feuriger Pfeil, streckt sich ins Grenzenlose und scheint das ganze Himmelsgewölbe zu umkreisen. Nebenmonde entblühen dem Licht, gleiten wie Kugeln auf dem Stirnreif Gottes und verblassen erst mit dem dämmernden Tag.

Kalmykow marschiert, das Gewehr unterm Arm, übers Deck.

Hin und her.

Hin und her.

Makssimow, sein Freund, ist im Zorn von ihm gegangen. Die Einsamkeit wird unerträglich.

Es ist ihm, als wäre er jetzt der einzige Mensch auf der Welt.

*

Es wird Morgen und Mittag und Abend.

Die Sonne geht auf und beschreibt einen flachen Bogen über dem Horizont. Sie kommt nicht strahlend und mächtig über das dämmernde Land, nein, sie ist noch wie ein scheuer Fremdling, der fürchtet, daß man ihm den Zutritt verweigert.

Alles Gegenständliche wirft lange, verzerrte Schatten über das Eis.

Unter dem Windschutz der St. Anna stehen seit Stunden Albanows selbstgezimmerte, zerbrechliche Schlitten zur Abfahrt bereit. Jeder trägt ein mit Lebensmitteln, Werkzeug, Schlafsäcken und Waffen vollgepacktes Kajak, dessen Spitze nach Süden gerichtet ist. Sieben Schlitten im ganzen.

Dort im Süden liegt nach den Berechnungen des Ersten Steuermanns Kronprinz-Rudolf-Land, nicht weiter entfernt als sechzig Meilen.

Der Flug einer Seeschwalbe würde es wohl in Stundeneile erreichen, aber es ist etwas anderes, wenn man mit Schlitten zu Fuß übers Packeis marschieren muß und jeder Schritt vorwärts unerhörte Kraftleistung fordert, Gefahren, Zwischenfälle, Umwege um Eisspalten; die Natur wird zum Feinde des Menschen und will ihn nicht freilassen.

Seit vier Monaten hat Albanow auf die Stunde des Aufbruchs gewartet, jetzt fällt ihm und seinen Begleitern die Trennung schwer.

Das Schicksal der St. Anna ist nicht weniger ungewiß als der Ausgang des Marsches nach dem Festlande, aber die Sicherheit auf dem Schiffe ist hundertfach größer.

Vielleicht begibt man sich zwecklos in unüberwindbare Gefahren.

Gleichgültig jetzt.

Man hat es nicht anders gewollt.

In diesen letzten Stunden des Zusammenseins gibt es nur Eintracht an Bord.

So war es seit langem nicht mehr. Ja, fast unerträglich war die Feindseligkeit zwischen den beiden Gruppen geworden, die zu Albanow hielten oder zu Brussilow.

Alles ist ausgelöscht und vergessen. Harte Worte, Zwistigkeiten, Prügeleien, Neid und Streit bei der Verteilung der Mahlzeiten. Einer möchte sich dem andern kameradschaftlich zeigen, Geschehenes gutmachen, ausgleichen.

Der Matrose Kondrat hat Schachnin einmal ein wenig Tabak aus dem Pfeifenbeutel gestohlen. Wahrhaftig nicht mehr, als sich in der Handhöhlung verbergen läßt, und Alexander Schachnin, der ihn sonst wohl totgeprügelt hätte, hat es nicht mal gemerkt. Es ist lange Zeit her, und damals brauchte man mit einer Prise Tabak noch nicht zu geizen. Seht, da kommt Kondrat und drückt Schachnin ein ganzes, noch nicht geöffnetes Päckchen in die Faust.

„Für den Weg, Alexej!"

Schachnin hat es die Sprache verschlagen. So unerhört gewaltig ist für ihn jetzt das Geschenk.

Er dankt nicht. Nein. Auch er kann großartig sein. Er will es dem Kameraden zurückgeben. Er weiß ja, was dem anderen das Opfer bedeutet.

„Nimm es zurück!"

Kondrats Finger zucken.

„Nein. Du wirst es besser brauchen können als ich."

Und er wendet sich ab.

Kalmykow straft mit einem richtigen Festmahl seinen Freund Makssimow Lügen, daß es nichts mehr zu kochen gäbe. Das ist eine besondere Überraschung für jeden. Ein Teufelskerl, dieser Kalmykow! Und heimlich gedichtet hat er auch wieder. Der Text wird zu einer abgeleierten Melodie auf dem Grammophon gesungen. Er paßt genau zu den Noten, als wenn es eine Kleinigkeit wäre! Alle singen, ein wenig schwerfällig, ungeübt und rauh und haben Tränen in den Augen.

Makssimow ist überschwenglich begeistert.

„Habt ihr je etwas so Schönes erlebt, Leute? Wie?"

Und er schlägt seinem kleinen Freund Kalmykow tolpatschig auf die Schulter.

„Alter Junge! Alter Junge!"

Er hofft doch wohl noch immer, daß der Koch mitkommen wird.

Anissimow ist der älteste in der Runde. Er ist fünfundsechzig Jahre alt, dieser Vollmatrose Gabriel Anissimow, und alle nennen ihn den „Greis", weil er weiße Haare hat und einen gekrümmten Rücken. Er ist schon recht gebrechlich, ein halbes Wrack, wie der Steward Jan Regald sagt, aber er läßt sich seine Schwäche nicht merken.

„Es wäre tausendmal gescheiter, wenn der ‚Greis' an Bord zurückbliebe", sagt Makssimow laut, „und einem kräftigen Mann Platz machte, der seinen Lastschlitten ziehen kann."

„Sprichst du von mir?"

„Von wem sonst! Du gehörst längst in ein Asyl, alter Polarbär."

Makssimow meint es nicht bös.

In ein Asyl!

Polarbär! hat er gesagt.

Jetzt lachen alle.

„Bin schon auf dem Wege, du Schandschnauze", faucht Anissimow. „Und ich sorge dafür, daß sie dir den nächsten Platz freihalten."

Er hat es dem Zweiten Steuermann gut gegeben und freut sich über seinen Triumph. „Diese grünen Burschen, die noch nicht mal fünfzig sind! Aber Steuermann und sich über andere lustig machen! Gib nur acht, daß ich dich nicht auf meinem Schlitten heimschleppen muß!"

Kapitän Brussilow ist der einzige, der sich an der heute belebten Unterhaltung und am Gelächter nicht beteiligt. Er ist seinem Ersten Steuermann längst nicht mehr freundlich gesinnt und hat wohl Gründe dafür. Außerdem bleibt ihm doch ein Teil der Verantwortung für die Mannschaft, die er heute im Packeis entläßt.

Wer weiß denn, ob sie heimkommen wird!

Neben ihm steht Hermine Alexandrowna Schdanko und teilt den Scheidenden zum letztenmal die Suppe aus.

(Fortsetzung folgt.)

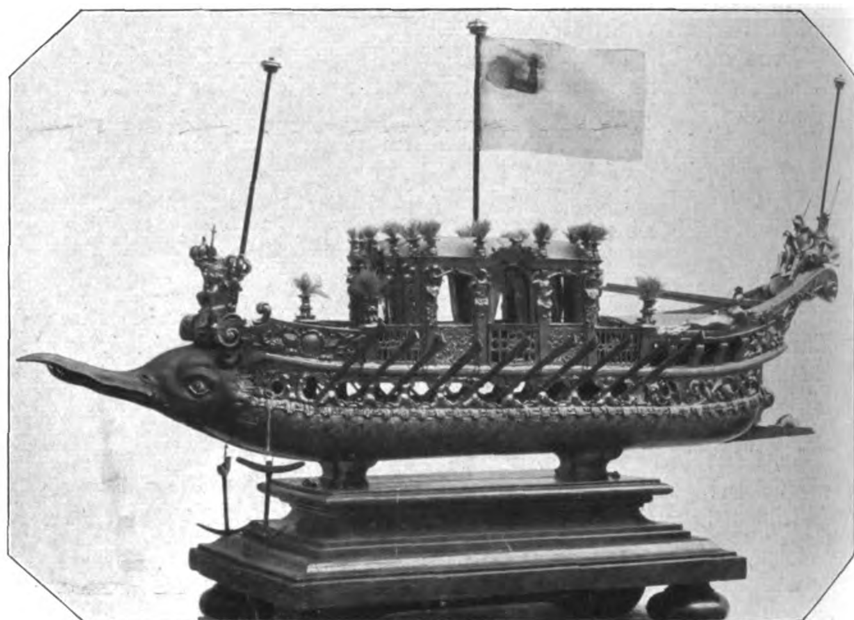


1. Lustschloß Pillnitz mit der Elbjachtflotte. Stich um 1726.

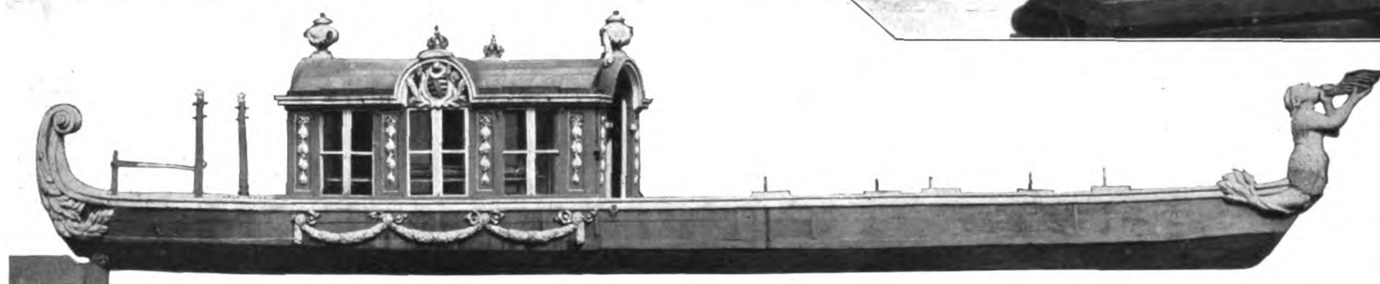
KURFÜRSTLICH SÄCHSISCHER WASSERSPORT

Die Entstehung und der Betrieb höfischen Wassersports in Kursachsen fallen in das lebensfrohe Zeitalter des ausgehenden Barocks und des Rokokos, in eine Zeit also, in der, von kunstbegeisterten Fürstlichkeiten gefördert, Wissenschaften und Künste sich in den Dienst einer glanzvollen Hofhaltung stellten und, die Gaben der Kunst ergänzend, auch die Natur mit Parkanlagen und Wasserlauf in den Rahmen festlicher Veranstaltungen einbezogen. Der Gedanke, auch das vom Hauch der Romantik umflossene schwimmende Fahrzeug als Staffage zu verwenden, war zu verlockend, zu fest begründet in den Überlieferungen von Prunkschiffen gekrönter Häupter, um nicht eifrig aufgegriffen zu werden. Und das Schiff war so recht geeignet, sich dem künstlerischen Empfinden jener Zeit anzupassen, weil es im Geschmack der Zeit mit kostbarem Schnitzwerk und Malerei ausgestattet war. So wurden auch die Gewässer Kursachsens mit prunkvollen Barken und Gondeln, mit Galeeren, ja, mit einem wirklichen Seeschiff ausgestattet.

Hauptgebiet war die Elbe. Schandau war von jeher der Mittelpunkt des sächsischen Schiffbaues. Seine Erzeugnisse wanderten zum Fürstensitz Pillnitz (Abbild. 1), selbst bis Berlin (zur Kurfürstin Katharina).



2. Prachtgaleere von 1719. Modell im Historischen Museum zu Dresden.



Nebenstehend:
3. Die Rote Schaluppe von Pillnitz, eine Lustgondel aus dem Ende des 18. Jahrhunderts. (Historisches Museum, Dresden.)

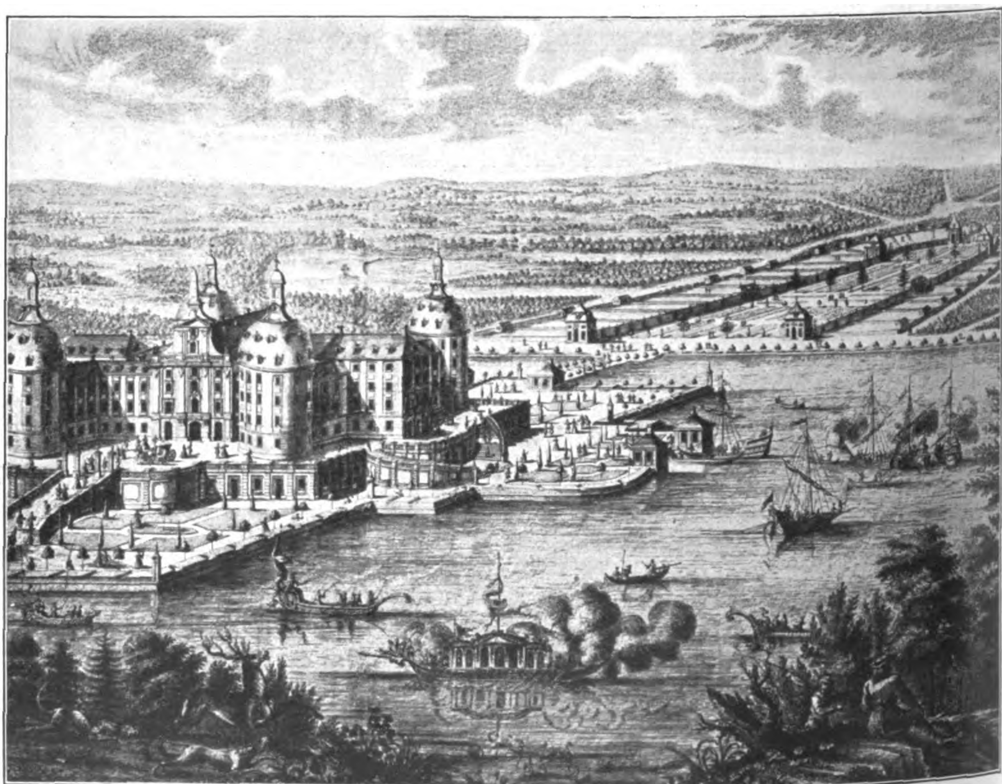
Da gab es in den Tagen Augusts des Starken eine ganze Flotte hübscher Fahrzeuge, die ihre schön gemalten Leiber im Elbstrom wiegten, und an Wasserfesten und Fischerstechen fehlte es nicht. Noch heute zählen zwei Prachtgondeln mit Schnitzwerk und Baldachin, aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, zu den Schätzen des Historischen Museums zu Dresden (Abbild. 3).

In engem Zusammenhang mit Pillnitz stand der Sportbetrieb zu Moritzburg, dem schönsten, an Erinnerungen und Schätzen reichsten Jagdschloß in deutschen Landen (Abbild. 4). Schon frühzeitig von Sachsens Fürsten bevorzugt, erstrahlt das entlegene Zauberschloß unter August dem Starken in neuem Glanz, begeht es rauschende Feste. Den reichen Kranz der es umgebenden Teiche und Seen beleben Schwäne, Enten und jagdbare Wasservögel. Reiche Fischbestände gestatten lohnende Befischung. In seinem Bestreben, seinem Herrn und Gönner, dem Kurfürsten Friedrich August III., zu gefallen, legt Graf Marcolini am Großteich den zierlichen Leuchtturm an, ein Meisterwerk der Baukunst, nebst der Mole und den „Dardanellen". Noch heute geben Gemälde im dortigen Fasanenschloß Kunde von den glanzvollen Festen jener Tage.

Den hervorragendsten Schmuck bildete aber eine wirkliche Fregatte. Der Schiffszimmermeister Christian Petzoldt hatte sie 1789/90 am Seeufer erbaut. Wenn das Schiff im Schmuck seiner schneeigen Segel dahinglitt, wenn der Schall seiner Kanonen das Echo der Schloßgebäude weckte, dann lieh es dem Seebild eine eigene maritime Note.

Schließlich bleibe das „persianische Schlößchen Übigau" nicht unerwähnt, vor dessen Front sich Wassersportfeste abspielten. Hier war es auch, wo August der Starke seine große Wasserreise nach Wittenberg zum Besuch Berlins antrat, in Begleitung einer Flotte von 14 Schiffen und 144 Mann Besatzung.

Von der Pracht, die das Kunstempfinden jener Zeit dem Schiffskörper lieh, gibt Abbildung 2 eine lebhafte Vorstellung. Es stellt das Modell einer Prunkgaleere dar, in der die Kurprinzessin Maria Josepha 1719 in Dresden feierlich eingeholt wurde. Hier steht die Vorstellung, dem Rumpf die Gestalt eines riesigen Seefisches zu geben, mit wehrhaftem Schnabel und Schuppenpanzer, mit dem prächtigen Schnitzwerk in innigem Einklang. Chr. Voigt.



4. Wassersport auf den Teichen des Jagdschlosses Moritzburg zur Zeit Augusts des Starken (1670—1733). Zeitgenössischer Stich.

WERNIGERODE

ZUM 700-JAHR-JUBILÄUM DER „BUNTEN STADT AM HARZ“



Die reichverzierte Holzfassade des Rathauses aus dem 15. Jahrhundert. (Phot. H. Günther.)



Der „Bär“ in der Breitenstraße, ein beachtenswertes, 1680 erbautes Fachwerkhaus. (Phot. W. Kasig.)



„Einer acht's / der andre betracht's, der dritte verlacht's, / Was macht's“ — Spruch über dem Rathauseingang.





Eine der lustigen Holzfiguren am Rathaus.

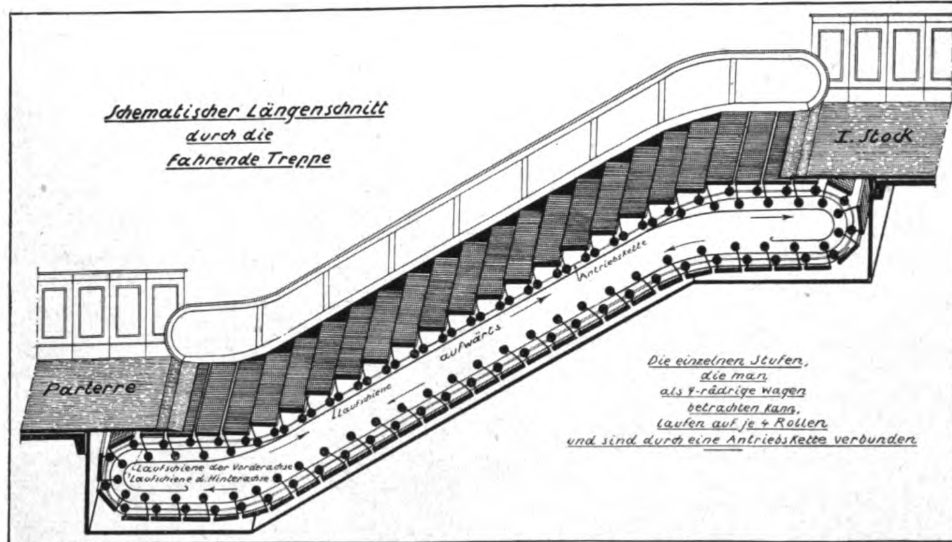
Das Fürstliche Schloß, 120 m über der Stadt.

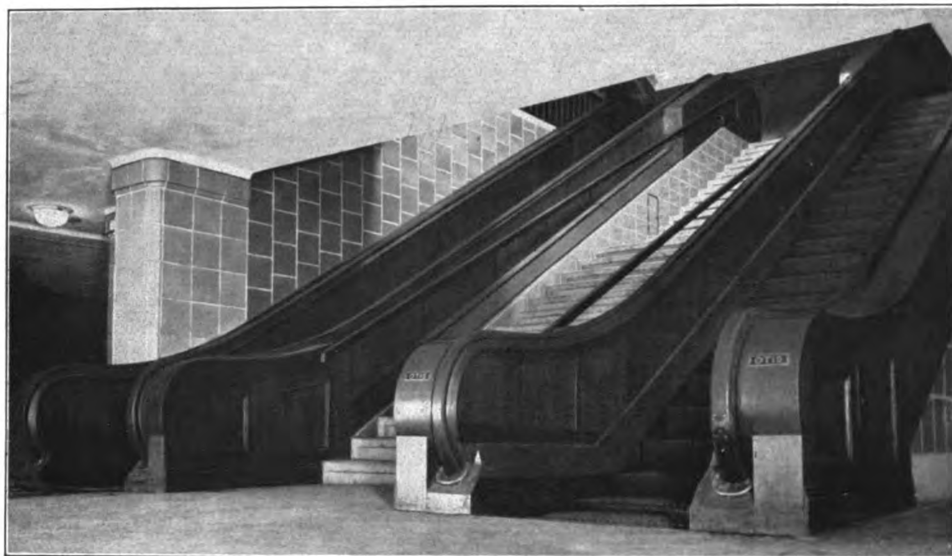
Wissen und Leben

Fahrende Treppen.

(Zu nebenstehenden Abbildungen.)

Das bequemste, angenehmste Mittel der modernen Technik, viele Menschen unter Überwindung von Höhenunterschieden schnell und sicher zu bewegen, ist die fahrende Treppe, auch Rolltreppe genannt. Bereits auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1900 war eine solche Anlage zu sehen. Seit dieser Zeit sind im Ausland in stets wachsender Zahl fahrende Treppen gebaut worden, so daß dort heute weit über 500 Stück in Benutzung sind. Auch in Deutschland findet jetzt dieses praktische Beförderungsmittel eine erhöhte Beachtung und Beliebtheit. So wurden bei der Untergrundbahn-Haltestelle Hermannplatz der Nordsüdbahn Berlin vier große Fahrtreppen eingebaut, die zusammen 32000 Personen stündlich befördern können. Die Rolltreppen der Londoner Untergrundbahn besitzen ungefähr die gleiche Leistungsfähigkeit wie die Berliner Anlage. Der Fahrgast gelangt beim Betreten der Fahrtreppe auf eine langsam laufende, wagerecht liegende Plattform, die sich bei der Fortbewegung allmählich in eine Treppe verwandelt und zuletzt bei selbsttätig eintretender Verringerung der Stufenhöhe wieder die Form einer wagerechten Ebene annimmt, von der man das andere Stockwerk betritt. Kammartig ausgebildete Antrittspodeste gestatten ein stoßfreies Austreten und Verschwinden der Stufen am unteren und oberen Teil der Treppe, so daß ein vollständig gefahrloser und erschütterungsfreier Übergang der die Treppe benutzenden Personen gewährleistet ist. Die Einfachheit der Konstruktion, die in jeder Beziehung auf die Bequemlichkeit der Benutzer Rücksicht nimmt, ist so vollkommen durchgebildet, daß selbst gebrechliche Personen und Blinde die Treppe ohne Gefahr benutzen können. Von dem beweglichen Mechanismus sind lediglich die Stufen und die Handleisten sichtbar. Alle anderen laufenden und festen Teile der gesamten Anordnung sind durch Holz- oder Stuckverkleidung dem Auge entzogen. Um einen absolut gefahrlosen Betrieb zu gewährleisten, sind Sicherheitsvorrichtungen gegen jede erdenkliche körperliche Ungeschicklichkeit der Fahrgäste und gegen alle im Bereich der Möglichkeit liegenden mechanischen Defekte vorgesehen. Im Falle eines Kettenbruchs wird die Treppe durch eine Bremse augenblicklich festgelegt und dann als einfache, feste Treppe benutzt. Somit gewährt die bewegliche Treppe bedeutende Sicherheit gegenüber Aufzügen im Augenblick der Gefahr. Die Fahrtreppe ist für Massenverkehr geschaffen und dort am Platze, wo in kurzer Zeit Menschenmassen unter Überwindung von Höhenunterschieden befördert werden müssen, also in Warenhäusern, Theatern, Kinos, bei Hoch-, Untergrund- und Eisenbahnstationen sowie in Industriegebäuden zur Bewegung größerer Arbeiter- und Angestelltenmassen. Die Vorzüge einer derartigen Anlage beruhen vor allem auf der dauernden Betriebsbereitschaft. Bei Massenbeförderung ist sie dem Fahrstuhl überlegen; man braucht nicht zu warten, bis dieser herangekommen, die Tür geöffnet und wieder geschlossen ist, sondern man kann die Fahrtreppe sofort betreten. Welche großartige Leistung ein solches Verkehrsmittel hat, ersieht man am besten aus der Tatsache, daß die Fahrtreppe imstande ist, in der Stunde 8000 Menschen zu befördern. Fritz Nellißen.





Im Untergrundbahnhof Hermannplatz in Berlin.

Die fahrende Treppe, ein praktisches und gefahrloses Verkehrsmittel zur bequemen Überwindung von Höhenunterschieden. (Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Der Garten von heute.

(Zu der Bildertafel „Gartenarchitektur“ auf S. 229.)

Die Gartengestaltung hat in den letzten Jahrzehnten eine grundlegende Änderung erfahren. Der Garten der achtziger Jahre war vor allem auf Repräsentation gestellt, der Garten von heute dagegen dient vielfach praktischen Zwecken. Planschbecken, Badebecken, Kinderspielplätze und sonstige Spielflächen fehlen nur selten. War man früher bestrebt, das ungezwungene Walten der Natur nachzuahmen, landschaftliche Motive im engen Rahmen des Gartens zusammenzudrängen, so baut man heute den Garten nicht anders, als man ein Haus baut. Der Stein findet reichlich Verwendung für Mauern und Stufen, für Plattenwege und plattenbelegte Sitzplätze. Die Natur verwächst im zeitgemäßen Garten mit dem Gebilde aus Menschenhand, und beide steigern sich nun in ihrer Wirkung. Man hat daher mit Recht den modernen Garten als eine erweiterte Wohnung bezeichnet. Das sind die wesentlichen Gesichtspunkte zeitgemäßer Gartengestaltung, wie sie, englische Anregungen verwertend, in Deutschland ausgebildet wurden. Albert Esch nun, der jahrelang im fremdsprachigen Ausland gelebt hat, und der auf einer Reihe internationaler Wettbewerbe als Sieger hervorging, hat diese Art der Gartengestaltung noch wesentlich verfeinert und damit wandlungsfähiger und schlagkräftiger gemacht. Nicht zuletzt ihm haben wir es zu verdanken, wenn der Garten von heute die Freude an Licht, Luft und Sonne zu beglücken dem Ausdruck bringt, wenn der Garten von heute zu einem Speicher der Schönheit wird und damit zu einem Speicher unserer inneren Kraft.

Karl Maria Grimme.

Die ersten Frauen auf der Bühne.

Man ist leicht geneigt, anzunehmen, daß, solange es eine darstellende Kunst gibt, die Frau sich als Schauspielerin betätigt hat, weil es nun einmal in ihrem ureigensten Wesen liegt, eine Maske zu tragen, mit sich und anderen zu spielen. Wir können uns heute das Theater ohne die Mitwirkung von Frauen überhaupt nicht denken, und für viele würde es an Reiz verlieren, wenn es nur männliche Darsteller gäbe. Abgesehen von den Tänzerinnen und Flötenspielerinnen, die bei den Bacchanalien mitwirkten, bestanden die Anfänge der künstlerischen Betätigung der Frau auf dem Theater darin, daß eine Hetäre in den römischen Zirkusspielen die Göttin verkörperte. Im Grunde genommen aber war das noch keine Schauspielerin. Die Frauen im alten Griechenland haben die Bühne als Darstellerinnen niemals betreten, weil bei den kultischen Festen, aus denen das antike Drama hervorging, das weibliche Geschlecht nicht geduldet wurde. Es spielte damals im öffentlichen Leben noch keine Rolle und verließ das Haus nur selten. Als zur römischen Kaiserzeit die Schranken der antiken Kultur fielen, traten Frauen einzeln als Schauspielerinnen auf, und schließlich gelang es ihnen, auch im Mimus mitspielen zu dürfen. Während des Mittelalters erscheinen Frauen niemals als Schauspielerinnen; in den kirchlichen Spielen, die einen integrierenden Teil des Gottesdienstes bildeten, wirkten nur Geistliche mit, und die jüngeren unter ihnen übernahmen die Frauenrollen. Selbst bei den derben Fastnachtspossen duldete man das weibliche Geschlecht nicht. Nur in einigen wenigen Fällen haben Nonnen geistliche Spiele aufgeführt, so z. B. 1286 in der Abtei von Origny, wo sie die drei Marien am Grabe verkörperten, während einem jungen Priester die Rolle des Engels zufiel. Häufiger finden wir Frauen bei lebenden Bildern und Pantomimen, in denen sie manchmal völlig unbekleidet auftraten, ohne daß man damals irgendwie Anstoß daran nahm. Unter dem fahrenden Volk jener Zeit ist die Frau als Gauklerin und Seiltänzerin häufig zu finden. Im Jahre 1468 spielte in Metz die 18jährige Catha-



Die Briefmarke als historisches Dokument: Die neuen Postwertzeichen des wiedererstandenen Kirchenstaates.

WER

MACHT DEN SCHÖNSTEN SCHERENSCHNITT

aus den blauen oder goldenen Elida Shampoobeuteln auf Papier geklebt? Weder die Größe ist vorgeschrieben, noch die Zahl der Beutel, aus denen die Bilder gemacht sind.



WETTBEWERB FÜR ALLE KINDER

Wer kann sich beteiligen? Alle Kinder die in Deutschland wohnen.

Was braucht man dazu? Einen oder mehrere Elida Shampoobeutel, eine Schere, etwas Geschick, viel Phantasie.

Wer erhält die Preise? Die schönsten Scherenschnitte.

Wieviel Preise gibt es? 6258 Preise im Gesamtwert von Mk. 24000.—

1. Preis: 1 Sparkassenbuch mit einer Einlage von	Mk.	1000.—
2. Preis: 1 Sparkassenbuch mit einer Einlage von	Mk.	500.—
3. Preis: 1 Sparkassenbuch mit einer Einlage von	Mk.	250.—
3 Fahrräder im Werte von à Mk. 125.—	Mk.	375.—
20 Armbanduhren im Werte von à Mk. 60.—	Mk.	1200.—
60 Agfa Photoapparate „Billy" à Mk. 36.—	Mk.	2160.—
6172 Trostpreise im Werte von à Mk. 3.—	Mk.	18515.—
6258 Preise im Werte von	Mk.	24000.—

An wen müssen die Arbeiten gesandt werden? An die Parfumerie Elida A.-G., Leipzig C 1, Wittenberger Straße 8.

Wann ist der letzte Termin? 30. September 1929.

Was muß auf der Rückseite des Scherenschnittes geschrieben stehen? Vor- und Zuname, Alter und genaue Adresse.

Alle prämiierten Arbeiten gehen in unser unumschränktes Eigentum über. Alle übrigen werden nur dann zurückgesandt, wenn ausdrücklich Rücksendung verlangt und Rückporto beigelegt wird. Die Entscheidung des Preisgerichtes ist definitiv und unanfechtbar.

ELIDA WETTBEWERB

tharine Boudoiche im Mysterium der heiligen Katharina die Titelrolle. Sie hatte nicht weniger als 2300 Verse zu sprechen und machte ihre Sache so gut, daß ein Edelmann sich in sie verliebte und sie vom Fleck weg heiratete. Bei uns in Deutschland erscheint der Name einer weiblichen Darstellerin zuerst 1503 in den Rollenverzeichnissen des Stertzinger Passionsspiels. Im Jahre 1514 verkörperten Bürgerinnen bei der Großen Passion zu Bozen die Frauenrollen; nur die weiblichen verdammten Seelen wurden von Männern dargestellt, weil den Frauen die Tracht nicht zusagte. Auch bei den theatralischen Aufführungen der Humanisten wirkten vereinzelt Frauen mit. Wie aus einem Gesetz vom Jahre 1534 hervorgeht, waren in Spanien die Frauen bereits auf der Bühne heimisch. Im Italien des 16. Jahrhunderts bekämpfte die Kirche alle Versuche, Frauen auf die Bühne zu bringen, ja, im Kirchenstaat durften sie bis 1798 nicht auftreten. Zur Zeit Shakespeares wurden auf der englischen Bühne sämtliche Frauenrollen noch von Männern gespielt, die darin eine große Fertigkeit gehabt haben sollen. Wir können es uns allerdings nicht vorstellen, eine Julia, Desdemona oder Ophelia von einem Mann verkörpert zu sehen. Wie ungewohnt für einen Briten jener Zeit der Anblick einer Frau auf der Bühne war, geht aus einem Brief des englischen Reisenden Coryate hervor, der 1608 aus Venedig in die Heimat berichtete: „Ich sah ein Ding, das ich noch nie gesehen habe, nämlich Frauen auf der Bühne, die ihre Rolle mit so viel Grazie und Haltung spielten, wie ich es nie bei einem männlichen Schauspieler beobachtet habe." Die schärfsten Gegner der Frauen auf der Bühne waren die Puritaner, und als 1629 die ersten französischen Schauspielerinnen in London erschienen, entfesselte das unter jenen einen Sturm der Entrüstung. Prynne verfaßte aus diesem Anlaß seine berüchtigte „Schauspieler-Geißel", die schlimmste Verdammungsschrift, die jemals gegen den Schauspielerstand geschrieben worden ist. Zur Strafe wurden ihm zwar die Ohren abgeschnitten; als aber bald darauf die Puritaner zur Macht gelangten, ordneten sie die Schließung sämtlicher Theater an. Zur Zeit des Lustspieldichters William Wycherley traten auch in England bereits Frauen auf. Als erste Heroine wird die berühmte schöne Miß Bracegirdle genannt, um die sich die Männer rissen und gegenseitig töteten, ohne daß einer von ihr erhört worden wäre. Später soll der Dichter Congreve der Freund der Künstlerin gewesen sein. Im Jahre 1656 spielte Miß Coleman als erste Frau in England die Desdemona. Damit war der Bann gebrochen und der Weg zur englischen Bühne für die Frauen frei. In Frankreich kamen zu Beginn des 17. Jahrhunderts die ersten Frauen auf die Bühne; aber noch in den Stücken Molières spielten vielfach Männer die weiblichen Rollen. Die Frauen aber begannen allmählich festen Fuß auf der Bühne zu fassen; ja, die Schwiegermutter Molières, Madeleine Béjart, begründete sogar ein Theater in Paris. Sie war somit der erste weibliche Theaterdirektor. Zu jener Zeit waren die Frauen auf der Bühne häufig Beschimpfungen ausgesetzt. Das hörte erst am Ende des 17. Jahrhunderts auf, aber noch tief bis in das 18. Jahrhundert hinein wurden Frauenrollen nicht selten von Männern gegeben. Im Jahre 1654 kündete Joris Jophilus, der Direktor einer Wandertruppe, in Basel an, „das Publikum mit echtem Frauenzimmer zu kontentieren". Zu der „Chursächsischen Comödiantenbande" des Magisters Johann Velthen, der der Schauspielkunst neue Impulse gab und 1685 zur Leitung des ersten deutschen Hoftheaters in Dresden berufen wurde, gehörten außer seiner Frau und seiner Schwester mehrere weibliche Mitglieder. Bei der Oper war die Sitte, die Sopranpartien von Knaben singen zu lassen, längst abgekommen; allgemein geduldet aber waren die Frauen auch hier noch nicht. Selbst zu Beginn des 18. Jahrhunderts durften am Hofe Kaiser Karls VI. die weiblichen Partien nur von Kastraten gesungen werden. Über die künstlerischen Fähigkeiten der Frauen, die sich in älterer Zeit darstellerisch betätigten, lauten die Urteile im allgemeinen wenig günstig; es



Eine historische Reminiszenz für unser Zeitalter der Ausstellungen: Die Industrieausstellung der Polytechnischen Gesellschaft in Krolls Etablissement zu Berlin vor 80 Jahren.

sollen noch keine hervorragenden Talente unter ihnen gewesen sein. Die erste Schauspielerin von Bedeutung war Karoline Neuber (1697—1760), deren große Verdienste um die Reform der deutschen Bühne zur Genüge bekannt sind.

Ernst Edgar Reimerdes.

Amerikas Entdeckung 20 Jahre vor Kolumbus.

Dänische Blätter erörtern letzthin wieder die vorkolumbische Entdeckung Amerikas durch Dänen im Jahre 1472, also 20 Jahre vor Kolumbus, über die erstmalig vor 5 Jahren der Kopenhagener Gelehrte Sofus Larsen auf dem Internationalen Amerikanisten-Kongreß in Göteborg, auf Grund neu aufgefundener Dokumente, Mitteilung machte. Es hat durchaus seine Richtigkeit mit der dänischen Entdeckung Amerikas vor Kolumbus. Gelegentlich einer Forschungsfahrt, die im Jahre 1472 oder 1473 unter dem Oberbefehl der Admirale Pining und Pothorst stattfand, gelangte ein Schiff, das ein dänischer Lotse Jon Skolp (Joannes Scolvus) kommandierte, von Island aus an der grönländischen Küste ziemlich hoch in den Norden hinauf. Bei dieser Gelegenheit stieß man im Südwesten von Grönland auf unbekanntes Land, das wegen des vorhandenen Reichtums an Fischen „Dorschland" genannt wurde. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß es sich hierbei um Labrador gehandelt hat, und zwar wahrscheinlich um die südlichen, der St.-Lorenz-Mündung vorgelagerten Teile. Es wird vermutet, daß die Leiter der Expedition, Dietrich Pining und Hans Pothorst, Deutsche aus Schleswig-Holstein waren. Wenn dies zutrifft (Pothorst wurde später Bürgermeister von Hildesheim), so würden Deutsche an einer vorkolumbischen Entdeckung Amerikas beteiligt gewesen sein! Die Dänen rüsteten die genannte Expedition interessanterweise auf portugiesische Anregung und sogar mit portugiesischer Geldunterstützung aus. Man hat erheblichen Grund, zu vermuten, daß die Portugiesen schon vor dem Jahre 1472 von dem Vorhandensein einer besonders fischreichen Küste im Nordwesten vernommen hatten, und daß ihnen daran lag, das „Dorschland" (Bacalhaos) näher kennenzulernen. Daß Dänen ums Jahr 1472 nordamerikanischen Boden gesichtet und wohl auch betreten haben, darf man somit als gewiß annehmen. Aber des Kolumbus Ruhm wird dadurch nicht verdunkelt. Es lassen sich mindestens 10 vorkolumbische „Entdeckungen" Amerikas leidlich sicher nachweisen, durch Normannen, Iren, Basken, Dänen usw., unter denen die normannische Auffindung des Jahres 1000 unter Leif dem Glücklichen am bekanntesten ist. Aber alle diese Entdeckungen blieben Episoden und führten nicht zur Erkenntnis, daß man einen neuen, riesenhaften Erdteil gefunden hatte. Erst als Kolumbus auf Guanahani landete, veranlaßte die falsche Vorstellung, daß man in der Westfahrt nach Asien gelangt sei, die große Weltenwende, die wir als Beginn der Neuzeit zu betrachten gewohnt sind. Hätte man im Jahre 1492 von vornherein gewußt, daß man einen neuen Erdteil gefunden hatte, der zumeist nur von primitiven Wilden bewohnt war, so wäre die Sensation nicht entfernt so groß gewesen wie nun, da alle Welt der Meinung war, daß das Land der Sehnsucht, Indien oder Ostasien, in der Westfahrt erreicht worden wäre.

Dr. R. Hennig.

Was ist Adirondacks?

Merkwürdiges Wort — gibt's denn so etwas überhaupt? Vielleicht soll das bloß ein schlechter Witz sein? Irrtum! Hinter dem schnurrigen Wortgebilde steckt ein ganz seriöser Begriff aus dem Gebiete der Geographie. Wer sich näher darüber orientieren, was „Adirondacks" heißt, und dabei seinen Wissensschatz erweitern will, schlage den I. Band des neuen „Großen Brockhaus", Seite 110, auf. Er wird dort gründliche, erschöpfende Auskunft erhalten. Es liegt auch bereits der II. Band der 15. Auflage dieses altbekannten Konversationslexikons vor, und der III. Band gelangt in nächster Zeit zur Ausgabe. Selbst Ausdrücke, die erst der jüngsten Vergangenheit ihre Entstehung verdanken, finden eingehende Berücksichtigung. Das Lexikon verspricht jedenfalls, die modernste und ausführlichste Wissensauskunftei zu bieten, wenn es vollständig vorliegt. Besonders anerkennenswert sind der saubere Druck, das gute Papier und die in zum Teil mehrfarbiger Autotypie reproduzierten Abbildungen.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK / VON DR. EGBERT DELPY

Künstlerromane werden auch heute immer noch fleißig geschrieben. Das Gros der belletristischen Unterhaltungs-Arbeiter und -Arbeiterinnen liebt es sehr, im Künstlerhelden, der unter der Verständnislosigkeit der Mitwelt leiden muß, das eigene Ich schön drapiert dem Leser darzubieten. Seltener versteigt man sich zur Darstellung überragender historischer Künstlergestalten; sie fordert zuviel genaue Vorarbeit, zuviel Beherrschung des Materials, der gesamten Umwelt, vor allem: lebendige geistige Erfassung des Künstlerschaffens in seiner besonderen Stilform. Solche Mühen nimmt heute nur noch der Dichter auf sich, dessen Seele von der Persönlichkeit, dem Werk eines Großen der Kunst magnetisch angezogen und entflammt ist, wie, um ein bedeutendes Beispiel zu nennen, Franz Werfel, als er seinen Verdi-Roman schrieb. Gleiches Entzündetsein hat neuerdings den Münchner A. de Nora dazu getrieben, eine der großartigsten und eigenwilligsten Gestalten der italienischen Kunstgeschichte, den größten der Venezianer Maler, Giorgio Barbarelli, in einem großangelegten Roman: Giorgione (Verlag L. Staackmann, Leipzig) dichterisch neu zu beschwören. Gerade diesem geheimnisvollen, sagenumwitterten Malerphänomen gegenüber, das, heiß und rasch aufflammend, ebenso schnell (durch die Pest) verlöschte, war die Aufgabe des Dichters besonders schwierig und verantwortungsvoll. Es galt, das Widerspruchsvolle, das uns vom Menschen Giorgione überliefert ist, mit der geheimnisvollen Botschaft seiner Werke in den rechten Einklang zu bringen. Das schmale Skelett anekdotenhafter Überlieferung mußte mit reichem dichterischen Fleische umkleidet und dabei die Erfindung spürsinnig doch so nahe an die verhüllte Wirklichkeit herangerückt werden, daß ein genialer Mensch daraus emporwuchs, dessen Sonderart den Schlüssel zum Geheimnis seiner in vielem so rätselvoll über seine Zeit hinausgreifenden Werke lieh... A. de Noras Dichterphantasie hat diese Schwierigkeiten auf sehr persönliche Weise bewältigt. Mit faszinierendem Geschick baut er den Charakter seines Helden auf dem glitzernden Fundament seiner großen Liebe zu jener Cecilie auf, die er aus Klosterknechtschaft heraus zu seiner Geliebten und Madonna

erhebt, der er noch anhängt, als sie ihn verrät, und von deren kranken Lippen er endlich auch den Tod empfängt. Das Glühen dieser Leidenschaft hat das köstliche Madonnenbild von Castelfranco ebenso wie die herrliche schlummernde Venus geschaffen und ist von Wesen und Kunst des Venezianers untrennbar. Für die Kontrastseite im Leben und Schaffen Giorgiones, für jene dunkel glühende Schwermut, die uns aus manchen Werken so seltsam anschaut, hat de Nora zugleich sehr eigenartigen künstlerischen Ausdruck in allerhand dämonisch-phantastischen Nebengestalten gefunden, deren düsterer Zug, geführt von der glänzend erfundenen Gestalt des „Todes", dies Künstlerleben ständig drohend umgeistert ... Gerade hierin sehe ich die dichterische Leistung des Romans, denn aus ihr vor allem resultiert die entscheidende geheimnisvoll dunkle Färbung des ganzen Stoffes, die das Giorgione-Problem dem Leser packend nahebringt. Wie ein in glühenden Kontrastfarben prachtvoll suggestiv gemaltes Fresko steht das Zeitbild der üppigen Lagunenstadt dazu mächtig als Hintergrund des dunkel flammenden Künstlerschicksals da, seinerseits durch das Abgleiten aus Glanz und Ruhm in Pest und Tod den tragischen Giorgione-Akkord steigernd und vertiefend. Das Ganze eine ungewöhnliche, sowohl künstlerisch als auch geistig bedeutende Leistung, die ein brennendes Charakter- und Kulturbild mit individuellem schöpferischen Reichtum ausmalt, und die, obwohl sie im flimmernden Spiel geistreicher Symbolik zuweilen zu weit geht, mit ungewöhnlicher Suggestion eine Künstlersphäre emporzaubert, in der des großen Giorgio Barbarelli Werke Heimat haben.

Von der in der zeitgenössischen Literatur so sehr beliebten Methode der sachlich kühlen, beinahe referierenden Darstellung weicht dieser farbenbunte Roman temperamentvoll ab. Als merkwürdiges Gegenbeispiel, das seltsam demonstriert, wie die jüngsten Amerikaner bei den europäischen Literaten in die Schule zu gehen beginnen, sei im Vorbeigehen auf den Roman „Fiesta" des Ernest Hemingway (Rowohlt, Berlin) hingewiesen. Das merkwürdige Treiben und Sichtreibenlassen amerikanischer Künstler- und sonstiger Boheme in Paris und Spanien wird in diesem sonderbaren, irritierenden, wunderlich fesselnden Buch mit kühler Exaktheit verblüffend ungeschminkt konterfeit. Eine unheimlich gefühllose Sachlichkeit beleuchtet wurzellose Menschen, die sich und das Leben nicht mehr ernst nehmen, und macht, merkwürdig genug, gerade so die letzten Spuren heimlich zuckenden Gefühls sichtbar. Mit nicht zu überbietender Virtuosität wird die Banalität des exzentrisch-trivialen Alltags dieser Flaneure, Trinker, Nichtstuer, Globetrotter festgehalten, dabei gelegentlich durch trockenen Humor gewürzt. Man mag diese illusionslose Porträtkunst grausam finden, immerhin wird man Hemingway zu jenen Begabten rechnen müssen, die entschlossen sind, die amerikanische Großmannspose zu erschüttern.

Eigenartigen Reiz gewinnt die neue Sachlichkeit, wo sie wie in Siegfried Trebitsch' Geschichte einer Sommerliebe: „Renate Aldringen" (S. Fischer Verlag, Berlin), dazu verwendet wird, gerade den Sturm elementaren Liebesgefühls genauestens zu spiegeln. Aus dem Kontrast von Glühen des Stoffs und Kühle der Darstellung ergeben sich besondere Wirkungen, die, obwohl zuweilen ins künstlerisch Gedrechselte verbogen, im ganzen doch Farbe und Rhythmus der Zeit haben, in der ja Herz und Kopf auch in wunderlich neuer Beziehung stehen. Im Grunde wird nichts weiter erzählt als der Verlauf der Sommerbeziehungen zwischen einem noch sehr jungen Manne und einem sechs Jahre älteren schönen Mädchen am Ufer des Kärntner Sees. Aber diese Beziehungen sind von vornherein durch den Unterschied der Jahre und der geistigen Reife aufs bestimmteste pointiert. Es ist von eigener Tragik, wie hier ein stolzer weiblicher Mensch ganz gegen seinen Willen dem ersten dunklen Liebessturm eines Halbreifen, dessen Leidenschaft sie nicht im mindesten teilt, zum Opfer fällt, nur weil sie vornehm-mitleidsvoll versucht, die jugendliche, selbstmörderisch tobende Gefühlsraserei in freundschaftliche Bahnen zu lenken. Tragisch nicht minder, wie das elementare Vollgefühl des Jünglings den Weg zum Herzen des reiferen Weibes, das von ganz anderem Manne träumt, nicht finden kann und, aus der rechten Bahn geschleudert, haltlos verlodert. Über beiden Opfern thront der Erzähler, mißt und wägt ihre Not mit subtilen, unparteiischen Händen, kann sich gelegentlich einer tiefschürfend allgemeingültigen Bemerkung (nach berühmtem Vorbild) nicht enthalten, bleibt aber Könner genug, die dunkle Schicksalsstimmung seines aparten Motivs ungebrochen durch alles Auf und Ab der Handlung bis zum tragischen Schluß zu tragen.

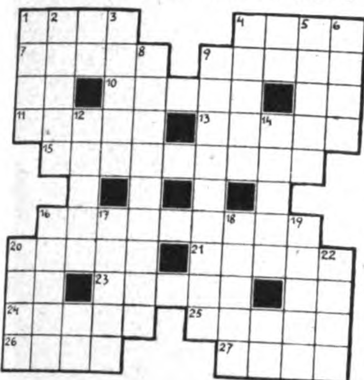
Nach seinem wundervoll frischen Jugendbuch vom „Kampf der Tertia" ist Wilhelm Speyer in seinem neuen Band „Sonderlinge" (Rowohlt, Berlin) wieder ins Lager der „Zünftigen" zurückgekehrt. In seinen neuen Erzählungen wird das Leben oft sehr willkürlich zurechtgebogen und übertüncht, damit die gewollten aparten Sondereffekte herauskommen. Sachlichkeit und Phantastik wirbeln in willkürlich über Höhen und Tiefen tanzenden Reigen dahin. Man staunt über seine Sonderlinge und das ihnen zudiktierte Los. Aber sie bleiben im ganzen Literatur, wachsen nicht in uns hinein — bis auf das Arbeiterpaar in „Schlaf gut", das seine Enttäuschungen gemeinsam trägt, und den alten Gepäckträger, der ehrgeizig und berufsstolz unter der viel zu großen Last zusammenbricht. In diesen beiden Alltagsausschnitten lebt der bessere Wilhelm Speyer, der mit dem Spürblick und dem Herzen für verborgene zarte Menschlichkeit. Man freut sich, ihn hier wiederzufinden.

Die durchblutete Sachlichkeit des großen Erzählers lebt um so prächtiger in Otto Stoessls Novellenband „Menschendämmerung" (Verlag von Albert Langen, München). Sie führt uns zu seltsamsten Menschen und Dingen, in fernste Weiten und nächste Nähen, spinnt uns ein in magische Netze, schwebend zwischen Wirklichkeit und Traum, Tragik und Gelächter. Und behält bei allem Eigenwillen, aller detaillierten Breite und konzentrierten Kürze jene unmittelbar zwingende Naturnähe und Blutwärme, die allein imstande ist, uns immer wieder in Bann zu schlagen und zu erregen. Jede seiner Erzählungen ist auf sehr prägnante und doch natürliche Weise originell sowohl im Stoff als auch in seiner besonderen Art der Darlegung. Alle dunklen und hellen Gewalten der Menschenseele wirken sich aus, Elementares, Abgründiges entschleiert sich. Das tiefe Wort aus den „Erweckten von Königsberg": „Nur wer das Herz zu dem Stück Tier faßt, das er ist, der hat die Seele zu dem Stück Gott, das ihm vergönnt ist", bildet den Schlüssel zum innersten Herzen des reichen Buches, das mit der köstlich hingeplauderten Liebesgeschichte der kleinen Näherin Geli prickelnd humorvoll endet.

Einen guten Sommerrat zum Schluß! Allen denen, die von Berufs wegen oder aus Neigung sich den Magen mit Literatur überladen haben, sei als ganz hervorragend funktionierendes, befreiendes Magensalz Robert Neumanns brillantes Buch „Mit fremden Federn" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart) ans Herz gelegt. In diesem Bändchen unerhört treffsicherer Parodien wird unseren literarischen Tagesberühmtheiten ein erschütternder Spiegel vorgehalten. Mit fabelhaftem Stilgefühl persifliert ein junger Wiener da jede Sonder- und Unart der führenden jungen und älteren deutschen Autoren, und zwar derart ins Herz treffend, daß man aus dem Lachen und Staunen einfach nicht herauskommt. Das Buch ist für jeden Kenner ein wahrer Götterspaß. Die amüsanteste Form von Jüngstem Gericht, die man sich denken kann! Und eine kritische und künstlerische Leistung ersten Ranges. Möge es allen, die es angeht, die Augen öffnen. Unsere Literatur kann nur Nutzen davon haben!

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Molekülteilchen, 4 Briefbeförderung, 7 Zuckersaft, 9 Ehegemahl, 10 Prophet, 11 Gesteinsart, 13 Strom in Afrika, 15 Geheimschreiber, 16 Bezeichnung des Teufels, 20 Märchengestalt, 21 inneres Organ, 23 Land in Zentralafrika, 24 Name mehrerer Sultane, 25 Großfunkstation, 26 Holzgefäß, 27 altrömisches Oberkleid; senkrecht: 1 arabischer Volksstamm, 2 römischer Kaiser, 3 eine der schönsten Künste, 4 rechtloser Mensch, 5 männliches Haustier. 6 Steinkohlenprodukt, 8 Erdöl, 9 Kavalier, 12 Gallert, 14 genügend, 16 Pelztier, 17 Speisezutat, 18 ehemaliges ungarisches Gebiet, 19 Beweisstück, 20 Ruhepause, 22 Roman von Zola.

Suchrätsel.

Hermann — Mußestunde — Flieder — Oberst — Heine — Narbe — Ringkampf — Flandern — Modistin — Lineal — Seife — Zahnnerv — Strauß — Verdacht — Zermatt — Rodelbahn — Seine

Wenn man jedem der vorstehenden Wörter drei, dem letzten Wort jedoch vier hintereinanderstehende Buchstaben entnimmt und diese im Zusammenhang liest, ergibt sich ein auf die Mode bezüglicher Ausspruch von Kant.

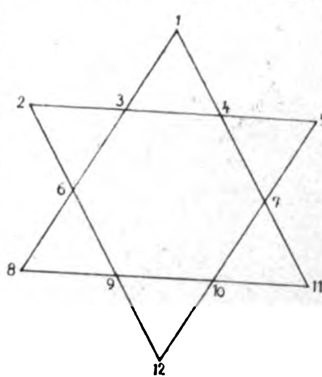
Nicht schön.

Nimm Silbe eins vom Bergwild her
Und schreibe Einheit statt der zweiten,
Doch hüte dich vor Ganzer sehr;
Sie ist gemein, wer wollt's bestreiten!

Silbenrätsel.

Aus den Silben: be — ber — burg — da — de — den — der — der — e — ech — el — fe — jor — lan — land — ma — macht — mans — moor — na — nach — nas — ne — nei — nie — o — ohn — raa — ren — sau — so — son — ta — ter — wer — wou sind 15 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, einen Abschnitt im Laufe des Jahres und einen an diesem Tag geübten Brauch nennen: 1 Waschmittel, 2 Fluß in Deutschland, 3 militärischer Rang, 4 sumpfiges Land, 5 Stadt in Luxemburg, 6 deutscher Dichter, 7 Himmelskörper, 8 hilfloser Zustand, 9 Stadt in Ostpreußen, 10 ehemaliges deutsches Herzogtum, 11 weibliche Sagengestalt, 12 europäisches Königreich, 13 niederländischer Maler, 14 Schwarzwild, 15 Fluß in Jugoslawien.

Doppel-Dreieck.



Jede Zahl entspricht einem Buchstaben. Zusammengesetzt ergeben: 1—3—6—8 geflochtener Behälter, 1—4—7—11 wertloses Zeug, 8—9—10—11 Schattenspender, 2—3—4—5 Brennmaterial, 2—6—9—12 Fischöl, 5—7—10—12 Waldgott.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4406.

Zitatenrätsel.

Bei Philippi sehen wir uns wieder.
Du hast's gewollt, Oktavio.
Hab' Sonne im Herzen.
Grün ist des Lebens goldner Baum.
Ozean, du Ungeheuer.
Noch sind die Tage der Rosen.
Nur die Galeerensklaven kennen sich.

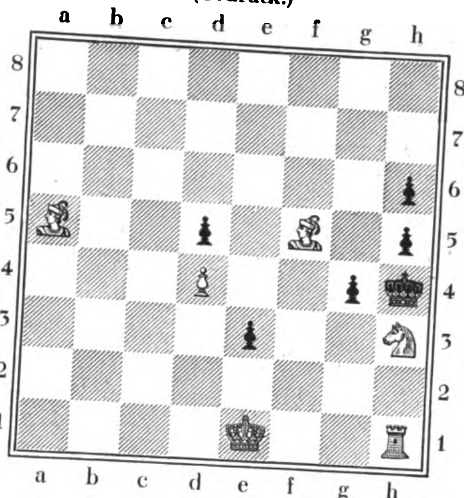
Obigen Zitaten sind je drei (dem letzten vier) aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, die, aneinandergereiht, ein Sprichwort ergeben.

Gegensatz.

Das Raubtier und ein großer Unglücksfall,
Sie sind so wie das hier gedachte Wort;
Doch wechseln nur zwei Zeichen ihren Ort,
Dann grünen Feld und Wiese überall.

Schachaufgabe.

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.
(Urdruck.)



(6—6)
Weiß zieht und setzt Matt in drei Zügen.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4404.

Wabenrätsel: 1 Menzel, 2 Emir, 3 Neid. 4 Ernani.

Rösselsprung—Königszug:

So mancher scheint beim ersten Blick
Gar liebevoll und herzenswarm
Und zeigt sich dann, genau erkannt,
An wahrer Liebe bettelarm.
So mancher scheint beim ersten Blick
Verschlossen starr und eisig kühl,
Doch birgt sein Herz für den, der sucht,
Den reichsten Schatz von Mitgefühl.

(Anfang: zweite wagerechte Reihe von oben, 5. Feld.)

Wortkette: Bandwurm, Wurmstich, Stichwort, Wortspiel, Spielsaal, Saalbau, Bauland, Landsee, Seefisch, Fischbein, Beinbruch, Bruchband.

Silbenrätsel: 1 Aline, 2 Pralinen, 3 Halifax, 4 Relief, 5 Olive, 6 Delila, 7 Ilias, 8 Thalia, 9 Elias. — Aphrodite.

Stilleben:
Zyklame
Kirsche
Rettich
Spargel
Levkoie
Anemone
Pflaume

Wie hat er es geschafft



Sein reizendes Heim, seinen schönen Garten, sein Automobil, seine Zufriedenheit und Gesundheit, das Glück seiner Familie, — wie hat er das alles erlangt? Dieser Mann weiß, daß Zeit und Energie sein kostbarstes Gut sind und versteht dieses Gut in Arbeit und Vergnügen richtig auszuwerten. Darum hält er sich ein Auto: es trägt den Hauptanteil zu seinem Erfolge bei, macht ihn leistungsfähig als Geschäftsmann und beliebt im Kreise seiner Familie. Automobilbesitzer zu sein, ist in unserer Zeit kein Luxus mehr; das Auto, mit allen seinen Annehmlichkeiten, wurde zur wirtschaftlichen Notwendigkeit. Wenn Ihnen ein Auto durch bessere Ausnützung von Zeit und Energie im Durchschnitt täglich auch nur drei Mark Mehreinkommen bringt, so können Sie ohne Kosten einen Opel 4 PS fahren und alle seine Freuden in der Zeit der Erholung mit den Ihren genießen. Den Opel 4 PS können Sie schon für RM 2100.- kaufen; dabei bietet Ihnen der Opel-Finanzierungsplan bedeutende Zahlungserleichterungen. Eine niedrige Anzahlung genügt — und Sie sind Herr eines Wagens, der Ihnen Erfolg in der Arbeit und Freude am Leben bringt. Ueberlegen Sie sich das selbst, sprechen Sie mit Ihren Geschäftsfreunden und mit Ihrer Frau darüber; es wird Ihnen dann klar werden, daß auch für Sie der Opel nicht nur erschwinglich, sondern notwendig ist. Wenn Sie zu dieser Ueberzeugung gekommen sind, dann ist am besten rasche Entscheidung. Rufen Sie den nächsten Opel-Händler an. Er wird Ihnen beweisen, wie leicht Sie einen Opel besitzen können. Sie sind es sich selbst und Ihrer Zukunft schuldig, denn:

Preis ab Werk von RM 2100,- an

OPEL

Unser nächster Vertreter gibt Auskunft über die günstigen OPEL-Zahlungs-Bedingungen.

FÜHRT ZUM ERFOLG!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35. Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG

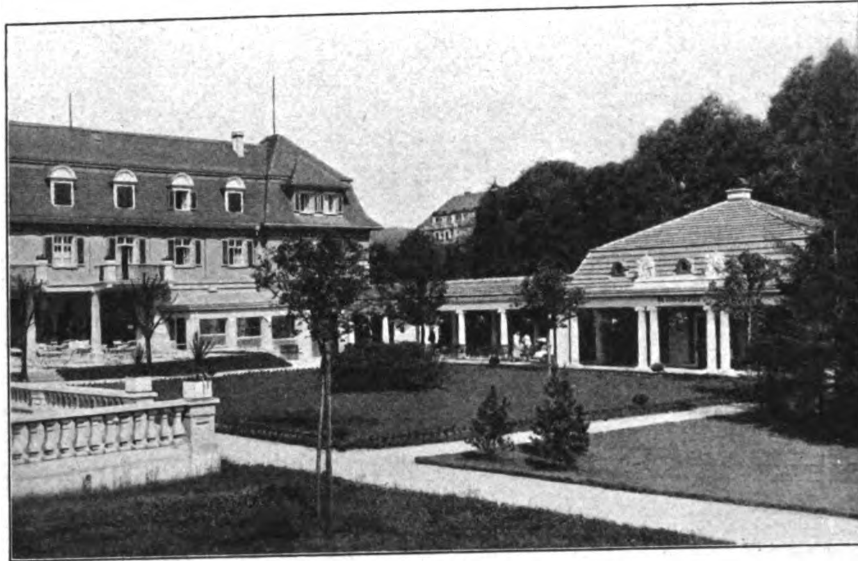
VERLAG I·I·WEBER

NR·4406 ☆ 22·AUG·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

BAD BRAMBACH, stärkste Radium-Mineralquelle der Welt.

Bad Brambach hat dank seiner fabelhaften Heilerfolge bei Gicht, Rheuma, Ischias, Neuralgien, Nervenleiden, Frauenkrankheiten, sowie durch seine erfolgreichen Verjüngungskuren in diesem Jahre wieder eine ansehnliche Besuchssteigerung erfahren und durch die erzielten Resultate die Mächtigkeit der Einwirkung der Radiumtherapie auf scheinbar aussichtslose Leiden bewiesen. Der hohe Radium-Emanationsgehalt der Wettinquelle, sowie deren wertvolle mineralischen Bestandteile in ihren günstigsten chemischen Verbindungen neben besonders starkem Kohlensäuregehalt sind die Heilfaktoren, auf denen sich der Kurgebrauch in Bad Brambach aufbaut. Die Tatsache, daß im gesamten Quellengebiet aus der Erde strömende Gasquellen, welche im Liter bis zu 1100 Mache-Einheiten Radium-Emanation enthalten und die Luft in weitem Umkreise aktivieren, beweist, daß der Körper in Bad Brambach dauernd unter radioaktiver Beeinflussung steht. Unter Berücksichtigung aller dieser Punkte kann man sich daher leicht eine Vorstellung machen, wie günstig der Körper durch eine Kur in Bad Brambach beeinflußt wird, welche Erfolge zeitigt, die bei einer ganzen Reihe von Krankheiten infolge der einzigartigen Wirkungen des Radiums durch die Kurmittel keines anderen Bades auch nur annähernd erreicht wird. Für die Unterbringung der Gäste sorgen mit jedem Komfort der Neuzeit ausgestattete Kurhotels. Jedes Haus ist mit eigenen Radium-Bade-Einrichtungen mit direkter Zuleitung aus den Quellen versehen. Von jedem Stockwerk aus gelangt man durch Personenaufzüge in die Radiumbäder-Abteilung. Über die Wettinquelle, der stärksten Radium-Mineralquelle der Welt, wurde ein neuer Tempel gebaut, und derselbe ist durch eine Wandelhalle mit dem Kurhotel verbunden, was ganz besonders wertvoll ist im Winter oder bei schlechtem Wetter. Die ganzen Anlagen sind heizbar. Einfacheren Ansprüchen ist durch zahlreiche Gasthöfe und Privatpensionen Rechnung getragen. Die Gartenanlagen sind umfangreich und geschmackvoll. Der Röthenbach, dessen Wasser ebenfalls radioaktiv ist, fließt durch die Parkanlagen, und kilometerlange Fußwege gehen am Röthenbach entlang, wo beim Spazierengehen dauernd die in der Umgebung des Baches besonders stark mit Radium-Emanation gesättigte Luft eingeatmet wird.


Blick auf die Wettinquelle mit im Winter geschlossener, heizbarer Wandelhalle und Radium-Kurhotel.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4406. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich. zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

22. AUGUST 1929

Illustrirte Zeitung



EIN DICHTER LIEST AUS SEINEN WERKEN

GEMÄLDE VON R. KRAMSTYK

WIE SAG' ICH'S MEINEM HÖRER?

EIN BEITRAG ZU DEM THEMA „DER REDNER"



Der junge Anwalt daheim bei der Hauptprobe zum ersten Plädoyer. Zeichnung von H. Daumier.

Die Rede selbst ist wohl das wenigste. Bekanntlich macht der Vortrag des Redners Glück, und da nun wieder nicht so sehr die Kunst des oratorischen Aufbaues und der dialektischen Ausschmückung, nicht einmal das Geschick, die schlagendsten Tagesphrasen und Gemeinplätze, die geläufigsten Forderungen und wohlfeilsten Ideale wie rettende Eingebungen und kühne Wahrheiten zu präsentieren, sondern vor allem das suggestive Auftreten, der kluge Gebrauch der stimmlichen Mittel und die sichere Beherrschung der gesamten Klaviatur Vertrauen einflößender und hinreißender pantomimischer Mätzchen.



Das zündende Wort des Militärs: Ansprache des Generals Yorck an die ostpreußischen Stände in Königsberg am 5. Februar 1813. Gemälde (Ausschnitt) von O. Brausewetter. (Mit Genehmigung der Photogr. Gesellschaft, Berlin.)

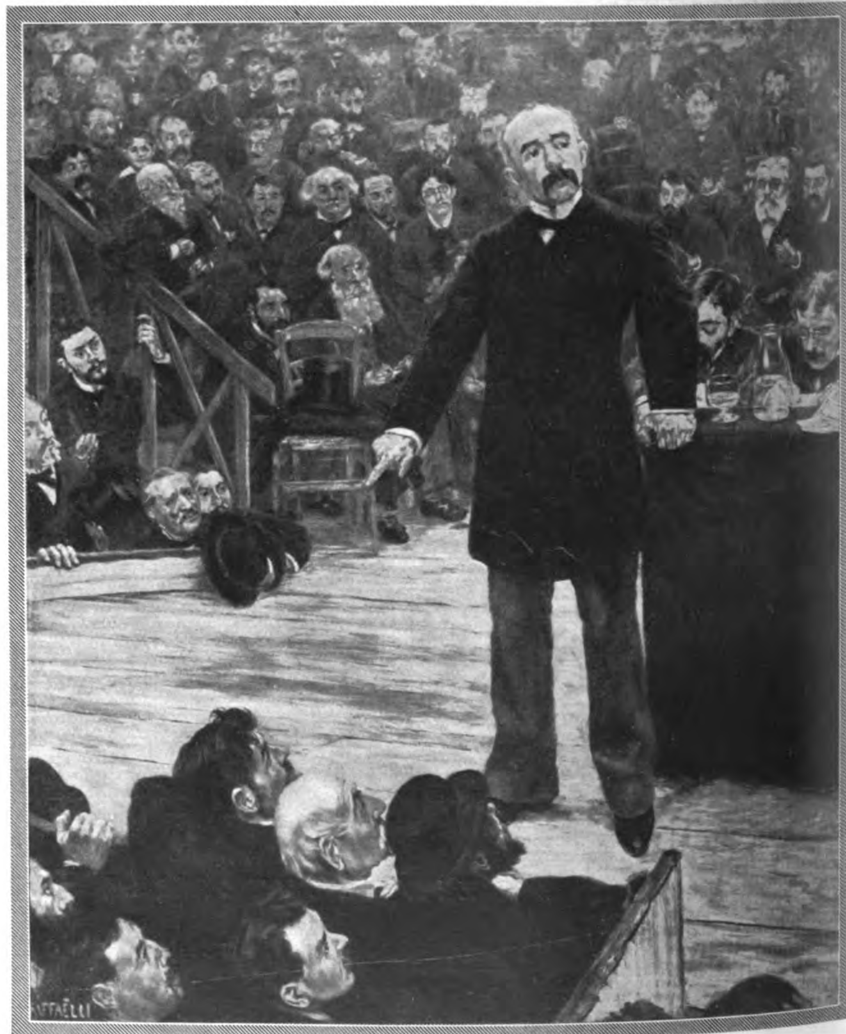
Natürlich müssen Haltung und Gebaren des Redners auf den besonderen Anlaß und auf die jeweilige Hörerschaft abgestimmt sein. Gesten, die im Schwunge einer begeisterten Ansprache über die glorreiche Vergangenheit der jubilierenden Firma wohlangebracht und von zündender Wirkung sind, dürften jämmerlich verpuffen, wo es sich darum handelt, die haarsträubende Ruchlosigkeit eines Angeklagten vor Augen zu führen und dem Abscheu aller Redlichen zu überantworten. Die bedächtige Handhabung des Taschentuchs, die vor einem gelehrten Kongreß Ansehen verschafft, wird dem von den Schultern seiner Kameraden herunter Brandreden schleudernden Agitator schwerlich die Herzen erobern und wird daher zweckmäßig durch das wilde und triumphierende Hervorziehen von Dokumenten ersetzt, deren Empörung auslösende Beweiskraft drohendes Schwenken in gereckter Faust jedem Zweifel entrückt. Was dem Parlament imponiert, kann eine Generalversammlung völlig kalt lassen.

So besteht denn die Kunst des Redners nicht zuletzt darin, immer zu wissen, wen er vor sich hat. Instinkt für die Situation und psychologische Erfahrung in bezug auf sein Publikum garantieren ihm zuverlässiger Aufmerksamkeit und Zustimmung der Zuhörer als Wucht der Gedanken und Feinheiten der Argumentation. Die Leute werden gebannt an seinen Lippen hangen, wenn er es versteht, ihren dramatischen Geschmack zu treffen und genau so behäbig oder zornfunkelnd auf sie niederzublicken, genau so gelassen am Wasserglase zu nippen oder es hastig in die vor Erregung rauhe Kehle zu schütten, genau so selbstsicher und jeder persönlichen Huldigung unerreichbar oder erschöpft und ausgegeben von der Tribüne abzutreten, wie es ihren Erwartungen, ihrer romantischen Vorstellung von einem Streiter für die gerechte Sache, ihrem Pathos entspricht.



Der Wunderdoktor macht für sich Reklame. Zeichnung von Gavarni.

Eine Regel läßt sich da freilich nicht aufstellen; und wenn man noch bis zu einem gewissen Grade erlernen kann, seine Worte zu einem übersichtlich ge-



Eine politische Reminiszenz: Der junge Clemenceau auf der Rednertribüne. Gemälde von Raffaelli.

gliederten und logisch entwickelten Ganzen zu fügen, wenn selbst die raffinierteren Griffe und Kniffe der rhetorischen Schauspielerei schließlich beizubringen sind, so bleibt es Sache des angeborenen Talents, zu wissen, welche Rolle jeweils den Erfolg sichert, und welchen oratorischen Charakter die Zuhörer im vorliegenden Falle dargestellt zu sehen begehren, oder ob gewagt werden darf, sie zu überraschen und zu verblüffen.

Feuer kann man einüben, den Brustton der hohen Gesinnung erlauschen, auf die Gebärden eindringlicher Warnung und machtvoll zurückgewiesener Verantwortung kann man sich dressieren. Zu erkennen aber und oft momentan aus dem



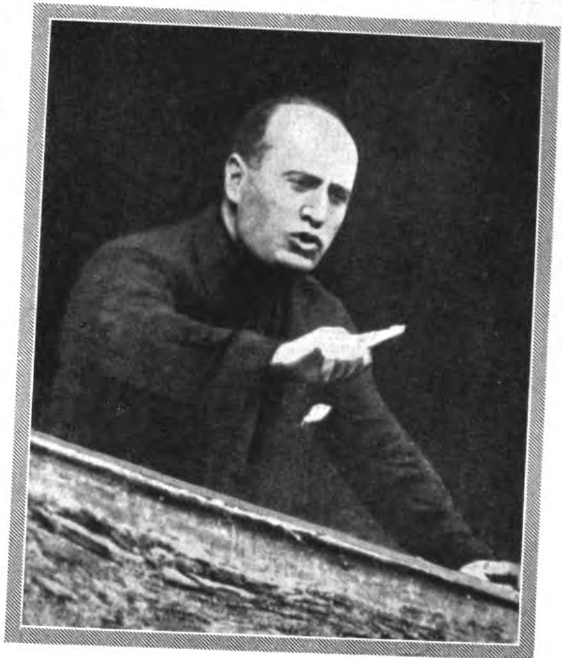
Der Altreichskanzler als Redner: Bismarck spricht im Reichstag. Zeichnung von E. Limmer aus dem Jahre 1889.



Der Denkmalsweihe-Redner. Gemälde von Albert Guillaume.



Der Demagog. „Erinnerung an Danton." Zeichnung von R. Duschek.



Ein modernes Beispiel politischer Beredsamkeit: Mussolini spricht zu seinem Volke.

Wechsel der Stimmung zu spüren, ob die Leute da unten jetzt den glühenden Apostel verlangen, der sich jäh erhebt und das Wort ergreift wie eine Axt, oder den maßvoll-unbeirrbaren Sachwalter, der würdig und gemessen die Stufen zur Tribüne emporsteigt und erst freundlich das Auditorium mustert, ehe er mit seinen Ausführungen beginnt, oder ob man ihnen den fein und gefährlich über die Köpfe hinblinzelnden Spötter, den Mann der geistreichen Kunstpausen und des witzigen Abgangs zu bieten hat: das ist es, was das große rednerische Ingenium eigentlich ausmacht.

Willi Wolfradt.

MESALLIANCEN UND GEHEIMEHEN IN FÜRSTENGESCHLECHTERN

In den letzten Jahren, da freiere Lebensanschauungen auf allen Gebieten machtvoll vordrangen, hat auch der Begriff der Mesalliance, der nicht standesgemäßen Heirat, bereits erklecklich an Sensation eingebüßt. Die neue Generation, vor allem ihr Recht auf volle Auslebung des individuellen Ich fordernd, zerbrach und zerbricht Schranken, die nur zu streifen, früher schon eine Ungeheuerlichkeit bedeutete. Daß eine Schwester des Deutschen Kaisers den Eintänzer Zoubkow heiratete, war wirklich erst nach 1918 möglich, und auch die Ehe des Herzogs Nikolaus von Leuchtenberg mit einem Dienstmädchen konnte erst in unserer Zeit derart vor aller Öffentlichkeit vollzogen werden.

Welchen Schwierigkeiten begegnete dagegen im alten Österreich die Verheiratung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand mit der Hofdame Sophie Gräfin von Chotek, die Kaiser Franz Joseph später zur Herzogin von Hohenberg erhob! Die Kinder wurden als nicht erbfolgeberechtigt erklärt, und man befürchtete die schwersten staatspolitischen Verwicklungen, falls Franz Ferdinand einmal die Macht in Händen hätte. Und doch war gerade das Familienleben dieses Habsburgers ein vorbildliches, die Gatten liebten einander zärtlich und fanden ja auch gemeinsam den Tod, noch im Sterben einander umschlungen haltend. — Diese Mesalliance war im Habsburger Hause nicht die einzige. Berühmt und vielfach dramatisch bearbeitet wurde die bereits im 16. Jahrhundert abgeschlossene Ehe des Erzherzogs Ferdinand von Tirol mit der Großkaufmannstochter Philippine Welser; im 19. Jahrhundert verehelichte sich der Reichsverweser Erzherzog Johann mit der Alpenländerin Anna Plochel, Tochter eines Postmeisters in Aussee, und der damalige Kaiser Franz, plötzlich Schwager dieser „Bürgerlichen" geworden, suchte das Schicksal wenigstens insofern zu korrigieren, als er Anna Plochl erst zur Freifrau von Brandhofen und später zur Gräfin von Meran erhob. Erzherzog Heinrich wieder heiratete die Bürgerliche Leopoldine Hofmann; dem Bunde entsproß eine Tochter Maria Raineria, die von Kaiser Franz Joseph zur Gräfin von Waideck erhoben wurde und nunmehr als verwitwete Fürstin Campofranco ihren Lebensabend verbringt. Als letzte unebenbürtige Ehen im Hause Habsburg wären schließlich die Eheschließung des Erzherzogs Karl Albrecht mit der verwitweten Gräfin Alice Badeny, geborenen v. Ankarcrona, und die seines Bruders Leo Karl mit der Gräfin Mathilde von Thuillières-Montjoye zu nennen.

In Deutschland schloß die originellste Geheimehe jedenfalls der Kurprinz Karl Albrecht von Bayern, späterer Kaiser Karl VII., der im Jahre 1722 sich mit einer Tochter Kaiser Josephs I., Maria Amalia, vermählte, jedoch ganz kurze Zeit später sich bereits in die bildschöne Hofdame Karoline Baronin Ingelheim verliebte und diese ebenfalls zu besitzen wünschte. Um die Freiin für sich zu gewinnen, täuschte er einen päpstlichen Ehedispens vor, maskierte einen seiner Lakaien als Priester und ließ sich von diesem mit Karoline trauen. Freilich kam der Trick bald auf; und ehe noch ein Jahr verstrichen war, heiratete die Baronin den Grafen Spreti, genas aber drei Tage nach der Hochzeit eines Knaben, dessen Vater noch Karl Albrecht war, und den dieser dann zum Grafen von Hollenstein in Bayern ernannte.

Auch das hessische Herrscherhaus kennt mehrere Mesalliancen: so heiratete Prinz Alexander von Hessen die polnische Gräfin Julie von Hauke, eine Ehe, die wegen des noch sehr jungen Adels der Gattin für nicht ebenbürtig erklärt wurde; der dieser Gemeinschaft entsprossene Sohn Alexander wurde zum Prinzen von Battenberg ernannt. Zum Fürsten von Bulgarien erwählt, lebte er nach seiner Absetzung in Graz als Graf von Hartenau; er vermählte sich mit einem Fräulein Loisinger, die Mesalliance seiner Abkunft also nochmals fortsetzend. Auch die Heirat des hessischen Prinzen Franz mit einem gewissen Fräulein Lindner, deren Tochter den Titel einer Gräfin Falkener erhielt, und die Eheschließung des Prinzen Christian mit Elisabeth Reid-Rogers, der man anfänglich die Würde einer Freifrau von Barchfeld, schließlich aber sogar die einer Prinzessin von Hessen (1921) zuerkannte, gehören hierher.

In Rußland erregte bedeutendes Aufsehen die morganatische Ehe des Zaren Alexander II., der sich knapp nach dem Hinscheiden seiner ersten Gattin, Irene von Hessen, mit seiner Freundin, der Prinzessin Katharina Dolgoruky, trauen ließ, der er die Würde einer Fürstin Jurjewsky verlieh. Weniger bekannt wurde die morganatische Ehe des letzten Zaren Nikolaus II., die dieser eben an jenem Tage mit der schönen und schon seit langem glühend verehrten Tänzerin Mathilde Kscherschinska abschloß, da er sich mit Prinzessin Alix von Hessen offiziell verlobte. Später, als die Ehe mit der deutschen Prinzessin tatsächlich vollzogen wurde, mußte er die Verbindung mit der Kscherschinska allerdings wieder lösen, freilich nicht ohne deren beide Söhne in den Adelsstand zu erheben und sie als Offiziere bei Hof zu verwenden.

In England wurden Eheprobleme verschieden gelöst. Heinrich VIII. arbeitete am liebsten mit dem Schafott, wodurch es ihm möglich war, ohne viel Schwierigkeiten Katharina von Aragonien, Anna Boleyn, Jane Seymour (die im Wochenbett starb) und Katharina Howard zu ehelichen und dann in ein besseres Jenseits abzuschieben. Erst Anna Cleve glückte es, ihren radikalen Gatten zu überleben. — Königin Viktoria wieder soll mit ihrem Lieblingskammerdiener John Brown durch eine geheime Eheschließung verbunden gewesen sein, doch mangeln hierfür alle Beweise. Die Gemahlin des jetzt regierenden Königs von England, eine geborene Fürstin von Teck, könnte nach „kontinentalen" Geschlechterregeln ebenfalls nicht für ebenbürtig gelten, da ihr Vater einer morganatischen Ehe entstammt.

Auch in Frankreich haben Mesalliancen die alten Adelsgeschlechter bereits stark durchsetzt. Schon die Witwe Ludwigs XIII. soll mit dem Kardinal Mazarin heimlich vermählt gewesen sein. Ludwig XIV. heiratete in zweiter Ehe Madame de Maintenon. Die Herzogin von Berry vermählte sich, obwohl sie eine flammende Verteidigerin des Bourbonengeschlechts war, im verborgenen mit dem Kammerherrn Marchese Lucchesi-Ralli, einem gebürtigen Neapolitaner, dem sie auch einen Sohn schenkte. Weitere Mesalliancen folgten in Frankreich nach. So vermählte sich Herzog Theodor von Beauffremont mit der einfachen Bürgerin Therese Chevrier. Prinz Roland Bonaparte heiratete Marie Blanc, die Tochter des Pächters der Spielhölle von Monte Carlo; ein Kind, das dieser Ehe entsproß, wurde später Prinzessin Georg von Griechenland. Prinz Agenor von Bidache ließ sich in zweiter Ehe mit der Baronin Margarete von Rothschild trauen, einer Tochter des Barons Karl von Rothschild aus der Frankfurter Linie.

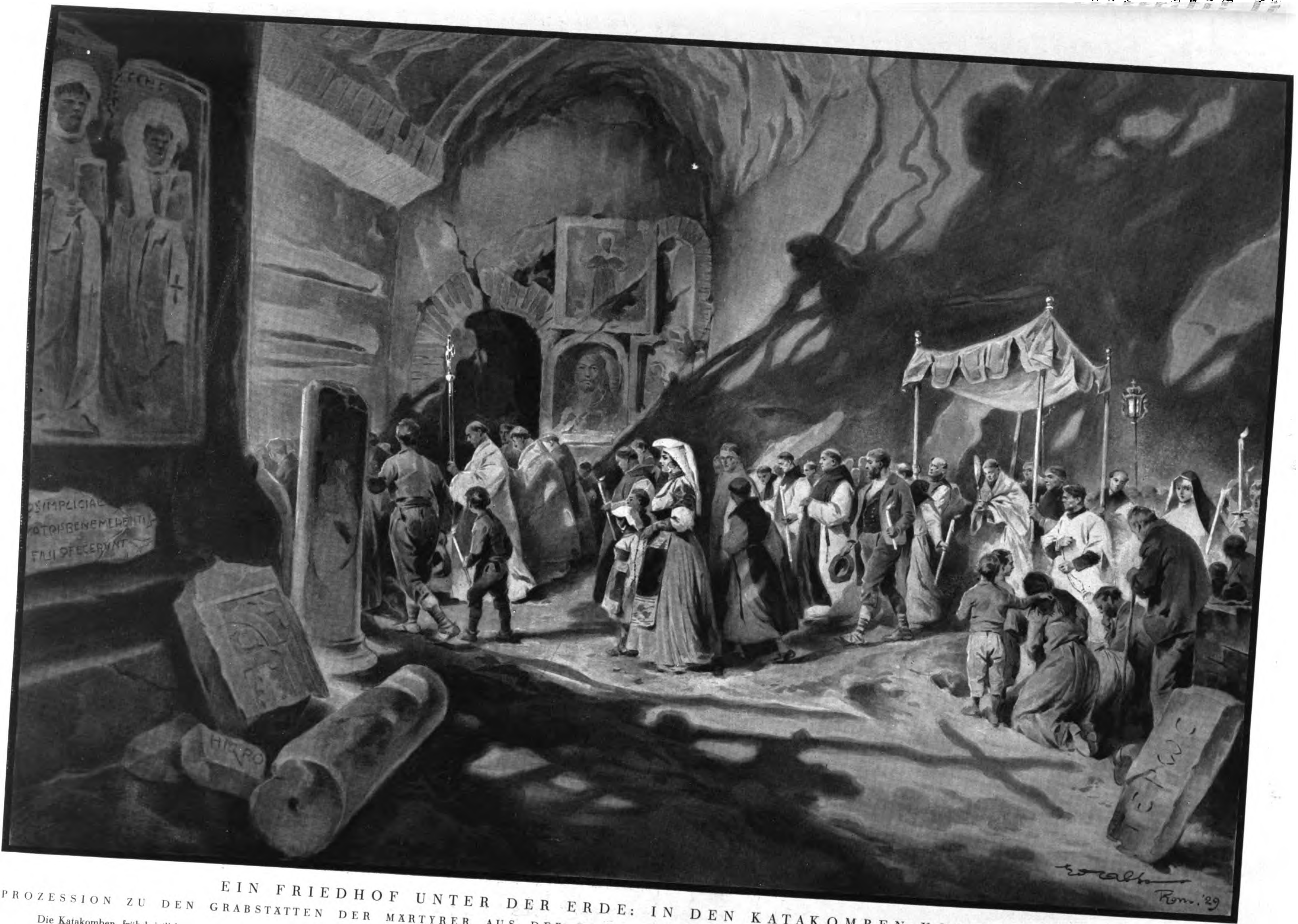
Schon obige Beispiele, die sich freilich noch durch einige andere Dutzend vermehren ließen, beweisen, daß Mesalliancen in allen Ländern und in allen Adelskreisen des alten Europas in den letzten Jahrhunderten geschlossen wurden. In jüngster Zeit kamen dann immer krassere Verbindungen zustande. Das Ziegfield-Girl Peggy wurde von dem schottischen Lord Northesk, in dessen Familie man bisher noch nicht eine einzige Mesalliance geduldet hatte, zum Altar geführt. Graf Bernadotte, ein Neffe des Königs von Schweden, vermählte sich mit Miß Mauville, der Tochter des amerikanischen Asbestkönigs; 1927 heiratete der Herzog von Rochefaucould eine Tochter des russischen Volkskommissärs Krassin, und der Exmaharadschah von Indore vollzog die erste Mesalliance des Orients, indem er Miß Nancy Miller zu seiner Gattin erwählte.

Die Ereignisse überstürzen sich, die Zeit läßt sich nicht aufhalten. Wird man in hundert Jahren überhaupt noch den Begriff einer „Mesalliance" kennen? Und wenn ja — von welchen Gesichtspunkten aus dürfte das Problem der „Unebenbürtigkeit" in der Ehe betrachtet werden?

Dr. Erwin Stranik.



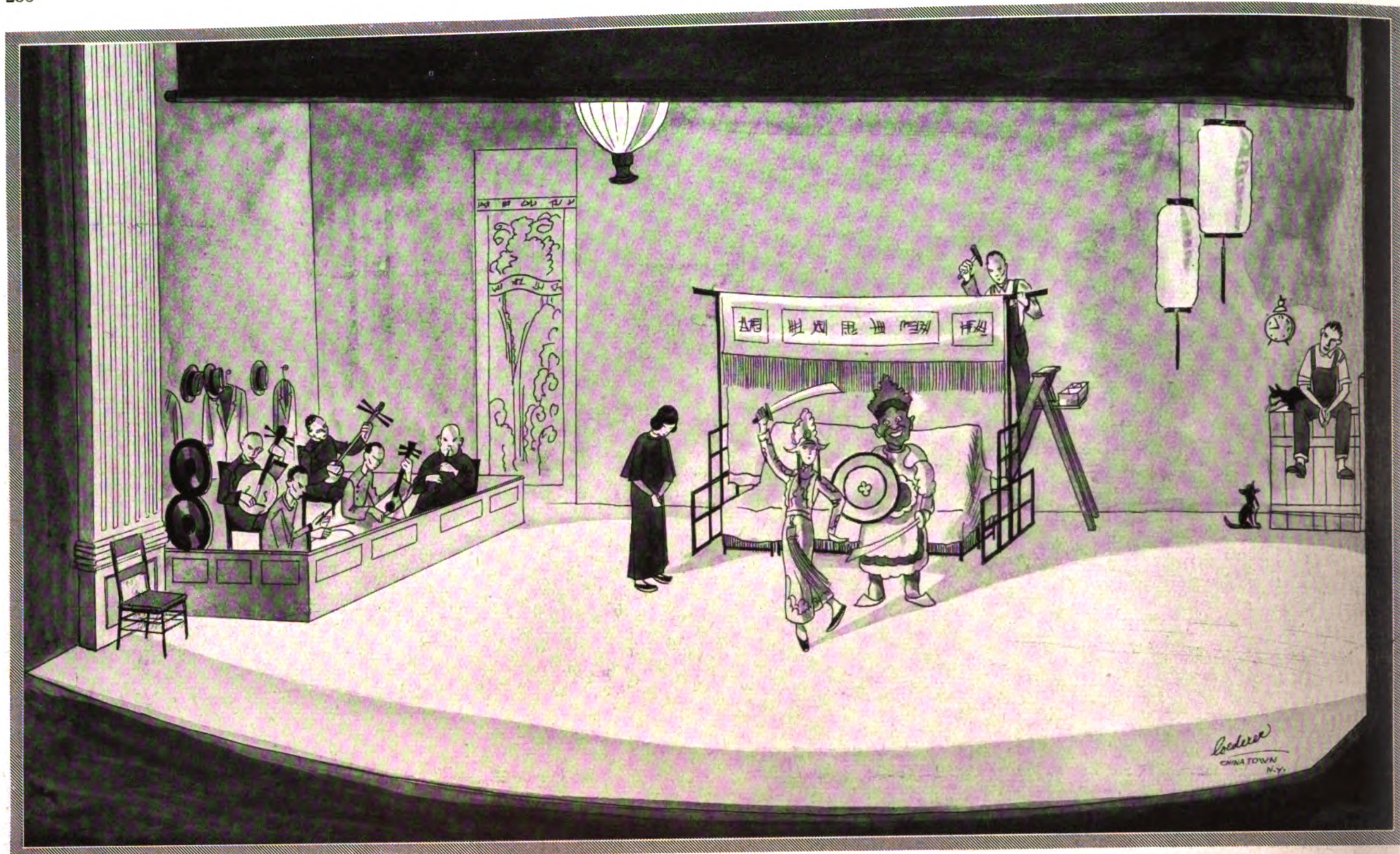
DAME MIT BARSOI / GEMÄLDE VON D. ERCHEVERRY



EIN FRIEDHOF UNTER DER ERDE: IN DEN KATAKOMBEN VON ROM

PROZESSION ZU DEN GRABSTÄTTEN DER MÄRTYRER AUS DER FRÜHZEIT DES CHRISTENTUMS (KATAKOMBEN S. CALISTO) NAHE BEI ROM

Die Katakomben, frühchristliche unterirdische Begräbnisanlagen, waren bis ins 5. Jahrhundert im Gebrauch; bei den Verfolgungen dienten sie den ersten Christen auch als Zufluchtsstätte. — Für die „Illustrirte Zeitung" gezeichnet von Edmondo Abbo.

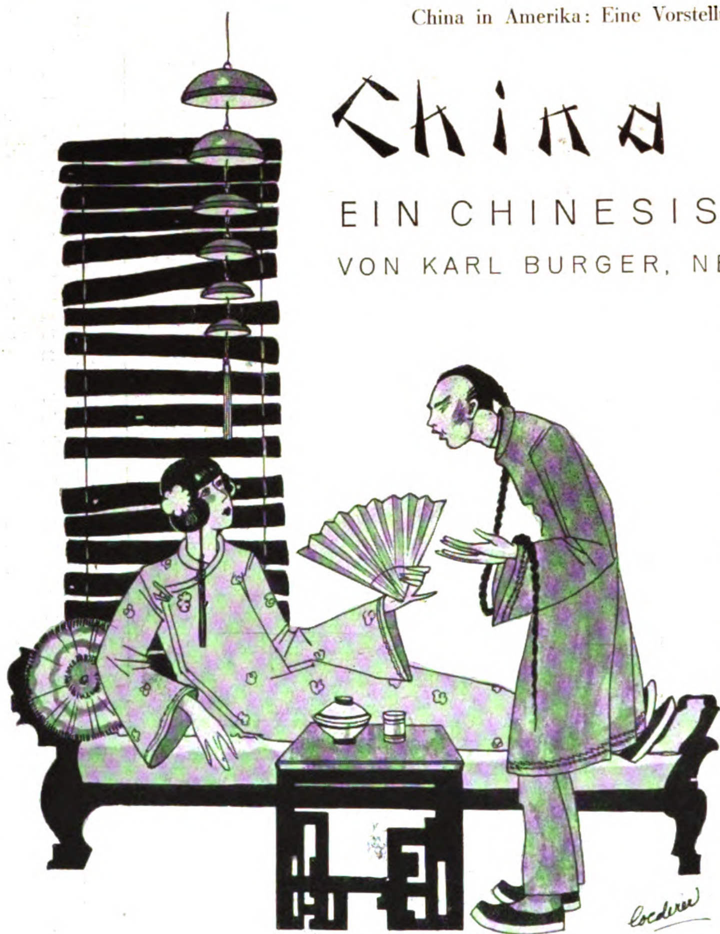


China in Amerika: Eine Vorstellung im Chinesischen Theater zu Neuyork in vollem Gange.

China spielt Theater

EIN CHINESISCHER THEATERABEND IN NEUYORK

VON KARL BURGER, NEUYORK / MIT ZEICHNUNGEN VON RICHARD A. LOEDERER



Die Liebeswerbung . . . wird, wenn nötig, am folgenden Abend fortgesetzt.

Was ich bei meinem Besuch des Chinesischen Theaters, des ehemaligen Thalia-Theaters, am Brückenkopf der Manhattan-Brücke in Neuyork, erlebt habe, ist so restlos „chinesisch" für mich geblieben wie die phantastisch-krausen Pinselstrich-Ornamentzeichen auf den Schildern und Anschlagzetteln in Chinatown.

Das Thalia-Theater, vormalige Bowery-Theater, ist das älteste Theater Neuyorks. Hundertunddrei Jahre alt, viermal von Bränden zerstört, zuletzt 1843 renoviert, um erst englisches, dann deutsches, dann jiddisches, dann italienisches und schließlich chinesisches Theater zu sein — gleicht es einem verwunschenen Schloß. Man möchte ihm ein dreihundertjähriges Alter glauben und ein Stammpublikum von Ratten und Fledermäusen und Eulen dazu. Breite wackelige Holztreppen führen zu dem Musentempel empor, der sich mit zerschmissenen, notdürftig mit Papier verklebten, undurchsichtigen Fensterscheiben und mit fragmentarischen Holzläden und -leisten querüber vernagelt, präsentiert. In die verlogene Säulenfassade, der man noch anmerkt, mit welch schmierenhafter Pose sie einst mit Marmortempel-Attitüden kokettierte, ist eine windschiefe, verrostete Eisentreppe eingebaut. Abgeblätterter Prachtkitsch. Moderiges Holz grinst lichtscheu vor. Rissig, schmutzüberkrustet, zerbröckelt, verfallen und dennoch verwegen weiterdauernd, prangt diese Bowery-Pracht wie hinter Spinnweben. Eine greisenhafte Kokotte, deren zerstörtem, zerfressenem Antlitz keine Schminke mehr nützt.

Man ist im Zweifel, ob diese Ruine überhaupt noch zugänglich ist, oder ob man nicht schon mit dem Demolieren begonnen hat. Man pocht an die Fensterläden, rüttelt an den verschlossenen Türen. Es rührt sich nichts. „Hallo", fragt man einen vorüberkommenden Chinesen, „wird da drinnen noch gespielt?" Ein gefrorenes Grinsen ist die Antwort; der Mann eilt weiter. Man fragt einen zweiten, dritten, vierten Chinesen; weist auf die schmierige Papierfahne, die mit Pinselstrichzeichen halb abgerissen von einem zerschlagenen Anschlagbrett flattert. Stereotypes Grinsen. Kopfschütteln. Chinatown ist für neugierige Weiße die Stadt der Taubstummen.

Abends aber, um 6 Uhr, wird von innen die Tür geöffnet. Man tritt ein, entrichtet an der Kasse seinen Obolus. „Wie heißt das Stück?" — Der Kassierer wackelt stumm mit dem Haupt wie eine Pagode. Man weist auf das chinesische Theaterprogramm, das man von der Wand reißt. Wiederholt die Frage. Das breite, fettig glänzende Gesicht des Chinesen bleibt unbeweglich. „Steht es denn nicht auf dem Programm?" — „I don't know", ist die kurze Antwort. Man kann keineswegs behaupten, daß man sich als der einzige Weiße im gelben Theaterpublikum als willkommener Gast fühlt.

(Schluß auf der übernächsten Seite.)



Kang Yuen, der Darsteller weiblicher Rollen, macht sich für die Aufführung zurecht.

DIE WACHSENDE WOHNUNG

AUS DER AUSSTELLUNG NEUZEITLICHER WOHNKULTUR IN KÖLN

Unsere Bildfolge zeigt die fortschreitende Bereicherung des Möbelbestandes einer bürgerlichen Wohnung im Verlauf einer Ehe unter Beibehaltung eines Grundstockes von Möbeln.



I. Im 1.—4. Ehejahre sind Wohn- und Speisezimmer in einem Raum vereinigt. Ihr Möbelbestand gibt die Bausteine für Speise- und Wohnzimmer der späteren Jahre.



II. Wohnzimmer vom 4. bis zum 8. Jahre.
Wohn- und Speiseraum sind nun getrennt. Ruhesofa und Büchergestell sind aus dem ursprünglichen Bestand übernommen. Ein doppelseitig klappbarer Wohnzimmertisch, ein Polstersessel und ein Schreibschrank kamen hinzu.



III. Das Speisezimmer im 4.—8. Jahre.
An Stelle des ursprünglich eingebauten Schrankes ist der Geschirrschrank getreten; Eßtisch und Stühle sind die gleichen geblieben.



IV. Das Wohnzimmer des 12.—16. Jahres.
Der Möbelbestand ist derselbe wie im 4.—8. Jahre, er wurde nur durch verschiedene Sitzmöglichkeiten bereichert. Eine anheimelnde Wohnecke ist entstanden.

Die Ausstellung „Wachsende Wohnung" der Arbeitsgemeinschaft des Deutschen Werkbundes für Köln und die Rheinlande will die praktischen Möglichkeiten neuzeitlicher Wohnkultur aufweisen. Unter dem Gesichtspunkt des allmählichen Aufbaues werden jeweils vier Wohnstadien gezeigt, die sich von vier zu vier Jahren mit dem Bezug neuer Wohnungen ergeben. — Unter den Kölner Ausstellungen sind noch hervorzuheben: die Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes und die Ausstellung „Schätze aus Kölner Museen".



V. Das Speisezimmer im 12.—16. Jahre.
Eßtisch und Stühle haben durch Lackierung und Polsterauflagen ein reicheres Aussehen erhalten. Der Geschirrschrank ist durch eine Anrichte ersetzt. Der kleine Gläserschrank mit seitlich verschiebbaren Türen dient mehr als Ziermöbel.



Von der Reklameschau in Berlin.
Reichsverkehrsminister v. Guérard hält vor den Ehrengästen im Ehrenhof der von Prof. H. K. Frenzel geschaffenen „Alten Stadt" die Eröffnungsrede.



Gilbert T. Hodges,
Vorsitzender des Programm-Ausschusses, Mitglied des Aufsichtsrates von The Sun, Neuyork.



Berard Lichtenberg,
Vizepräsident der Association of National Advertisers Inc., Direktor, Alexander-Hamilton-Institute, Neuyork.



Philip L. Thomson,
Präsident vom Audit-Bureau of Circulations, Director of Public Relations, Western Electric Co., Inc., Neuyork.

Hervorragende Persönlichkeiten der Reklame auf dem Welt-Reklamekongreß in Berlin.



Lord Riddell,
Präsident des Reklameverbandes von Großbritannien.



Charles Maillard,
Präsident des Reklameverbandes von Frankreich.

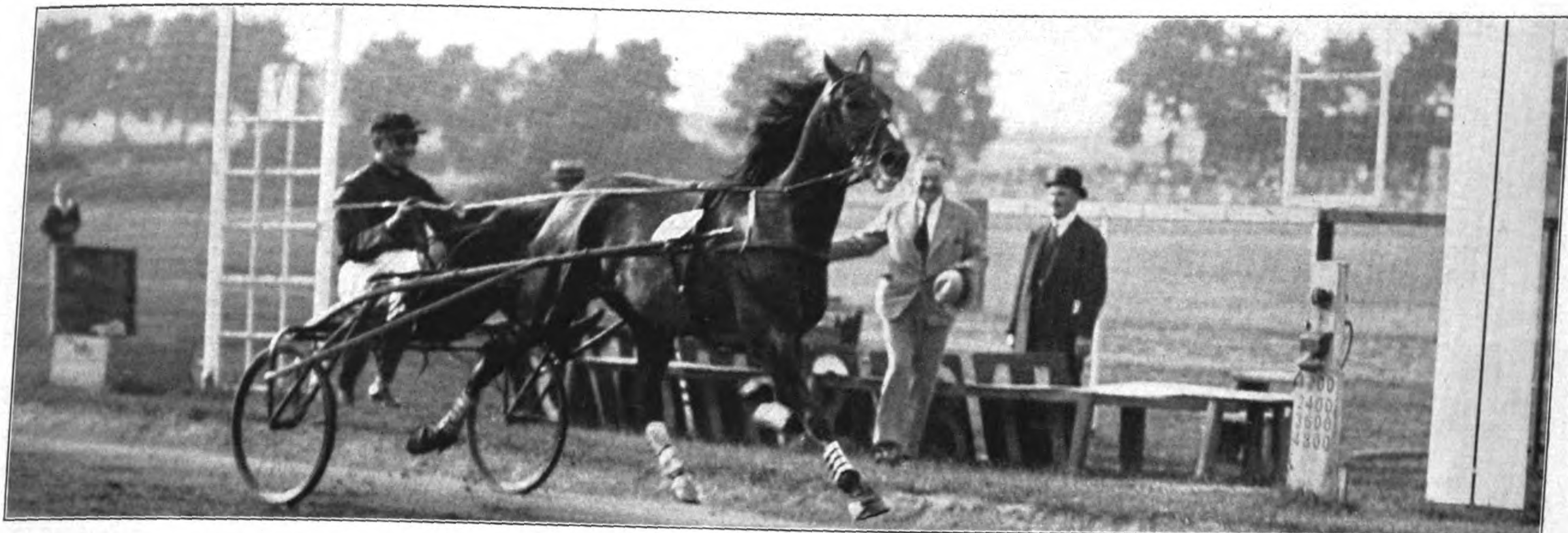
Der große Saal, größer als der manches Broadway-Theaters, vervollständigt den Eindruck, den man vom Portal gewann. Rumpelkammerobjekt, schmutzig, verstaubt, verfallen ist Stück für Stück. So wirkt alles Lebendige gespenstisch in diesem verdüsterten Raum. Dann geht der Vorhang hoch — und die graue Gegenwarts-Gespenster-Sonate erfährt ihre Vertiefung: die helle Bühne wird zum Guckkastenausschnitt in eine kurios andere Welt. Es geschieht dort etwas für unsere Augen und Ohren Unfaßliches, zu dem wir keine Gehirnbrücke finden. Die Bühne ist zugleich Bühne, Orchesterraum und Requisitenkammer. Das Bühnenmobilar: Stühle, Stühle und wieder Stühle. Die Stühle stellen, je nach Bedarf, einmal Stühle vor, dann — in verschiedenen Zusammenstellungen — einen Berg, den man mühsam erklimmt; eine Brücke, über die man flüchtet; das Bett einer Prinzessin; den Thron eines Mandarins; dann wird der Stuhl mit Schwertern geschmückt und ist ein Kriegersitz; dann wieder ist er ein Altar — es genügt der Überwurf eines buntbestickten Seidentuches für diese Verwandlung. Ununterbrochen stehen die zwei Bühnenarbeiter in langen Hosen, mit Stehkragen und grauer Wollweste auf der Bühne herum, bauen die Stühle um, jonglieren mit den bestickten Seidenüberwürfen hin und her, drücken den Schauspielern Schwerter und Ruten, eine Teetasse, einen Kriegerhelm, einen Blumenstab oder sonst irgend etwas, was sie aus einem Schubladenkasten auf der Bühne hervorholen, in die Hand und nehmen es, nach erledigter Geste, wieder zur Verwahrung zurück. Eine Prinzessin sinkt kummergebeugt in die Knie — flugs wirft ihr der Bühnenarbeiter, bevor sie noch den Boden berührt, einen Seidenpolster unter. Hat er einmal einen Augenblick lang nichts zu tun, so steht er einfach dort auf offener Szene und schaut zu. Plötzlich steht rechts in der Seitenvorhangöffnung ein kleines, dickes Chinesenkind, den Finger im Mund; es gehört zwar nicht auf die Szene, geht aber ungeniert über die Bühne und klettert schließlich auf seinen musizierenden Vater im Orchester, der daraufhin sein sonderbares Rasselinstrument weglegt, um mit dem Kind zu spielen... Indessen hockt oben, auf einem Sesselberg, ein Trollgespenst mit einer Tiermaske und einem langen Schweif und schwingt einen Blumenstab. Und verfolgt schließlich ein Chinesenmädchen, dessen weißgeschminktes Gesicht einer zierlichen Porzellanmaske gleicht; ein Seidentüchlein flattert in ihrer zarten Hand; sie drückt es vor die Augen und weint stundenlang. Dann steht ein Krieger vor ihr in grotesker Schwertschwinger-Stellung. Ein drei Viertelstunden langer Piepsdialog in quietschenden Fisteltönen ist die Folge. Man kann es aus dem Zuschauerraum von einer ganz gewöhnlichen Küchen-Weckeruhr ablesen, die an der rechten Bühnenaußenseite hängt. An der linken Bühnenseite sitzen die sechs Musiker, deren Musikgekreische unseren Ohren ertönt, als ob man grausam auf sechs Katzenschwänzen herumtrete.

Im Saal sitzen die Bowery-Chinesen in den Überröcken, die Hüte auf den Köpfen. Lauschen gespannt, grinsen, rauchen, kauen „Peanuts", daß es nur so knistert im ganzen Saal. Und ein Orangen- und Candymann geht umher und ruft seine Ware aus. Kinder laufen in den Sesselreihen herum wie auf einem Spielplatz. Um $^1/_2$9 Uhr gibt es auf einmal einen Rummel. Die Saaltüren springen auf, und von oben, von den Galerien und Rängen, stürzen die Zuschauer der billigeren Sitzkategorien ins Parkett und auf die noch leeren Balkonsitzreihen los, da ab $^1/_2$9 Uhr ein Preissturz der Sitze ein kostenloses Vorrücken gestattet.

Währenddessen agieren die Schauspieler ihr Spiel pausenlos, da sich ja alle Szenenverwandlungen auf offener Szene abspielen, mit einer Entrückung als wäre alle Gegenwartswirklichkeit für sie Hekuba. Die Vorstellung dauert vorläufig bis 1 Uhr morgens. Aber Liebesszenen können mit Fortsetzungen tagelang andauern. Ein Stück wird in Fortsetzungen mindestens eine Woche lang gespielt. — Vor kurzem ist dieses Chinesische Theater in Chinatown vollständig durch Brand zerstört worden. Die seltsamen Eindrücke meines Theaterabends aber will ich mir aufbewahren wie ein Erinnerungsblatt aus einem unbegreiflichen Märchenbilderbuch, das in einem Feuerofen in Flammen aufging, und das selbst bei einem Neubau des Theaters nicht in seiner Kuriosität wiedererstehen kann.



Auch ein Heilbad: An der heiligen Quelle in Chalun Arten (Mongolei).
Die Kranken baden in der seit Jahrhunderten bekannten Wunderquelle, um sich zu heilen, und verrichten dabei nach den Vorschriften der Lama-Priester die heiligen Gebetsübungen.



Der Sieger geht durchs Ziel.
Schlußbild aus dem Kampf um den „Großen Preis der Republik“ auf der Trabrennbahn Ruhleben am 11. August. Der kürzlich nach Italien verkaufte Augias (Stall Graf Orsi-Mangelli) siegte überlegen.

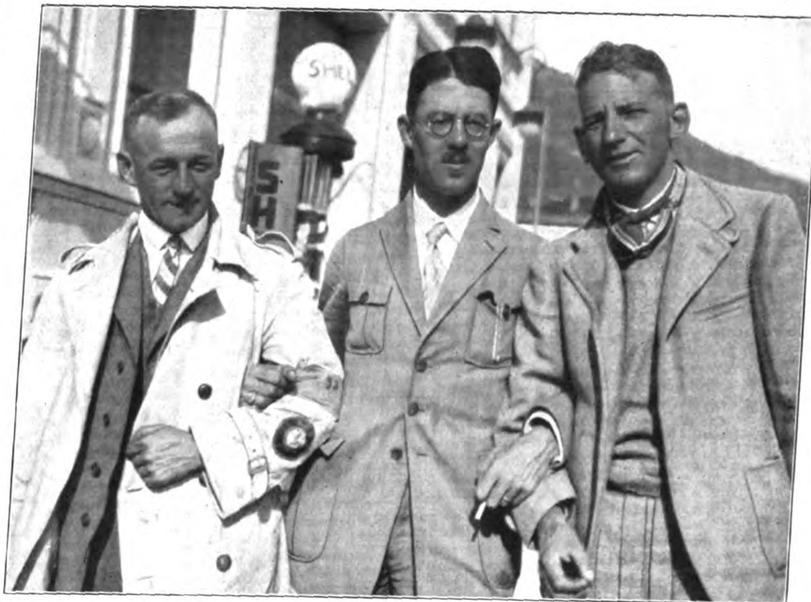
AUS DEM REICHE DES SPORTS



Die deutschen Rudermeisterschaften.
Bei der Meisterschaftsregatta auf dem Langensee bei Grünau (Berlin) am 11. August wurde Amicitia, Mannheim, dreifacher Meister: im Vierer ohne und mit Steuermann sowie im Achter. — Unser Bild zeigt die Sieger im Meisterschaftsachter.



Die neue deutsche Tennis-Meisterin bei einem schönen Schlag.
Frau v. Reznicek gewann bei den deutschen Tennis-Meisterschaften in Hamburg am 11. August die Damenmeisterschaft.



Deutscher Erfolg in der II. Internationalen Alpenfahrt.
Das einzige strafpunktfreie Team der ganzen Automobil-Konkurrenz, das BMW-Team mit den Fahrern (von links aus) Buchner, Kandt und Wagner, gewann den Alpenpokal. — Diese außerordentlich schwierige Konkurrenz (8. bis 11. August) hatte u. a. den Jaufenpaß, das Pordoijoch, den Falzarego- und den Rollepaß sowie das Stilfser Joch zu bewältigen.



34 Mädchen lernen Hockey.
Während der Übungsstunde eines Hockey-Kursus in Oakland (Kalifornien).

NEUE MODEN AUS PARIS



Duftiges Nachmittagskleid aus Georgette und Spitzen.
Modell: Agnès, Paris.



Schwarz-weißes Lamécomplet, mit gleichfarbigem Chiffon und schwarzen Satinblenden garniert. Modell: Joseph Paquin, Paris.



„Schwalbe" heißt dieses interessante Complet-Modell aus marineblauem Wollchiffon mit Plisseegarnitur und blau-weißem Tressenbesatz.

Modell: Berthe Hermann, Paris.



Links:

Zweiteiliges Ensemble aus blau-weiß bedrucktem Foulard mit blauer Tressengarnitur.

Modell: Bernard & Cie., Paris.



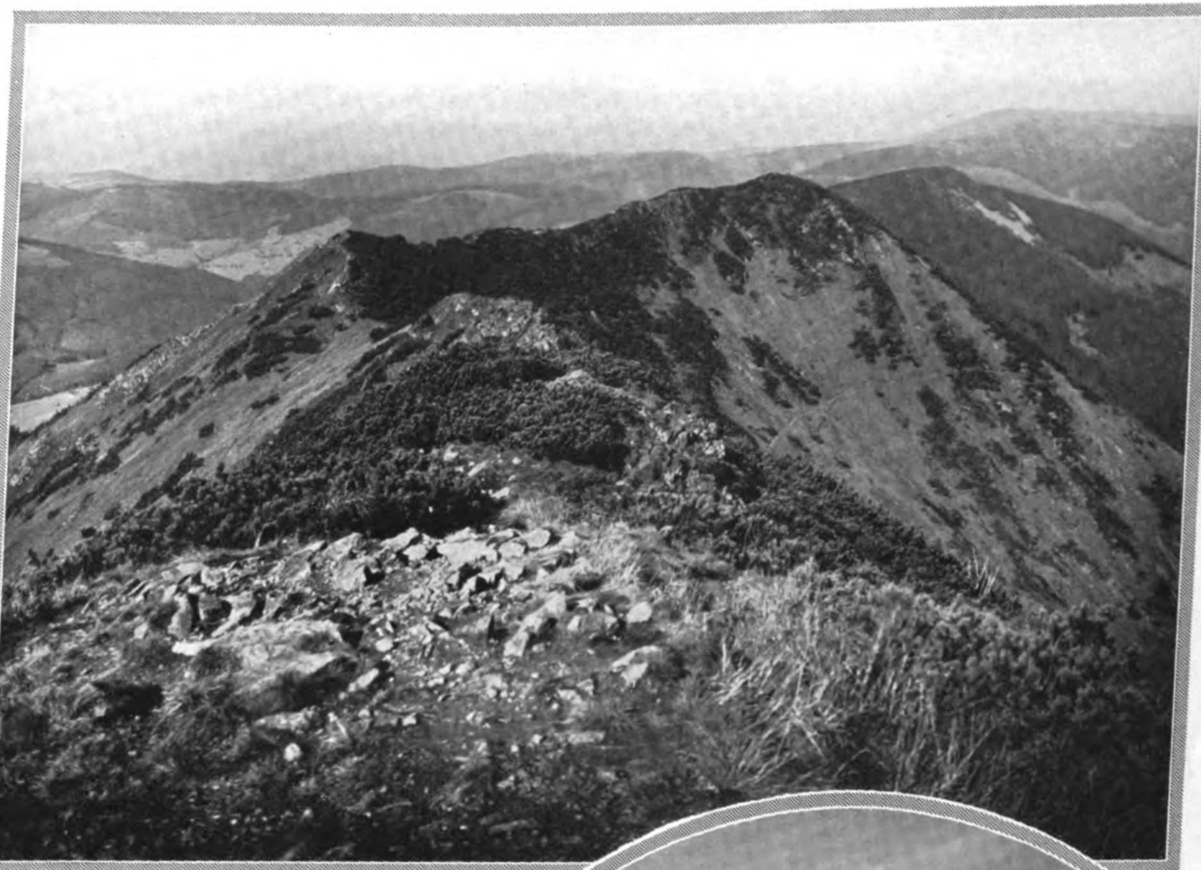
Rechts:

Nachmittagskleid aus bedrucktem Crêpe de Chine mit feschem Schal.

Modell: Paulette, Paris.

Photos: Studios Waléry, Paris.

Alpines im Riesengebirge



Der gratähnliche Bergwall des Ziegenrückens, eines der alpinsten Teile im Riesengebirge.

Bei dem meist behäbigen Gepräge unserer deutschen Mittelgebirge ist es eigentlich nicht angebracht, von alpinen Eindrücken zu sprechen. Und doch nähern sich auch hier manche Örtlichkeiten alpinen Vorstellungen, nirgends jedoch in dem Maße wie im Riesengebirge. Aus den Waldmassen der tieferen Lagen ragt hier eine kraftstrotzende nackte Bergmasse hervor, die nach verschiedenen Seiten hin wandsteile, felsenumkrustete Abhänge zeigt, Reste eiszeitlicher Vergletscherungen. Da sind die beiden imposanten, fast 300 m tief sich einkesselnden Schneegruben auf der Nordseite, weiterhin die ähnlich gestalteten Felsgruben des Großen und Kleinen Teiches.

Aber nicht so sehr diese Schaustücke sind es, die in erster Linie das Gebirge alpinisch gestalten, sondern die außerordentliche Art, mit der sich die Massen im östlichen Teil gruppieren. Da ist der Gebirgskörper von Süden und Norden her wie emporgequetscht und wächst im Brunnberg mit seinen gefürchteten runsenreichen Steilhängen der Ostseite zu gebietender Höhe auf. Hier weht auch schon alpine Luft, hier schaut man vom mauersteil jäh abbrechenden Gipfel über eine ungeheuere blaue Leere und Tiefe ins Weite und steht auf beherrschender Höhe. Nach Westen hin gleißt unter uns der zerschartete schmale Ziegenrücken, der einzige auf eine längere Erstreckung hin gratähnliche Bergwall im Riesengebirge, der eine gewisse Geschicklichkeit und Schwindelfreiheit bei der Begehung verlangt, und wo man wie auf einer in den Himmel hinaufgeschwungenen, geländerlosen Brücke über zwei mächtige Taltiefen dahintastet, verloren umklungen von den rauschenden Bergwassern dieser Tiefen. Nach Osten zu schaut man vom Brunnberg in einen eiszeitlichen Gletscherkessel von mehr als 700 m Einsenkung, den Riesengrund, dessen smaragdene Talwiesen mit den silbriggrauen Bauden von zungenartig hinabgreifendem dunklen Wald umschlossen werden. Nur sehr geübte Kletterer dürfen es wagen, über die bröckeligen Wände zu diesem grünen Talparadies hinabzusteigen. Gegenüber türmt sich, wie von Gigantenhänden zu einem Riesensteinmal aufgehäuft, die felsstarrende Schneekoppe, der alpinste aller Gipfel, mit 1605 m zugleich der höchste in den deutschen Mittelgebirgen. Mit aller Wucht drücken sich von Norden her der Melzergrund, von Süden der Riesengrund in das Fleisch des Gebirges hinein, so daß durch diese scheinbare Pressung hier eine Art Brücke entsteht (100 m breit), die den einzigen Zusammenhang zwischen der ungeheueren Gebirgsmasse und ihrem höchsten Gipfel bildet. Enthüllt sich schon bei einem Blick vom wilden Felskoloß des Hanges der Schneekoppe oder vom Gipfel diese leidenschaftliche Gebirgsbildung, so noch mehr bei einer Fahrt im Flugzeug über das Gebirge. Die außerordentliche Emporwühlung, Zuschnürung wie Zerschrundung dieser Massen im östlichen Teil des Riesengebirges schaffen in der Tat eine alpin zu nennende Gestaltung nicht alltäglicher Art, deren bewußte Erkennung wohl den größten Reiz einer Tour in diesem Gebirge bilden dürfte. Fritz Mielert.



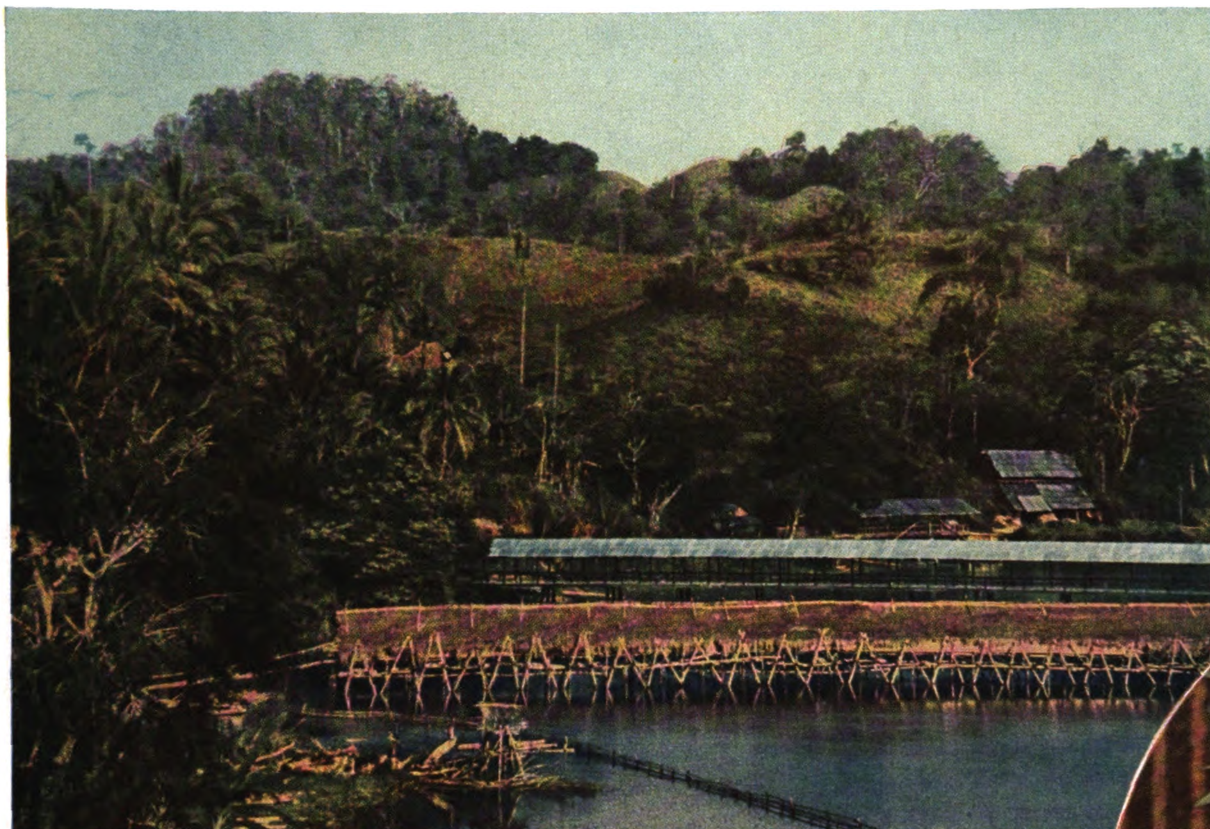


Wie der Wanderer den Berg sieht:
Blick auf die Schneekoppe (1605 m) vom Brunnberg aus. Vorn der Abfall zum Riesengrund, hinter der schmalen, wallartigen Einschnürung der Melzergrund.

Nebenstehend:
So duckt sich für den Flugzeugtouristen der Berggipfel in die Umwelt:
Die Schneekoppe (links) und die Riesenbaude auf dem Berghals (rechts). Vorn der schroffe Abfall zum Melzergrund. Im Hintergrund der Riesengrund, umschlossen links vom Löwenberg, rechts von den Steilhängen des Brunnbergs.
(Phot. Aerokartographisches Institut, Breslau.)

AUS DEM HOCHTAL VON KORINTJI
(ZENTRAL-SUMATRA)

Nach Original - Farbenaufnahmen (Eigentum der Niederländisch - Indischen Regierung) von Tassilo Adam, ehemaligem Ethnographen der Niederländisch-Indischen Regierung.







Links oben:

Der wundervoll gelegene See von Korintji.

Der See hat einen beträchtlichen Reichtum an wohlschmeckenden Fischen in der Größe unserer Hechte. Alljährlich einmal bauen die Anwohner am Auslauf des Sees aus Bambus und Rottang eine eigenartige, brückenähnliche Vorrichtung zum Fangen der Fische.

Im Oval:

Betagte Frau, die beim überlieferten Opferfest als Priesterin mitwirkte.

Mitte links:

Volksgruppe von Korintji mit alten Heiligtümern.

Diese Heiligtümer, die aus der Hinduzeit (13. Jahrhundert) stammen, werden nur bei besonderen Gelegenheiten hervorgeholt und in feierlichem Zug herumgetragen, so beim Besuch des Gouverneurs, bei schweren Naturereignissen, bei schlechten Ernteaussichten usw.

Unten rechts:

Alter Opferkatafalk.

Die Opfer bestehen in Reis, Früchten, Gemüsen, Ingredienzien zum Sirihkauen und (oben in den gespaltenen Bambusbehältern) Eiern.

Nebenstehend:

Mann von Korintji, der bei dem Opferfest in Ekstase um den Opferkatafalk sprang und tanzte.





Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(1. Fortsetzung.)

Hermine Alexandrowna ist eine herrliche Frau, wenn Makssimow sie Kalmykows wegen auch haßt. Man darf wohl sagen, der Zufall hat sie an Bord geführt. Hermine Alexandrowna ist Studentin der Medizin und wollte als Krankenpflegerin nur den ersten Teil der Fahrt ins Karische Meer mitmachen. Die St. Anna fuhr ja nicht auf Entdeckungsabenteuer aus, sie sollte im Eismeer der Nordostpassage als Robbenfänger dienen. Leutnant Brussilow wollte nicht nach dem Nordpol; er war kein Forscher, nur ein Jäger, der abgelegene Gebiete aufsuchte.

Als im ersten Hafen, den der Schoner anlief, der für die Fahrt verpflichtete Arzt unerwartet ausblieb, erklärte das Mädchen, bleiben zu wollen.

Das war tapfer.

Sie war die einzige Frau unter so vielen Männern. Hatte man über die Unglücksfahrt der St. Anna von ihr je eine Klage gehört? Nein. Sie war ein guter, ein vortrefflicher Kamerad, der jedem Mut machte.

„Ist Nansen mit seiner ‚Fram' nicht auch nach Hause gekommen? Habt Geduld!"

Es war ein Segen, daß eine Frau an Bord war. Man entbehrte die Heimat weniger und behielt sich mehr in der Gewalt.

Männer, Matrosen sind rüde, wenn sie sich gehen lassen.

Sie tat auch alles, um Streitigkeiten zu schlichten. Ein gutes Wort von ihr wirkte Wunder. Und schließlich beherrschte sie alle. Ein Blick oder ein Lächeln genügte.

Vielleicht tat sie alles nur Brussilow zuliebe, der keine Führereigenschaften besaß und von manchem seiner Leute mißachtet wurde. Und noch weniger war er ein Kapitän fürs Eismeer, der Respekt verdiente.

Alexandrowna hatte oft, ohne daß er es merkte, Unzufriedene zu besänftigen und heimlich Aufsässige in die Schranken zurückzuweisen.

Und ihr gehorchte man sofort, obwohl sie sich keine Befehlsgewalt anmaßte.

Niemals bevorzugte sie einen, aber jeder glaubte, sich ihrer Gunst zu erfreuen.

„Mütterchen! Mütterchen Alexandrowna", sagten die Matrosen und freuten sich, wenn sie lächelte.

„Paß doch auf, Iwan! Was starrst du denn vor dich hin?"

Iwan Lunjaew nimmt seinen Teller von ihr in Empfang. Seine breiten Lippen, die eine Hasenscharte durchquert, verziehen sich zum Grinsen.

„Morgen im Zelt gibt es keine weißen Hände mehr, Mütterchen, die uns die Suppe aus der Schüssel löffeln. Ich glaube, die gute Zeit ist vorbei."

Aller Blicke, durch den simplen Matrosen Lunjaew aufmerksam geworden, tasten jetzt über die weißen Hände der Frau. Und das Augenfällige findet übersteigerte Beachtung. Kaum einer hat sie bisher recht betrachtet. Mit dem Handteller nach oben schweben sie einige Augenblicke über der Tischplatte.

Hermine Alexandrowna wird flammend rot und ein wenig verwirrt.

Der Matrose wollte ihr auf seine täppische Art wohl schmeicheln. Sie spürt es wie einen körperlichen Schmerz, daß seine Augen auf ihre Arme gerichtet sind.

„Gute Zeit!" wirft Makssimow verächtlich ein.

„Gute Zeit!"

„Morgen seid ihr der Heimat näher", sagt das Mädchen. „Hast du das auch bedacht?"

„Ich komme doch nicht nach Hause."

Gubanow lacht, daß der Raum dröhnt.

„Wie ein Unglücksrabe krächzst du!"

Iwan nickt, als wüßte er die Zukunft im voraus.

„Laßt nur!"

Er spielt wohl nur mit dem Unglück, um auch einmal wichtig genommen werden. Wissen kann er es doch nicht, daß seine Ahnung sich grausig erfüllen soll. Nein, ihm ist es nicht bestimmt, die Heimat wiederzusehen. Nach unbeschreiblichen Leiden gelangen von der Mannschaft nur zwei nach Rußland zurück.

Albanow und Kondrat.

Durch einen unerhörten Zufall des Glücks.

Nur zwei.

Armselige, mutlose Menschlein, halb wahnsinnig von den erlittenen Schrecken.

Das Schicksal der anderen bleibt für immer unter dem großen, weißen Schweigen der Arktis verhüllt. Es ist zeitlos und namenlos geworden.

Sie sind nicht die ersten und werden nicht die letzten sein, solange es Menschen gibt.

*

Es ist Abend, als Albanow mit seinen Leuten endlich aufbricht. Die Gefährten vom Schiff geben den Kameraden das Geleit. In ihrem Rücken springt der wie auf Beute lauernde Sturm wie ein Raubtier aus seinen Eisverstecken und jagt hinter ihnen her, umkreist sie, überstürzt sie mit Kälte und Schneemassen, umkrallt sie in ihren Zelten.

Die erste Nacht im Packeis ist grausig ohnegleichen. Brussilows Leute, die zum Schiff zurück wollen, finden sich im Gestöber stechender Eiskristalle nur mit Mühe zurecht, obwohl sie in Denissow einen unvergleichlichen Führer haben.

In vierundzwanzig Stunden ist Albanow nur fünf Kilometer südwärts gelangt und kann nicht weiter. Während der Zeit ist das Packeis, eine scheinbar bewegungslose, unübersehbare Insel, zwanzig Meilen nach Norden getrieben. Die Expedition befindet sich weiter vom Festlande entfernt als vor dem Aufbruch.

Ja, es sind teuflische Mächte am Werk, den Mut dieser tapferen Männer zu zerbrechen. Sie spielen mit ihrer Hilflosigkeit.

Zwei Tage und zwei Nächte braust, dröhnt und heult die entfesselte Natur.

Dann wird es still. Endlich.

Feiertagsstill.

Unbehindert kann der Blick wieder nach Süden schweifen, wo Land sein soll, Sicherheit, Wärme und frische Nahrung.

Von Albanows Zelten kann man noch immer die Mastspitzen der St. Anna sehen. Noch zweimal schickt Brussilow Leute mit heißer Mahlzeit, und der wackere Denissow mit seinen blitzschnellen Stiern hält die Verbindung zwischen den beiden Gruppen bis zur letzten Möglichkeit aufrecht.

Seht, er kommt nicht allein zurück! Der alte Anissimow ist bei ihm. Der „Greis" hat es sich doch wohl überlegt. Die Schrecken des Sturmes waren zu furchtbar.

Er schämt sich nicht einmal, daß er kapituliert. Alles, was mit ihm geschieht, ist ihm gleichgültig.

Er ist krank und elend geworden. Er möchte nur schlafen.

Albanow wird froh sein, diesen Menschenballast nicht weiter mitschleppen zu müssen.

Wahrhaftig!

Gut, daß sie es ihm ausreden konnten, mitzumarschieren. Im letzten Augenblick.

An Anissimows Stelle verläßt Alexander Kondrat das Schiff. Auf einmal überkommt es ihn, daß er unbedingt mit zum Festlande muß. Er ist in Sorge, die Expedition noch zu erreichen, und bricht eilends auf.

Am zehnten Tage bringen Ponomarew, Schachnin und Schabatura die letzten Grüße Albanows, dessen Marsch jetzt günstige Fortschritte macht.

Die drei Matrosen sind gleichfalls umgekehrt, aber sie sind nicht krank und ausgezehrt wie der „Greis" Anissimow. Sie haben sich die Rettung wohl leichter gedacht; jetzt sind sie mutlos und feig. Ihre Lebensmittelrationen blieben auf dem Schlitten. Sie wollten sie nicht zum Schiff zurückschleppen, aus Angst, daß sie die St. Anna damit nicht erreichten.

Sie wissen, daß sie an Bord nicht willkommen sind, aber im Einverständnis fühlen sie sich stark und überlegen.

„Ihr werdet uns doch nicht verhungern lassen, wie?"

Schachnin setzt sich breit und fläzig an seinen gewohnten Platz in der Kantine.

„Habt ihr nichts Heißes zu trinken?"

Und er raucht Tabak aus Kondrats Päckchen, während der andere jetzt mit Albanow nach Süden marschiert.

Ist er dem Kameraden Kondrat nicht unterwegs begegnet?

„Da hast du deinen Tabak wieder", hätte er sagen können. Aber nein. Er ist viel zu gierig, und Kondrat hat das Geschenk wohl längst vergessen.

Von Albanow und seinen Gefährten ist nichts mehr zu sehen.

Möchte ihnen die Heimkehr gelingen! Die St. Anna treibt weiter mit der großen Drift nach Norden. Und was alle erhoffen, ist, daß sie bei Spitzbergen wieder offenes Wasser findet, um gleichfalls heimsteuern zu können. Wie Nansen mit seiner „Fram".

Es sind jetzt noch an Bord: Kapitän Brussilow, der Bootsmann Potapow, die Harpuniere Denissow und Schlenski, der Heizer Schabatura, der Mechaniker Freiberg, Kalmykow als Koch, die Matrosen Schachnin, Anissimow, Melbard, Ponomarew und Paparitz, zwölf Mann und eine Frau, Hermine Alexandrowna Schdanko.

*

Am 11. April 1914, als Albanow mit seinen Leuten den Schoner St. Anna verläßt, sind sie über zwanzig Monate an Bord gewesen, und in diese Zeit fallen zwei Polarwinter im Eis. Ihr werdet sagen, es sind ja Russen und Norweger, die Kälte und Unbilden gewöhnt sind.

Ihr habt recht, aber die Kälte ist es ja gar nicht, vor der sich die Männer in der Arktis fürchten. Es ist das abgrundlose Dunkel der Polarnacht, das sie zermürbt, und die Einsamkeit, das Gefühl völligen Verlassenseins.

Nicht alle fallen dem „Weißen Tode" — wie die Männer in Nordland ihn nennen — zum Opfer, viele kehren wieder zurück. Sie schlagen sich mit letzter Kraft durch nach Süden oder werden von einem Walfischfänger gerettet. Fragt sie, wenn sie wieder in der Heimat sind! Ihr findet sie unter Hunderten an dem abseitigen Blick ihrer stumpfen Augen heraus, den alle Menschen bekommen, die lange im Kerker gewesen sind. Scheinbar besitzen sie das Geheimnis, durch Mauern hindurchblicken zu können. Sie haben einen Schauer der Unendlichkeit erlebt, und ihre Augen sind nur noch aufs Grenzenlose eingestellt.

Manchmal fehlt ihnen ein Bein, das ihnen in der Kälte abstarb, oder sie haben verkrüppelte Füße und Hände. Es macht ihnen nichts aus, wenn sie nur in einem Ruderboot sitzen, das Steuer bedienen und die Leine des Fangnetzes festhalten können.

Fragt sie!

Ja, ja, es geht ihnen gut. Sie fuhren zum Dorschfang nach den Lofoten, sie betreiben ein Handwerk in Hammerfest oder Tromsö, sie helfen in Fischtrocknereien oder betreiben einen kleinen Kramladen oder eine Kneipe. Es gibt viele Möglichkeiten, eine Familie zu ernähren. Ehrsam vegetieren sie dahin, in Norwegen, in Rußland, in Sibirien. Meist sind sie schweigsam und scheu, wenn sie euch erzählen sollen, was sie auf ihren abenteuerlichen Fahrten erlebten. Stürme um Kap Horn, den Ölhauch von Baku, den Glutkessel des Roten Meeres, die Palmenküste Ceylons, den Schneegipfel des Blue Mountain Peak auf Jamaika, die Hafenschenken Marseilles, den Märchenglanz des Fudschijama, Manila, Hawai, Iquique, Buenos Aires und Rio, sie kennen alles, diese erfahrenen Seebären. Die ganze Welt ist ihre Heimat.

So behaupten sie wenigstens.

Oh, wenn sie noch jung wären oder noch einmal jung! Da solltet ihr was erleben!

„Möchtest du dann wieder nach Manila, alter Freund?"

„Vielleicht."

Manila, sagtet Ihr? Sie sind nicht ganz sicher, und ihre Abwehr kommt aus dem Unterbewußtsein. Mit Manilatauen prügelte man sie in ihrer Schiffsjungenzeit.

„Und Hawai?"

Waikiki, Kilauea, Mauna-Loa! Was für herrliche, singende Wörter sind das! Aber lag man in Hawai nicht einmal luesverseucht im Spital? Die Galle kommt einem heute noch auf die Zunge, wenn man daran denkt.

Fragt sie dann nach dem Eismeer!

Schlimmeres haben sie niemals erlebt. Aber ihre Augen funkeln.

„Das Eismeer? Wißt ihr ein Schiff? Fahrt ihr etwa hinauf? Dann könnt ihr vielleicht noch einen tüchtigen Matrosen oder Harpunier gebrauchen! Morgen erst?"

Wahrhaftig, sie würden für diese Fahrt alles im Stich lassen, auf die ewige Seligkeit verzichten, wenn sie noch daran glaubten. Wie die Berge der Schweiz, hat auch das Niemandsland seinen Kuhreigen; aber ihn hört nur, wer da oben gewesen ist und gezeichnet wurde von der Dunkelheit, Einsamkeit und Stille. Er weiß, was kämpfen bedeutet. Er liebt das schweigende Land jenseits des Polarkreises, denn dort oben hat Gott einmal seine Hände berührt.

*

Zwanzig Monate schon? Ja.

Am 28. Juli 1912 verließ die St. Anna den Pier von St. Petersburg, das heute Leningrad heißt. Vielleicht erinnert ihr euch? Wir Menschen haben ja ein schwaches Gedächtnis. Auch der Schoner St. Anna, der Jahrzehnte früher in England vom Stapel lief, hatte zuerst einen anderen, gleichgültigen Namen. Der russische Leutnant zur See Georg Lwowitsch Brussilow, der ihn für seine Jagdreise erwarb, taufte ihn um. St. Anna war der Name seiner Schutzheiligen. Es war ein gutes, wertvolles Schiff von tausend Tonnen, für das Eismeer und den Robbenfang durchaus geeignet, und es wurde gründlich überholt, ehe es seine Unglücksfahrt nach Norden antrat.

Die Aufzeichnungen und das Schiffsjournal Brussilows bis zum Tage des Aufbruchs Albanows nach Kap Fligely auf Kronprinz-Rudolph-Land sind uns erhalten geblieben. Wir können die Route genau verfolgen, bis sie sich hinter den Pforten des Schweigens spurlos verliert. Viel später erst haben wir etwas von dieser Tragödie erfahren; damals war ganz Europa vom Weltkrieg erschüttert. Und was zählten, wenn Hunderttausende starben, zwei Dutzend Männer im Eismeer!

Die Route der St. Anna führte um Skandinavien und das Nordkap herum nach Kola, die Murman-Küste entlang zur Jugorstraße nach Chabarowo und in Sicht der Jamal-Halbinsel nordwärts zum Karischen Meer.

Zwischen dem Festlande und Nowaja Semlja kreuzend, hoffte Kapitän Brussilow, an der Belyi-Insel vorbei in das eisfreie Wasser der Ob- und Jenisseimündung gelangen und sich in einem Hafen neu verproviantieren zu können, ehe er einen Vorstoß zur Grenze des Packeises unternahm.

Jedes Gefahrenmoment sollte nach Möglichkeit ausgeschaltet werden. Brussilows Ziel war, Robben und Eisbären zu jagen, überhaupt der Jagd neue Gebiete zu erschließen, nicht Abenteuer am Nordpol zu erleben.

Der weite Umweg und allerlei Widrigkeiten hatten die Reise des Schiffes über Erwarten verzögert, so daß Brussilow Anfang Oktober den Entschluß faßte, auf Jamal Winterquartier zu beziehen, weil hier Treibholz in Massen die knapp werdenden Brennstoffvorräte für Monate ausgleichen konnte. Er ging mit einigen Leuten an Land, einen günstigen Platz zu suchen.

Mitte Oktober, gleich nach seiner Rückkehr an Bord, wurde die St. Anna ganz unerwartet von dickem Packeis umklammert, eingeschlossen und nach Norden abgetrieben. Sie sollte niemals mehr freikommen.

Es war ein unwillkommenes Geschehnis, mit dem weder Brussilow noch sein Erster Steuermann gerechnet hatte, denn sie wußten nicht, daß auch die im südlichen Teil des Karischen Meeres treibenden Eismassen an der großen Poldrift beteiligt waren.

Das war eine neue Feststellung, die man im Schiffsjournal gewissenhaft verzeichnete.

An eine Katastrophe dachte keiner.

Im Gegenteil, die Mannschaft versprach sich von einem richtigen Polarwinter allerlei Abwechslung, der man mit Heldenmut begegnen konnte. Man war in Schutz und Sicherheit auf einem guten, erprobten Schiffe. Es konnte nicht viel geschehen. Man erhielt Lohn und Verpflegung und verspätete sich höchstens ein paar Monate mit der Heimkehr.

Seeleute auf großer Fahrt pflegen nicht mit Stunden und Tagen zu feilschen.

Alles war in Ordnung. Alles war gut. Kameradschaften und Freundschaften wurden angeknüpft, gemeinsames Erleben brachte jeden dem andern nah. In stillen, besinnlichen Stunden konnte man einander erzählen und endloses Seemannsgarn spinnen. Was wurde da nicht an Abenteuerlichkeiten aufgetischt! Der Faden würde wohl niemals ablaufen.

So gewann man an einander Interesse, lernte sich bewundern, lernte Unwahrscheinliches bespötteln, Übertriebenheiten kritisieren und kannte sich schließlich bis zum Überdruß.

Dies geschah langsam und unmerklich, aber plötzlich war es offenbar.

Harmlose Worte wurden in Sticheleien umgedeutet, gute Freunde gerieten um Nichtigkeiten in Streit, prügelten sich und waren glücklich, daß sie sich so austoben konnten. Aber das war nicht ernst zu nehmen und rasch vergessen, wenn auch keiner sein Unrecht zugab.

Schlimm wurde es erst, als Schpakowski eines Abends in jähem Wutanfall sein Messer nach Smirennikow schleuderte und ihm ein Ohr aufschlitzte, ehe der scharfe Stahl in die Mahagoniverschalung der Wand fuhr und dort zitternd steckenblieb. In dieser Stunde sonderte sich zum erstenmal die Mannschaft der St. Anna in zwei feindliche Gruppen. Und so blieb es bis zum Aufbruch Albanows nach dem Festlande.

Der erste Winter im Dunkel kannte diese Gegensätzlichkeiten noch nicht. Alles ging gut, solange man mit den Nahrungsmitteln und dem Heizmaterial noch nicht sparen mußte, ja sogar Verschwendung trieb. Brussilow wollte seine Leute wohl nicht durch Rationierung beunruhigen oder entmutigen. Der nahende Frühling mußte das Schiff ja aus seinem Kerker befreien. Der Kapitän war zuversichtlich, obwohl er krank lag und an Skorbut litt.

Die Jagdbeute, Robben und Eisbären, war, da es Herbst wurde, gering und wurde mit dem übergangslos einsetzenden Winter immer spärlicher.

Bald litten alle am Mangel frischer Nahrung, aber da sie kräftig waren, überstanden sie den ersten Winter gut.

Unaufhaltbar trieb unterdes das Schiff mit der Drift zwischen Nowaja Semlja und der Einsamkeitsinsel über den 80. Breitengrad hinaus nach Norden und weiter an den Inseln östlich von Franz-Joseph-Land vorbei. Es geschah unbeachtet und heimtückisch, während die verlorenen Männer hoffnungsfreudig davon sprachen, daß sie bald nach Rußland zurückkehren würden, wenn die Sonne erst wieder über Eisland aufginge.

Welch eine Tragödie!

(Fortsetzung folgt.)



SONNTAG AUF DEM LANDE

RADIERUNG VON AMADEUS DIER

Maler auf Entdeckungsfahrt

VON EINER STUDIENREISE MIT W. BUHE, PROFESSOR AN DER STAATL. AKADEMIE LEIPZIG



Maler auf Entdeckungsfahrt: Zu Fuß und zu Rad wird das Land durchstreift.

In die Welt hinein zu reisen und das Erlebnis in irgendeiner Form, gezeichnet oder gemalt, festhalten zu können, das ist die Sehnsucht des Malers von jeher.

Schon seit einer Reihe von Jahren haben wir es darum ermöglicht, den jungen Akademie-Studierenden aus der Enge der Stadt herauszuführen und die Werkstatt in die freie Natur zu verlegen. Daran hinderte bisher auch nicht der oft bedenklich schmale Geldbeutel. Im Gegenteil! Um so größer die Notwendigkeit, mit seinen geringen Mitteln etwas hauszuhalten und trotzdem auf seine Kosten zu kommen. Jugendherberge und Heuboden finden sich ja zum Glück fast überall. In den ersten Frühlingstagen eröffnen wir meist die Reisezeit, und unter blühenden Bäumen entstehen unsere ersten Studien. Der Aufenthalt in der frischen Luft, der stete Wechsel von Eindrücken schafft eine wundervoll anregende Grundlage zur Arbeit. Die Phantasie ist belebt und aufnahmebereit. Mit Begeisterung und Schwung wird geschaffen. Dies führt zu innerer Lösung und befreit von „Mache“. Die „Korrektur“ erübrigt sich bei diesem Arbeitssystem ganz natürlich. Sie wird abgelöst durch das Beispiel des anderen und beschränkt sich auf technische Hinweise.

Für den kameradschaftlichen Geist erweist sich das Zusammenleben innerhalb einer größeren Gesellschaft als außerordentlich fördernd. Die Tugend der Rücksicht auf den lieben Nächsten ist leider durchaus nicht selbstverständlich, ein wenig Übung und guter Wille gehören schon dazu. Der Zwang für Verwöhnte, sich mit gewissen Sonderwünschen in bezug auf



Ein Ergebnis der Freilichtstudien.



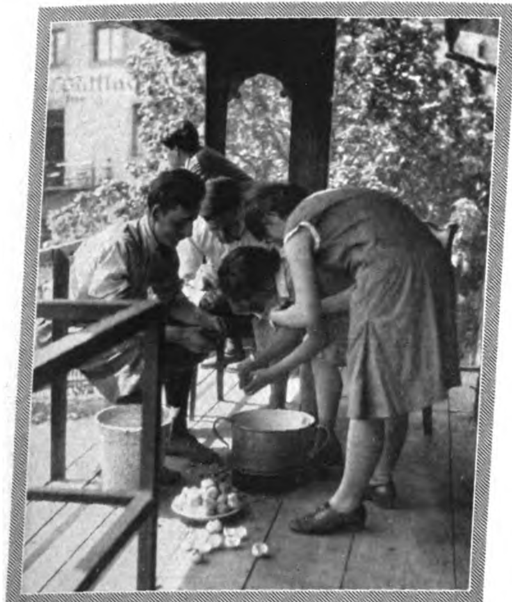
Eifrig geht es dann am Wiesenhang ans Skizzieren.



Das Arbeitssystem auf der Malerfahrt: Studien interessanter Volkstypen, in die freie Natur gestellt.



Vier Beispiele für die künstlerische Erfassung der „Bauernfrau“.

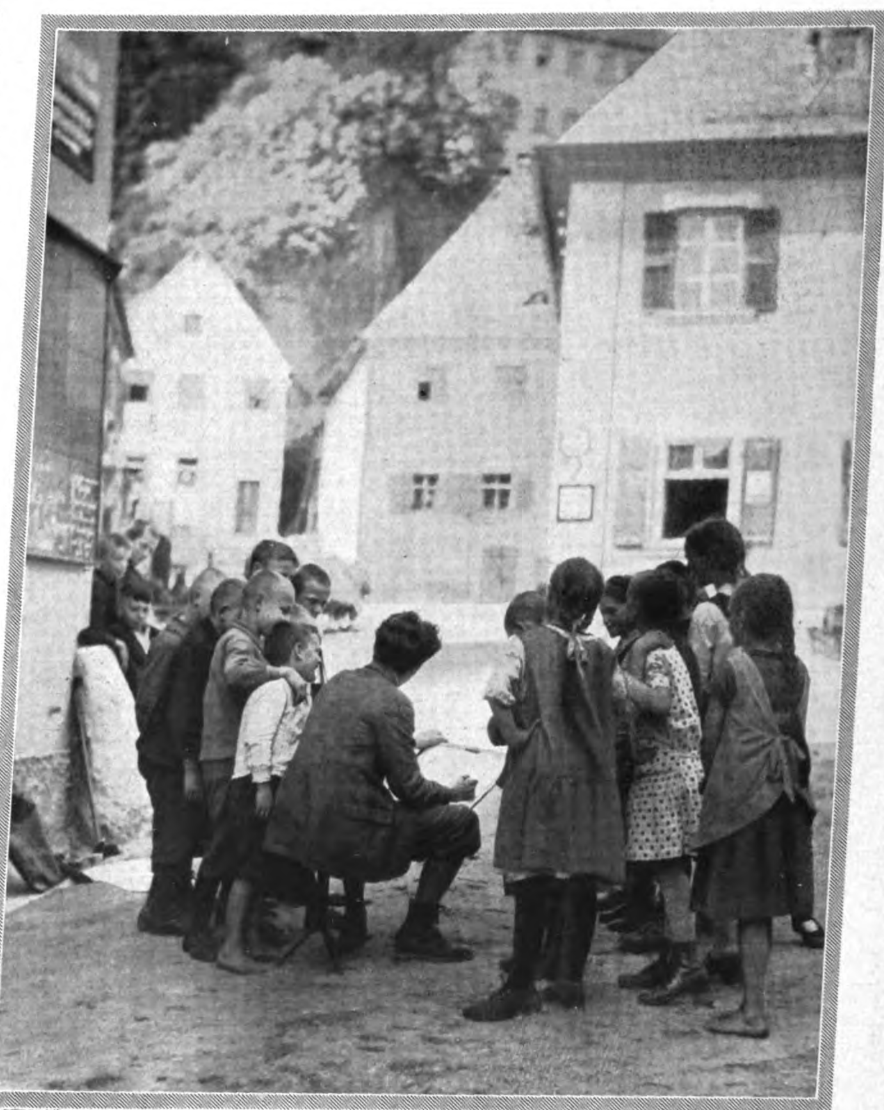


Selbst ist der Koch! — Rührei und Bratkartoffeln sollen auf den Tisch. Der schmale Reise-Etat empfiehlt Selbstversorgung.

Daunendecken und Wiener Schnitzel etwas zu bescheiden, übt heilsamen Einfluß. Außerdem zwingt das Prinzip der Sparsamkeit zur Selbsthilfe und gibt Gelegenheit, sich mit allen möglichen praktischen Fragen der Hauswirtschaft auseinanderzusetzen. Das selbst zubereitete Mittagessen erzieht zum Respekt vor jeder Hausfrauenarbeit.

So wirkt sich die Verbindung körperlicher und geistiger Betätigung außerordentlich wohltuend auf den Charakter aus. Alle Voraussetzungen einer guten Stimmung untereinander sind gegeben. Jeder fühlt das Bedürfnis, sich von seinen besten Seiten zu zeigen. Die Resonanz dieser gesunden Lebensform bestätigt sich in dem Widerhall beim Volk. Sie spiegelt sich wider in der Herzlichkeit und Gastlichkeit, die uns Fremden überall entgegengebracht wird. Ohne Scheu und Mißtrauen öffnen sich die Türen. Die Mütter präsentieren ihre Säuglinge und haben Zeit, „Modell" zu sitzen; Großvater und Großmutter hinter der Ofenbank finden sich immer wieder als dankbare Studienobjekte bereit. Gern und bald schließen wir auch Freundschaft mit den Kindern. Sie haben natürlich das größte Interesse an der Arbeit. Als wertvolle Helfer betätigen sie sich bei der Beschaffung allerlei wichtiger Requisiten. Ehrfürchtig stehen sie in gemessener Distanz, und die Unterhaltung geschieht selten anders als im Flüsterton. Jedenfalls werden sie noch geraume Zeit nachher von dem Tage sprechen, da die „Kunstmaler" hier ihre Zelte aufschlugen. — Viele kleine Erlebnisse bestimmen die Melodie des Tages. Oft sind es unscheinbare Dinge, die für den Ton entscheidend sind: ein Gespräch oder irgendeine kleine Aufmerksamkeit, mit Herzlichkeit gegeben. — So sind unsere Reisen eine Kette von Eindrücken und Erlebnissen aller Art. Sie finden ihren Niederschlag in einer Fülle von Zeichnungen, darüber hinaus aber vermitteln sie einen prächtigen Schatz von Erfahrungen und Kenntnissen. Wir denken an schöne Tage in Hessen, im Harz, in Thüringen und im Böhmerland und haben Freunde gefunden in Siebenbürgen und Litauen. Die letzte Reise vor einigen Wochen nach Oberfranken, der die Abbildungen hier entstammen, ist in der Erinnerung ein Erlebnis von Sonne, Blumen und freundlichen Menschen. Dazu klingen Namen wie Pottenstein, Tüchersfeld, Rabeneck, Waischenfeld und Streitberg — Ortschaften, in denen allem Fortschritt und Vorwärtsdrängen der Zeit zum Trotz sich eine unverfälschte Einfachheit der Lebensverhältnisse erhalten hat. Die nächste Sommerreise soll nun nach Ungarn führen. Hoffentlich bringt das Reiseglück unseren Plänen auch diesmal wieder die Erfüllung.

Aufnahmen: R. v. Nolcken.



Die Schuljugend ist immer das eifrigste Publikum und der unangekränkeltste Kritiker.



Nach getaner Arbeit ist gut speisen.



Abends in der Bauernstube: Mit ungeschmälertem Eifer wird weitergearbeitet.



Du siehst geschäftig bei den „Linnen" das Mädchen dort in braunem Haar!



Georg Graf v. Arco, ein Pionier der drahtlosen Telegraphie, der an der Entwicklung des deutschen Funkwesens hervorragenden Anteil hat, feiert am 30. August seinen 60. Geburtstag.



„Graf Zeppelin" auf der Weltfahrt über Berlin.
Das Luftschiff im Flug über der Reichshauptstadt (links das Brandenburger Tor, in der Mitte hinten die Siegessäule) am Starttag (15. August) zum Fluge nach Tokio.

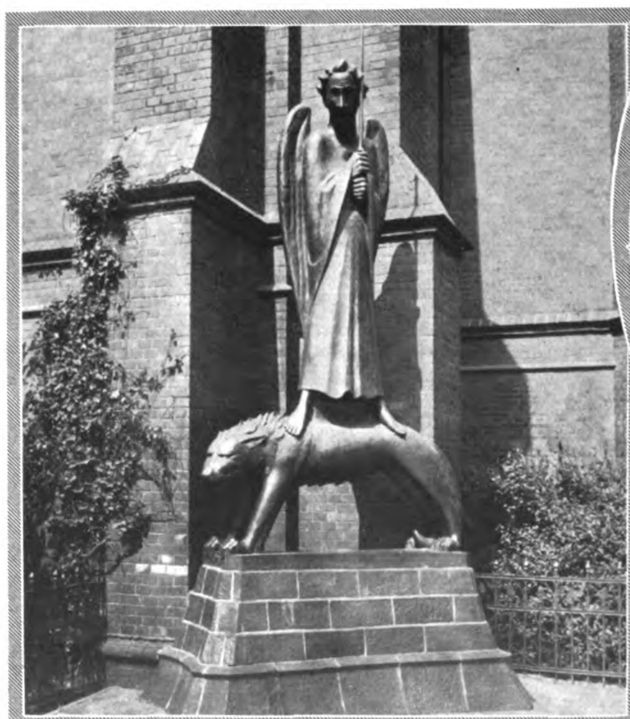




Kreuzer „Emden" auf der Weltreise.
„Emden"-Leute applaudieren in Rotorua auf Neuseeland Maorimädchen beim Tanz. — Die „Emden", die unter Kapitän v. Arnauld de la Perrière auf ihrer Weltreise Neuseeland anlief, wurde von der Bevölkerung überaus freundlich begrüßt.



Türkische Frauen treiben Gymnastik.
Studentinnen in Konstantinopel bei Gymnastikübungen.

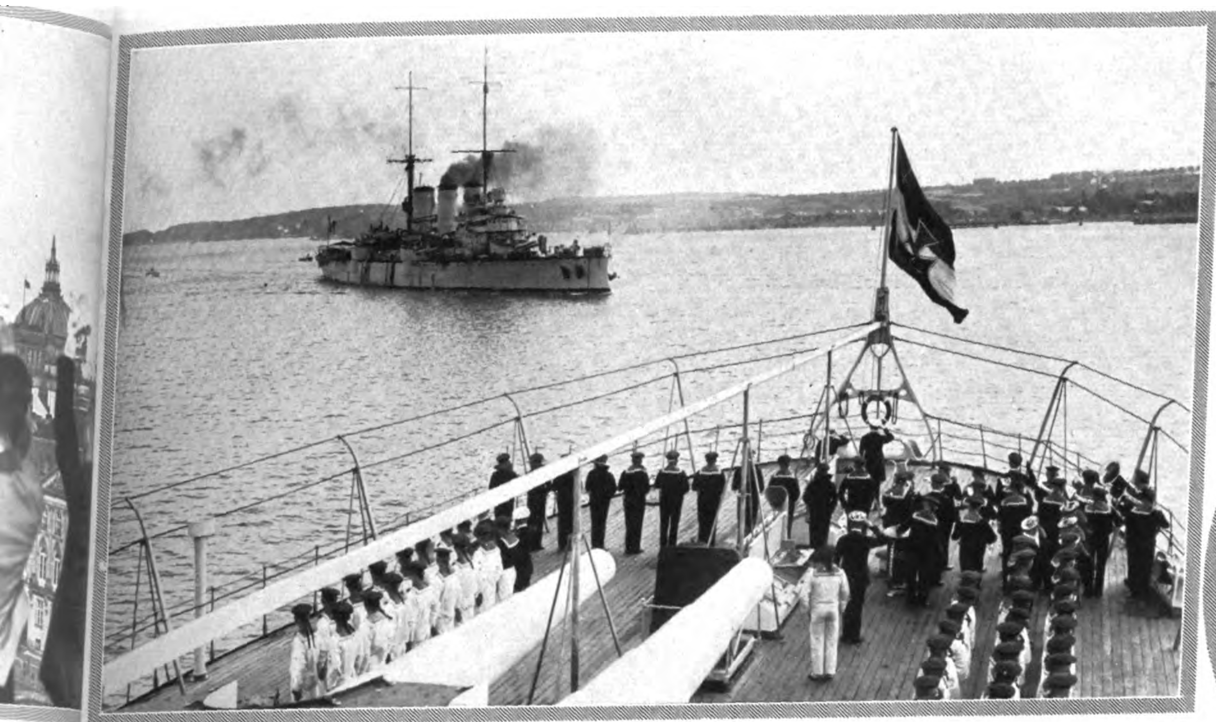


Moderne Kirchen-Plastik.
Schmuck-Bildwerk von Ernst Barlach vor der Heiligen-Geist-Kirche in Kiel, das kürzlich aufgestellt wurde. Der auf dem Wolf stehende Engel symbolisiert den Sieg des Geistigen über das Irdische.



Der Reichspräsid
Hindenburg vor einer Jagdhütte in d
zell, wo er wie in den Vorjahren

Oben Mitte: Ein neues
Ansprache des Kommandanten an d
des Torpedoboots „Leopard" in



Italienischer Flottenbesuch in Kiel.
Das deutsche Linienschiff „Elsaß“ (vorn) begrüßt das italienische Flaggschiff „Pisa“, das mit dem Panzerkreuzer „Francesco Ferruccio“, von Danzig kommend, am 12. August in Kiel eintraf.



Prof. Walter Firle,
bekannter Münchener Maler, wurde am 22. August 70 Jahre alt.





Pionier-Übungen der Reichswehr bei Aken an der Elbe.
Die zu Wasser gebrachten Pontons werden für einen Brückenbau zu Brückenfähren zusammengekuppelt. — Die Übungen dauerten vom 12. bis zum 24. August.







…ent auf Urlaub.
…en bayrischen Bergen bei Dietrams-… wieder seine Ferien verbringt.

…deutsches Torpedoboot.
… Besatzung bei der Indienststellung … Wilhelmshaven am 15. August.

So sehen die berühmten Schallplattensänger aus!
Die amerikanischen Jazzsänger „The Revellers“, deren Stimmen von der Schallplatte in der ganzen Welt ertönen, nach ihrer Ankunft zum Auftreten in Berlin.

Um das Geisteserbe Edisons.
Genie-Ermittelung durch Experiment: Der berühmte amerikanische Erfinder fand durch einen Wettbewerb einen jungen Fortführer seines Lebenswerks, den 16jährigen W. Huston aus Seattle. — Der Flieger Lindbergh (ganz rechts) beglückwünscht den Sieger über 49 Konkurrenten. Dahinter Henry Ford, links Edison.

PABLO

EINE SPANISCHE ERZÄHLUNG VON KARL ZUCHARDT

(Schluß.)

Die Spanierin hörte Pablos Worte mit leichtem Unwillen an und übersetzte sie der Engländerin, die nun sehr lebhaft zu reden anfing. Die Spanierin aber lachte ein paarmal, machte entsetzte Gebärden und zuckte schließlich die Achseln. Für Pablo war die Wartezeit fast unerträglich, sein Herz klopfte ihm im Halse.

Dann war es ihm, als ob er die Worte vernähme: „Juan, wir fahren zuvor nach der Bank zu meinem Vater. Wir nehmen den Chico mit. Lassen Sie ihn also neben sich sitzen."

Der Chauffeur verbeugte sich, schloß die Wagentür und schob den Chico auf den Platz neben seinem Führersitz. Pablo murmelte: „Danke", drückte sich in die äußerste Ecke und sagte fast flehend: „Vergeben Sie mir!"

Die erste Autofahrt! Pablo war wie betäubt und starrte sinnverwirrt auf den prächtigen Chauffeur. Langsam begann er wieder zu spüren, daß er einen Leib und Glieder hatte. Träumte er? Scheu blickte er zurück: Da saßen die beiden jungen Damen und kümmerten sich nicht mehr um ihn. Und das waren ja auch lauter gut bekannte Straßen und Plätze, die an ihm vorüberglitten... Da hielt das Auto vor der Bank.

Pablo mußte in einem Vorraum bei einem goldbetreßten Diener warten, während die jungen Damen in das Zimmer des Direktors verschwanden. Chicos in grauer Uniform mit Goldschrift an den Mützen eilten geschäftig durch den Raum. Pablos Hände wurden eiskalt. Es war ja unmöglich...

Dann stand er in einem prunkvollen Raum. Der ernste, schwarz gekleidete Herr rief ihn näher heran. Pablo mußte einige Fragen beantworten. Dann scherzte der Herr Direktor in der fremden Sprache mit der Engländerin. Schließlich wandte er sich wieder an Pablo und sagte kurz und geschäftlich: „Also schön! Du kannst morgen als Chico in unsere Bank eintreten, wenn deine Papiere in Ordnung sind. Zwei Duros wöchentlich. Einverstanden?"

Pablo fand es sehr merkwürdig und überflüssig, daß man ihn danach fragte, er nickte ein paarmal und stotterte: „Ja, ja, ja." Aber dann schwoll die Dankbarkeit in seiner kleinen Brust so mächtig an, daß er auf die Engländerin losstürzte, „Tausend Dank, ewigen Dank!" herausschrie und ihr die Hand küßte. Die Engländerin war sichtlich gerührt. Ihre Freundin lachte spöttisch, fügte aber sogleich eine liebenswürdige Bemerkung auf Englisch hinzu, und der Direktor drückte auf eine Klingel und sagte zu dem eintretenden Diener: „Der Chico meldet sich morgen früh um acht Uhr. Papiere nachprüfen, dann einkleiden. Zwei Duros wöchentlich!"

Im Vorraum blieb Pablo stehen und sah den goldbetreßten Diener mit einem tiefen Blick an.

„Also kriege ich morgen die Uniform?"

„Selbstverständlich! Warum denn nicht? Wenn die polizeiliche Anmeldung stimmt!"

Pablo biß sich vor Wonne auf die Zunge — das Schreien konnte er draußen bei Candelaria nachholen — und verließ stumm und eilig das Bankgebäude.

Im Kohlenladen traf Pablo nur den „Verrückten" an. Der wog gerade einen Korb Kohlen ab und murrte: „Wo treibst du dich herum? Es gibt Arbeit für dich!" Aber Pablo blieb ruhig vor seinem Prinzipal stehen, sah ihn mit listigen Augen an und sagte mit erkünsteltem Gleichmut: „Ich trete morgen als Chico bei der Banca industrial-commercial ein." Antonio, im Begriff, den Korb von der Wage zu heben, hielt inne und stierte mit großen, leeren Augen auf den Chico. Plötzlich zuckte es in seinem Gesicht, und er warf den Korb mit Kohlen dem Jungen vor die Füße: „Hund, verdammter!" Pablo sprang zur Seite und wollte lachen, aber diesmal hatte er Angst vor Antonio. Schnell und scheu suchte er die Holzkohlen wieder zusammen. Antonio beachtete ihn nicht mehr und hockte teilnahmlos auf seinem niedrigen Stuhl.

„Wer kriegt die Kohlen?" Keine Antwort.

„Wer die Kohlen kriegt?"

„Die drüben!" antwortete endlich Antonio, indem er mit dem Daumen eine faule Bewegung nach dem Fleischerladen hin machte.

Noch an demselben Abend wußte die halbe Straße, welches Glück Pablo widerfahren war, und Candelaria wurde nicht müde, zu wiederholen, daß sie immer schon etwas Ähnliches gehofft hätte, und daß der Chico nicht auf den Kopf gefallen sei, und daß er es sicherlich noch zu etwas bringen würde. Antonio aber saß dabei und schimpfte vor sich hin, und beim Abendessen schrie er plötzlich unvermittelt und wütend: „Und wer trägt nun die Kohlen aus?" Candelaria erklärte sehr ruhig, ihm würde keine Perle aus der Krone fallen, wenn er wieder etwas mehr arbeiten müßte. Die kleinen Mädchen aber sahen verwundert auf den Chico, der mit einem Schlage eine Respektsperson geworden war, und nach dem Abendessen setzten Candelaria und Pablo ihre Stühle vor den Laden auf die Straße hinaus und unterhielten sich wie zwei Erwachsene. Sie sprachen meist von der Zukunft, aber auch das gegenwärtige Verhältnis mußte neu geregelt werden. Pablo fand im stillen, daß es doch eine großartige Sache sei, für Kost und Logis einen Duro wöchentlich anbieten zu können, und Candelaria machte ihm Aussichten, daß er demnächst auf einer Matratze schlafen könnte. Antonio lehnte verdrossen am Türpfosten, man konnte nicht unterscheiden, ob er zuhörte oder nicht, jedenfalls gab er dem Holzklotz plötzlich einen Fußtritt und verschwand in dem dunklen Schlafraum.

Den vollen Triumph feierte Pablo erst am nächsten Abend, als er in der neuen Uniform nach Hause kam, aber dieser Triumph wurde womöglich noch überboten, als er am Sonnabend zum erstenmal einen Duro, einen einwandfreien, selbstverdienten Duro, auf den Tisch vor Candelaria hinlegte.

In der Bank war Pablo freilich zunächst der unterste von allen Chicos, aber nach wenigen Wochen schon hatte er sich als anstelliger, munterer Bursche bei seinen Vorgesetzten beliebt gemacht. Man konnte ihm keinen angenehmeren Auftrag geben, als von dem kaum hundert Meter entfernten Halteplatz ein Auto herbeizuholen. Die elegante Lässigkeit, mit der er dann, auf dem Trittbrett stehend, an der Bank vorfuhr, konnte kaum überboten werden.

Nicht ganz so einfach dagegen war es für Pablo, sich unter den übrigen Chicos eine Position zu sichern. Eine ordentliche Keilerei war kaum noch möglich, denn die kostbare Uniform mußte geschont werden, und was das Spucken anbetraf, so machte das zwar keine Löcher, aber es paßte nicht so recht in die gehobene soziale Atmosphäre des Bankwesens hinein. Das Hauptkampfmittel, das die Chicos untereinander gebrauchten, war Verachtung, gemessene, kühle Verachtung. Kunststück für einen Chico, der bereits fünf Duros verdiente, einen mit zwei Duros die Woche zu verachten! Größer und älter werden und ordentlich schreiben und lesen lernen, das war die Sache!

Größer und älter wurde man von allein, aber wegen des Schreibens und Lesens mußte etwas getan werden. Pablo beriet sich mit Candelaria, und dann klopfte er eines Abends bei dem Studenten, der in seinem Hause wohnte. Der höfliche junge Mann hörte ein wenig spöttisch das Angebot des uniformierten Bürschchens an: einen Duro pro Monat, dafür jeden Abend eine Stunde oder mehr.

„Auch Sonntags?" fragte der Student trocken.

„Natürlich, sehr gern, auch Sonntags!" versicherte Pablo eifrig.

„Das hieße, du willst mir ungefähr zehn Centimos für eine Stunde geben! Weißt du, was eine Stunde kostet? Einen Duro, nicht mehr und nicht weniger!"

„Unmöglich!" stammelte Pablo verwirrt. Da lachte der Student und sagte freundlich: „Ja, so ist das, mein Kleiner. Aber behalte deinen Duro. Ich will einen Versuch mit dir machen. Wenn du dich geschickt anstellst, kannst du auch allein lernen..."

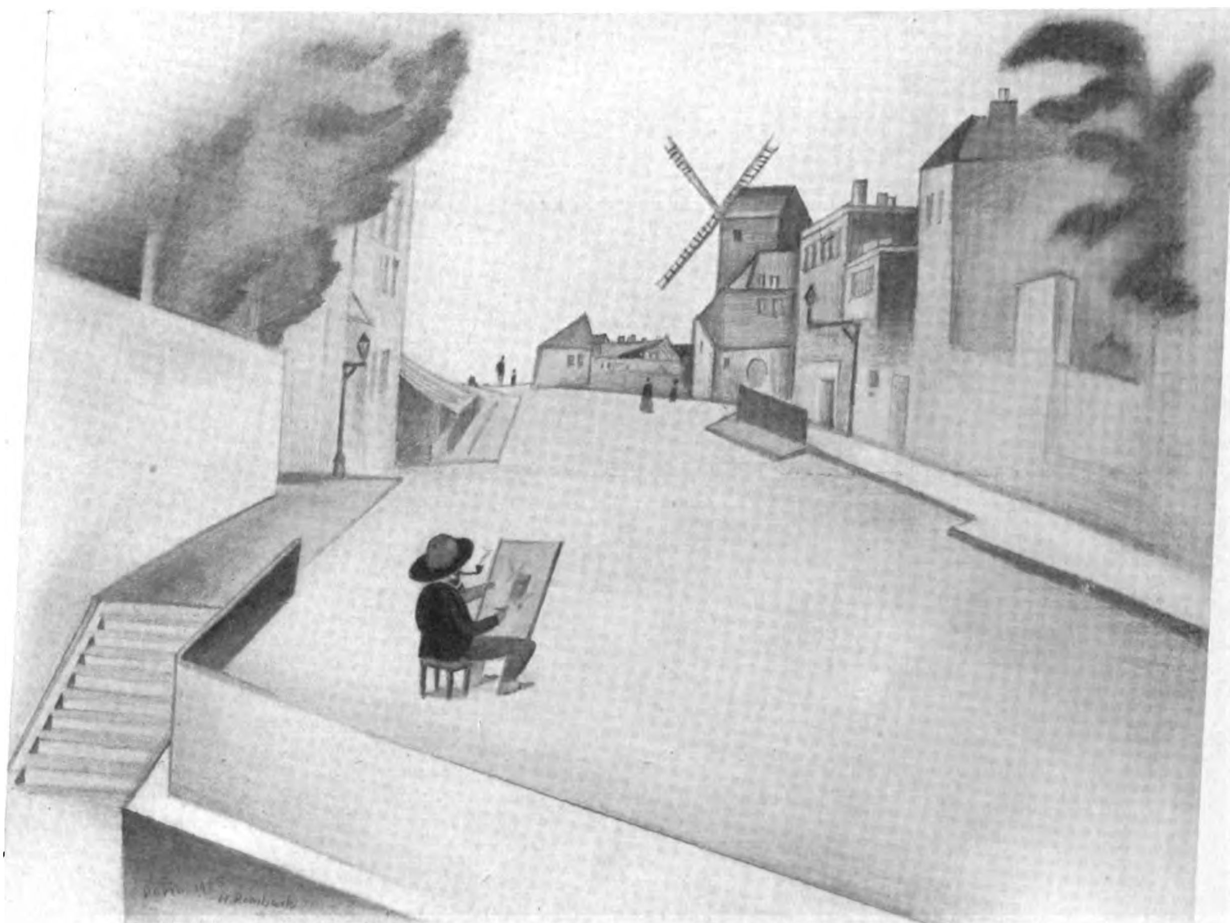
Und nun fing Pablo an, Abend für Abend zu studieren. Es ging vorzüglich mit den geschickten Anleitungen des Herrn Professors, wie ihn Pablo in allem Respekt betitelte. Zweimal wöchentlich wurde er geprüft und erhielt neue Aufgaben. Antonio knurrte, Candelaria und die Mädchen aber waren eitel Bewunderung, und der Student staunte, wie spielend Pablo mit seinem unverbrauchten Gehirn lernte. Nach einem Vierteljahr aber machte sich Pablo schon auf der Bank wichtig, indem er jede Gelegenheit benutzte, seine Schreibkünste anzubringen. Von da an stieg er unter den Chicos der Bank eine Stufe höher, und weil er sich den Ruf besonderer Fixigkeit erkämpft hatte, wurde er von Angestellten und Kunden der Bank zu kleinen Nebendiensten verwendet, die ihm manches Trinkgeld einbrachten. Auf diese Weise konnte er Candelaria außer seinem Duro Kostgeld allsonnabendlich auch den zweiten Duro zum Sparen übergeben, und trotzdem hing jetzt in seiner äußeren Brusttasche an dem Nickelhalter ein zwar billiger, aber doch richtiger Füllfederhalter.

An diesem Punkte seiner Laufbahn hielt es Pablo für angemessen, noch ein übriges zu tun, um seine wirtschaftliche Würdigkeit und Selbständigkeit vor sich und anderen zu bekunden: Er entschloß sich, in der allgemeinen Staatslotterie mitzuspielen. Er war ohnedies der einzige Angestellte bei der Bank, der nicht spielte. Diese Schande konnte er nicht länger auf sich sitzen lassen. Außerdem — wie sollte das Glück ihn fassen, wenn er nicht wenigstens den kleinen Finger hinhielt? Und Candelaria gab ihm hierin vollständig recht.

Pablo fand bald unter den Bankchicos zwei, die bereit waren, ihn als dritten an ihrem Zehntellos teilnehmen zu lassen. Freilich —



KÜNSTLERTYP VOM MONTMARTRE, DEM KÜNSTLERVIERTEL VON PARIS



WAS WÄRE DER MONTMARTRE OHNE SEINE MALER!

PANOPTIKUM MONTMARTRE

BLEISTIFTZEICHNUNGEN VON H. ROMBACH



HEINES GRAB AUF DEM MONTMARTRE — UND SEINE BESUCHER



DER HERR GROSS-MOGUL PHOTOGRAPHIERT PARIS



HEUERNTE IM OBER-INNTAL

GEMÄLDE VON C. H. W. KÜHN

Aus dem Kunstsalon Remmler & Co., Leipzig.

auf eine zu große Unternehmung konnte Pablo sich nicht einlassen, und so spielte er von dem Zehntellos nur ein Zehntel. Aber auch das war gar keine Kleinigkeit: Fünfzig Centimos alle zehn Tage — die wollten aufgebracht sein! Dafür waren allerdings die Ziehungstage, der erste, elfte und einundzwanzigste jeden Monats, Tage voll großartiger Spannung. Pablo, als der flinkste von den Chicos der Bank, mußte die Ziehungsliste von der offiziellen Ausgabestelle holen, und sein Ehrgeiz war es, stets zurück auf der Bank zu sein, bevor auf der Straße das aufregende Schreien der Zeitungsjungen einsetzte. Natürlich hatte Pablo dann trotz aller Eile so viel Zeit gefunden, in die Liste einen Blick nach „seiner" Nummer zu werfen.

Als er das erstemal gespielt hatte, war er fest davon überzeugt gewesen, daß seine Nummer unter den gewinnenden sein müsse, und er hatte ganz verwirrt und tief enttäuscht die Stelle in der Liste angestarrt, wo seine Nummer hätte stehen müssen, und wo sie doch nicht stand. Aber allmählich machte es Pablo wie all die anderen: er genoß neun Tage lang die Wonnen der Erwartung und zählte nicht den kurzen Augenblick der Enttäuschung, zumal hinter diesem tristen Augenblick ja sofort die neue Hoffnung aufstand.

Pablo wußte natürlich genau, wie viele Duros seine Ersparnisse ausmachten, aber er hörte doch jeden Sonnabend wieder mit großem Vergnügen, wenn Candelaria mit schallender Stimme feststellte: „Nun sind's vierzehn!" „Caramba, jetzt schon fünfzehn!" „Santa Maria, dieser Chico! Sechzehn Duros!" Und die Augen der kleinen Mädchen wurden mit jeder neuen Zahl runder. Nur Antonio knurrte böse. Eines Sonnabends schrie er plötzlich: „Ein Duro Kostgeld ist zu wenig!" Pablo erschrak, aber Candelaria erwiderte höhnisch: „Wenn du nur einen Duro Kostgeld in der Woche aufbringen wolltest! Aber du denkst ja nur d a r a n!" Die wegwerfende Handbewegung Candelarias beachtete Antonio schon nicht mehr, doch wiederholte er seine Äußerung noch ein paarmal und jagte damit Pablo einen rechten Schrecken ein. Überhaupt hatte Pablo seinem früheren Prinzipal gegenüber alle Keckheit verloren. Nicht, daß er Angst vor seinen drohenden Gesten gehabt hätte! Antonio drohte ja nur und schlug nicht zu. Aber der Junge spürte, daß der Mann einen geheimen Groll gegen ihn hegte. Er schob es darauf, daß Antonio jetzt selbst wieder Kohlen austragen mußte, und oft schlüpfte Pablo nun abends, wenn er von der Bank kam, schnell in seine alten Kleider und nahm Antonio die Arbeit ab. Auch redete er dringend auf Candelaria ein, daß sie nicht etwa eine Matratze für ihn anschaffen möchte, denn er begann zu fürchten, daß der „Verrückte" in seiner Unberechenbarkeit ihn eines Tages nicht mehr im Hause dulden würde. Candelaria aber und die Kinder, das war Pablos Familie, ohne sie konnte er sich sein Leben vorläufig nicht denken.

Vielleicht paßte es Antonio nicht, daß Candelaria jetzt soviel mit dem Chico zu reden hatte? Aber Candelaria war eine wißbegierige Person. Sie war für alles dankbar, was Pablo von der Bank erzählte, und sie verfehlte nicht, an jeden Bericht allgemeine Betrachtungen aus der Fülle ihrer Erfahrungen anzuhängen.

Er war jetzt fast drei Vierteljahre auf der Bank. Seine Ersparnisse betrugen dreißig Duros. Es war also nicht vermessen, an größere Pläne heranzugehen; denn immer noch stand fest in Pablos Gemüt die Stufenfolge des Erstrebenswerten: erst Mechaniker, dann Chauffeur und schließlich — wer weiß, wann und wie einmal? — sogar ein eigenes Auto.

Am Ende der Straße war die Schlosserei und Autowerkstatt des José Villegas, dort wollte Pablo als Lehrling eintreten. José Villegas war jung und tüchtig, in der ganzen Straße angesehen und hatte sein ursprünglich bescheidenes Geschäft schon erstaunlich vorwärtsgebracht. Candelaria und Pablo waren sich vollkommen einig, daß man eigentlich überhaupt nur bei Villegas ein ordentlicher Mechaniker werden könnte.

Aber Meister Villegas wollte große, kräftige Lehrlinge, vor allem keine unter vierzehn Jahren, und lesen und schreiben mußten sie selbstverständlich können. Lehrgeld dreißig Duros; auch einen anständigen, blauen Mechanikeranzug verlangte er, und im ersten halben Jahre zahlte er überhaupt keinen Lohn. Pablo war wie betäubt weggegangen, als ihm Villegas das gesagt hatte. Da sollte er also noch länger als ein Jahr warten, ehe er das Geld beisammen hätte? Candelaria erbot sich, ihm das Kostgeld zu stunden für das erste halbe Jahr, solange er nichts verdiente, aber Pablo dachte an den „Verrückten" und ging nicht darauf ein. Lieber wollte er ein halbes Jahr länger bei der Bank bleiben und sparen, dann konnte er seinen Unterhalt bei Candelaria bar bezahlen. So vorsichtig war er geworden, seitdem der „Verrückte" ihn scheel ansah.

Da geschah das Seltsame: Als hätte das Glück sich ausgerechnet in dieses schmächtige Bürschchen verliebt, warf es Pablo zum zweitenmal fix und fertig in den Schoß, was er sich ersehnte. Es war an einem einundzwanzigsten Juni. Pablo kam keuchend in den Haupteingang der Bank gestürzt. Ohne jede Rücksicht auf die vornehme Ruhe der Bank schrie er: „Fünfhundert Pesetas! Fünfhundert Pesetas!" und schwenkte die Gewinnliste. Im Nu waren seine beiden Losteilhaber zur Stelle. Auch die anderen Chicos schrien heftig durcheinander. Es entstand ein gelinder Aufruhr im Hauptkassenraum, aber er legte sich bald, und bei dem allgemeinen Verständnis für die Wohltat eines Lotteriegewinns widmete man den drei Chicos allseitig die üblichen und — da der Gewinn denn doch bescheiden war — auch neidlosen Glückwünsche.

Pablo hatte nicht nachzudenken brauchen, er hatte sich seinen Gewinnanteil für alle Möglichkeiten längst vorher ausgerechnet. Fünfzig Pesetas kriegte er für seine fünfzig Centimos!

Die Größe des Gewinns machte Pablo still und zielbewußt. Als er am Abend nach Hause schlenderte, war sein Plan fertig. Das sollte diesmal eine gründliche Überraschung werden!

Am nächsten Tage, bevor er zur Bank ging, sprach er mit Meister Villegas. Er habe nun sein Geld beisammen, er könne morgen anfangen. Villegas imponierte der Eifer seines zukünftigen Lehrlings, auch hatte er gerade viel Arbeit, und so war er einverstanden.

Auf der Bank mußte Pablo bis gegen Mittag warten, ehe er seine zehn Duros ausgezahlt erhielt. Dann verschwand er, ohne jemandem Bescheid zu sagen, auf die Straße hinaus. Zielbewußt richtete er seine Schritte nach einem bestimmten Laden. Oh, er wußte es längst, wo man in Barcelona einen wundervollen Mechaniker-Anzug für zwei Duros kaufen konnte!

Ein grauer Bankchico mit Goldschrift an der Mütze hatte den Laden betreten, und ein kleiner blauer Mechanikerlehrling, eine kecke Sportmütze auf dem Kopf, verließ ihn wieder.

Nun erst meldete Pablo auf der Bank seinen Weggang und gab die Uniform zurück. Zuerst war man ärgerlich, aber dann zuckte man die Achseln und ließ ihn laufen. Einen anderen Chico konnte man ja jeden Tag haben. Pablo aber ging geradeswegs zu Villegas und stellte sich seinem Meister in der neuen Tracht vor. Der war zufrieden, sagte aber zum Schluß streng: „Eigentlich bist du ja noch zu schwach. Das Kohlentragen hört von nun an auf. Verstanden? Unsere Arbeit ist anstrengend, da wird hinterher nichts anderes gemacht, da wird sich einfach ausgeruht und ordentlich ausgeschlafen. Verstanden? Ein Schlosserlehrling trägt keine Kohlen aus!"

Nun hätte Pablo heimgehen können, aber an diesem Festtage mußte er erst noch ein übriges tun. Er kaufte ein großes Stück Gebäck mit Rosinen für die Kinder, eine Diamantbrosche für Candelaria und für den „Verrückten" eine Schachtel Zigaretten. Dann schlich er sich unbemerkt an den Kohlenladen heran, wartete einen günstigen Augenblick ab und stand plötzlich vor Candelaria.

Die Wirkung entsprach durchaus seinen hochgespannten Erwartungen. Er brauchte zunächst gar nichts zu sagen, denn eine Weile mußte Candelaria erst schreien. Als sie dann anfing, ihm mit Fragen zuzusetzen, packte er stumm seine Geschenke hervor und begann erst zu reden, als er seinen Triumph voll ausgekostet hatte.

Candelaria war tief gerührt. Ihre sonst so gewaltige Stimme zitterte fast, und plötzlich — es war nun einmal der Tag der Wunder für Pablo — gab sie dem Jungen einen schallenden Kuß.

Sie sorgte auch dafür, daß Pablos Glück den Nachbarn gebührend bekannt wurde. Immer wieder mußte Pablo berichten und sich beglückwünschen lassen. Der „Verrückte" aber stand mürrisch dabei und rauchte die geschenkten Zigaretten, die er ohne Dank angenommen hatte.

Mit aufgeregter Wichtigkeit sprach Pablo von seinem neuen Beruf. Ein paarmal schon hatte er voll Stolz berichtet, wie schwer das Schlosserhandwerk sei, und daß der Meister ihm verboten habe, noch weiterhin abends Kohlen auszutragen.

Als er das in seiner Begeisterung zum fünften oder sechsten Male erzählte, schrie der „Verrückte" plötzlich: „Du Lümmel, du bist wohl jetzt zu fein zum Kohlenaustragen?" Und dabei riß er das Beil aus dem Hackeklotz und machte seine übliche wüste Drohbewegung. Pablo rief übermütig: „Natürlich bin ich jetzt fein! Ein Mechaniker ist doch kein Kohlenchico mehr! Jetzt ist das..."

Da sauste das Beil durch die Luft und traf an Pablos Schläfe. Ein unheimliches Krachen. Der Junge brach stumm zu Boden.

Heulend warf sich Candelaria auf ihn. Die Umstehenden wichen entsetzt zurück. Aber der „Verrückte" war auf den Hackeklotz gesunken und stierte mit großen, leeren Augen auf die beiden am Boden.

Ein wildes, mächtiges Schluchzen erschütterte Candelaria. „Du Tier! Du Mörder!" brüllte sie. Dann kam plötzlich Ruhe über sie. Mit ungewohnt leiser Stimme gab sie Anordnungen, schickte einen Nachbarn zum Arzt, ließ den Toten auf Decken legen, befahl ihrem Mann, sich nicht von der Stelle zu rühren, und erklärte, daß sie selbst zur Polizei gehen würde.

Sie nahm ihr Umschlagtuch um die Schultern und ging. Als sie ein Stück von Hause weg war, überwältigte sie der Kummer von neuem. Sie wimmerte leise vor sich hin. Aber sie mußte nachdenken. Würden sie ihren Mann einsperren? Das Geschäft ging auch ohne ihn, aber sie mußte dann einen Chico nehmen, und der kostete einen Duro die Woche. Ach, ihr lieber kleiner Chico! Sechs Jahre war der Waisenjunge in ihrem Hause gewesen, und von Geburt an hatte sie ihn gekannt. Oh, ein hartes Los, mit einem Verrückten verheiratet zu sein! Dreiundfünfzig Duros hatte der Chico hinterlassen. Die sollten nun für sein Begräbnis und für Seelenmessen verwendet werden, alle, bis auf den letzten Centimo.

Und Candelaria wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und öffnete die Tür zur Polizeiwache.

Wissen und Leben

Der Kampf um den Bubikopf der Männer.

(Zu beistehenden Abbildungen.)

Weder die Geschichte noch seine übrigen wertvollen Werke brachten dem griechischen Dichter Archilochos im Laufe der vergangenen Jahrtausende so viel an Ruhm und Anerkennung, wie ihm alle Frauen der Welt zollen werden, wenn sie erfahren, daß er der Initiator, mehr noch, der kampflustige Apostel des Bubikopfes war. Allerdings ruhte der Bubikopf, für den er kämpfte, nicht auf schönen Frauenschultern, sondern auf martialischen Männerschultern — auf den vielbesungenen Schultern der griechischen Herren. Seinen Kampf führte Archilochos indes nicht mit der Schere, sondern indem er über die „in Lockenpracht prangenden", „schönfrisierten" Herren beißende Satiren schrieb. Er befolgte auch selbst als erster mit die neue Richtung, indem er die „Zierde" seines Hauptes bis zum Haaransatz entfernen ließ. Zeitungen und illustrierte Blätter — diese treuesten Spiegel jeder Epoche — gab es damals leider noch nicht, und so können wir es nur an den zurückgebliebenen Kunstprodukten, Bildern, Statuen, kunstgewerblichen Gegenständen, kontrollieren, in welchem Tempo sich die neue Mode ausbreitete. Auf den Kunstgegenständen, die uns vom Ende des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt erhalten geblieben sind, tragen die meisten Männer schon kurzes Haar; es bedurfte also kaum einer Generation, daß die anfangs verspottete Neuerung zur Norm wurde und die bis dahin kultivierte Tracht zur Ausnahme. Daß aber doch die Dauer einer Generation zur Durchführung dessen nötig war, was heute (allerdings bei Frauen, die freilich jeder Modeneuerung leichter zugänglich sind) eine Zeitspanne von nur fünf Jahren brauchte, das hatte, abgesehen vom allgemeinen Tempo unserer Zeit, auch andere Ursachen. Gegen den Bubikopf der Frauen führten und führen die Anhänger der langen Haartracht noch immer mit den verschiedensten Mitteln Krieg — vom Linzer Bischof angefangen, der den Frauen mit Bubikopf die Teilnahme an den kirchlichen Umzügen verbietet, bis zu den chinesischen Mandarinen, die die kurze Haartracht der Frauen als eine persönliche Beleidigung des Konfuzius selbst erklären — seinerzeit aber verhinderten praktischere „Argumente" die schnellere Verbreitung der kurzen Haartracht bei den Männern. Man bekämpfte sie vor allem mit der — Simsonlegende. Delila, die ihren Mann den Philistern ausliefern wollte, schnitt ihm nicht ohne Grund die Haare ab: wer seiner Haare verlustig wird, verliert auch seine Kraft. Würde diese Aussicht schon die heutigen Männer nicht sehr reizen, so war sie noch weniger ein Lockmittel für die Männer jener Zeiten, in denen die körperliche Kraft sozusagen das einzige Wertmaß war und ein jeder nur so viel zählte, wie er stark war. Die Anhänger der langen Haartracht wählten also sehr schlau und geschickt ihren Köder, da dieser nur zu sehr geeignet war, viele vom Übergehen zur kurzen Haartracht zurückzuhalten. So gelang es ihnen, wenn auch nicht der Verbreitung der neuen Haartracht Einhalt zu gebieten, sie doch immerhin stark zu verzögern. Und da die Haupt„kraft" der Frauen in ihrer Schönheit liegt, ist das „Argument", daß der Bubikopf sie ihrer Weiblichkeit, ihrer Schönheit beraube, nur eine einfache Umstellung des obigen Arguments in die Gedankenwelt der Frau. Für den Mann ist seine Kraft, für die Frau ihre Schönheit das Wertvollste — als man also die Männer an dem Abschneiden ihrer langen Haare hindern wollte, stellte man den Verlust der Kraft, als man die Frauen abschrecken wollte, den Verlust ihrer Schönheit als Folge hin. Doch ähnlich wie vor zweieinhalb Jahrtausenden, ist dieser Kampf auch heute nutzlos.

Dr. Frieda Por.



Vor 2500 Jahren: Zweikampf zwischen zwei Männern, von denen der eine bereits kurz geschoren ist.



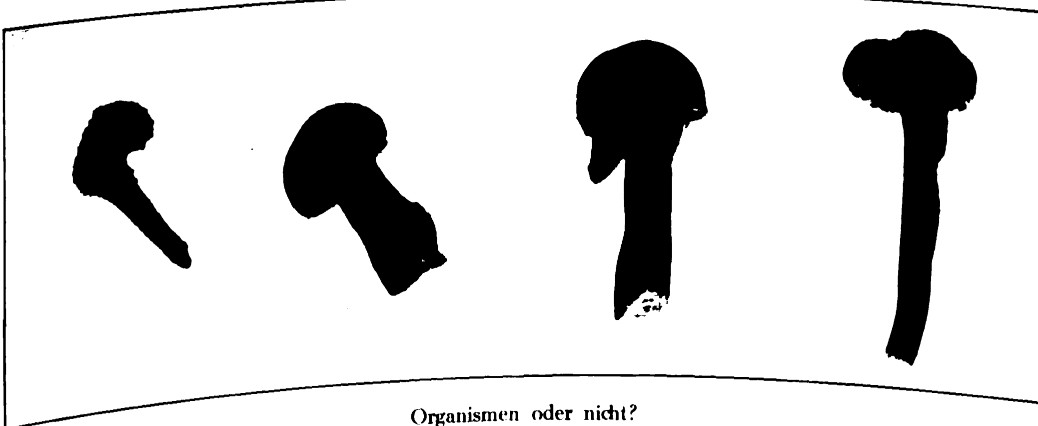
Dionysos trägt noch neben Bart die alte, lange Haartracht, während Hephästos (links) und der Satyr sich als Anhänger der neuen, kurzhaarigen Mode zeigen.

Aus einer Zeit, in der die Männer um den Bubikopf rangen: Altgriechische Vasenbilder mit Darstellungen von Männern in langen und kurzen Haaren.
(Vgl. nebenstehenden Beitrag.)

Auf den Spuren des bauenden Lebens?

(Zu untenstehender Abbildung.)

Das Problem des Schöpferischen in der Natur beschäftigt die Wissenschaft heute mehr denn je. Das Bestreben zielt auf künstliche Erzeugung von Zellen; es glückte bereits, Gebilde zu erzeugen, die in ihrem Verhalten lebenden Zellen ähneln. Nun ist es bei einem Versuch gelungen, ganze Gestalten kompliziert gebauter Organismen auf dem Versuchsweg hervorzubringen. Dabei entstanden Hutpilzformen, wie Miniaturausgaben der in der Natur vorkommenden; an Gestalt und Farben den lebenden täuschend ähnlich. Einmal weisen diese künstlichen Pilze einen stämmigen Strunk mit entsprechend dicker Haube auf; ein andermal sind sie von recht zierlicher Gestalt; auf dem schlanken Strunk sitzt eine leicht bewegliche Haube. Man könnte diese Pilzgebilde wegen ihrer Form und Farbe geradezu mit den Namen der entsprechenden lebendigen belegen. Besonders auffallend ist die Färbung. Je nach Versuchsanordnung ist die Haube auf der Oberfläche zinnoberrot und ihre Unterseite rosafarben, während der Strunk gelb mit rosaroten Schattierungen erscheint; oder sie sind im ganzen braun gefärbt, ockergelb, schwarz. Dazu zeigen diese künstlichen Gestalten einen feinen inneren Bau; der Strunk ist von Kanälchen durchzogen. Dieses komplizierte Gebilde ist aus einem ganz einfachen Versuch gekommen, dem eine besondere Überlegung vorausging. Wir ließen uns von dem Gedanken leiten, durch eine Webearbeit verschiedenster Strahlungen, die sich gegenseitig beeinflussen, müßte in letzter Auswirkung eine Gestalt entstehen. Man brauchte also nur eine Anzahl von Strahlungen zusammenlaufen und aufeinander wirken zu lassen. Das geschah am einfachsten durch Zusammenstellung eines kleinen galvanischen Elements, in dem bekanntermaßen chemische Energie in elektrische Energie sich umsetzt, also aus chemischen Stoffen Elektronenläufe frei werden. Wir legten Wert darauf, daß der zur Erzeugung von Gestalten nötige „Webefaden", der elektrische Strom, sich im Versuch erst erzeugen müßte. Das genannte galvanische Element, das als Flüssigkeit eine Lösung von Uranylnitrat in Wasser hat, worein ein Kohle- und ein Eisenstab eintauchen, erhält einen kleinen Zusatz eines Natronsalzes und wird dann intensiver Sonnenbestrahlung ausgesetzt. Nun beginnt die Webearbeit der verschiedensten Strahlungsarten; Elektronenläufe, aus dem Uran kommende Radiumstrahlungen, elektromagnetische Bewegungen, Lichtwellen, ultraviolette Strahlungen und gewiß noch andere, uns heute noch unbekannte Strahlungen begegnen einander und ergeben in gegenseitiger Beeinflussung die Anordnung zum Bau und wirken das Gewebe der genannten Hutpilze aus. Erst dünn und schleierhaft ist das künstliche Gebilde; zusehends verdickt es sich und wird im weiteren Wachstum kräftig und solid, so daß man es dem Versuchsglas entnehmen und aufbewahren kann. Aber nicht nur als Einzelformen wachsen diese Pilze; ganze Pilzstöcke bilden sich, wie draußen in der Natur, wo mehrere Pilze, bereits ausgewachsene neben halbgewachsenen, zusammenstehen und Hauben neu werdender Pilze sich eben aus dem Boden schieben. Drei Tage währt die Lebensdauer dieser Gebilde; dann sind sie ausgewachsen und verhärten. Wohl gelingt es, sie



Organismen oder nicht?

Pilzähnliche Gebilde, die durch die Webearbeit verschiedener Strahlungen entstanden sind.
(Hierzu nebenstehender Beitrag „Auf den Spuren des bauenden Lebens?")

Sammeln Sie
Pixavon-Flaschenkapseln und
Pixavon-Shampoonbeutel,
man kann nie wissen . . . .





Die Frau im Salon

Es war ein entzückender Abend. Das Essen und die Weine machten dem Namen des Hauses alle Ehre. Aber das netteste war, wie immer, die Geselligkeit. Die Hausfrau versteht es, ihre Gäste zu unterhalten. Diesmal hatte sie sich etwas besonders reizendes ausgedacht, ein lustiges Preisraten, dabei gab es natürlich leidenschaftliche Dispute. Aber, als die Hausfrau schließlich, mit schelmischem Lächeln, fragte: „Und welches ist das beste Haarpflegemittel?" — da antwortete die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, begeistert und einstimmig, ohne Zögern und Schwanken: natürlich Pixavon! Jeder beeilte sich, dem anderen zu versichern, daß er natürlich nur Pixavon gebrauche und damit sehr zufrieden sei. Wie gesagt, es war ein reizender, ein „pixavonniger" Abend.



Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon" (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

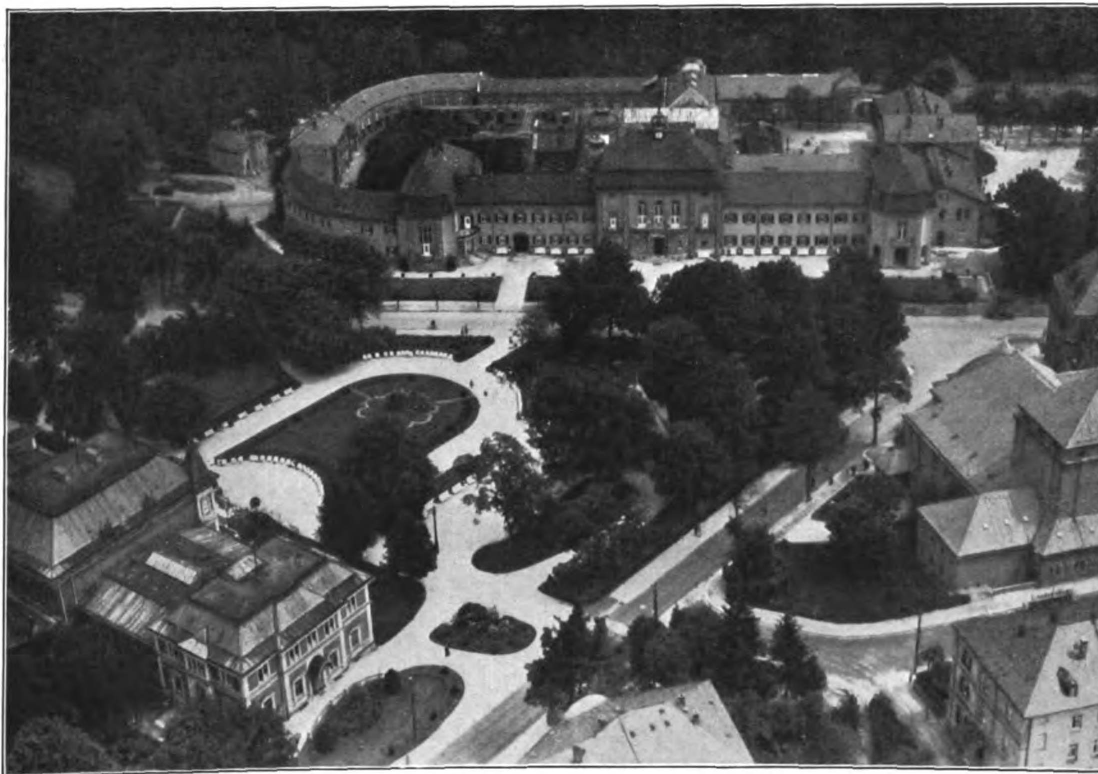
noch eine Reihe von Stunden am Leben zu erhalten und sie zu weiterem Wachstum anzuregen, wenn man sie mit Kochsalz füttert. Danach verdunkeln sich ihre frischen Farben, und sie unterliegen einem Erstarrungstod. So auffallend dieses Ergebnis eines künstlichen Wachstums ist, so wird es noch übertroffen von dem einer Entwicklung. Die künstlichen Hutpilze treten nämlich erst dann auf, wenn bereits zwei andere Gestalten vorher gewachsen sind; ein kleines gelbes Schlauchgebilde und die Gestalt eines Bechers wie bei der Becherflechte. An das Schlauchgebilde schließt sich dieser Becher an; aus dessen Rand entbindet sich die Hutpilzform. Ist aber ein Becher gewachsen, dann wächst kein Schlauchgebilde mehr, und hat sich die Hutpilzgestalt einmal gezeigt, dann hat das Wachstum der Becher bereits aufgehört. Eine Entwicklung wie in der Natur, wo die Gestalten der Geschöpfe in der Entwicklungsreihe einander ablösen. Bemerkenswert ist noch, daß es in der breiten trichterförmigen Höhle der Becher zur Bildung von Knötchen, ähnlich den Sporenbehältern bei den lebenden Pflanzen, kommt. An der bei dem Versuch gleichfalls zustande gekommenen Gestalt der Eschen-Astflechte wuchsen nach 24-stündigem Wachstum schüsselförmige Gebilde, die bei der in Parallele zu setzen den lebendigen Flechte als Früchte zu gelten haben. Neben diesen künstlich erzeugten Lebensformen entstand noch eine große Anzahl anderer Gebilde, die in vergleichende Parallele mit lebendigen Geschöpfen gestellt werden können. Wir begnügen uns vorerst mit der Wiedergabe der Tatsachen, die sich aus der künstlich angeordneten Webearbeit von Strahlungen verschiedener Art ergeben haben, wenn auch die Annahme naheliegt, daß bei der schöpferischen Bauarbeit des Lebens die gleichen unsichtbaren Webefäden am Werke sind wie hier, wo im Versuch Lebensgestalten wurden.

Dr. Heinr. Stadelmann.

Im Hochtal von Korintji.

(Zu der Bildertafel auf Seite 264.)

In Zentral-Sumatra, in der Gebirgskette, die diese zweitgrößte der Sundainseln durchzieht, hielten sich trotz aller äußeren Anstürme einige Stämme der Bevölkerung vollständig abgeschlossen, bis Generalgouverneur van Heutsz in den Jahren 1904 bis 1908 auch diese mit militärischer Gewalt unterwarf. So wurde denn nach erbittertem Kampfe auch das herrliche Hochtal von Korintji, zwischen den Padangschen Hochländern und Benkulen, erschlossen. 70000 Seelen wohnen in diesem von hohen Bergen umgrenzten, 825 m hoch gelegenen Tal. Einst waren auch hier Hindus eingedrungen — wahrscheinlich im 13. Jahrhundert — und ihre hohe Kultur war an diesem Volke nicht vorübergegangen, ohne bis auf unsere Tage noch sichtbare Zeichen zu hinterlassen. Als ich im Auftrag der Niederländischen Regierung von Djambi an der Ostküste dorthinauf wanderte, war mein erstes, die Stammeshäuptlinge zu bitten, mir die so heilig verehrten „Pusakas" — die Heiligtümer aus der Hinduzeit — zu zeigen. Nur einmal — anläßlich des Besuches des ersten Gouverneurs der Westküste Sumatras — hatten sie solch einen feierlichen Aufzug veranstaltet. Ungefähr 8000 Menschen kamen nun in ihren schönsten Gewändern und mit vielen farbigen Fahnen, um mir zu zeigen, was sie seit vielen Jahrhunderten so geheimnisvoll bewahrten: Büffelhörner, mit Rentjungschrift beschrieben, Schwerter, Tücher und selbst Haare eines Heiligen jener Zeit. Denkmäler, Tempel, Monumente oder selbst nur beschriebene Steine aus dieser für ganz Sumatra so wichtigen Periode finden sich leider nicht mehr. Mohammedaner sind diese friedlichen, seltsam gutmütigen Menschen geworden; viele wandern jetzt nach Mekka und kehren im bunten Gewande als „Hadji" wieder in die Heimat zurück. Weder die Religion der Hindus noch der sonst so rücksichtslose Islam konnten aber verhindern, daß Sitten und Gebräuche aus uralter, heidnischer Zeit weiterleben; und bei besonderen Gelegenheiten werden noch heute ganz merkwürdige Feste gefeiert. So wohnte ich einer echt heidnischen Veranstaltung bei, die dazu bestimmt war, eine gute Ernte zu erflehen. In der Mitte eines großen Zeltes war ein Katafalk errichtet worden (siehe Abb. unten rechts), an dem die von weit her kommenden Besucher ihre Opfergaben niederlegten: Eier, Reis,



Eine vorbildlich schöne Kuranlage: Der Kurhausplatz des sächsischen Staatsbades Elster mit den Badehäusern (im Hintergrund). Im Vordergrund (links) das Kurhaus und (rechts) das Kurtheater. (Phot.: Aero-Express Abt. Luftbild, Leipzig.)

Früchte und Gemüse aller Art, Tabak und die Ingredienzien zum Sirihkauen. Ein gemeinschaftliches Essen wurde veranstaltet, und die Musik erklang in bald ernsten, bald lebhaften Weisen. Eine Anzahl Frauen und Männer hatten Blumenkränze auffs Haupt gesetzt und begannen in ruhigem, gemessenen Schritte den Opferkatafalk zu umschreiten. Als dann aber die Musik aufregendere Melodien spielte, gaben die Priester einander die Hände, bildeten eine geschlossene Kette, und ihr Tanz steigerte sich zur Ekstase; sie gerieten in Verzückung, wie dies oft bei den religiösen Tänzen der malaiischen Völker geschieht. Am auffallendsten gebärdeten sich eine schon über 70 Jahre alte Frau (siehe Abb. Mitte rechts) und ein Mann in mittleren Jahren (siehe Abb. unten links). Sie sprangen um den Opferaltar herum, unverständliche Gebete murmelnd. Wie die Hindus, so ist auch dieses Volk ängstlich besorgt, sein Besitztum festzuhalten. So sind in diesem kleinen Lande seit über hundert Jahren nicht weniger als $1^1/_2$ Millionen Pikul (1 Pikul = 125 Pfund) Reis aufgespeichert, der heute noch eßbar ist. Nur langsam gelingen der Abtransport und der Verkauf dieses ungeheuren toten Wertobjekts. — Als ich die Häuptlinge um mich versammelte, um ihnen die versprochenen Photographien des großen Festzuges zu übergeben, kam es zu einem aufregenden Eifersuchtszwist. Ich hatte leider nicht genug farbige Aufnahmen. Diejenigen, die nur schwarz-weiße Photos bekamen, waren nun empört, daß andere so schöne Farbenplatten erhielten. Diese aber waren so erfreut über die prächtigen Bilder, daß sie erklärten, sie in die heiligen Körbe zu den Pusakas legen zu wollen, um sie für alle Zeiten aufzubewahren. Da war ich denn in großer Verlegenheit. Um allen, denen ich so viel Gastfreundschaft zu danken hatte, gerecht zu werden, blieb nichts anderes übrig, als die, die nur schwarze Bilder bekommen hatten, aufzufordern, den Aufzug zu wiederholen. Dieser Vorschlag wurde dann auch von dem Häuptling von Sungei Penuh begeistert aufgenommen.

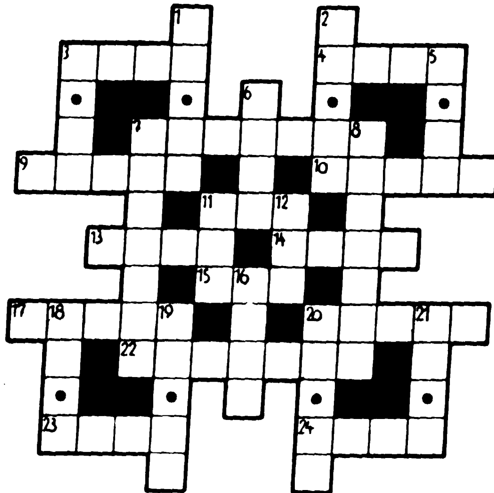
Tassilo Adam.

Anmerkung der Schriftleitung. Der Außentitel dieser Nummer ist eine Wiedergabe des Holzschnittes „Tänzerin" von Henriette Grimm.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 3 großer Wohnraum, 4 Strand bei Venedig, 7 Land in Asien, 9 Priestergewand, 10 Schmetterling, 11 Frauenstimme, 13 Hauptstadt von Lettland, 14 Oper von Verdi, 15 poetischer Name für Löwe, 17 Farbe, 20 Fluß in Frankreich, 22 höchster Seeoffizier, 23 Edelstein, 24 bewaffnete Macht; senkrecht: 1 Pflanzenwelt, 2 Gebirgszug in Europa, 3 Kartenspiel, 5 Heizkörper, 6 biblische Gestalt, 7 weiblicher Vorname, 8 ein Endpunkt der Erdachse, 11 Fisch, 12 Niederschlag, 16 arabischer Titel, 18 Widerhall, 19 männlicher Vorname, 20 Raubfisch, 21 Nebenfluß des Rheins. — Was die an Stelle der Sternchen zu stehen kommenden Buchstaben (wagerecht gelesen) ergeben, wollen wir allen Verzagten immer zurufen.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — al — ben — ca — dor — fred — gen — gli — ha — ha — hek — i — ke — kel — le — ma — o — rem — ri — rog — tau — the — the — ti — u — win sind 10 Wörter zu bilden, deren dritte und erste Buchstaben. letztere von unten nach oben gelesen, ein altes deutsches Sprichwort wiedergeben. 1 Hauptstadt der altgriechischen Landschaft Böotien, 2 die zweitgrößte der Großen Antillen, 3 Stadt auf Sardinien, 4 Rechtsgelehrter in der Türkei, 5 verborgenes Eckchen, 6 und 7 je ein männlicher Vorname, 8 orientalisches Frauengemach, 9 Konventionsort (1812) in Litauen, 10 pflanzliche Umfriedigung.

Zusammensetzrätsel.

Ammer — Bein — Brief — Dank — Eisen — Elfen — Ernte — Faden — Fest — Gau — Gewächs — Hand — Handlung — Kasten — Knochen — Lampe — Land — Mann — Metall — Mittel — Nacht — Ober — Papier — Post — Schatten — Sturm — Waren

Es sind neun zusammengesetzte, aus je drei Wörtern bestehende Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben eine Muse nennen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4407.

Verschieden.

Mit „o" ist es unsichtbar klein,
Mit „e" ziehst du es aus und ein.

Lösungen der Aufgaben in Nr. 4405.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Atom, 4 Post, 7 Sirup, 9 Gatte, 10 Seher, 11 Augit, 13 Niger, 15 Sekretär, 16 Beelzebub, 20 Riese, 21 Magen, 23 Sudan, 24 Selim, 25 Nauen, 26 Trog, 27 Toga; senkrecht: 1 Asra, 2 Titus, 3 Musik, 1 Paria, 5 Stier, 6 Teer, 8 Petroleum, 9 Gentleman, 12 Gelee, 14 genug, 16 Biber, 47 Essig, 18 Banat, 19 Beleg, 20 Rast, 22 Nana.

Zitatenrätsel: Wie gewonnen, so zerronnen.

Gegensatz: furchtbar, fruchtbar.

Suchrätsel: Man muß lieber ein Narr in der Mode als einer außer der Mode sein.

Nicht schön: Gemeinheit (Gemse, Einheit).

Silbenrätsel: 1 **Soda**, 2 **Oder**, 3 **Major**, 4 **Moorland**, 5 **Echternach**, 6 **Raabe**, 7 **Sonne**, 8 **Ohnmacht**, 9 **Neidenburg**, 10 **Nassau**, 11 **Elfe**, 12 **Niederlande**, 13 **Wouwermans**, 14 **Eber**, 15 **Narenta**. — Sommersonnenwende — Johannisfeuer.

Doppel-Dreieck: Korb — Kram — Baum — Torf — Tran — Faun.

Schachaufgabe: 1. 0—0!, Kh4×h3. 2. Tf1—f3†, Kh3—h4. 3. La5—d8‡. 1......, g4×h3. 2. Kg1—h2, Kh4—g5. 3. La5—d8‡. 1......, e3—e2. 2. La5—e1†, Kh4×h3. 3. Tf1—f3‡. 2......, g4—g3. 3. Tf1—f4‡. 1......, Kh4—g3. 2. La5—e1†, Kg3×h3. 3. Tf1—f3‡.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen. Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.







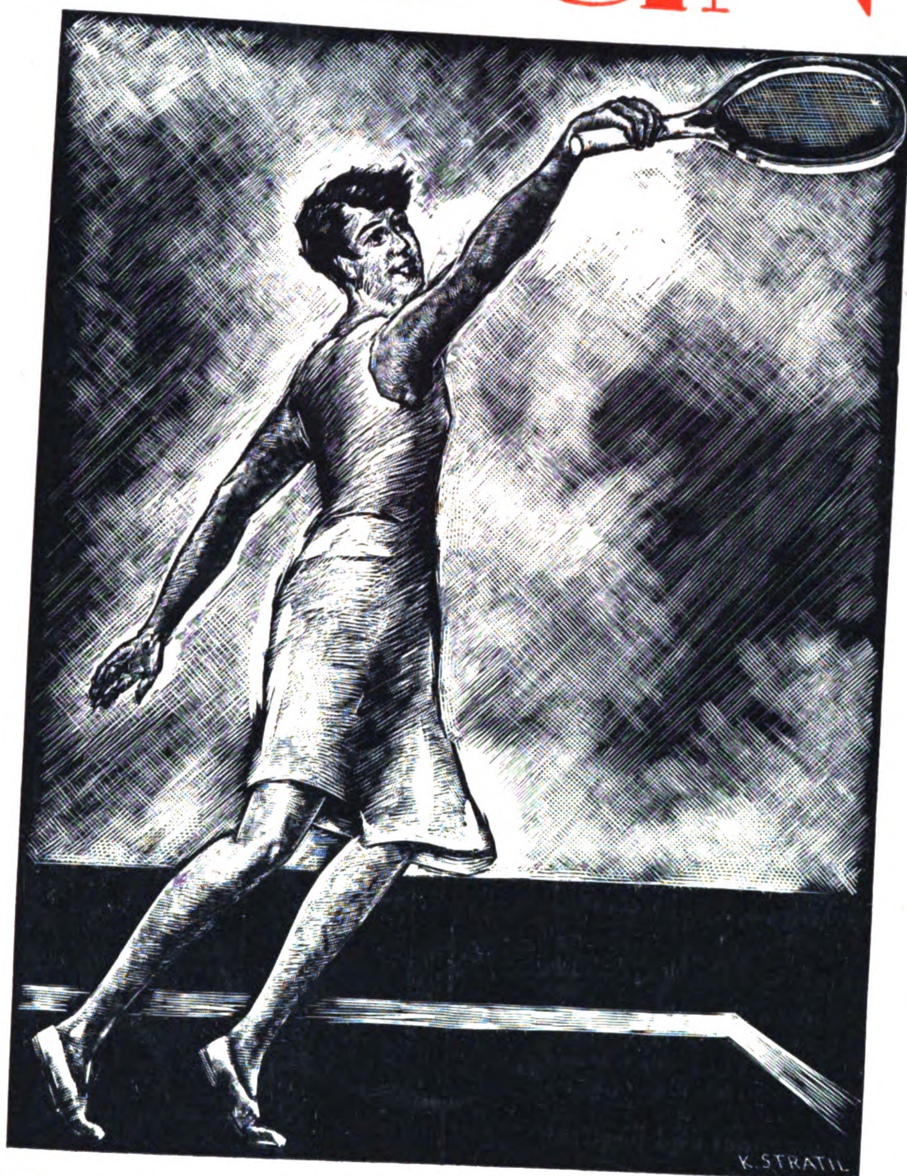






...ausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil ... Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4407 ★ 29·AUG·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Preisausschreiben der Universität Leipzig. In Verbindung mit den Erträgnissen der Dr. Walcker-Stiftung stellt die Universität Leipzig folgende Preisaufgaben, deren Bearbeitung jedermann freisteht und zu der auch solche Herren und Damen des In- und Auslandes zugelassen sind, die keinerlei Beziehungen zur Universität Leipzig haben. Das Thema der ersten Aufgabe lautet: „Wirtschaftskrisen und Kriminalität.“ Es soll versucht werden zu zeigen, ob und inwiefern ein Einfluß der verschiedenen Arten wirtschaftlicher Krisen und Nöte auf die Bewegung der Kriminalität nachweisbar ist. Dabei sind die wichtigsten und interessantesten Verbrechensgruppen gesondert abzufassen. Es genügt, die statistischen Nachweise auf das Gebiet Deutschlands zu beschränken, doch sollten die wichtigsten Ergebnisse ausländischer, insbesondere französischer Forschung mitverarbeitet werden. — Das Thema der zweiten Aufgabe behandelt „Reparationslasten und äußere Handelspolitik.“ Gedacht ist hier an eine Untersuchung, inwieweit die Versuche zur Reparationszahlung neue handelspolitische Maßnahmen, insbesondere Schutzzollbewegungen geweckt haben, und welche Wirkungen von handelspolitischen Maßnahmen auf die tatsächlichen Möglichkeiten der Reparationszahlung ausgehen können und ausgehen. Für jede Preisaufgabe stehen 1500 Reichsmark zur Verfügung. Bei mehreren gleichwertigen Bearbeitungen kann das Preisgericht auf Teilung des Preises zukommen. Die Arbeiten sind bis zum 1. Oktober 1930 beim Rektorat der Universität Leipzig einzureichen.

Ärztlicher Fortbildungslehrgang in Bad-Nauheim. Der VI. Fortbildungslehrgang der Vereinigung der Bad-Nauheimer Ärzte findet vom 18. bis 20. September d. J. über „Pathologie und Therapie der Zirkulationsstörungen“ statt. Hervorragende Kapazitäten werden in einer Reihe interessanter Vorträge dieses Gebiet eingehend behandeln. Die wissenschaftliche Arbeit des Lehrgangs umrahmen künstlerische und gesellschaftliche Veranstaltungen der Bad- und Kurverwaltung. In den Hotels und Pensionen genießen die Teilnehmer Vergünstigungen. Auskunft erteilt der Geschäftsführer des Fortbildungslehrganges, Medizinalrat Dr. Grünbaum, Bad-Nauheim, Frankfurter Straße 27.

Die meisten Damen rauchen, seitdem sie das Mittel gefunden haben, durch das die unangenehme Begleiterscheinung, das Gelbwerden der Zähne vermieden und der Nachgeschmack des Tabaks wieder beseitigt wird. Welches ist dieses Mittel? Die Zahnpasta Pebeco. Ihr herbkräftiger Geschmack, der ein Zeichen für den hohen Gehalt an wirklich wirksamen Bestandteilen ist, hat Pebeco mehr und mehr zur Spezialzahnpasta für den Raucher und für Freunde von Süßigkeiten gemacht.

Illustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4407. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

29. AUGUST 1929

JUBILÄUM IN DER PORZELLANINDUSTRIE.

Wenn demnächst die Rosenthal-Porzellanfabriken ihr 50jähriges Jubiläum feiern, so gibt das Veranlassung, eines Mannes zu gedenken, von dem der Anstoß zur Entwicklung der deutschen Porzellanindustrie auf breitester Basis ausging, des Geh. Kommerzienrat Dr. ing. h. c. Philipp Rosenthal. Als er vor 50 Jahren zu arbeiten begann, gab es in Deutschland nur die großen königlichen Manufakturen, deren Erzeugnisse über die Reichsgrenzen hinaus bekannt und begehrt waren. Zur Deckung des Massenbedarfs wurden nach Deutschland französische und böhmische Porzellane eingeführt. In dieser Zeit stellte sich Rosenthal die Aufgabe, alles an die Schaffung eines Porzellans zu setzen, das mit der Zeit die fremden Marken vom deutschen Markt verdrängen könne. Deshalb richtete er sein Augenmerk auf die Herstellung eines ganz vorzüglichen Scherbens und auf eine Form, die dem Kunstempfinden der Zeit entsprach. Von den damals vor allem beliebten französischen Formen ausgehend, hat er dauernd an der Vollendung der Formen der von ihm herausgebrachten Porzellane gearbeitet. Mit feinem Verständnis für das Echte, Bleibende, nahm er die Anregungen, die die jeweilige Kunstrichtung bot, auf. Doch wußte er stets Extremes zu vermeiden. So ist es gekommen, daß sein beharrliches Arbeiten an künstlerischer und technischer Vollendung seiner Erzeugnisse die schönsten Erfolge brachte, daß seine Werkstätten sich dauernd vergrößerten und er eine Fabrik nach der anderen seiner Firma angliedern konnte. Ein großes organisatorisches und kaufmännisches Talent kam ihm zu Hilfe. Auf dauernden Reisen im Ausland schuf er sich die Kanäle, durch die sein Porzellan nun in alle Welt hinausgeht. Sein zielsicheres Vorwärtsgehen war auch den übrigen deutschen Porzellanfabriken Ansporn zu Verbesserung und Höchstleistung. Nach 50 Jahren, zu deren Beginn Rosenthal mit einem einzigen Gehilfen im Schlosse zu Erkersreuth seine Tassen zu brennen und malen begann, ist die deutsche Porzellanindustrie nicht nur auf dem heimischen, sondern auch auf fremden Märkten führend geworden. Rosenthal, der schon frühzeitig die Lebensnotwendigkeit des Exports für die deutsche Volkswirtschaft erkannt hatte, steht heute an der Spitze der Männer, die der Reichsverband der Deutschen Industrie berufen hat, um über Maßnahmen zur Hebung der deutschen Ausfuhr zu beraten. Aus dieser Grundeinstellung „Export allem voran" ist Rosenthal auch stets ein lebhafter Freund und Förderer der Leipziger Messe gewesen, die er als ein hervorragendes Ausfallstor der deutschen Ware nach allen Teilen der Welt schätzt.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

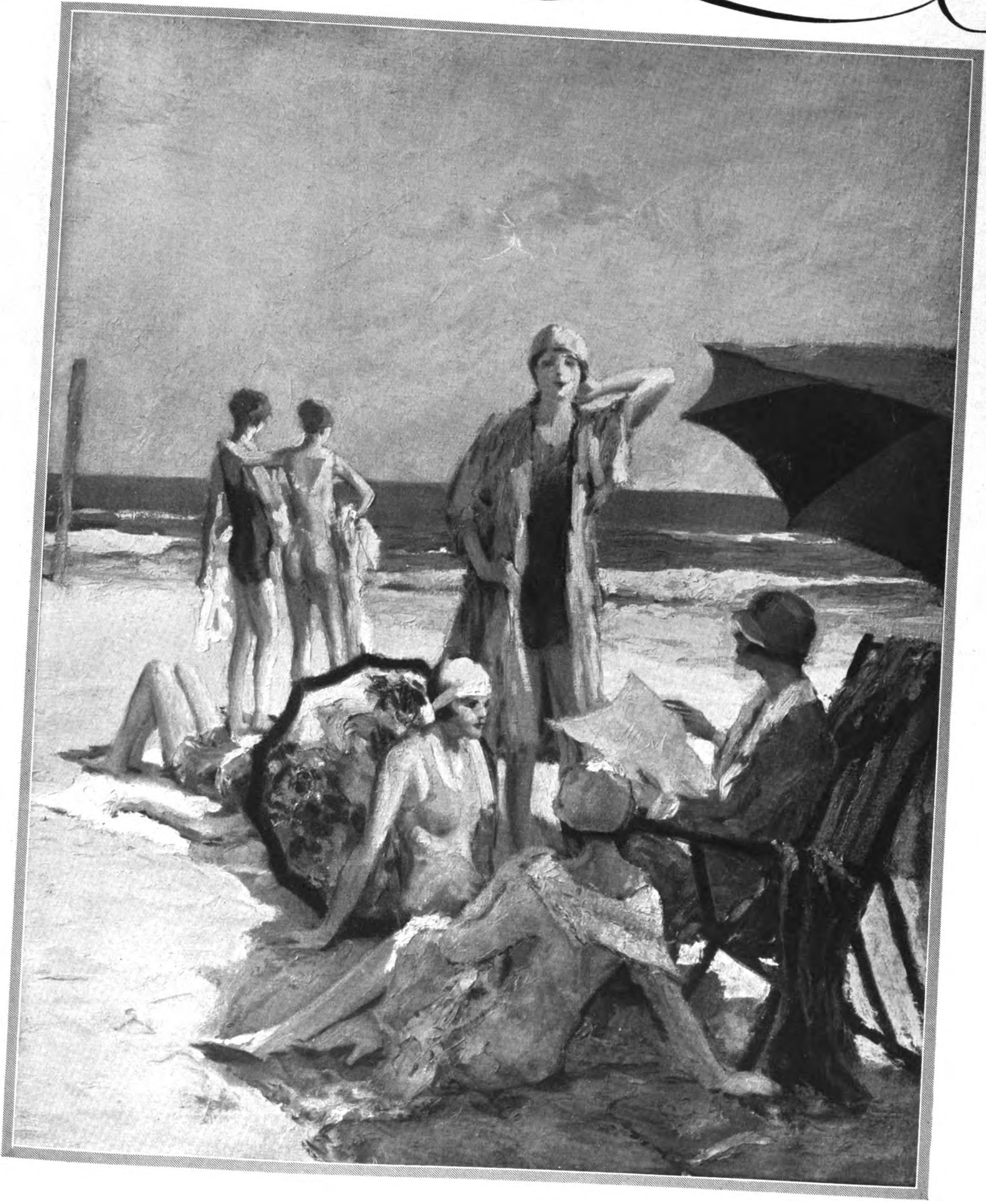
Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig C 1.

Ernte- u. Ertragsverluste in der Landwirtschaft, im Garten u. Weinbau

werden vermieden oder vermindert durch rechtzeitige sachgemäße Schädlingsbekämpfung. Die Flug- und Merkblätter der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem unterrichten in leicht faßlicher Form über die besten Maßnahmen zur Bekämpfung der Pflanzenkrankheiten und -schädlinge. Zur jetzigen Jahreszeit dürften folgende Flugblätter von besonderem Interesse sein: Nr. 13 Feldmäuse, Nr. 26 Stinkbrand des Weizens, Nr. 48 Flugbrand von Gerste und Weizen, Nr. 68 Streifenkrankheit der Gerste, Nr. 83 Beizgeräte, Nr. 56 Kohlhernie, Nr. 40 wurmstichige Äpfel und Birnen, Nr. 6 Schwammspinner, Nr. 22 Hallimasch und Wurzelschwamm, Nr. 93 Rosenkrankheiten; die Merkblätter Nr. 4 Verzeichnis der Stellen des Deutschen Pflanzenschutzdienstes, die Auskunft über Pflanzenkrankheiten und -schädlinge erteilen und Gesundheitszeugnisse für die Ausfuhr von Pflanzen ausstellen, Nr. 6 Reblausbekämpfung. Wirksame Mittel zur Schädlingsbekämpfung kann man sich selbst herstellen. Genaue Vorschriften für die Zubereitung von Spritzbrühen gegen Krankheiten und Schädlinge im Obst- und Gartenbau findet man in den Flugblättern Nr. 46 (tierische Schädlinge) und 74 (Pilzkrankheiten). In vielen Fällen wird man die von der chemischen Industrie hergestellten Fertigpräparate vorziehen. Die vom Deutschen Pflanzenschutzdienst erprobten Präparate sind in den Merkblättern Nr. 7 (Getreidebeizmittel) und 8 (Spritz- und Stäubmittel) zusammengestellt. Über Beizgeräte gibt das Flugblatt Nr. 82 Auskunft. Eine Schilderung der wichtigsten bewährten Apparate zur Anwendung der Schädlings-Bekämpfungsmittel enthält das Flugblatt Nr. 89 Spritz- und Stäubgeräte für den Pflanzenschutz. Der Preis für das Flugblatt beträgt bei portofreier Zusendung 10 Rpf. Einzahlung auf Postscheckkonto Berlin Nr. 75 der Biologischen Reichsanstalt oder in Briefmarken erbeten. Für die regelmäßige Zustellung der Neuerscheinungen kann ein Betrag von 1.50 RM. oder 2 RM. im voraus eingesandt werden.



Illustrirte Zeitung



AM STRANDE

GEMÄLDE VON EDWARD CUCUEL

CHARAKTER UND SCHICKSAL

VON DR. HERMANN BOESSNECK

Es erscheint für den ersten Blick befremdlich, ja unzulässig, Charakter und Schicksal in eine sinnvolle gegenseitige Beziehung setzen zu wollen; denn beide Begriffe weisen auf Tatbestände hin, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben. Im allgemeinen bezeichnet der Ausdruck „Charakter“ die angeborene, im wesentlichen unveränderliche Grundnatur eines Menschen, die sein inneres und äußeres Verhalten unausweichlich bestimmt, während „Schicksal“ den Sammelnamen bildet für alle diejenigen Erlebnisse und Ereignisse, die ohne unser Zutun, ungewollt und ungerufen, über uns hereinbrechen. Den Charakter lernen wir durch Selbstbeobachtung und in der tätigen Auseinandersetzung mit Leben und Umwelt kennen, das Schicksal aber ist und bleibt uns eine dunkle, unaufhellbare Macht, in die wir uns schicken müssen, an der wir entweder reifen und wachsen oder zerbrechen. Über unseren Charakter sind wir in gewissen Grenzen Herr, wir können an ihm arbeiten und gestalten; das Schicksal widerfährt uns und beherrscht uns. Es scheint kein verbindender Faden zwischen beiden zu laufen. Wir sind eben außer dem Bereiche des Menschlichen noch einer kosmischen Welt verhaftet, einer Verkettung von Ursachen und Wirkungen, die wir nicht überschauen können, in Zusammenhänge hineingestellt, die als Fluch oder Segen, als Glück oder Verhängnis über uns walten.

Alle historisch vorliegenden Schicksalsbegriffe: die Moira der Griechen, das Fatum der Orientalen, die Vorsehung der christlichen Weltanschauung, der Glaube der Römer an die Parzen, die unseren Lebensfaden spinnen und wieder zerreißen, der Glaube der Germanen an die Nornen, die unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Händen halten — alle diese Vorstellungen, die sich die Menschen von jeher vom Schicksal gebildet haben, weisen darauf hin, daß jenseits unserer Wirkungs- und Einflußsphäre Mächte am Werke sind, die über uns verfügen nach ihrem Willen, gleichgültig gegen unser persönliches Wollen und Wünschen. Klingt es diesen von uns allen erlebten Gewalten gegenüber nicht wie eine frevelhafte Anmaßung, wenn wir modernen, selbstherrlichen Menschen mit Schiller behaupten: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!“? Haben wir wirklich unser Schicksal in unserer Hand? Sicher läßt sich diese Frage nicht bejahen, wenn wir an die rohen und blinden Zufälle denken, die als Krankheit, Not oder Tod am gewalttätigsten und einschneidendsten, als Schicksals„schläge“ uns treffen. Der Gläubige nimmt sie ergeben als Schickung und „unerforschlichen Ratschluß“ Gottes hin, legt ihnen wohl gar einen moralischen Sinn unter, indem er sie als Prüfungs- und Läuterungsmittel seines inneren Menschen sich deutet. Hier liegt offenbar mehr eine verzweifelte Notwehr vor als eine auf Erkenntnis beruhende Überzeugung von einem sinnvollen Zusammenhang zwischen menschlichem und übermenschlichem Geschehen. Wir ertragen es nicht, willenloses Opfer und Werkzeug des Zufalls zu sein, suchen und forschen immer wieder nach einer göttlichen Gerechtigkeit, die ihre Lose nicht blind und wahllos verteilt, sondern je nach Verdienst oder Schuld wägt und richtet.

Wer aber den Mut aufbringt, ohne selbstgefällige Täuschung zu leben, wird zugeben müssen, daß zwischen der menschlichen Individualität, zwischen seinem Inneren, und den gekennzeichneten, von außen hereinbrechenden Gewalten sich kein notwendiger Zusammenhang aufweisen läßt, daß hier ein unkontrollierbarer Glaube die gewissenhafte und eindeutige Einsicht ersetzen muß. Dennoch läßt sich eine jedem zugängliche Verbundenheit zwischen Charakter und Schicksal feststellen, wenn man den Schicksalsbegriff nicht aus der Perspektive eines überweltlichen Geschehens betrachtet, sondern mit dem Auge und der Seele desjenigen, der Schicksal erlebt. Es gibt ja im Grunde gar kein Schicksal an sich, es gibt nur Schicksal für Menschen. Nicht alle Begebenheiten unseres Lebens, die uns unerwartet zustoßen, die heilvoll oder unheilvoll unseren Weg kreuzen, bezeichnen wir als Schicksal. Vieles ereignet sich um uns, an uns und in uns, das, wenn es anderen zugestoßen wäre, ihnen vielleicht zum Schicksal geworden wäre, uns selbst aber nicht als solches zum Bewußtsein kommt; denn wir sind es, die von uns aus bestimmen, was Schicksalsbedeutung für uns gewinnen kann. Nur, wo wir uns durch die von außen kommenden Ereignisse in der Eigenrichtung unseres Denkens, Fühlens und Wollens wirklich getroffen wissen, sei es gefördert oder gehemmt, gesteigert oder gebrochen — da allein sprechen wir von Schicksal. Was nicht in das Zentrum unseres innersten, eigensten Wesens eingreift, was uns nicht ein Mal auf den Gipfel unserer Glücksmöglichkeiten hebt oder in den Abgrund der Verzweiflung stürzt, verdient nicht den Namen eines Schicksals. Es gibt eine leichtfertige, großsprecherische Verwendung dieses Begriffs, die jede unerfreuliche Bagatelle, jede unangenehm empfundene „Tücke des Objekts“ zu einem Schicksal aufbläht und damit dieses Wort um den ihm ursprünglich und von jeher eigenen, großgeprägten Sinn bringt. Das Phänomen Schicksal entsteht nur dort, wo ein äußeres, an sich zufälliges Begebnis zum innersten, persönlich notwendigen Erlebnis wird. Es müssen gewisse seelische Voraussetzungen erfüllt sein, um Dinge, Menschen und Ereignisse als Schicksale erleben zu können; denn es gibt durchaus schicksalsunfähige Menschen, von denen man paradoxerweise behaupten kann: es ist eben ihr Schicksal, kein Schicksal zu haben. Für diese hat kein Geschehnis der äußeren oder inneren Welt eine solche Eindrucksfähigkeit, einen solchen Tiefgang der Wirkung, daß es ihnen zum Schicksal werden kann. Sie nehmen alles hin, wie es kommt, regen sich über nichts sonderlich auf, reagieren weder mit Liebe noch Haß, weder mit Freude noch Schmerz, lassen sich gleichgültig treiben von dem, was Tag und Stunde ihnen zutragen. Ihr Wesen ist farblos, ihr Charakter uncharakteristisch, ohne Form und Konturen. Jede geprägte, nach irgendeiner Seite ausgesprochene Individualität bis hinauf zur durchgebildeten Persönlichkeit hat und schafft aber um sich eine bestimmte Atmosphäre, einen fühlbaren Strahlungskreis, in dem das allgemein Menschliche auf eine urpersönliche, individuelle Weise zum Ausdruck kommt. Nur von dieser Art Menschen gilt, daß sie von sich aus eine innerlich notwendige Beziehung zum Schicksal haben.

Bei der begrenzten Erlebnisfähigkeit des einzelnen, entsprechend dem Umfang und der Richtung seiner Interessen, Begabungen und Bewertungen, wird und kann allerdings jeder nur innerhalb des Bereiches seiner individuellen Veranlagung Schicksal erleben. Eine durchaus reale Natur, ein Tatsachenmensch, der sich an das Greifbare und Gegebene hält, wird sich naturgemäß mit allem, was das Schicksal bringt, leichter abfinden, wird sich eher ins Unabänderliche fügen als eine leidensfähige Innerlichkeitsnatur, die sich an den rücksichtslosen Härten der Realität allenthalben stößt und womöglich aufreibt. Ein geborener Machtmensch, der in der Durchsetzung seines Selbstbehauptungswillens Zweck und Sinn seines Lebens sieht, wird die Förderung oder den Widerstand des Schicksals nur dann erleben, wenn er sich frei in seinem Wirkungsdrang ausleben kann oder sich darin gehemmt fühlt. Napoleon, auf Elba verbannt und daselbst zur Untätigkeit verurteilt, empfand seine auf Tat und Macht angelegte Individualität dort als so gut wie ausgelöscht. — Ein wesenhaft geistiger Mensch, dem Denken Leben bedeutet, wird seine individuellen Schicksale im Reich der „Ideen“, in ihrem Kampf und Sieg haben. Er ist bereit, seinem Erkenntnisdrang nicht nur bequeme Denkgewohnheiten und lieb gewordene Illusionen zu opfern, sondern auch, wenn nötig, aus weltanschaulichen Gründen den Bruch mit nahestehenden Menschen, mit Familie und Gesellschaft zu vollziehen. — Ein Romantiker, dem die Wirklichkeit nichts, das Leben in der Phantasie aber alles gilt, wird die Macht des Schicksals in dem unaufhebbaren Widerspruch zwischen Traum und Erfüllung, zwischen der idealen und realen Welt erfahren müssen. — Wer den höchsten Wert des Lebens in menschlichen Beziehungen sieht, wird seine Beglückungen und Enttäuschungen in Freundschaft, Liebe oder Ehe als das ihm vorbestimmte Schicksal erleben. — Ein rein ökonomisch gerichteter Mensch, dem Erwerben und Verdienen Inhalt und Rückgrat seines Lebens bedeuten, wird die Gunst oder Ungunst des Schicksals am Gewinn und Verlust seines Vermögens messen.

Die aufgeführten Beispiele mögen veranschaulichen, daß das persönliche Schicksal jedes Menschen unverrückbar und unentfliehbar durch die ihm eigentümliche Wert- und Wesensrichtung bestimmt wird. Was außerhalb der individuellen Interessen- und Wertsphäre liegt, kann, so störend, unangenehm oder traurig es auch empfunden werden mag, doch niemals zum Schicksal für den Betroffenen werden, niemals als Tragik und Verhängnis sich auswirken. So erkennen wir also, daß sich die Schicksalsfrage jedem einzelnen ganz persönlich stellt, daß es eine individuell notwendige, ja gesetzmäßige Beziehung zwischen Schicksal und Charakter gibt.

Allerdings können wir nichts dafür, in welcher Gestalt wir geboren sind — unter welchem Stand der Sterne und in welchen äußeren Lebensrahmen hinein (Familie, Volk, Zeitgeist, Umwelt). Alles dies müssen wir als „gegeben“ hinnehmen, als Zufall und Geschick, denen wir nicht verantwortlich sind. Dennoch erfahren wir im Verlaufe unseres Lebens, daß zum guten Teil wir selbst es sind, die sich ihr Schicksal heraufbeschwören und gestalten. Vieles, nicht alles, was das Leben über uns bringt, ziehen und bannen wir gleichsam durch unsere Art zu agieren und zu reagieren immer wieder in unseren Lebenskreis hinein, so daß schließlich das, was wir als unser Schicksal ansprechen, das genaue Spiegelbild wird von dem, was wir im Grunde sind.

Wenn sich auch keine Formel finden läßt, die es ermöglicht, aus der Charakterveranlagung eines Menschen das ihm zugehörige Schicksal vorausschauend abzulesen, so darf man doch mit gewisser Wahrscheinlichkeit aus bestimmten Wesenszügen, die den ganzen Menschen beherrschen, die zukünftige Gestaltung seines Lebens prophezeien. Nur eine übermenschliche Intelligenz, ein Weiser und Seher, wäre imstande, den Zusammenhang zwischen Charakter und Schicksal bis in alle Einzelheiten hinein mit einem Blicke zu umfassen.

Die Beobachtung des täglichen Lebens zeigt, daß dem Leichtsinnigen — vorausgesetzt, daß ihn nicht dauernd günstige Lebensverhältnisse tragen — seine Unbekümmertheit schließlich doch einmal zum Verhängnis werden kann; der harmlos Vertrauende wird unfehlbar einmal betrogen oder verraten werden. Wer da unbeirrbar glaubt, unter einem günstigen oder ungünstigen Stern zu stehen, wird zeitlebens ein Glückspilz oder Pechvogel bleiben!

Wer im Alter rückschauend sein Leben überblickt, dem werden sich die für das unmittelbare Erleben geheimnisvollen Beziehungen zwischen seinem Charakter und seinem Schicksal als irgendwie sinnvoll und verständlich aufhellen. Schopenhauers lebensphilosophische Phantasie über die „anscheinende Absichtlichkeit im Schicksal des Einzelnen“ lehrt von hoher Warte aus, daß das Schicksal des Menschen nur die Ausfüllung und Erfüllung seines Lebensplanes bedeutet, dessen Linienführung in seinem Charakter unsichtbar vorgezeichnet und vorgebildet ist. Desgleichen spricht der bekannte Psychoanalytiker Alfred Adler von einer „Leitlinie“, die in den Urgründen des Instinkts und des Unterbewußtseins des einzelnen angelegt sei und mit unfehlbarer Sicherheit die Prägung seines Lebensstiles und den Inhalt seiner Lebensführung bestimme. Die landläufige Redensart, daß keiner seinem Schicksal entgehen könne, läuft auf die gleiche Überzeugung hinaus, daß das, was wir sind, und was sich in unserm Leben Entscheidendes ereignet, im musikalischen Gleichnis gesprochen, sich zu einer symphonischen Einheit zusammenschließt.

Gletscherschründe der Türkischen Zeltstadt in der Venedigergruppe.
(Phot. A. Dick.)

AUS DER EISREGION DER ALPENWELT



Ein eindrucksvoller Eisstrom: Die Mer de Glace bei Chamonix am Zusammenfluß des Glacier du Géant (rechts) und der vereinigten Glaciers de Leschaux und de Talèfre.



Im Lande des Vogelzugs

BILDER VON DER KURISCHEN NEHRUNG

Prof. Dr. Thienemann, der Leiter der Vogelwarte Rossitten, beim Beringen eines Storches.

Eine schmale Landzunge von etwa 100 km Länge streckt sich in feinem Bogen, bei dem bekannten Seebad Cranz beginnend, zwischen Ostsee und Kurischem Haff bis nach Memel hin: die Kurische Nehrung.

Dünen, die größten Europas, dehnen sich dort, so weit das Auge nur zu schauen vermag. Wanderdünen, unaufhaltsam vorwärts strebend. Wie sie so sanftschwellend sich aus dem Sandmeer erheben, wenn auch zuweilen in einer Höhe von mehr als sechzig Metern, ahnt man nicht, daß sie, unheimlichen lebenden Wesen vergleichbar, die Verderben und Tod in sich bergen, dahinschleichen über Sträucher, Bäume, Wälder, über Hütten und ganze Ortschaften. Sieben Nehrungsdörfer fielen ihnen zum Opfer im Laufe der Jahrhunderte.



Einsamkeit, Sand und Dünen.

Gegenwärtig versucht man, diesem gefährlichen Wandertrieb Einhalt zu tun, indem man durch Einsetzen von Strandgräsern die Vordünen etwas zur Ruhe zwingt. Dann folgt das Bestecken des riesigen Sandfeldes mit Reisig, um dem Wind die Angriffsfläche zu nehmen, und schließlich Anpflanzung von jungen Kiefern, deren Wurzeln man durch Lehm beschwert. So wird die Wanderdüne festgelegt, festgenagelt gewissermaßen durch einen Bergkiefernwald.

Die Kurische Nehrung ist eine bedeutende Vogelzugstraße, über die während der Wanderzeiten ungeheure Scharen der gefiederten Flieger ziehen, aus Kurland, Livland, Estland, dem südlichen Finnland und den weiten südlichen Gebieten des nordwestlichen Rußlands. Eigenartige Gelände- und Gewässerformation mögen der Grund hierfür sein, denn es gibt nur wenige solcher bevorzugter Stellen. Hier also ist „der Pulsschlag des gewaltigen Zugorganismus" zu fühlen, wie es Prof. Dr. Thienemann, der Leiter der Vogelwarte Rossitten, ausdrückt.

Rossitten, dieses durch seine Vogelwarte bekannt gewordene Nehrungsdörfchen, liegt in fruchtbarer Feldflur, so fruchtbar, daß sich hier sogar lohnende Landwirtschaft entwickeln konnte. Im übrigen lebt man — wie auf der ganzen Nehrung — fast ausschließlich von der Fischerei.

Doch Fisch und immer wieder Fisch ist auch dort oben nicht jedermanns Geschmack, und da die Erde nicht für abwechslungsreichen Küchenzettel zu sorgen vermag, so tun dies die Lüfte. Zwar nicht gerade durch gebratene Tauben wie in der gesegneten Schlaraffia, aber der Nehrungsdörfler gibt sich schon mit Krähen zufrieden, und er wird reichlich mit ihnen versorgt — wenn er sie fangen kann!

Dieser Krähenfänger oder, wie er hier heißt, „Krajebieter" — die erbeuteten Krähen werden sofort an Ort und Stelle getötet — ist ein urwüchsiger Nehrungstyp, dem man in manch einer dunklen Oktobernacht begegnen kann, schwerbepackt mit Fangnetz und Zugleine, Handbeil und Holzpflöcken zum Anbinden der Beute. Vorn über die Schulter hängt ein Sack mit zwei lebenden Krähen, den Lockkrähen, denen die Artgenossen bald folgen werden, denn nichts geht auch bei ihnen über die — Geselligkeit!

Ganz einfach ist es allerdings nicht, ein Schock Krähen zu fangen, was so für gewöhnlich als Ausbeute eines schönen Herbsttages gilt; es erfordert aufmerksame Arbeit, da der Fangplatz und manch anderes sorgfältig vorzubereiten ist.

Die übrigen Vögel jedoch können ungehindert ihre Straße nehmen, und vieltausendfältiges Leben schwirrt in den Lüften. — Auch Raubvögel streichen vorüber: Sperber, Turm- und Baumfalken, Weihen, Milane, die mächtigen Rauhfuß-, die schönen Mäusebussarde, die edlen Wanderfalken. Und diese wilden Segler der Lüfte erzieht der als „Vogel-



Pflanzen und Holz legen die Wanderdüne fest.

professor" rühmlichst bekannte Vogelwartenleiter in mühevoller, intensiver Arbeit in einer regelrechten „Falkenschule" für den altneuen Jagdsport, die Edelfalknerei.

An all jenen Vögeln aber, soweit sie erreichbar sind, wird seit dem Jahre 1903 das Beringungsexperiment durchgeführt. Ein numerierter Aluminiumring, der schlanken Fessel eines Vogelfußes angepaßt, dient zur Kenntlichmachung seines Trägers und soll dazu verhelfen, Reiseweg und -ziel dieses gefiederten Wanderers



Im Rossittener Bruch.



Krähenfang im Netz.



Elche im Birkenwald.



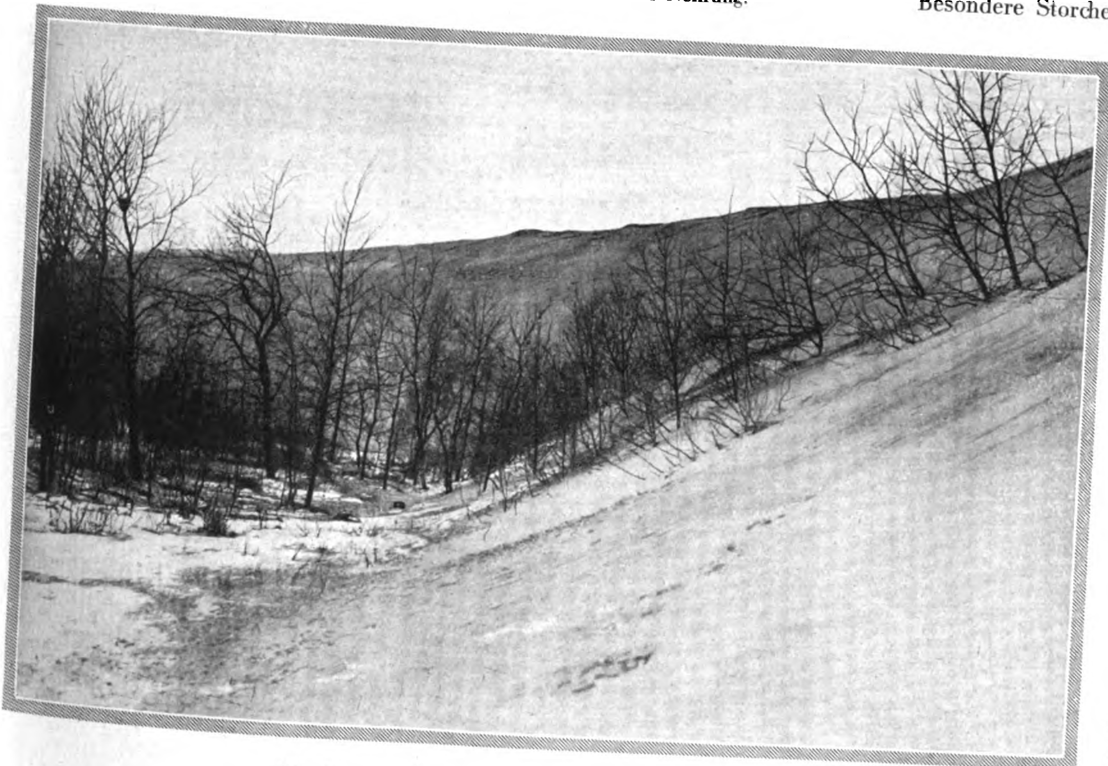
Schwarzstorch und Kranich als Gäste auf der Kurischen Nehrung.

festzustellen. Zur Durchführung derartiger Experimente ist man auf die Mithilfe weitester Bevölkerungskreise angewiesen, da erst die Rücksendung des Ringes nebst den entsprechenden Angaben, wo und wie man seinen Besitzer fand, zur Erforschung des Vogelzuges beizutragen vermag. Auf diese Weise hat man viel Interessantes über die weiten Fahrten der gefiederten Welt erfahren.

Besondere Storchexperimente bestehen darin, daß man Jungstörche getrennt von den Alten aufzieht und ihnen erst nach deren Wegzug die Freiheit gibt, um festzustellen, ob sie den gleichen Weg wie die Eltern nehmen. Das Auflassen der 36 Versuchsstörche zum dritten derartigen Experiment gestaltete der Ostmarkenrundfunk zu einem Hörbild, das fast alle Sender Deutschlands übernahmen. So wurde Interesse an diesen wertvollen Versuchen erweckt, Mitarbeit angeregt und manch gutes Resultat erzielt. — — Noch immer webt urewiges Geheimnis der Natur um den Vogelzug, der, rätselhaft eingebettet in den Rhythmus des Jahres, gleich den Frühlingswinden uns zuweht, gleich den Herbststürmen von uns forttreibt. — Sollte durch Thienemanns Lebensarbeit der Schleier ein wenig gelüftet werden? — Fast scheint es so.

Vom Lande des Vogelzugs ist aber noch über etwas ganz Besonderes zu berichten, was man anderwärts fast überhaupt nicht mehr findet: Elche! Jene beinahe sagenhaft gewordenen Elentiere, die seit den siebziger Jahren unter strengstem Schutz stehen, zum Standwild wurden und gegenwärtig in etwa 50 Exemplaren vorhanden sind. Ein lebendes Bild aus grauer Vorzeit, sind sie der Stolz der Nehrung.

Das tausendfältige Leben und Treiben auf diesem schmalen Streifen Erde dort oben in Ostpreußen mit der Kamera festzuhalten, gelang in 4½ jähriger zäher Arbeit dem bekannten Naturfilmer Hubert Schonger in einzigartiger Weise. Gustav Buchheim.



Wo die Düne noch wandert: Versandung am Maat.

Die Brosche Gretl.

VON MARTIN PROSKAUER

Mister Paul Birmey (der Großvater hatte Paul Biermeyer geheißen, als er von Stuttgart nach Detroit, Michigan, ausgewandert war) kam nach Deutschland, um sich um den Verkauf seiner wirklich vorzüglichen Fußbodenlacke zu kümmern. Er war sehr erstaunt, als er nach einem gewaltigen Essen mit Geschäftsfreunden einen fürchterlichen Schmerz verspürte, ließ sofort einen guten Arzt ins Hotel kommen und saß zwei Tage später schon im Zuge, um in Karlsbad sich der Reparatur seiner überreizten Galle, von der er bisher nichts gewußt hatte, zu widmen.

Es war noch nicht voll in Karlsbad, die Blumen blühten, die Bäume rauschten mit lichtgrünen Blättern, und die kleinen Vögel hüpften frech zwitschernd über die Tische, an denen die Kurgäste saßen.

Mister Paul Birmey saß jeden Morgen im „Posthof", lebte sorgfältig nach seinem Diätzettel und fühlte sich plötzlich merkwürdig frisch, ausgeruht und erfüllt von einer ungeahnten gespannten Lebenskraft, wie sie die amerikanischen Vitaminpräparate nur in herrlich bunten Inseraten, aber nie in Wirklichkeit spenden konnten.

Er vergaß langsam alle Gedanken an Fußbodenlacke und an alle anderen Anstrichfarben, die sein Leben bisher mit einer Mauer aus Farbenfässern umgeben hatten, und sah ringsum eine sonnige, zum Vergnügen bereite, sorglose Welt, durch die junge und hübsche Frauen spazierten.

Mister Birmey ging ein paarmal zu Tanztees, aber er ließ es bald wieder, weil er schließlich, wie er sich sagte, diese Puderschichtgesichter und diese kußfest herzförmig gemalten Schnäuzchen ebenso in Detroit oder in Neuyork antreffen konnte. Und bei dieser verdrießlichen Überlegung fiel ihm ein, wen er im Vergleich mit den gemalten Damen eigentlich meinte. Es war Gretl, das kleine braunhaarige, frische Bedienungsfräulein, das ihm jeden Morgen im „Posthof" den Kaffee brachte und am zweiten Tag schon, ohne zu fragen, gewußt hatte, was der Herr zum Frühstück wünschte.

Daß sie Gretl hieß, brauchte er nicht erst zu erfragen. Sie trug eine Brosche mit silbernen Buchstaben groß auf der blitzsauberen Schürze — so wie auch die anderen Kellnerinnen ihre Rufnamen in der Morgensonne blitzen ließen. Aber Gretl war die hübscheste, appetitlichste und fröhlichste von allen — auch den Namen Gretl fand der Amerikaner viel netter als die Lissy, Kathi, Emmy, und was sonst noch im „Posthof" herumlief.

Bald ging Mister Paul Birmey auch zum Nachmittagskaffee in den „Posthof" — und als Gretl ihren nächsten freien Tag hatte, war er schon so weit einig mit ihr, daß er eine nette Autofahrt mit ihr machte. So nobel hatte es die lustige kleine Gretl noch nie gehabt; sie war vergnügt, und Mister Birmey war sehr glücklich.

Auch den nächsten Ausgehtag, eine Woche später, verlebten sie zusammen. Alle Fässer voll Fußbodenfarbe waren vergessen, wenn Mister Birmey die hübsche Gretl küßte und sie ihn Paul nannte.

Jetzt war er auch abends im „Posthof", wo an den warmen Frühsommertagen viel Betrieb war, und sah mit leisem Ingrimm, daß seine Gretl an anderen Tischen bediente und vergnügt lachte, wenn sie ein gutes Trinkgeld bekam.

Mister Birmey fing an, nachzudenken. Und eines Vormittags — es war gerade wieder Gretls Ausgehtag — ging er erst stundenlang die Alte Wiese auf und ab und trat dann rasch in einen Juwelierladen, wo er einen Brillantring kaufte. Eine kleine, einfache Sache, die seine Brieftasche gar nicht merkte, aber die für die unverwöhnte Gretl eine Kostbarkeit sein mußte. Dazu wollte ihr Birmey ausführlich erklären, daß man in Amerika die Verlobungsringe mit Brillanten verziert trug — bis dann der glatte Ring folgte.

Da fand er mittags in seinem Hotel ein Telegramm vor, das ihm ein sehr wichtiges Angebot der größten Konkurrenzfirma in Anstrichfarben brachte. Mister Paul Birmey stand da, in der einen Hand das Telegramm, in der andern das Schächtelchen mit dem Ring, als ob er die beiden gegeneinander abwägen sollte. Er las noch einmal das Telegramm, schob mit einem Ruck die andere Hand in die Tasche und klingelte nach der Hotelrechnung. — — —

*

Ein Jahr später war Mister Birmey wieder in Deutschland, diesmal in Berlin, wo er die europäische Zentrale von „Birmey's Amalgamated" einrichten wollte. Er hatte inzwischen viele Fässer voll Fußbodenfarbe verkauft, noch viel mehr Geld verdient und nie wieder einen Gallenanfall gehabt.

So war es eigentlich sonderbar, daß Mister Birmey in Werder, wo er sich die Baumblüte ansehen wollte, stehen blieb — er hatte innerlich jäh etwas verspürt, obwohl doch alles in Ordnung war — ein Seifenplakat anstarrte und mitten auf dem Weg zu grübeln anfing. Ein leiser Frühlingswind wehte, die kleinen Vögel zwitscherten, und das Plakat zeigte ein hübsches, frisches, lachendes Mädchengesicht mit verlockenden Grübchen und weißen Zähnen. Das Plakatmädchen war blond, aber trotzdem stand der Amerikaner da, bohrte mit dem Stock zwischen den Pflastersteinen und sagte plötzlich ganz laut vor sich hin:

„Gretl!" —

Unterwegs ließ er das Auto halten, kaufte einer Frau am Wege einen Blütenzweig ab und bezahlte die Verblüffte mit einem dicken Fünfmarkstück.

In seinem Zimmer im Hotel machte er das Stubenmädchen nervös, weil ihm keine Vase für den Blütenzweig schön genug erschien. Dann setzte er sich hin und schrieb hastig ein Telegramm:

„an den herrn wirt im posthof-restaurant karlsbad ich bitte sie fräulein gretl sofort zwecks sehr wichtiger aussprache auf einige tage zu beurlauben und nach berlin zu senden stop schicke hiermit 100 dollar für ihre bemühungen sowie 200 dollar reisegeld für fräulein gretl stop erwarte bestimmt nachricht über eintreffen stop paul birmey aus detroit america zurzeit hotel adlon berlin."

Erst wollte er das Telegramm dem Portier geben, dann genierte er sich und fragte sich zur nächsten Post durch. Er verbrachte zwei unruhige Tage, in denen er kein einziges Faß Fußbodenöl verkaufen und keinen Vogel zwitschern hören konnte. Dem rosigen Blütenzweig in seinem Zimmer gab er täglich dreimal frisches Wasser.

Endlich kam das Telegramm:

„gretl eintrifft mit mutter heute abend 6 uhr posthof."

Schon um fünf Uhr stand Mister Paul Birmey auf dem Anhalter Bahnhof und sah mit einem sonderbaren Gefühl, wie Männer und Frauen zum Abschied und zur Begrüßung einander umarmten und küßten und sich dann mit hastigem Blick suchend in die Augen sahen.

Dann kam der Karlsbader Zug. Birmey lief durch die Menge, starrte jede Frau an; aber er fand Gretl nicht. Er wischte sich die Stirn — sie konnte sich in dem einen Jahr doch nicht so verändert haben, und ihn würde sie doch auch erkennen, wenn sie schon seinem Ruf willig gefolgt war.

Die Ankommenden hatten sich verlaufen, auf dem Bahnsteig standen nur ein paar Gepäckträger und einige Leute mit ihrem Kram. Gretl war nicht gekommen. Jetzt fuhr der Zug langsam rückwärts wieder zur Halle hinaus.

Bedrückt ging Birmey zur Sperre und fuhr in sein Hotel zurück. Als er seinen Zimmerschlüssel forderte, sagte der Portier:

„Zwei Damen haben eben nach Ihnen gefragt, Mister Birmey, sie sitzen dort in der Halle neben dem Fahrstuhl."

Birmey ließ den Schlüssel fallen und drehte sich um. Da saßen — nein, hockten ehrfürchtig vor der marmornen Hotelpracht auf dem Rande der Klubsessel zwei bäuerische Gestalten, eine alte mit einem Kapotthut und eine junge, dralle Person mit einem ganz hübschen, aber ausdruckslos derben Gesicht, das wie mit Sand blank gescheuert aussah.

Er trat auf die beiden zu.

„Ich bin Mister Birmey. Sind Sie vom ‚Posthof'? Warum ist denn Fräulein Gretl nicht gekommen?"

Die Junge lachte vor Verlegenheit blöde und knickste, die Alte stemmte ihren baumwollenen Schirm auf und sah den Amerikaner neugierig an:

„Sie sind der Herr — der Herr aus Amerika, der wo telegraphiert hat wegen der Gretl — daß sie gleich kommen soll? Das is die Gretl, was meine Sophie is."

Birmey glotzte sie verständnislos an. Er sah sich um, die komische Gruppe fiel bereits auf und zog die Blicke auf sich; auch sprach die Alte so laut und kreischend. Er führte die beiden Frauen in eine leere Ecke außer Sicht der Hotelhalle. Die Alte fing wieder geschwätzig an:

„Da sin mir nu, Herr — vielen Dank ooch für das viele Geld. Was soll denn nu mit der Gretl werden?"

„Hier muß ein Mißverständnis sein", sagte Birmey heiser, „ich wollte, daß Fräulein Gretl nach Berlin kommt, so ein kleines, braunhaariges Fräulein, das so nett lacht."

„Aus'm ‚Posthof'?" fragte die Mutter.

„Ja, aus dem ‚Posthof'", bestätigte er eifrig. „Die Gretl, die ich meine, war die kleinste von allen."

ZOLLHOF IN LEH
Leh ist die Hauptstadt von Ladak in Kaschmir, Britisch-Indien. Es liegt 3500 m hoch im Ladak-Gebirge zwischen dem Himalaja und der Karakorum-Kette. Bis 1841 war Leh die Hauptstadt des westtibetischen Reiches.



MARKT IN LEH



LEUTE AUS LADAK, dem Grenzdistrikt von Kaschmir, in ihrer eigenartigen Tracht.

AUS BRITISCH-INDISCHEM GRENZGEBIET

AQUARELLE VON LENE SCHNEIDER-KAINER

„Nu, das versteh' ich nich, im ‚Posthof' hat's doch bloß eine Gretl, und das is meine Sophie!"

„Wieso denn Sophie?" fragte Birmey, „ich wollte doch das Fräulein Gretl sprechen, das voriges Jahr im ‚Posthof' war."

Da fing die Alte an, unmäßig zu lachen; auch das blank geputzte Gesicht der Tochter verzog sich grinsend.

„Da irrt sich aber der Herr", kicherte die Alte, „wenn da eine Gretl heißt, dann heißt sie doch nich richtig Gretl. Dies Jahr is meine Sophie das Gretl. Der Wirt hat die Broschen mit den Namen, wegen der Kurgäste, wissen Sie, und die Broschen gibt er halt aus, wie's trifft."

„Und die Gretl vom vorigen Jahr?"

Die Alte schüttelte den Kopf: „Keene Ahnung, das wechselt doch alle Jahre."

Da tat die Tochter, die Gretl von diesem Jahr, den Mund auf: „Doch, Mutter, ich weiß aber. Das war so 'ne Kleine, Lustige, nich, Herr? Die is schon lange nich mehr da, die hat einen Friseur aus'm Kurhotel geheirat'."

Mister Paul Birmey stand da, war plötzlich ganz blaß und biß sich auf die Lippen. Wie geistesabwesend starrte er die beiden Frauen aus Karlsbad an. Da sah ihn die Alte an, machte ein listig-ängstliches Gesicht und fragte:

„Aber das Geld, was uns der Herr geschickt hat, die Dollars meine ich, die dürfen wir doch behalten, nich?"

Mein neuer blauer Sommeranzug

Von Karl Marilaun

Die wahren Vorzüge, es müssen nicht bloß die eines goldigen Gemütes sein, brechen sich immer Bahn. Man muß sie nur zu unterstreichen wissen.

Ich unterstrich sie. Ich ließ mir, als der Sommer seinen Einzug hielt und es überall blühte und an Bäumen und Sträuchern die Früchte zu reifen begannen, vom Schneider einen neuen Sommeranzug machen. Blau, man kann schon sagen, veilchenblau. Mit rostroten Streifen. Mehr, sagte mein Schneider, kann kein Mensch für die Verschönerung seiner Person tun. Und außerdem muß man sich aus wirtschaftlichen Gründen zur Anschaffung von mehr oder weniger blauen Sommeranzügen entschließen. Nämlich wegen Belebung des mit Recht beliebten Teilzahlungsgeschäfts. Die erste Rate pflegen die Kunden nur sehr selten schuldig zu bleiben. Und für später gibt es Gerichtsvollzieher, die auch leben wollen.

Den Anzug hatte ich also. Nun fehlte noch das Kennerauge, das die künstlerischen Qualitäten besitzt, mich in der neuen, veilchenblauen Aufmachung entsprechend zu würdigen. Dies geschah umgehend. Ich besuchte eine Gesellschaft. So etwas tut man zuweilen. Teils, um dem Hausherrn wissenswerte Aufschlüsse über momentane Geldverlegenheiten — die eigenen selbstverständlich und nicht die seinen — zu erteilen, teils um ihm mit Ratschlägen wegen deren sofortiger Behebung zu dienen. Ist der Pump gelungen, kann man sich in seinem mit fünfzig bis zweihundert Mark gefütterten neuen Sommeranzug dann immer noch von den Damen bewundern lassen.

Die Damen ließen es sich selbstverständlich nicht nehmen, meinen diesbezüglichen Erwartungen zu entsprechen. Aber es fügte sich, daß ich an diesem Abend auch noch andere Eroberungen machen sollte. Nach dem dritten Charleston fragte mich ein Herr mit Hornbrille, ob ich nicht Lust hätte, zwecks Einleitung von näherer Bekanntschaft mit ihm eine ruhige Ecke aufzusuchen. Nun habe ich ja eigentlich keine Schwäche für Wesen männlichen Geschlechts mit Hornbrillen. Wenn ruhige Ecken auf mich Anziehungskräfte ausüben sollen, bin ich mehr dafür, daß man sie vorher mit einer hervorragend hübschen und nicht zu warm angezogenen Dame weit unter achtunddreißig ausfüllt. Dieser Herr war aber auch nicht ohne. Zunächst informierte er mich als gebildeter Mensch, daß er Pollak heiße, was ich ohne übermäßiges Erstaunen zur Kenntnis nahm. Und hernach fragte er mich als Kenner der gegenwärtigen wirtschaftlichen Depression, ob ich den blauen Sommeranzug, den ich da auf dem Leibe trage, morgen früh schon zeitig wieder zurücktragen müsse. In die Leihanstalt für vornehme Herrengarderobe. Oder ins Versatzamt.

Ich setzte dem Menschen auseinander, daß er sich in mir geirrt haben dürfte. Ich bin ein besserer Herr. Ich leihe mir keine neuen Sommeranzüge aus, ich bleibe sie höchstens meinem Schneider schuldig. Der Mann mit der Hornbrille meinte, sichtlich erleichtert, genau solche Gedanken über meine Bonität hätte er sich schon selbst gemacht. Und ob ich also in der Lage sei, morgen früh pünktlich acht Uhr in eine bestimmte, allererstklassige Hotelbar zu kommen. Genau mein veilchenblauer Sommeranzug hat ihm noch gefehlt. Herr Pollak ist Filmregisseur und braucht für eine sensationelle Szene in der Hotelbar noch einen zweiunddreißigsten Herrn, der so aussieht, als ob es ihm an der Wiege gesungen wäre, nicht ohne teuren Sektkonsum schlafen gehen zu können. Einunddreißig hatte er schon.

Außerdem, sagte der Regisseur, spiele der berühmte Roger Ichneumon die Hauptrolle. Und mein Sommeranzug sei so vorzüglich gearbeitet, daß kein Bedenken bestehen werde, mich vor dem Kurbelkasten Arm in Arm mit der schönen und auf bessere Partner Gewicht legenden Lila Cavalleria einmal durch den Saal gehen zu lassen.

Ich habe es immer vermutet: einmal kommt der Tag, an dem sich auch meine Lebenskurve um ein beträchtliches heben wird! Wenn man mich ins richtige Licht — an dem bei Filmaufnahmen hoffentlich kein Mangel ist — setzt, wird mich dieser Herr Pollak morgen sicherlich mit aufgehobenen Händen ersuchen, den mir zugedachten zweiunddreißigsten Herrn schleunigst abzugeben. Denn wozu braucht man Roger Ichneumon, wo nun ich mit meinem neuen blauen Sommeranzug zur Verfügung stehe!

Jedenfalls begab ich mich am nächsten Morgen mit einer Pünktlichkeit, die vorher noch niemand an mir bemerkt hat, in die bezeichnete Hotelbar. Dort stellte es sich heraus, daß ich nicht der zweiunddreißigste, sondern der erste Herr war. In Filmdingen bin ich eben Laie. Ich wußte nicht, daß Filmaufnahmen deshalb für acht Uhr früh angesagt werden, weil man nicht gern später als nachmittags zehn Minuten vor vier Uhr mit dem Kurbeln anfangen will. Meine einunddreißig Partner gruppierten sich infolgedessen erst, als ich wegen Wartens schon viermal ausgiebig gefrühstückt hatte, in den Logen unserer Hotelbar.

Ich sah sofort, daß diese Logen nichts für mich sind. Roger Ichneumon zum Beispiel und die Lila Cavalleria werden sich hüten, ein ausdrucksvolles und teuer bezahltes Mienenspiel so weit vom Kurbelkasten zu entfalten! Jetzt, da sich meine Lebenskurve zu heben im Begriff ist, beanspruche ich Vordergrund für mich. Ich wünsche Großaufnahmen. Ich sehe nicht ein, warum es dem Publikum nur darauf ankommen soll, eine gute Aussicht auf die blendenden Zahnreihen der Lila Cavalleria zu genießen. Auch ich habe sehenswerte Zähne, sogar plombiert!

Der Regisseur wurde also von mir benachrichtigt, daß ich nicht geneigt sei, mich weiter als fünfzehn Zentimeter vom Kurbelkasten zu entfernen. Es war der nämliche Hornbebrillte, der sich gestern sozusagen glühend für meinen neuen Sommeranzug interessiert hatte. Aber heute schien er seine Brillen vertauscht zu haben. Er litt ausdrücklich an Sehschwäche. „Mensch", sagte er, „sitzen Sie uns doch nicht fortwährend hier im Weg herum! Sie sind ein Straßenanzug und gehören in die Loge. Lassen Sie sich sofort schminken, und suchen Sie sich dann endlich einen Platz im Hintergrund!"

Hintergrund? Wer, frage ich, geht um acht Uhr morgens mit seinem neuen Sommeranzug in eine Hotelbar und begibt sich dann, wenn endlich gefilmt wird, mit einunddreißig Statisten in eine nicht gut sichtbare Loge? Aber dieser Regisseur sollte sich in mir geirrt haben, sogar scheußlich! Ich beschwerte mich. Ich ersuchte unter Hinweis auf meine gestern festgestellten Qualitäten, mir einen vorzüglichen Platz zu besorgen, der dem kunstverständigen Publikum Gelegenheit gibt, sich sofort nach Erscheinen dieses Films zu fragen: „Wer ist der Herr neben Roger Ichneumon?"

Leider stellte sich schon an diesem Vormittag heraus, daß das Publikum nicht fragen wird. An Ichneumon lag es nicht. Herr Ichneumon erklärte liebenswürdig, daß er nicht das mindeste dagegen hätte, sich schlimmstenfalls sogar Arm in Arm mit mir filmen zu lassen. Aber dieser miserable Regisseur, der heute eine falsche Brillennummer erwischt haben mußte, war dagegen. Als Filmfachmann stellte er fest, daß ich zwar, wenn ich durchaus darauf bestehe, zum Film wie geboren sei. Aber als zweiunddreißigster Straßenanzug. Roger Ichneumon mußte sich ohne mich behelfen. Und das mit der Lila Cavalleria, an deren Arm ich bekanntlich einmal hin und zurück durch die Hotelbar promenieren sollte, war eine elende Vorspiegelung dieses Herrn Pollak gewesen.

Ich wich dem schlechten Geschmack, der Regisseure befähigt, Filme ohne mich in die Welt zu setzen. Ich ging in die Loge zu den einunddreißig. Und das kunstsinnige Publikum wird infolgedessen vorläufig bloß in der Lage sein, von meinen künstlerischen Qualitäten nur einen neuen Sommeranzug zu sehen. Roger Ichneumon bleibt bis auf weiteres Prominenter, ich esse ihm nicht sein möglicherweise mit Kaviar bestrichenes Brot weg. Aber ich warne ihn, auf die Zugkraft dieses Films allzu große Hoffnungen zu setzen!

Denn er spielt in dem Film zwar die Hauptrolle. Aber einem wahrhaft künstlerisch urteilenden Publikum, in dem namentlich die Herrenschneider stark vertreten sind, wird es kaum entgehen, daß ein gewisser neuer Sommeranzug in der linken Hintergrundloge viel besser gebügelt ist als der von Roger Ichneumon!

Neue Variationen des Reitkostüms



Flotter dunkelbrauner Reitfrack mit karierter Wollweste, langen beigefarbenen Hosen und Zylinder, getragen von Viola Garden.



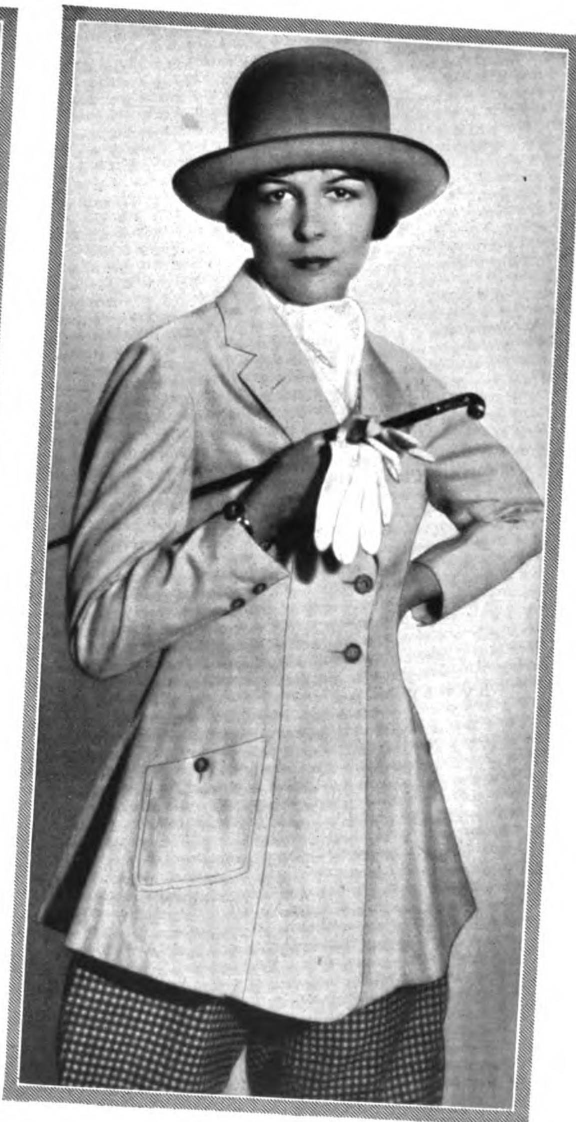
Rechts: Zum sommerlichen Reitkostüm trägt Baronin von Martels den feschen englischen Mantel.



Baronin von Martels in braungemustertem Damensakko, hellen Hosen und englischem Hut.



Nebenstehend: Das elegante Reitkleid für den Damensattel aus dunkelbraunem Whipcord. Dazu brauner englischer Reithut.



Unten rechts: Viola Garden trägt zum Reiten helle dreiviertellange Jacke, schwarz-weiß karierte Hosen und weichen Filzhut.

Modelle: G. Benedict, Berlin.

Photos: Balázs und Yva, Berlin.

Auf da Alm da gibt's ka Sünd!

Zeichnungen und Text von Hermann Eberl.



Gern kehrt der Jäger bei einer „sauberen“ Sennerin ein.

In der schönen Zeit, als Bozen noch österreichisch war, gerieten wir an einem Sommerabend noch zu später Stunde ins Batzenhäusl. Da saß an einem Tisch neben uns ein Trüppchen Berliner beim soundsovielten Schoppen Magdalenerwein. Ein dicker älterer Herr, der, wie er verkündete, frische Kräfte in Bad Gastein gesammelt hatte und daraufhin, wo er nun doch das erstemal in den Alpen gewesen sei, auch etwas mehr von ihnen hätte sehen wollen, gab mit erhobener Stimme die Erfahrungen von sich, die er auf dieser Tiroler Reise gesammelt hatte: „Aber mit die Almen, wissen Se, det is Schwindel, jlatter Schwindel, sag' ik Ihnen! Da sin' wa vier Stunden durch de jrößte Hitze ruffjedibbelt, damit wa mal ne richtigjehende Alm sehen. Un wie wa nu oben waren, jlaub'n Se, da hätte een Mensch jejodelt oder Zither jespielt oder schuhjeplattelt — keene Spur! Die Alm, det war ne janz jewöhnliche Milchwirtschaft, un die ‚scheene' Sennerin, det war ne jräuliche olle Kuhmagd. Mit die Almen, vasteh'n Se, da machen se eenem uff die Ausstellungen den jrößten Schwindel vor!“

Die Empörung dieses Reichshauptstädters hat uns damals viel Spaß gemacht, und doch hatte — wenn man's recht überlegt — der Mann bis zu einem gewissen Grade recht. Eine verlogene, süßliche Genremalerei und eine ebenso verlogene Unterhaltungsliteratur haben das Bild des Almenlebens verfälscht. Die Art, wie die „Almwirtschaften“ von Ausstellungen und Vergnügungsparks die limonadendünne Großstädtersentimentalität dahin ausnutzen, daß sie durch urwüchsiges Getue in die Richtung möglichst großen Konsums von bayrischem Bier und Tiroler Wein gelenkt wird — nun, dies gibt ja wohl auch nicht gerade den richtigen Begriff von den Zuständen auf einer Alm.



Der Almboden ist kein geeignetes Gelände für Stöckelschuhe.

Das Almleben ist ein Stück arbeitsamen Bauernlebens, an den Ablauf der Jahreszeiten, an den Gang der Sonne gebunden. Es ist verankert in allen Gnaden der Natur und in stetem Kampf mit ihren Launen und ihren Tücken, wie es das ganze, harte Bauernleben ist. Was der Tätigkeit auf der Alm an Romantik anhaftet, das bringen der Jäger und der Holzknecht hinein. Fast jeder Bauer hat viel Wald, der zum Hof gehört, und so ist jedermann im Gebirge mit Jagd und Holzarbeit vertraut. Er kennt und liebt dies freiere und schweifende Tun mehr als Stall- und Feldarbeit, die meistens auf den Schultern der Frauen liegt. So zieht denn auch Haustochter oder Magd als Sennerin mit dem Vieh hinauf auf die Alm. Dies ist jenes Stück Weideland, das seit uralter Zeit oben auf den Bergen zum Hof gehört. Der Auftrieb beginnt meist erst dann, wenn unten auf den Wiesen des Tals das Heu eingebracht ist. Die Hochsommermonate bleibt man oben, da steht dann das Gras auf den Matten und Hängen in würziger Kraft. Gemächlich schnaufend, die Nase am Boden, sucht sich Schritt für Schritt das Rindvieh, solange es Tag ist, gehaltvolles Futter. Wenn die Sennerin des Morgens und des Abends mit lauten klangvollen Tonfolgen die Herde zum Melken zusammenruft, strotzen die Euter von Milch. Neben dem Melken ist die Hauptarbeit auf der Alm das Buttern, denn die Milch selbst kann nicht zu Tal gebracht werden. Alle paar Tage werden die großen Butterballen vom Knecht auf der landesüblichen Trage, der Kraxe, hinuntergeschafft. Oft wird auch oben schon Käse zubereitet, und da gibt es viel zu tun. Die Aufsicht über die Herde ist mühsam genug, denn gar häufig versteigt sich ein freches Jungrind, aber auch manchmal eine bedächtige Kuh in die Schroffen oder die Latschen. Müßig ist man nicht auf der Alm, und doch ist die Zeit dort oben der schönste Teil des arbeitserfüllten Jahreslaufes für die jungen Weiber. Hier sind sie losgelöst vom engen dörflichen Leben, tragen eigene Verantwortung für Gedeih und Verderb des kostbarsten Besitzes des Hofes, der Herde, aber auch ihres eigenen kostbarsten Besitzes, nämlich ihres Herzens. Eine Alm mag noch so hoch und versteckt in den Bergen liegen, der Anstieg mag noch so steil und steinig sein — ist die Sennerin „sauber“, so kehren doch der Jäger, der „Holzer“ und der „Grenzer“ bei ihr ein, und der Liebhaber aus dem Dorf scheut die vier bis fünf Stunden Anstieg nach Feierabend nicht, wenn er ein wenig Aussicht hat bei der Schönen. Denn im Bauernstand wollen auch die Liebe und das Vergnügen erarbeitet sein.

Ja, da kommt der Stadtfrack schlecht an, wenn er meint, so leichthin könne man bei der Sennerin, die ihm die Milch oder das Gläschen Enzian bringt, sich das erlauben, was man sich so bei der Kellnerin des Stamm-Cafés in der Stadt herausnimmt. Sie sitzt, die kräftigen gebräunten Arme verschränkt, im Eck der Holzbank, und wenn der Städter ihr sein schönstes Kompliment drechselt, antwortet sie nach langer Pause höchstens „Ja mei'..“ Das kann man nicht übersetzen. Der Stadtfrack kann's auch nicht und sieht von weiteren Angriffen auf diese anscheinend uneinnahmbare Festung ab. Der Girgl oder der Hiasl, der heut in der Dämmerung in großen Sprüngen das Kar und Tritt für Tritt gewandt das G'schröff in der Richtung „Alm“ überquert, denkt hierüber anders. Er hat auch andere Methoden. Er weiß vor allem, daß man das Maul halten muß. Nicht umsonst hat ein Spottvogel dem bekannten Spruch „Auf da Alm da gibt's ka Sünd“, den Nachvers ange-



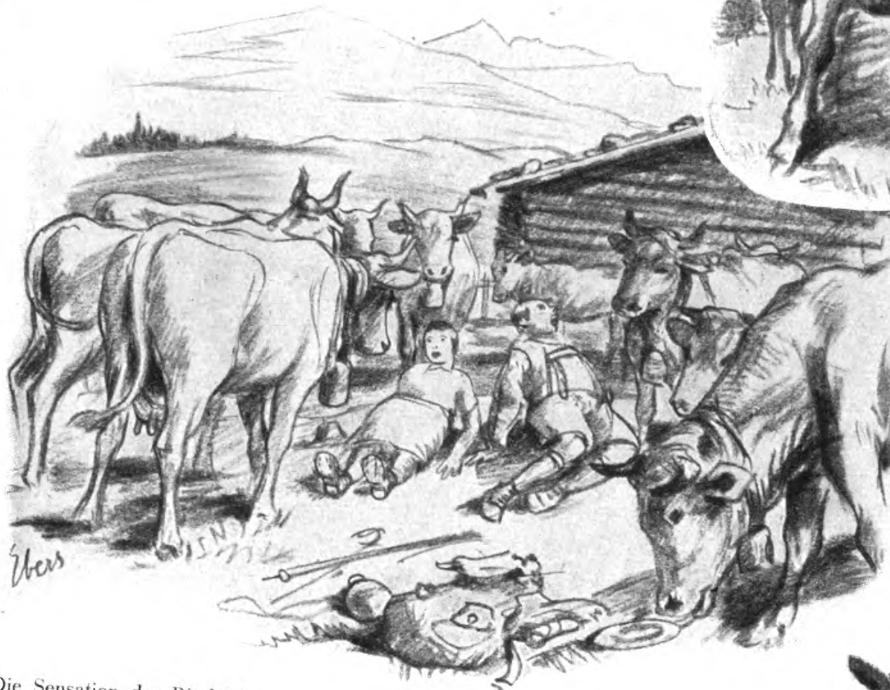
Vergeblich bleibt des „Stadtfracks“ Bemühen, Süßholz zu raspeln!

dichtet: „Und wann was g'schiecht, verwaht's der Wind.“ — Ja, der Almboden ist für den Städter nicht so ganz leicht gangbar. Zunächst einmal im ganz wörtlichen Sinn, denn um die Alm herum herrscht meist ein ganz schrecklicher Schmutz. Das Vieh tritt den Boden aus, die Tränke schwemmt über, und der Mist tut sein übriges. Da ist schon mancher Damenschuh steckengeblieben. Außerdem ist der Umgang mit dem Rindvieh für den Städter nicht immer einfach. Es braucht da noch nicht einmal der gefürchtete Jungstier das rote Halstuch der Dame „anzunehmen“, wie manches Dämchen weicht, wenn es die weiche Schnauze eines Rindls streichelt und ihm plötzlich das Reibeisen der Zunge über die Hand fährt, entsetzt zurück! Die in der klaren Gebirgssonne Rastenden kann plötzlich die ganze Herde neugierig glotzend umstehen, sämtliche Habseligkeiten beschnuppernd und manchmal auch ankauend. Der Zaghafte verweifelt da an einem Ausweg.

Drinnen in der Almhütte kann es gemütlich sein. Es gibt da schöne, alte, deren in gotischem Schwung geschnittener Türsturz ihr Alter bezeugt. Das Getäfel aus Zirbenholz, ins Rotbraun gedunkelt, strömt noch nach Jahrhunderten seinen Duft aus. Da glüht in der Ecke das offene Herdfeuer, auf dem der Schmarren unter der kundigen Hand der Sennerin brotzelnd zu knuspriger Bräune reift. Abe wenn schlechtes Wetter den Städter stundenlang in diese primitiven Räume zwischen trocknende Kleider, Lederhosen und Stallgeruch, beizenden Herdrauch und Pfeifenqualm bannt, ist er nicht immer zufrieden. Wenn er droben, o Wonne aller Kinder! — auf dem Heuboden übernachten muß, kann ihm nicht nur manchmal die Fauna allzu lebhaft sein, die die alten Wolldecken bevölkert, er kann auch im Heuduft lernen, was solides Kopfweh heißt. Der Regen tropft dazu freundlich durch das alte undichte Schindeldach, und die Bergluft, die leise hereinzieht, übt auf die angefeuchteten Körperteile eine dem Rheuma nicht ungünstige Wirkung aus.



Auch der Umgang mit dem Rindvieh will verstanden sein, und die Alm ist kein Zoo!



Die Sensation des Rindviehs.

Ein stattlicher Bürger aus dem schönen Sachsenlande stand einmal nach einer solchen Heunacht neben mir, um fröstelnd und übernächtig den Sonnenaufgang zu sehen. Und während die höchsten Spitzen wie Fackeln auf dem Graublau des Morgenhimmels zu leuchten begannen und die tieferen Höhen und Täler noch in geheimnisvollem Dämmer lagen, sagte er zu seiner geprüften, rundlichen Gattin: „Der Mensch ist doch die dämlichste Greadur von der Welt! Da quält mer sich dorch de ganze Nacht auf so 'nem dreck'gen Heulager, und ze Hause hat m'r seine prima Badend-Madradze!“

Wie tief empört sah dieser selbe Vertreter gehobeneren deutschen Bürgerstandes später der ältlichen Sennerin zu, als sie, noch mit der Stallhose aus verschossenem blauen Rupfen bekleidet, Näpfe mit Milchkaffee auf den Tisch stellte und freundlich fragte: „Mögen S' an Zucker?“, worauf sie mit den noch alle Spuren der Stallarbeit tragenden Fingern zwei vom Zuckerhut geschlagene Brocken ergriff und sie über dem Getränk rieb, um die gewünschte Versüßung zu vollziehen.



„Mögen S' an Zucker?“

Im Winter schliefen einst die Almen, im Schnee begraben, einen tiefen Schlaf. Heute sind viele, viele zu Herbergen der Skifahrer geworden, und es prangen an ihrer Tür die Schilder von Ski- und Sportverbänden. Da geht's oft lustig zu, und die kleinen Räume können das frische junge Volk kaum fassen. Aber am meisten lobe ich mir jene entlegenen Almen, wo ein kleiner Kreis sein ganz privates Wintersport-Refugium hat.

— Liebe Komtesse! Sie haben wirklich nie so famos ausgesehen wie damals im tiefen Winter, als sie auf der Alm die Hausfrau spielten, in Hosen, ganz wie im Sommer die Sennerin, aber in Skihosen, versteht sich. Wie Sie da, die Schürze umgebunden, im roten Kopftuch geschickt den Besen führten und Ihre schöne Kurfürstennase ganz und gar nicht dazu rümpften — wie der Bruder, auf dem Dachrand sitzend, dazu Ziehharmonika spielte und drin in der Stube der frisch angeheizte Ofen schon Wärme zu verbreiten anfing — wissen Sie es noch? Und gestatten Eure Erlaucht, daß ich Ihnen diese Zeilen widme?



Skigesellschaft in der Almhütte zur Winterszeit.

DAS GEHEIMNIS DER ALTITALIENISCHEN GESANGSKUNST

KASTRATEN ALS SÄNGER

Noch heute gilt die altitalienische Gesangskunst als die höchste und nie wieder erreichte Blütezeit der Gesangsvirtuosität. Freilich können wir uns von jener glänzenden Epoche der Gesangskunst insofern kein klares Bild machen, als uns der Stimmklang jener Sänger nicht erhalten ist, wie es heute die Grammophonplatte ermöglichen würde. Dagegen wissen wir, und damit erscheint das Phänomen der altitalienischen Gesangskunst in einem ganz neuen Licht, daß jene berühmten Belkantisten fast durchweg Kastraten gewesen sind. Über ihre künstlerische Tätigkeit sind wir jetzt durch die grundlegenden Forschungen des Wiener Akademieprofessors Franz Haböck ziemlich genau unterrichtet.

Die Stimmlage der Kastraten glich im allgemeinen der einer Frauenstimme, der Klangcharakter unterschied sich aber deutlich von dem Timbre einer Knaben- oder Frauenstimme; er entsprach einer Mittelstufe zwischen Knaben und Mann. Die mit großem Stimmumfang begabten Gesangsvirtuosen unterließen es natürlich nicht, ihre herrlichen stimmlichen Mittel zu den verblüffendsten Kunststücken auszunutzen. So war es Mode, daß die Komponisten für solche Stimmriesen in derselben Oper Arien sowohl in der Sopran- als auch in der Altlage schrieben und in einer Bravourarie alle Regionen der Stimme vereinten.

Während der Kehlkopf des Kastraten knabenhaft blieb, entwickelten sich um so stärker Brust, Lunge und Atmungsorgane. Mit ihrer Vergrößerung nahm die Fähigkeit, eine große Menge Luft aufzunehmen, über alle Maßen zu. Weil aber durch die enge Stimmritze nur ein kleiner Teil der Luft entweichen kann, verbrauchte der Kastrat ein Minimum an Luft. Deshalb kam keine Männer- oder Frauenstimme der Atemlänge eines Kastraten gleich, der einen Ton bis zu 50 Sekunden auszuhalten vermochte. Trotz des künstlichen Eingriffs erzeugte die Kastratenkehle ihre Töne auf dieselbe Weise wie alle anderen menschlichen Stimmen.



Kastraten als Sänger: Domenico Annibali, ein ehemals sehr geschätzter Gesangskünstler. (Nach einem Pastell von Raphael Mengs in der Gemäldegalerie zu Dresden.)

Von alters her war in Auslegung des Wortes des Apostels Paulus „Mulier tacet in ecclesia" die Frauenstimme vom Kirchengesang ausgeschlossen und durch Knabenstimmen oder sog. Falsettisten, auch Fistulanten genannt, ersetzt. Ihre Leistungsfähigkeit mußte begrenzt sein. In Italien dürfte es schon im 12. Jahrhundert Kastratensänger gegeben haben, seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts nahm aber hier und in Spanien das Kastrieren zur Gewinnung guter Sopran- und Altstimmen einen großen Aufschwung. Infolge ihrer stimmlichen Überlegenheit verdrängten sie allmählich die Knaben und Fistulanten aus den Kirchenchören, die damals häufig nur ein Solistenensemble bildeten. Durch ihre Zulassung zur päpstlichen Kapelle erhielten die Kastraten ihre höchste moralische und künstlerische Sanktion. Die Darbietungen der Sixtina galten als etwas schlechthin Vollendetes und Einzigartiges. Sie nahm ihren letzten Aufschwung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Der Nachwuchs der Kastraten wurde dann immer spärlicher und hörte schließlich um 1870 ganz auf. Der letzte wirklich große Gesangskünstler der Sixtina war ihr Dirigent Domenico Mustafa (gest. 1911). Sein herrlicher Soprantimbre war schöner als der einer Frauenstimme. Unter seinem Nachfolger Perosi blieben nur drei Kastraten Mitglieder der Kapelle; von ihnen war Sebastianelli und Moreschi noch zu Ostern 1914 tätig.



Domenico Mustafa, Dirigent der Sixtina, ihr letzter großer Gesangskünstler († 1911).



Alessandro Moreschi, eins der letzten drei Kastraten-Mitglieder der Sixtinischen Kapelle, das noch 1914 tätig war.

Das Verbot der künstlerischen Tätigkeit von Frauen erstreckte sich aber auch auf das Theater. Ihr Ersatz durch Knaben oder fistulierende Männer wurde als eine Unmöglichkeit empfunden. Deshalb nahm die Besetzung durch Kastraten bald überhand; ebenso auch in den Rollen der männlichen Helden. Für den Italiener, der eine besondere Vorliebe für hohe Stimmlage besitzt, ist mit dieser der Begriff des Heroentums verbunden. Und die Kastratenstimme bot einen ungebrochenen Jünglingsklang. Die Kastratenhelden gewannen den Geschmack des Publikums derart, daß der primo uomo zum tatsächlichen Beherrscher der Oper aufstieg. Das Schicksal der Textdichter und Komponisten hing nun vor allem von ihrer Geschicklichkeit ab, den jeweiligen prominenten Kastraten ausreichende Gelegenheit zu verschaffen, mit ihrer Virtuosität alle Mitwirkenden zu übertrumpfen.

In Florenz, der eigentlichen Geburtsstätte der Oper, war mit deren Entwicklung auch die Blütezeit der florentinischen Gesangsschule verbunden. Die römische Schule lieferte in dem Kastraten Baldassare Ferri ihren hervorragendsten Vertreter und zugleich den größten Sänger des 17. Jahrhunderts. Selbst ein überzeugter Kastratenhasser wie Rousseau nennt ihn einen einzigen und wunderbaren Sänger, der das Entzücken und den Enthusiasmus aller Zeitgenossen erweckte; er wirkte nach 30jährigem Aufenthalt am Warschauer Hof noch zwei Dezennien bei Kaiser Leopold in Wien und hatte sich einen solchen Reichtum zusammengesungen, daß er einer religiösen Stiftung 600000 Dukaten hinterlassen konnte.

Die Machtstellung der Bologneser Gesangsschule datiert von zwei Meistern her: Francesco Antonio Pistocchi und Pier Francesco Tosi. Pistocchi hatte seine Sängererfolge nicht so sehr einer ungewöhnlich schönen Stimme als vielmehr der unerhörten Kunst zu verdanken, mit der er seine Wirkungen einem von Natur nicht besonders klangreichen Organ abgewann. Auch bei Tosi trat mit zunehmendem Alter ein Nachlassen der Stimmittel ein. Die von ihm 1723 veröffentlichte Gesangsschule ist noch heute berühmt. Der dritte berühmte Bologneser war der Kastrat Antonio Bernacchi. Ursprünglich Sopranist, später Kontraaltist, wurde er der Nachfolger seines großen Lehrers Pistocchi. Allerdings behielt er nicht dessen edlen, einfachen Gesangsstil bei, sondern verfiel mehr äußerer Kehlfertigkeit.

Der eigentliche Matador der neapolitanischen Zeit und wohl der größte Sänger überhaupt aller Zeiten war Carlo Broschi Farinelli. Nach märchenhaften Triumphen in Italien und England erfolgte seine Berufung an den spanischen Hof, wo er unter anderm zehn Jahre lang dem gemütskranken König allabendlich dieselben vier Arien vorsingen mußte.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts nahmen die Komponisten Geist und Sinne der Hörer mehr für sich und ihr Werk in Anspruch. Den neuen dramatischen Aufgaben waren die Kastraten nicht gewachsen, sie mußten bei der alten Schablone zurückbleiben. Mit der Vollendung von Mozarts Lebenswerk war die künstlerische Existenzberechtigung der Kastraten am Theater endgültig abgetan. Die deutsche Oper konnte sich mit dem gedankenlosen Schönsingen allein nicht begnügen. Damit verminderte sich für den Sänger die Gelegenheit zur Entfaltung des Belkantos, weil sich virtuoser Ziergesang mit einem wahrhaft inneren Ausdruck nicht verbinden läßt. Dr. Herbert Biehle.

INDISCHE TIERFABEL

Einst wohnte in Kaljamakataka ein Jäger namens Bhairava. Er fühlte Verlangen nach Fleisch und drang mit seinem Bogen tief in das Vindhjagebirge, um ein Reh zu erlegen. Bald tötete er auch eines und wandte sich nach Hause. Da erblickte sein Auge einen furchtbaren Eber.

Eilig das Reh auf die Erde legend, tötete er den Eber mit einem Pfeil. Der Furchtbare brüllte gleich einer Gewitterwolke, und der Jäger, von den Hauern des Tieres im Leibe verletzt, stürzte zu Boden wie ein gefällter Baum.

Da sah ein hungriger Schakal die Toten: das Reh, den Jäger und den Eber, und dachte: Ei, heute habe ich eine gute Mahlzeit gefunden.

Nun wohl! Von ihrem Fleische werde ich über drei Monate Speise haben. Als erste Mahlzeit also verzehre ich, weise das beste Fleisch aufsparend, die Sehne, die über den Bogen gespannt ist. So tat er. Der Bogen aber flog auf, als die Sehne zerriß, und am Herzen verwundet, starb der Schakal.

Ich sage euch: Ihr sollt sammeln, aber nicht zuviel sammeln. Seht, der Schakal ward, weil er sparte, vom Bogen getötet.

Der Weise wünscht nicht das Unerreichbare, er trauert nicht um das Verlorene, und auch im Unglück bleibt er fest.

Deshalb sei tapfer, o Freund!

Das Glück, das nach einer Stätte des Bleibens sucht, rastet bei dem Helden, der tätig ist und zu handeln versteht, der fremd jeder bösen Tat, dankbar und fest ist in der Freundschaft.

Und dann: Auch ohne Reichtum ersteigt der Weise die Gipfel der Verehrung. Der Geizige aber ist selbst im Besitze von Reichtum verachtet.

Den Schatten einer Wolke, die Gunst der Menge, neues Korn, Frauen, Jugend und Reichtum kann man nur einige Zeit genießen.

Und höre dieses andere Geheimnis des Guten, o Freund:

Ist ein größerer Schmerz in diesem Leben voller Trübsal als dieser, daß die Sehnsucht nicht erfüllt wird und doch nicht ruht?

Nach allem, was man wünscht, hat man Sehnsucht. Wonach man keine Sehnsucht mehr hegt, das hat man wirklich erlangt. Übertragen von Hilde Supan.

MUSIK IM BILDE



MAX OPPENHEIMER (MOPP): HESS-QUARTETT

Die Musik in der darstellenden Kunst der Gegenwart" war die vom Duisburger Museumsverein veranstaltete Schau betitelt, die anläßlich des Tonkünstlerfestes des Allgemeinen Deutschen Musikvereins gezeigt wurde. Ihr lag der Gedanke zugrunde, die Stellung des bildenden Künstlers zur Musik in seinen Wiedergaben von Musikern und musikalischen Vorgängen aufzuweisen. Über den stofflichen Zusammenhang hinaus spürt man hier auch einen geistigen und formalen Zusammenklang der Künste, ihren gegenseitigen befruchtenden Austausch.



MAX OPPENHEIMER (MOPP): BUSONI AM KLAVIER
Nationalgalerie Berlin.



GERT WOLLHEIM: DIE GEIGERIN
Aus der Galerie Neumann-Nierendorf, Berlin.



MAX KAUS: TRIO
Aus der Galerie Ferd. Moller, Berlin.



Eine schwarze Venus.
Fatu, die 17jährige Hauptdarstellerin in dem Negerspielfilm „Samba“. (Phot. Emelka.)

DAS SCHWARZE GESICHT

FARBIGE ALS FILMDARSTELLER

VON OTTO BEHRENS

Auf der immerwährenden Suche nach neuartigen und abwechselungsreichen Stoffen hat sich der Film auch des Neger-Milieus bemächtigt und in stärkerem Maße, selbst für tragende Rollen, Neger als Darsteller herangezogen. Das Publikum verlangt immer wieder nach Neuem, Originellem, Nochniedagewesenem, ist vielleicht der ewigen Betrachtung weiß geschminkter Puppengesichter müde und empfindet es als willkommene Gabe, auch die Darstellungskunst farbiger Schauspieler auf der weißen Wand zu sehen.

Und Erstaunen ist die Folge: man entdeckt, welch vorzügliche Schauspieler die Schwarzen abgeben; ihr angeborenes mimisches Talent feiert Triumphe.



Die rassige Negertänzerin Josephine Baker als Darstellerin in dem Film „Die Königin der Revue“. (Phot. Cando-Film.)

An sich mag es jedoch eine recht sonderbare Erscheinung sein, daß gerade ein Land wie die Vereinigten Staaten von Amerika, in dem der Farbige auch heute noch als nicht vollwertig gilt und unterdrückt wird, Neger auf die Bühne und vor die Filmkamera bringt.

Die zunehmende Verwendung Farbiger wirft nun die Frage auf, wie sich „der große weiße Mann“ hierzu stellt. Bisher hat die Beliebtheit des Schwarzen nur auf ihn „abgefärbt“. Seitdem der bekannte Neuyorker Revuestar, der weiße Niggersänger Al Jolson, in seinen Tonfilmen „The Jazzsinger“ und „The singing fool“ Erfolge errang, wie sie in der Geschichte der Kinematographie wohl einzig dastehen — beide Filme liefen in je ein und demselben Kino am Neuyorker Broadway ein volles Jahr lang — seit man einem weißen Darsteller, der in der Maske eines Negers auftritt, eine Filmgage von sechshunderttausend Mark zahlt, ist diese Maske „große Mode“ geworden. Recht originell erscheint hierbei vor allem, daß selbst weibliche Filmstars von anerkannter Schönheit ihr Gesicht mit schwarzer Farbe beschmieren, um Negerinnen zu mimen.



Zwei kleine Negerlein . . .
Figuren aus „Onkel Toms Hütte“, einer Verfilmung des bekannten Erzählungsbuches von Beecher-Stowe.

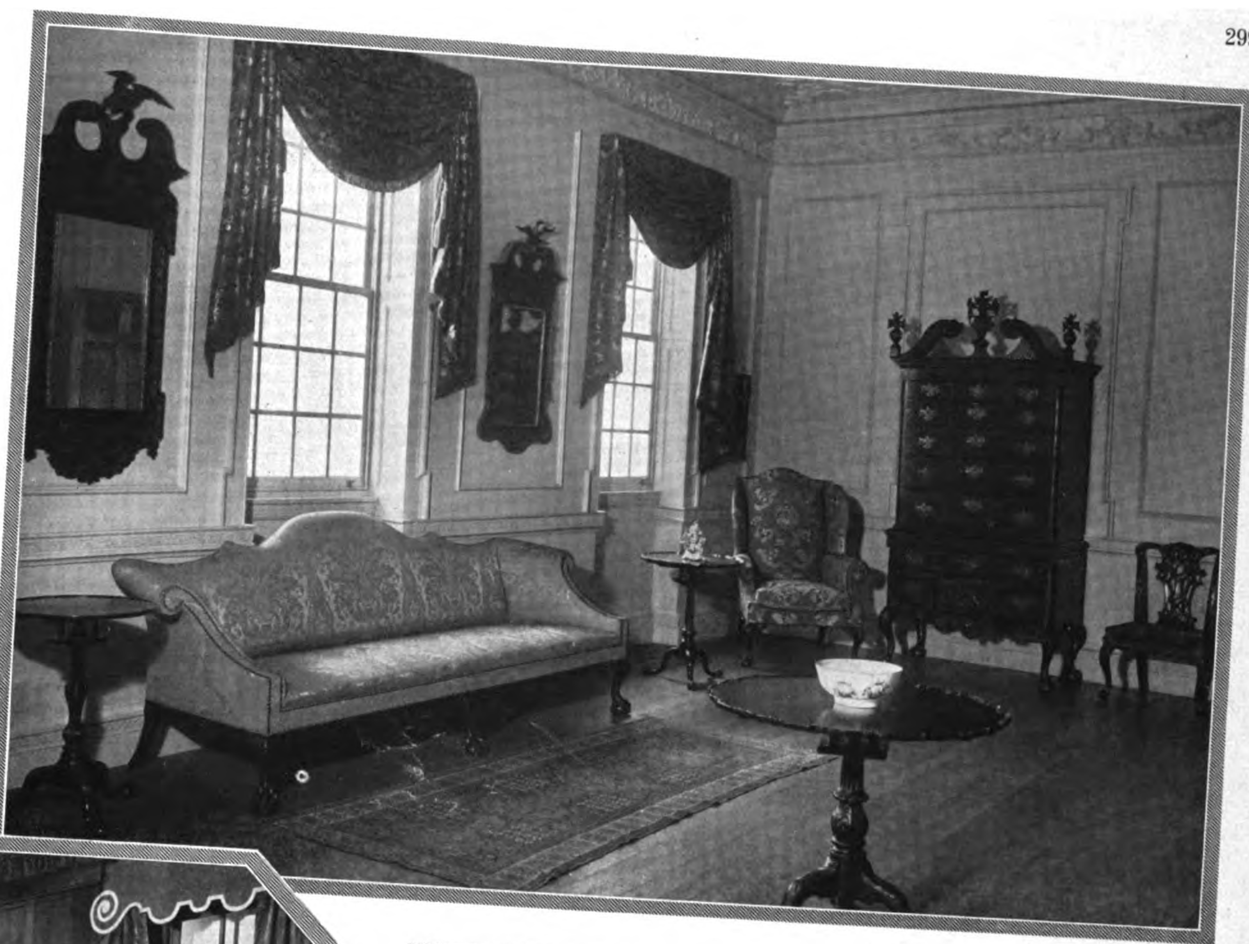


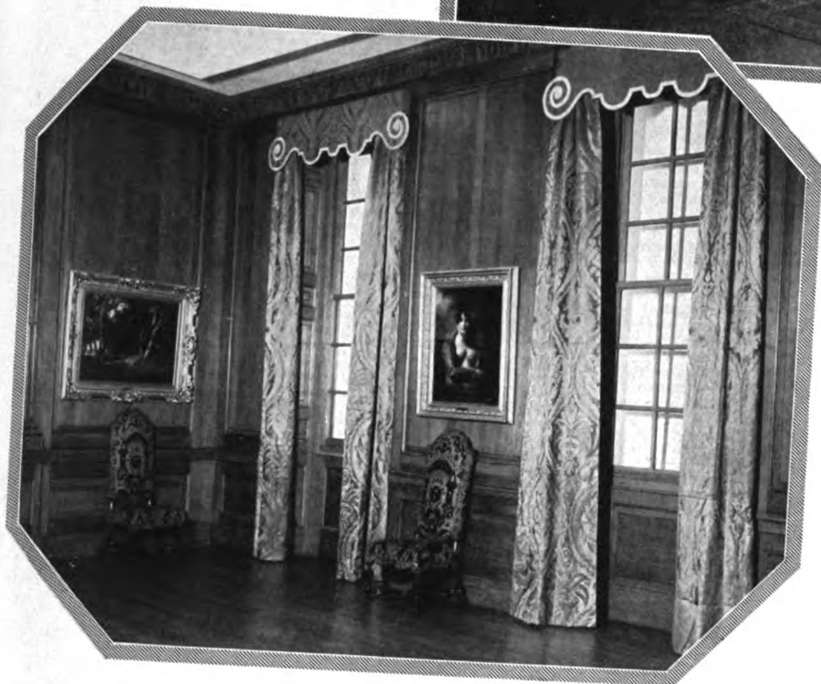
Ein Beispiel für die mimische Ausdruckskraft der schwarzen Rasse.
Sklavenmarktszene aus dem Film „Onkel Toms Hütte“. (Phot. Ufa.)

LEBENDE KULTUR-GESCHICHTE

DAS NEUE PENNSYLVANIA-MUSEUM IN PHILADELPHIA

Hierzu der Text unter „Wissen und Leben“ auf Seite 309.









Diele des Müller-Hauses aus Millbach (Pennsylvania), 1752.
Dieser Raum stellt die schlichte, aber gediegene Architektur der ersten deutschen Kolonisten Pennsylvanias dar. Ein Eichentisch in der Mitte; Bank und Stühle aus Nußbaum. In den offenen Schränken Keramiken (Sgraffito und „Gaudy Dutch“).

Oben:

Wohnzimmer aus dem Powel House, Philadelphia, 1768.
Ein Beispiel kolonialer Kunst am Vorabend der Französischen Revolution, eins der schönsten aller amerikanischen Zimmer; in ihm weilte wiederholt Washington als Feldherr und Präsident. Die Möbel sind aus Mahagoni im Chippendale-Stil.

Mitte links:

Eichenzimmer aus Sutton Scarsdale, Derbyshire (England), 1724.
Sutton Scarsdale, eins der monumentalsten Häuser Englands, wurde in seiner jetzigen Gestalt von Nikolaus, dem vierten Earl von Scarsdale, erbaut. Die Wände sind aus Eichenholz mit großen Pilastern und mit Schnitzereien aus Lindenholz. Die Möbel aus Nußbaumholz sind im Stil der Königin Anna und frühes Georgianisch, die Bilder von Raeburn, Romney, Harlow usw.

Unten:

Kamin im Müller Haus, mit Zinngeschirr auf dem Eichenbort, einer Kentucky-Flinte, wie sie zu jedem deutschen Haushalt gehörte, einer Auswahl von Küchengeräten.



Der amerikanische Künstler Calder führt Foujitas Gästen seinen reizenden Miniatur-Zirkus vor.

ATELIERFEST AM MONTPARNASSE

EIN ABEND BEI DEM MALER FOUJITA, PARIS

Foujita, der in Paris lebende bekannte japanische Maler, veranstaltet zu Ehren seines Freundes Calder ein Atelierfest. In der prachtvollen Villa des Japaners — bekannt in Paris wie sein gelbes Auto, sein berühmter Koch, seine dekorativen Ohrringe — versammelt sich also so ziemlich alles, was Namen und Legende hat am Montparnasse.

Die stets unbeschwerte Bohemekönigin „Kiki" scheint ebenso interessiert an Calders Zirkus wie der düstere, amerikanische Futurist und Photograph Man Ray.

Calders Arbeiten sind nicht unbekannt in Deutschland. Aus Draht und Stoff, Glassplittern und allem möglichen Material entstehen Porträte und Wundertiere. Spielzeug manchmal nur — und dann wieder Werke eines starken Talents. Was kümmert's ihn, den großen, dreißigjährigen Jungen, mit dem weichen Kindergesicht! Er hämmert, formt, näht und hat seine Freude daran, Freude aus einem naiven und unverdorbenen Herzen, fremd seiner raffinierten Umgebung wie ein Sonnenkind ferner Südsee-Insel.

Jetzt hat er einen Zirkus gebaut, den er erstmalig Foujitas Gästen vorführt. Einen richtigen Zirkus, mit allem, was dazu gehört, Manege mit Pferden, Clowns, Parterreakrobaten und Raubtierdressierung. Schlußnummer und Höhepunkt ist ein Trapezakt. Während die kleinen Drahtartisten ihre halsbrecherischen Kunststücke vorführen, schlägt Foujita den gebräuchlichen Wirbel auf einer winzigen Kindertrommel.

Foujita bedient also die Trommel. Doch wie er es macht! Alles andere scheint zu erblassen, und es bleibt nur der Japaner mit dem starren, geschminkten Gesicht. So stark und wirkungsberechnet ist jede Geste und Nichtgeste des kleinen Mannes, daß man wie unter Suggestionsbann ihn allein sehen will und kann. — Das Schauspiel mit den Akteuren aus Stoff und Draht ist zu Ende. Aber während das Atelierfest seinen Fortgang in Tanz, Alkohol, Musik nimmt, bleibt lebendig das Spiel zweier Welten. Das amerikanische Riesenbaby Calder amüsiert sich unendlich mit Grammophon und Tanz. Trinkt, lacht, schwitzt vor Begeisterung. Und hinter der Bar bedient Foujita ernst seine Gäste, gibt ihnen beschwingende Getränke, trinkt selbst Wasser. Er ist vorzüglich beleuchtet an dieser Stelle, der Mann mit dem großen Willen und großem Erfolg. Er spielt sein Spiel mit Meisterschaft. Weiß, was sein Publikum braucht, und gibt es ihm. Licht und Schatten, Menschen und Dinge werden zu Attrappen. — Der andere nebenan mag vielleicht kein so sicherer Künstler sein, aber was er schafft, gibt er freudig und unbekümmert. Wie immer, wenn gute Kunst nicht zur Farce werden soll.

Harald Lechenperg.



Wer ist der echte? — Foujita mustert seinen Doppelgänger — eine Wachspuppe.

DER FLIEGER

VON CARL MARIA HOLZAPFEL

Ich bin der Motor
Im hohen Raum,
Die fliegende Brücke
Zum Wolkensaum,
Bin deine Hoffnung,
Traum, Glaube, Flügel,
Zu neuer Form
Erstarrter Geist,
Der die Jahrtausende
Alten Riegel
Aufbrach und um
Die Erde kreist!

Ich bin der Rhythmus!
Des Kosmos Wände
Beklopft meine Sehnsucht,
Durchhallt mein Schall.
Ich fühle, mich tragen
Des Weltalls Hände,
Ich bin aller Winde
Freude und Ball.
Bin ewiger Jugend
Traum und Spiel,
Überschwebe das Glück,
Überschwebe das Leid.
Es bleibt mein Ziel:
Unendlichkeit!



Der Gastgeber und sein Koch als Mixer an der Bar.

AUS DER GESELLSCHAFT





Das Klubhaus.

Oben rechts: Gruppenaufnahme am 1. Spieltag (18. August).

In der oberen Reihe stehend von links nach rechts: M. Herfurth, E. Bernstein, E. Herfurth, Frau Becker, Carl Becker, Dr. Beck. Vordere Reihe von links nach rechts: Baron Kohorn, Benzinger, Frau Samek, Hoffmann, Frl. Tag, Stefan Samek jun., Frau Herfurth, H. Stickel und Frau.

Der Golfplatz des Golf- und Landklubs Chemnitz eröffnet.

Die Einweihung dieser in reizvoller Lage vor den Toren von Chemnitz (bei Rabenstein) liegenden Klubanlagen des 1927 gegründeten Chemnitzer Golf- und Landklubs erfolgte am 17. August.



Geh. Komm.-Rat Dr.-Ing. h. c. Philipp Rosenthal,

bedeutender Führer und Förderer der deutschen Porzellanindustrie, Begründer der Porzellanfabrik zu Selb, die sich zu der 8 Werke umfassenden Ph. Rosenthal & Co. A.-G. erweiterte, feiert jetzt das 50-Jahr-Jubiläum eigener Unternehmertätigkeit. Aus diesem Anlaß wurde er von der Universität Innsbruck zum Ehrenmitglied ernannt.



Meta Seinemeyer,

Kammersängerin, ein Star der Sächsischen Staatsoper in Dresden, an die sie vor fünf Jahren berufen wurde, starb am 19. August im Alter von 34 Jahren. (Phot. Franz Fiedler.)



Siegreiche Reiterinnen.

Frau von der Burg, Siegerin im Gruppenspringen, und Cilly Feindt, Siegerin im Schneckengalopp (die beiden Damen links), auf dem Reiterfest des Berliner Polo-Clubs in Frohnau bei Berlin am 18. August.

Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(2. Fortsetzung.)

Albanow war wohl der einzige, der die Schwierigkeit der Lage erkannte, und der den Mut hatte, darüber zu reden.

„Soll das endlos so weitergehen, Kameraden?"

„Nein."

„Wenn wir nicht etwas unternehmen, wird es bald zu spät sein! Ihr könnt mir's glauben."

Sie glaubten es nicht. Sie wollten es nicht glauben. Sie waren durch den Zwang, immer untätig zu sein, viel zu träge geworden, und ihr Hirn hatte das Denken verlernt.

Was hatte der Erste Steuermann vor? Wollte er sie aufrütteln? Suchte er Streit? Er hatte das Schiff zu führen, nicht sie! Wenn das Schiffssteuer festgefroren war, so war es doch seine Sache, es wieder freizubekommen. Hoho! Dafür hatte er sein Examen gemacht. Er brauchte den Zorn über seine Hilflosigkeit nicht an anderen auszulassen.

„Ein Unglück, sagt Ihr, Steuermann? Wie? Sicherer ist noch kein Schoner gefahren als die St. Anna. Und ohne Maschinenkraft!" schreit der Heizer Maxim Schabatura.

Nach seiner Meinung hat er jetzt geradezu herrliche Tage. Für ihn ist Urlaub. Er hockt in der warmen Kantine, statt am glühenden Heizkessel zu stehen, er spielt Karten oder schläft, und manchmal zieht er das Grammophon auf, um sein Lieblingslied zu hören.

„Was verstehst du denn davon!" erwidert Albanow verächtlich.

Schabatura läßt sich nicht unterkriegen. Er hat gelernt, einem Steuermann Antwort zu stehen.

„Wie hat es denn Nansen gemacht, he?"

Das ist ein starkes Argument. Und die Matrosen nicken.

„Fridtjof Nansen war klüger als wir alle! Ist er etwa nicht heimgekommen?"

Für den Augenblick ist Albanow entwaffnet. Er ist wohl auch klug genug, den Widerspruch der anderen nicht noch mehr herauszufordern.

Nansen wollte mit seinem Schiff so nahe wie möglich an den Pol herankommen, um den Weg mit den belasteten Hundeschlitten abzukürzen. Deshalb ließ er sich auf der „Fram" freiwillig einschließen und nutzte die Drift als Motor aus. Er kannte ihre Kurve im voraus, und der Erfolg gab ihm schließlich recht.

Die Fahrt der St. Anna war damit nicht zu vergleichen; ihr Dahintreiben unterlag anderen Strömungsimpulsen. Zugegeben, die „Fram" war viel weiter nördlich gewesen, als sich die St. Anna augenblicklich befand, aber ihre Drift hatte an der Westküste der Neusibirischen Inseln, also viel weiter östlich, begonnen. Das war günstiger und aussichtsreicher. Trotzdem hatte sie zweieinhalb Jahre gebraucht, um über den 85. Breitengrad nach Norden, dann nach Westen und schließlich wieder nach Süden zu gelangen, wo sie bei Spitzbergen das eisfreie Meer erreichte und sicher in die Heimat Norwegen zurückkam.

Nach Albanows Meinung war der wesentlich jüngere Brussilow ein vollendeter Phantast, der mit seinem Schicksal spielte, wie Kinder mit Bällen. Ein echter Eismeerfahrer war er keinesfalls, und seine Leichtfertigkeit war beinahe sträflich. Gab es doch an Bord nicht einmal eine Landkarte der Gebiete, in die die St. Anna unerwartet verschlagen war. Die Feindseligkeit der beiden eigenwilligen Männer hatte wohl auch berechtigte Gründe. Der alte Seemann verließ sich lieber auf seine eigene Kraft, und Brussilow war eher ein passiver Held, der auf Gott und das Schicksal vertraute. Als Kapitän hatte er zu befehlen und sein Steuermann, solange er noch in seinen Diensten stand, zu gehorchen.

So wurden im Mai 1913 alle Vorbereitungen für die Weiterfahrt der St. Anna getroffen, Frost- und Sturmschäden ausgebessert, die Takelage des Schiffes wieder instand gesetzt. Nach der langen Untätigkeit während des Winters kehrte bei der Mannschaft die alte zuversichtliche Stimmung wieder zurück. Man vertraute noch der Befähigung des Führers.

Als sich das Packeis noch immer nicht teilen wollte, versuchte man sogar, durch Sprengungen mit Dynamit eine künstliche Fahrtrinne für den Schoner zu schaffen. Vergeblich. Bereits im August, kaum ein Jahr nach der Abfahrt aus St. Petersburg, bestand kein Zweifel mehr, daß das Schiff mindestens noch einen zweiten Winter in der Arktis verbringen mußte.

Immer knapper, und nur schwer auf Jagdzügen zu ergänzen, wurden die Nahrungsmittel. Das Heizmaterial und die Vorräte für die Beleuchtung waren bereits völlig verbraucht. Hatte man doch nur zweihundert Tonnen Kohle und zwölfhundert Liter Petroleum mitgenommen.

Im September wurde der Mannschaft durch einen Tagesbefehl mitgeteilt, daß der Erste Steuermann seines Postens enthoben sei.

Der Kapitän wollte wohl damit jedem klarmachen, daß er nicht gesonnen war, die Befehlsgewalt preiszugeben.

Aber wie gleichgültig war es in diesem Augenblick, ob die St. Anna einen Steuermann hatte oder nicht! Die Willkür der Naturgewalten bestimmte die Fahrt. Kapitän oder Steuermann hatten mit ihren Apparaten nur zu registrieren, wo sich die St. Anna gerade befand.

Albanows Plan, für sich und seine Freunde Schlitten und Kajaks zu bauen und damit im nächsten Frühjahr das nahe Festland zu erreichen, war Brussilow durchaus willkommen. Er begünstigte ihn sogar. Bekam er doch auf diese Weise die unliebsamen Ruhestörer von Bord und hatte keine Aufsässigkeit zu befürchten. Außerdem brauchte er wegen der Nähe von Franz-Joseph-Land nur einen geringen Teil der Vorräte abzugeben, wodurch sich die Aussichten der an Bord Bleibenden wesentlich verbesserten.

Der zweite Winter im Dunkel war weitaus lastender und bedrückender für alle, und der große Zersetzungsprozeß begann sich katastrophal auszuwirken.

Ja, es war eine schwere und unerquickliche Zeit, und den meisten blieb als einziger Hoffnungsschimmer nur der bevorstehende Aufbruch.

Am 14. April 1914 befand sich die St. Anna auf dem 83. Breitengrad und dem 60. Grad östlicher Länge von Greenwich. Im Zickzackkurs hatte sie bis zu diesem Tage über zweitausend Seemeilen zurückgelegt.

*

Der Aufbruch der Albanowgruppe bedeutete für die an Bord Zurückbleibenden doch etwas Gewaltiges. Es war ein Ereignis, das alle Gespräche ausfüllte, tage- und wochenlang. Ja, es riß auch die Trägsten aus der Stumpfheit heraus; es verlohnte sich, über etwas zu streiten und zu beratschlagen, das jeden bekümmerte. Es gab wieder etwas, mit dem sich die Gedanken fruchtbar beschäftigen konnten. Die Frage, ob die Kameraden inzwischen gerettet waren, lenkte von der eigenen Schwermut und weiterwuchernden Trübsinnigkeit ab.

„Was meint ihr, werden sie heimkommen?"

„Ja."

„Vielleicht."

„Wenn man das erfahren könnte."

„Gott wird ihnen helfen."

„Gott!"

Gelächter.

„Gott hat keine Zeit für einen verlorenen Haufen."

„Streitet doch nicht!"

„Wenn sie sich nicht selbst helfen können, steht es schlimm."

Sie debattierten, als befänden sie sich in Sicherheit, und vergaßen, daß sie wehrlos dem Tode entgegentrieben. Sie sorgten sich um das Schicksal der anderen, bewunderten sie heimlich oder bespöttelten ihre Narrheit.

Ihre eigene Hilflosigkeit hatten sie noch immer nicht begriffen.

Und Kalmykow war der Hoffnungsfreudigste. Alle lastenden Gedanken scheuchte er mit seinem herrlichen Lachen hinweg. Er glaubte an das Gelingen des Marsches.

Unbedingt und ohne den leisesten Zweifel, weil er seinen Freund Makssimow liebte und ihm die Heimkehr wünschte.

Auch war da ein Brief, der in Jeisk am Asowschen Meer in die Hände einer alten Frau gelangen mußte, die schon so lange auf Nachricht von ihrem Jungen wartete. Makssimow hatte versprochen, diesen Brief persönlich zu überbringen. Er hatte eine Mission, die er keinem anderen anvertrauen würde. Und es war nicht dieser Gruß an die Mutter allein. Kalmykow hatte noch eine kurze Botschaft an ein Mädchen beigefügt, das er liebte, und dem er allerlei Versprechungen machte, wenn er aus dem Norden zurückkam.

Nur ein wenig Geduld, Mütterchen Kalmykow! Die kleine Katja weint auch nicht. Nur Geduld! Vielleicht ist die Mannschaft der St. Anna noch eher daheim als dieser Gruß. Nur Gott weiß es.

„Sie sind längst gerettet", sagt Kalmykow.

Schachnin schlägt mit seiner massigen Faust auf den Tisch.

„Nein."

Er schreit es hinaus, in jäher Wut, als hätte ihn der Koch beleidigt. Wenn es so leicht war, das Festland zu erreichen, mußte er sich seiner Feigheit doppelt schämen. Er war feige gewesen und hatte allen Respekt bei seinen Gefährten verloren. Sie verhöhnten ihn nicht damit, denn sie fürchteten ihn, aber er spürte ihre stumme Verachtung. Ponomarew und Schabatura war es gleichgültig, ob man



AUF DEN AUERHAHN ZUR BALZZEIT / GEMÄLDE VON KARL IHLER

sie für Deserteure hielt. Sie waren Matrosen und nicht Abenteurer. Sie gehörten auf das Schiff, für das sie geheuert waren. Der Schneesturm hatte sie rasch in die Höhle zurückgetrieben. Gut so. Sie waren ihr Leben lang gewohnt, Befehle auszuführen, nicht für sich selbst zu handeln.

Stumpfe Tiere waren sie, die nur für den Tag lebten.

Schachnin hatte nichts gemein mit ihnen. Er duckte sich nicht. Er verkroch sich nicht. Er war stark und streitlustig, immer bereit, sich Geltung zu verschaffen. Ein gefürchteter Raufbold war er.

Der arme Schachnin kämpft wie ein Verzweifelter, um sich an Bord wieder Respekt zu verschaffen. Da ihn keiner angreift, keiner beleidigt, kann er die Fäuste nicht gebrauchen. Er muß mit Worten fechten. Darin ist er ungeübt.

Schlenski, der Harpunier, lacht über sein Geschrei.

Schachnins Stieraugen umranden sich rot.

„Willst du was von mir?"

Er springt auf.

„Halt deine Schnauze!" droht ihm der Bootsmann. „Du willst uns doch nicht etwa kommandieren!"

Der Matrose beherrscht sich. In diesem Augenblick sind alle gegen ihn. Das spürt er.

„Ich sage nur, daß Albanow ein Narr ist und die anderen auch. Sie sind längst verreckt."

Er wünscht es sich, daß er recht hat, weil er seine Feigheit nur so verteidigen kann. Er wartet auf Widerspruch.

Die anderen schweigen.

„Ihr glaubt es nicht, wie?"

Der alte Anissimow meckert vor sich hin.

„Vielleicht hast du recht, Schachnin, und ich bin froh, daß ich nicht dabei bin. Du bist ja auch umgekehrt."

„Weil ich nicht verrückt bin. Das sollt ihr wissen. Alle."

„Hier wird das Verrecken ein wenig länger dauern. Das ist der Unterschied", sagt Anissimow leise.

Die Worte fallen steinschwer in die Stille.

„Auf der St. Anna, meinst du?"

„Wir?"

„Schäme dich, Alter!"

Anissimow lehnt gegen die Wand. Er hat die Hände erhoben. Seine kralligen Finger zittern. Wie ein Prophet starrt er über die verduckten Männer ins Leere.

„Ja ... Ja ... Wir ... Wir alle. Der Reihe nach. Und bald ist einer von uns der erste."

„Setz dich, Anissimow!"

„Hört das Wrack an!"

„Hast wohl Gesichte?"

„Wißt ihr denn nicht, daß wir dreizehn an Bord sind? Dreizehn! Es wird ein Unglück geben."

„Zwölf Männer!"

„Und das Weib? Ist das etwa kein Mensch?"

*

Sollte dieser krächzende Unglücksrabe Anissimow wirklich recht behalten? Es kam doch nur darauf an, noch bis zum Sommer durchzuhalten. Dann mußte die St. Anna aus der Umklammerung freikommen. Die Drift trieb sie seit Wochen schon, wenn auch überaus langsam, nach Westen. Dort lagen Spitzbergen und das offene Meer, das erst im August wieder vereiste. Dort gab es Robbenschiffe und Walfängerboote, die sie aufnehmen konnten. Auf Spitzbergen selbst lebten Jäger und Trapper, die gut versorgt waren, und in Kingsbay wohnten über hundert Arbeiter des Kohlenbergwerks in richtigen Holzhäusern.

Hoffnung also und wenig Gefahr, wenn man nur den Mut nicht verlor.

Der „Greis" Anissimow war wohl nicht recht bei Sinnen oder wollte sie nur aufhetzen. Dreizehn Menschen an Bord! Ja. Man konnte sich allerlei schlechte Gedanken machen, wenn man abergläubisch war. Aber man sollte doch nicht vergessen, daß diese dreizehn Zurückgebliebenen vortrefflich ausgerüstet waren. Sie hatten für die Nacht ihre wärmenden Schlafsäcke, trugen Anoraks und pelzbesetzte Kapuzen, Anzüge aus Wolfsfell, Lederhosen und Gamaschen, an den Füßen Komager aus Seehundshaut, die vor dem Erfrieren schützten.

Die Nahrungsmittel an Bord waren ursprünglich für eine Besatzung von dreißig Mann berechnet gewesen, während nur vierundzwanzig die große Reise antraten. Durch reichliche Versorgung mit Frischfleisch im ersten Jahre konnten die Vorräte ständig ergänzt werden. Brussilow allein erlegte auf seinen Jagdzügen acht Eisbären und ein Dutzend Robben. Erst im zweiten Winter wurde der Mangel an Wild spürbar, und der Proviant nahm stärker ab, doch sollte er nach sorgfältigen Berechnungen bis ins dritte Jahr hinein ausreichen. Der Abmarsch Albanows und seiner Leute verbesserte die Aussichten der Brussilowgruppe noch mehr; die Vorräte kamen den Zurückbleibenden zugute. Vor der blanken Not war man noch für lange Zeit geschützt und durfte auch damit rechnen, daß es mit Frühlingsbeginn wieder Bären und Robben gab. Mit Gewehren und Munition war die Mannschaft vortrefflich versehen.

Um so schlimmer war der Mangel an Heizmaterial, und die St. Anna war bereits bis zum Kielraum ausgeplündert. Kohlen und Petroleum waren längst verbraucht. In der letzten, langen Winternacht hatte man nur noch mit Robben- und Bärenfett, dem Maschinenöl beigemischt war, heizen können. Jedes Stück überflüssiges, ja, unentbehrliches Holz wurde verwendet, um den Samowar in Hitze zu erhalten. Kajütenwände wurden niedergerissen und zerspellt, die Wandverschalungen zu Brennholz. So wurde ein großer Teil der Kajüten unbewohnbar, und Brussilow brachte die Mannschaft in einem gemeinsamen Schlafraum unter, der von der Schiffsküche aus geheizt werden konnte. Brussilow selbst, Alexandrowna Schdanko und die beiden Harpuniere bewohnten Einzelkabinen im Aufbau über Deck.

Es war ein furchtbarer Winter gewesen. Ja. Hoffnungsmüdigkeit und Krankheiten hatten die Mannschaft zermürbt. Am schlimmsten wütete der Skorbut, gegen den es, außer frischer Nahrung, kein Heilmittel gibt. Brussilow litt am meisten darunter. Seit Monaten lebte er fast einsiedlerisch.

Mit dem ersten Auftauchen des Sonnenballs aber ist alles Leid vergessen und überwunden. Licht über der endlosen Eiswüste, laue Wärme in der Luft und aufblühende Tageshelle, das bedeutet Wiedererwachen zum Leben, ist ein großes, gnadenvolles Geschenk.

Es verwandelt die Landschaft und die Menschen.

Ist es gestern gewesen, was man erlebt hat, oder hat man alles nur geträumt? Eine Kerkerzelle zum Schlafen, eine schmale Kantine als Aufenthaltsraum über Tag. Dunkel ohne Ende, nur von einer kleinen Tranlampe mühsam fortgescheucht, deren Qualm die entzündeten Augen beizt und die Lungen wie mit Bleiklumpen füllt.

Gestern?

Es ist nicht mehr.

Heute ist strahlender Tag ringsum, unermeßlich weit, wie die Winternacht tief war. Und man trinkt die reine Luft wie berauschenden Wein.

Ja, es ist Frühling.

Man spürt es mit allen Sinnen, in den Fäusten, im Blut.

Freiberg und Kalmykow haben neben dem vereisten Badehaus ihre Pelze abgeworfen und veranstalten einen Wettlauf. Tolle Jungen, die sich austoben müssen. Die Hunde verfolgen sie mit flammenden Blicken und reißen an den Stricken. Sie sind krank nach Freiheit und begreifen nicht, warum man sie nicht losbindet.

Potapow versucht es, aber fletschend springen sie ihn an. Sie können es nicht abwarten. In Raserei schnappen sie nach seinen Händen

„Wollt ihr wohl!"

Ihr Gebell übertönt seinen Zuruf.

Hätte ich nur die Peitsche, denkt er.

„Schert euch!"

Als er sich langsam von der Koppel wieder entfernt, heulen sie hinter ihm her und legen sich nieder. Der Atem stößt ihnen heiß aus dem Maul und über die heraushängende Zunge. Wie ein Blasebalg bewegen sich ihre Flanken unter dem glanzlosen Fell.

Sie haben auch eine Hungerzeit hinter sich, schwerer noch als die der Menschen.

Nur Lissa, die Wolfshündin Brussilows, hat es besser gehabt. Sie ist von den Eskimohunden abgesondert an Bord in ihrem Käfig gewesen, und mancher Extrabissen fiel für sie ab.

*

Fast über Nacht ist jetzt die ganze Landschaft belebt. Zwar Olgerd Nielsens seidenschimmernde Rosenmöwe ist von Süden nicht zurückgekommen, aber Schneeammern und Sturmvögel brausen durch die Luft und schmalschwingige Elfenbeinmöwen. Mit zänkischem Geschrei jagen sie einander, kreisen mit reglosen Flügeln und vorgestrecktem Kopf und spähen nach Beute.

Alle sind sie auf dem großen Flug nach Norden. Eine geheimnisvolle Macht treibt sie. Unbeirrt finden sie Weg und Ziel, wo sie Nahrung finden werden, ihre Jungen ausbrüten und großziehen, um im frühen Herbst vor dem Dunkel wieder nach Süden zu flüchten.

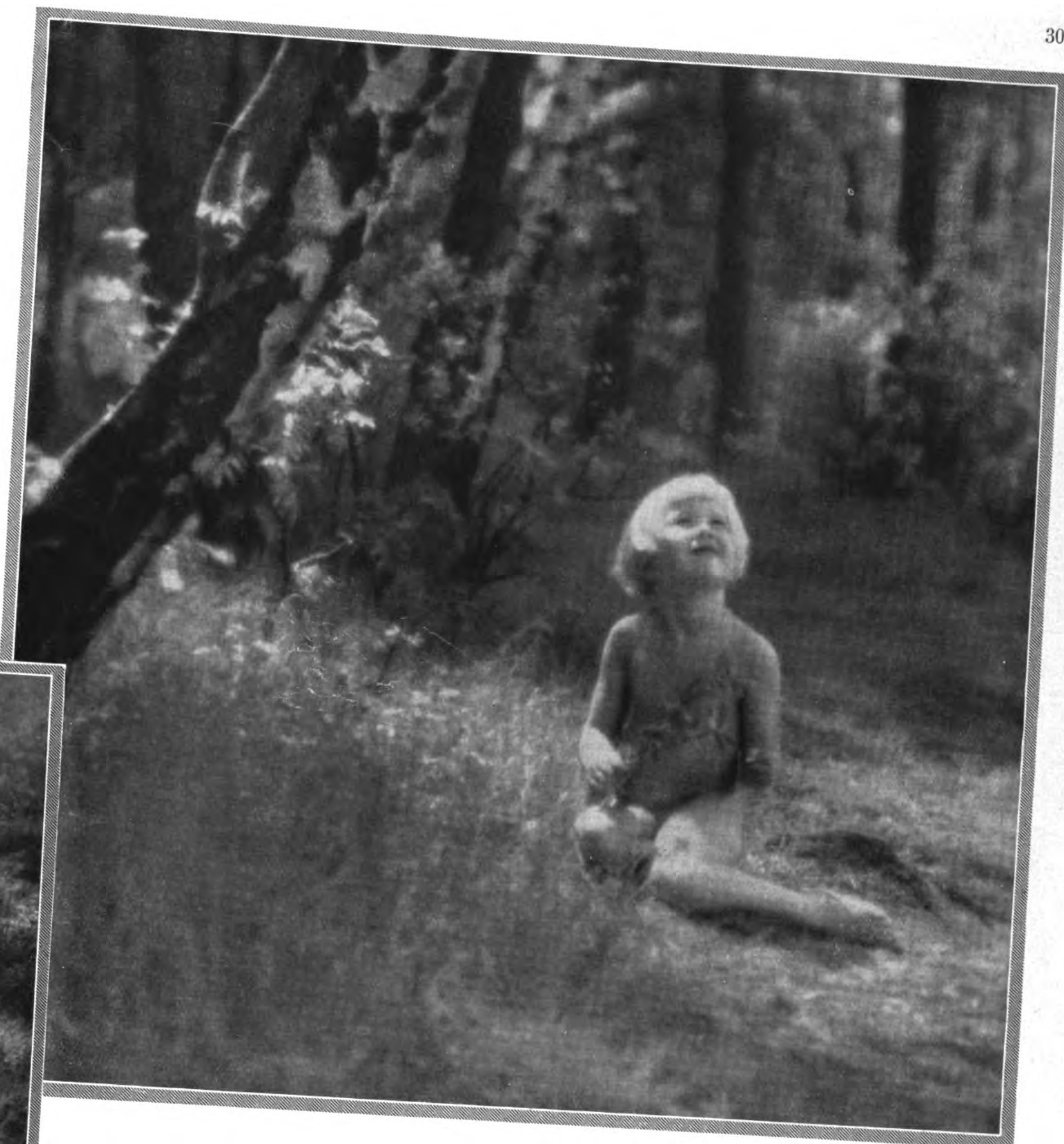
Das einsame Schiff in der Tiefe ist ein unerwartetes kleines Erlebnis für sie. Eine Station. Ein Rastpunkt.

Sie sind flugmüde und hungern. Nur die Stärksten und Wagemutigsten stoßen so frühzeitig in den Nordlandfrühling vor. Unterwegs, über dem eisfreien Meer, sind sie vielen Schiffen begegnet. Immer hat es sich gelohnt, sie ein Stück zu begleiten. Herrlich fette Brocken treiben da im schäumenden Kielwasser, sättigender als Fische. Man muß nur pfeilgeschwind herniedergleiten, um der erste an der Beute zu sein, und rechtzeitig die Luft unter den gespreiteten Federn fangen, damit man über den Wellen bleibt. Der scharfe, weite Schnabel stößt an keinem Bissen vorbei. Der Blick ist in mancher Notzeit geübt und schlangenscharf.

Es ist Kampf ums Dasein und ein Spiel zugleich. Ein herrliches Spiel. Die Möwen umkreisen das Schiff, und nicht das geringste entgeht ihren Diamantaugen. Die Leblosigkeit der Dinge begreifen sie nicht. Dies Regungslose findet sich nicht in ihren Erinnerungsbildern. Es beunruhigt sie. Kein Koch wirft Abfall aus den Bullaugen der Kombüse. Das Kielwasser ist wie versteint. Alle Wellen sind Packeis. Überall lauert da unten Gefahr. (Fortsetzung folgt.)

In Luft und Sonne

Kinderstudien von Hermann Ebel



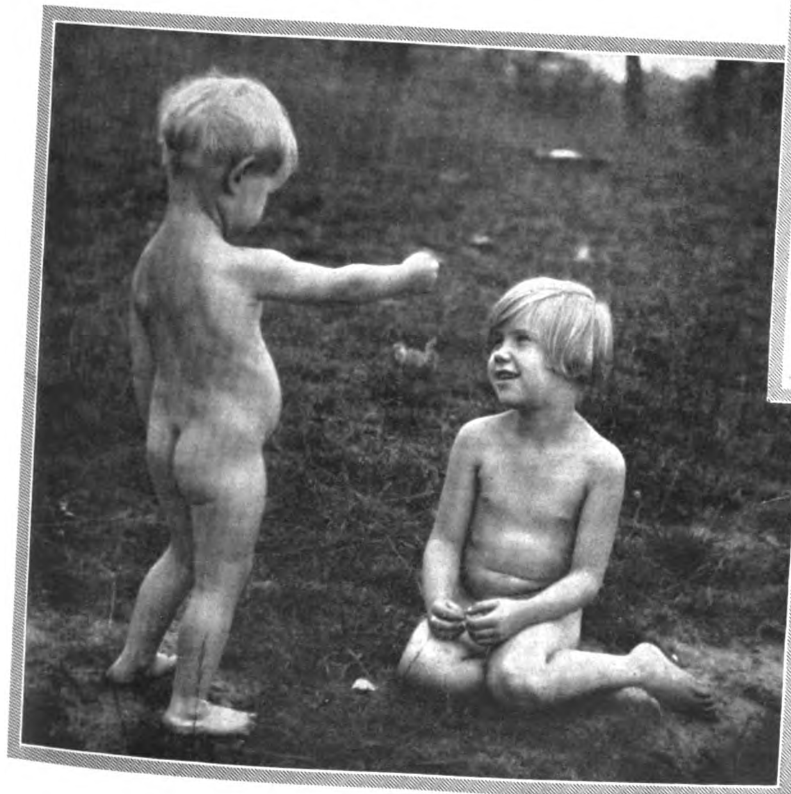
VÖGLEIN IM HOHEN BAUM ....



EIN KLEINER NATURFORSCHER

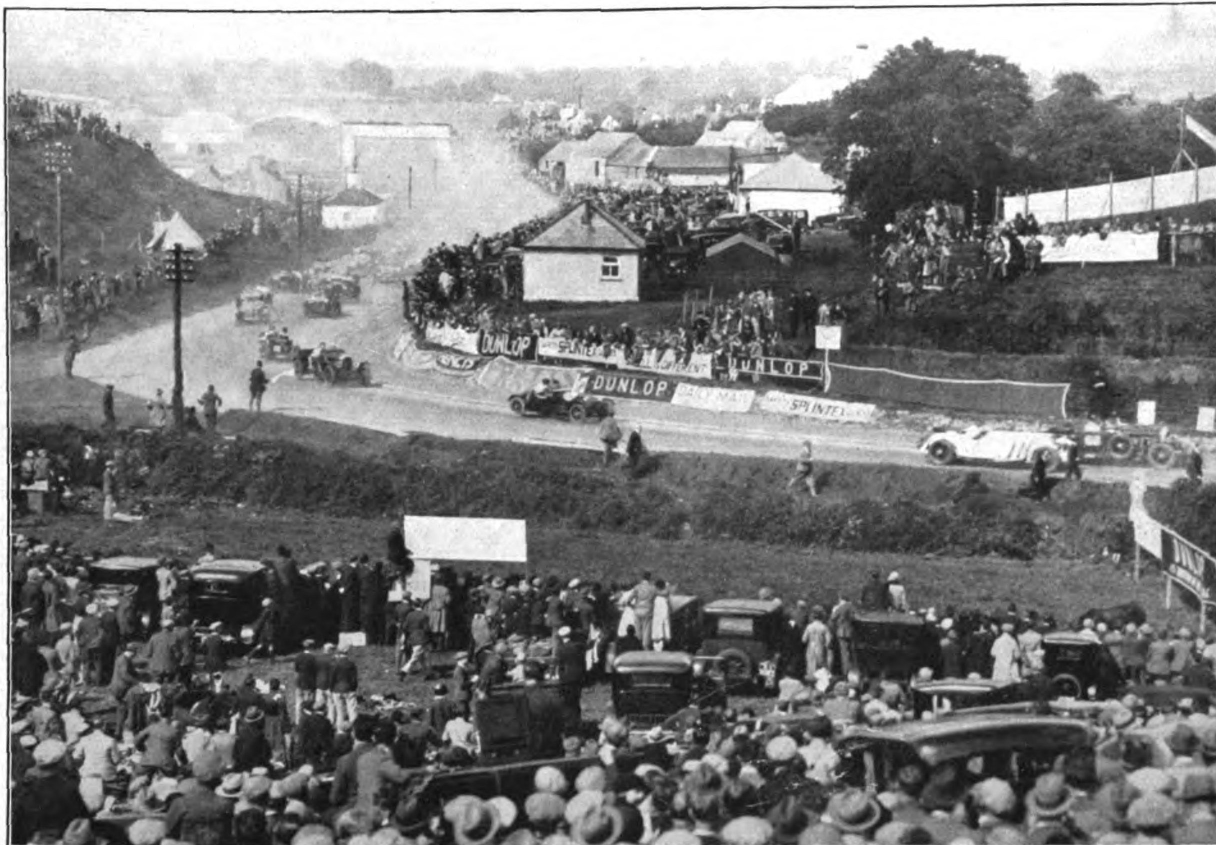


DAS WUNDER DES RIESELNDEN SANDES



KARLHEINZ HAT WAS GEFUNDEN

AUTO-MOBIL UND SPORT



Deutscher Sieg bei der Tourist Trophy in Irland.

Blick auf die bei Belfast (Nordirland) gelegene Rennstrecke. Der Deutsche Rudolf Caracciola ging am 17. August auf seinem „SSK"-Wagen (Mercedes-Benz) als Sieger durchs Ziel.



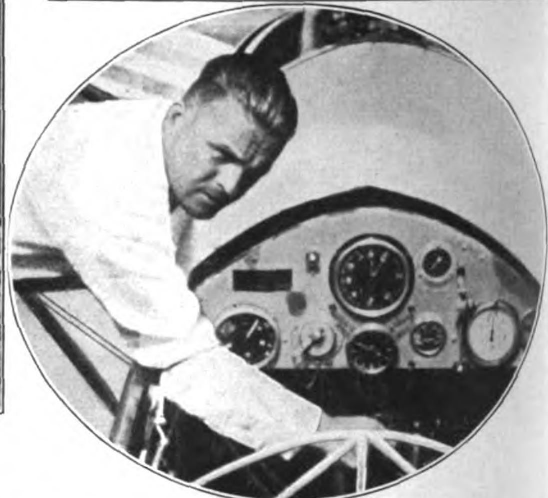
Rufeinrichtung für Autohilfe auf der Landstraße.

Auf der Verkehrsstraße Berlin-Leipzig wurden in bestimmten Abständen Telephongehäuse angebracht, die mit besonderem Schlüssel zu öffnen sind. Bei Pannen usw. kann die nächste Reparaturstelle benachrichtigt oder ärztliche Hilfe herbeigerufen werden.



Die Bar für Kraftfahrzeuge.

An den Hauptadern des Autoverkehrs drängen sich oft die Einrichtungen für Brennstoff- und Ølversorgung. Eine Tankstellenkonkurrenz an der Rivierastraße bei Nizza.



Sieger im Europarundflug.

Die erste Stelle im Gesamtklassement sicherte sich der Deutsche Fritz Morzik, Lehrer bei der Deutschen Verkehrsfliegerschule, auf BFM mit 70 PS Siemens-Motor.



Schönheit des Sports.

Eine wohlgelungene Sportaufnahme: Start der Damen zum 100-m-Brustschwimmen bei den Schwimmeisterschaften der Deutschen Turnerschaft am 18. August.



Tennisturnier in Heiligendamm.

Moldenhauer (links) mit dem Wanderpokal, den er am 18. August zum drittenmal gewinnen konnte, mit seinem Endspielgegner Frenz.



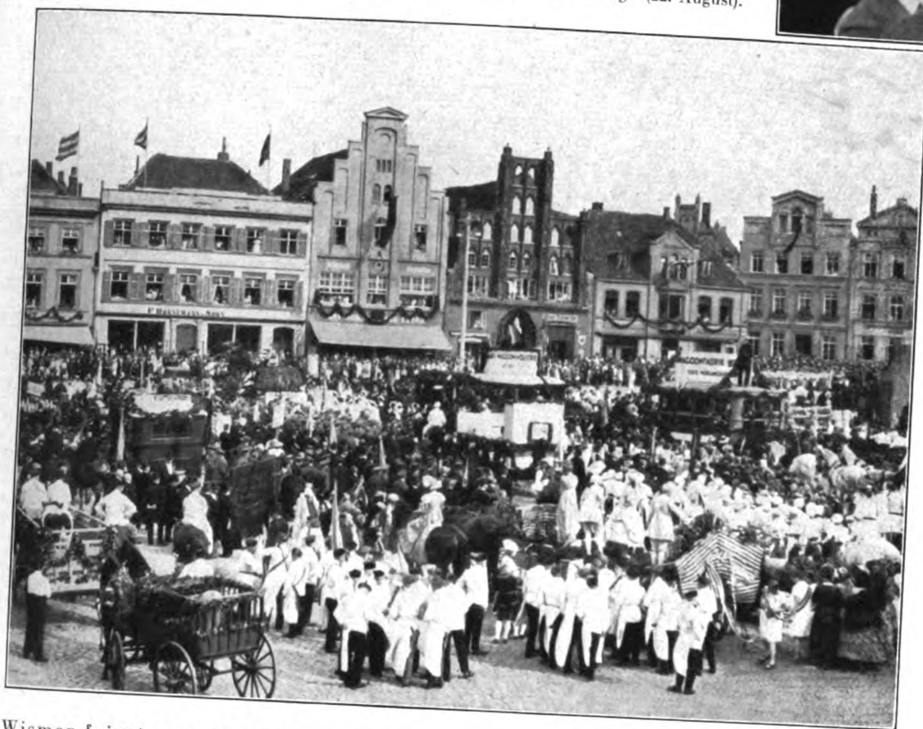
Prof. Dr. e. h. Ludwig Neubeck, früherer Intendant der Städtischen Oper in Rostock, übernahm die Programmleitung der Mitteldeutschen Rundfunk-Gesellschaft (Mirag) in Leipzig. (Phot. E. Hoenisch.)



Max Wallraf, ehemaliger Oberbürgermeister von Köln, Staatssekretär des Inneren und preußischer Staatsminister a. D., jetzt deutschnationaler Reichstagsabgeordneter, feiert am 18. September seinen 70. Geburtstag.



Spanischer Flottenbesuch in Swinemünde. Das Geschwader, bestehend aus dem Führerschiff „Sanchez Barcaiztegui" und drei Zerstörern, am Bollwerk, davor die zur Begrüßung erschienene Menge (22. August).



Wismar feiert sein 700jähriges Bestehen. Das festliche Bild des Marktplatzes der alten Hansestadt in Mecklenburg zu Beginn der Jubiläumsfeierlichkeiten am 18. August.



Katholikentagung in Potsdam. Der Prior des Dominikanerordens, Pater Franziskus, bei seiner Ansprache auf dem Märkischen Katholikentag. Unter dem Baldachin (links) Nuntius Pacelli.



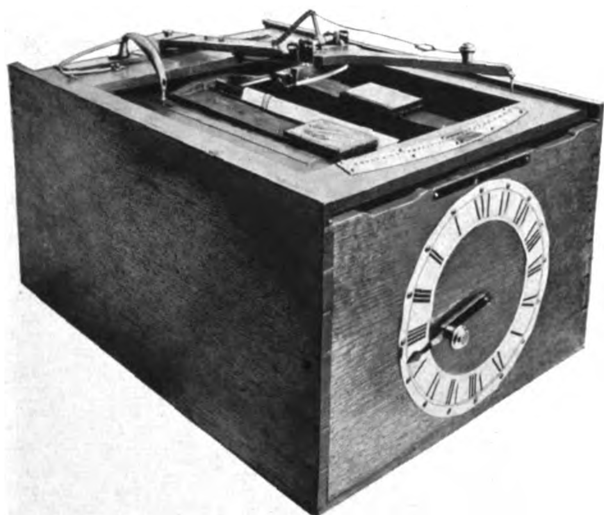
Gäste aus dem Fernen Osten. Der 21jährige Maharadscha von Indore (Zentralindien) mit seiner erst 14jährigen Gattin beim Besuch in der Reichshauptstadt als Gast des Architekten Muthesius (links).



St.-Stephans-Tag, die große Nationalfeier Ungarns. Der Bürgermeister von Budapest, Ripka, in Nationaltracht am Todestag des ersten ungarischen Königs, Stephans des Heiligen († 20. August 1038). Dahinter auf der Bahre der goldene Schrank mit der Handreliquie König Stephans.

DIE KÖNIGIN DES BÜROS FEIERT JUBILÄUM

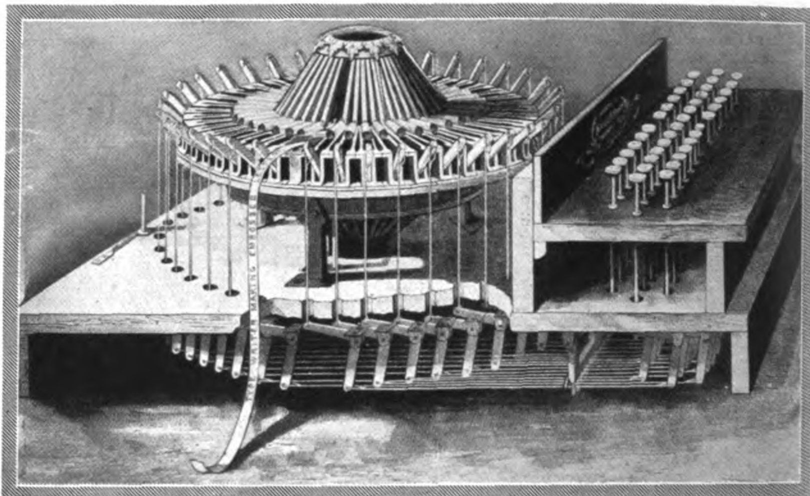
HUNDERT JAHRE SCHREIBMASCHINE



Schreibmaschine des Amerikaners Austin Burt, dem 1829 das erste Patent auf eine Schreibmaschine erteilt wurde.

Diese Schreibmaschine besteht fast ganz aus Holz, ebenso der Rahmen oben. Verschiebbar in der Längsrichtung, ist er der eigentliche Schreibschlitten und wird zum Einstellen der Zeilenabstände bewegt und arretiert. Am hinteren Ende des Rahmens sitzt, drehbar, ein langer Hebel, der am freien Ende einen Stift an einem Griff trägt. In der Mitte unter ihm sitzt das Buchstabensegment. Der Buchstabenabstand wird an der vorderen Kurbel in der Mitte des Zifferblattes eingestellt. Beim Drehen der Kurbel bewegt sich das Schreibpapier um die oben sichtbare kleine Walze um einen Buchstabenabstand weiter. Der obere Hebel wird beim Schreiben mit seiner Spitze in die den Buchstaben entsprechenden Löcher des Buchstabensegments eingesetzt. Die beiden sichtbaren Klötze sind die Farbkissen.

Von Altersschwäche ist bei der Schreibmaschine, die in unseren Tagen ihren hundertsten Geburtstag feiern kann, wahrlich nichts zu merken. Ob wohl ihr Vater, der ehrsame Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, William Austin Burt, dem vor 100 Jahren das erste Patent auf eine Schreibmaschine erteilt wurde, eine leise Ahnung von der Bedeutung hatte, die dem Erzeugnis seiner Erfindertätigkeit einmal in späterer Zukunft zukommen würde? Nun, man kann sich nur schwer vorstellen, daß der uns heute primitiv anmutende Kasten, den er Typographer nannte, und bei dem die gewünschten Buchstaben und Zahlen mit Zeigern gewählt werden mußten, den Siegeslauf angetreten hätte, wenn nicht ganz andere Konstruktionsideen aufgetaucht und zu praktischer Durchführung gelangt wären. Die Schreibmaschine hat eine lange Jugend, eine stattliche Anzahl von Entwicklungsjahren erlebt, ehe sie zur Reife gelangte. Erst dreißig Jahre später finden wir die ersten Ansätze der uns heute geläufigen Form: die Tastatur tritt in die Erscheinung, jede Taste erhält ihren eigenen Typenhebel, und durch den kreisförmigen Aufbau aller dieser Hebel hindurch schlängelt sich ein schmaler Papierstreifen, der bedruckt wird. Von da ab bleibt die Tastenmaschine untrennbar mit der Weiterentwicklung verbunden. Oft erinnert sie uns in diesen frühen Tagen maschineller Schreibtechnik eher an ein kleines Klavier als an das Schreibgerät der Zukunft, das allen Schriftverkehr revolutioniert hat. Kuriose Formen treten auf und verschwinden wieder, und doch trägt jede davon einen Baustein, ein Konstruktionselement zur Weiterentwicklung des Geräts bei. — Schon um das Jahr 1870 herum läßt sich seine Ähnlichkeit mit der modernen Schreibmaschine kaum mehr ableugnen. Die Tastatur ähnelt der heutigen, die Walze ist da, man kann ein Blatt zeilenweise beschreiben. Was folgte, war Entwicklungsarbeit im kleinen. Zusammendrängen aller Konstruktionsteile auf engen Raum, Verbesserungen in der Typenlagerung, sei es des Typenrades, sei es der Einzeltypen. So entstand allmählich die elegante moderne Maschine, die zu Beginn unseres Jahrhunderts in die Bürotechnik eindringt und einen Strich unter die Zeiten der handschriftlichen Korrespondenz zieht. Zu Tausenden und aber Tausenden zieht die Schreibmaschine in die Praxis ein, einer ganzen Industrie bringt sie Beschäftigung, und eine ganze Berufsklasse fordert sie zur Bedienung und gibt ihr Brot. Aber auch in den Jahren ihres Siegeszugs hat die Technik nicht geruht: Die große, strapazierfähige Büromaschine erhält Freilauf, automatische Bandumkehr, Kolonnensteller, der Wagenrücklauf wird mit elektrischem Antrieb versehen, geräuschlos durchgebildet und zuweilen mit Luftdruckbremse ausgestattet. Automatischer Zeilentransport, Einheitsschrift ohne große Buchstaben, Mehrfachschrift für Auslandskorrespondenz, geräuschloser Anschlag und Schalldämpfkasten, elektrischer Antrieb u. dgl. sind weitere, zum Teil eingeführte, zum Teil in der Einführung begriffene Neuerungen. Daneben entsteht die Klein- oder Reiseschreibmaschine, in der mit großer Geschicklichkeit die zuverlässigen mechanischen Vorrichtungen der großen Büromaschine in Miniaturform gebracht sind. Der Normungsgedanke greift stärker um sich, und bei all dem sind die technischen Möglichkeiten der Schreibmaschinentechnik keineswegs erschöpft, so daß das zweite Jahrhundert der Schreibmaschine uns zweifellos in seinen ersten Jahrzehnten schon beachtliche Fortschritte bringen wird. — Ein solcher ist auch die Buchhaltungsmaschine, die Verbindung der 100-jährigen Schreibmaschine mit dem 270 Jahre schon bekannten Rechenautomaten (Rechenmaschine). Manche Maschinen haben nur ein paar Buchstabentasten, alles andere ist Rechenwerk; andere haben volle Schreibtastatur und zahlreiche Rechenwerke, mit denen sie senkrecht und wagerecht addieren, saldieren usw. Alle diese Maschinen nehmen den Menschen ein gut Teil der mechanischen Arbeiten, um ihre Kräfte für jene Arbeiten frei zu machen, die wir der Maschine nicht anvertrauen können.

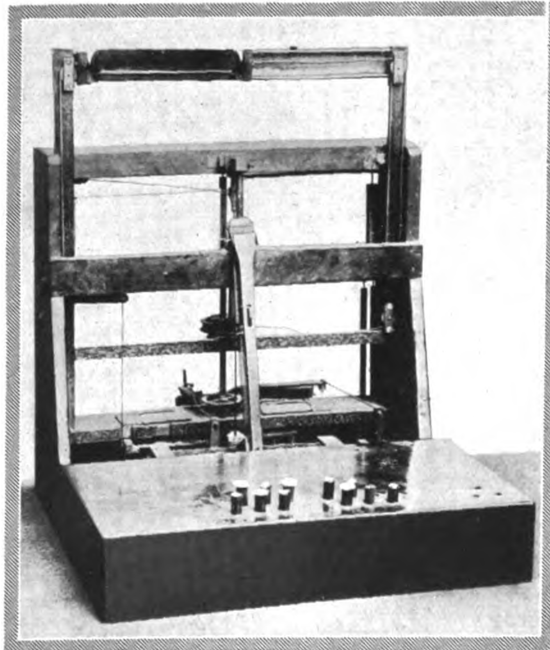


Schreibmaschine von Beach aus dem Jahre 1856.

Ursprünglich für Blinde bestimmt, wurde sie später durch Griffbrett für gewöhnliche Buchstabenschrift verwendet. Diese Maschine schrieb auf einem schmalen Papierstreifen, ähnlich wie die Telegraphenapparate. Sie hatte Typenhebel. Die Einfärbung geschah durch Farbpapier. Die 39 Tasten waren in drei Reihen angeordnet.

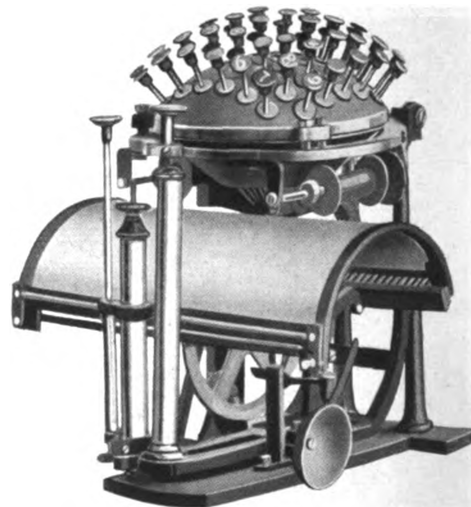
Schreibmaschine von Sholes, Glidden und Soulé (1868).

Die rechteckigen großen Tasten sind in zwei Reihen angeordnet. Links befinden sich die Ziffern und rechts die Buchstaben in alphabetischer Reihenfolge. — Die Typenhebel sind kreisförmig aufgehängt, wie man es später bei den modernen Schreibmaschinen sieht.



John Pratts Schreibmaschine Pterotyp (1868).

Die Typen befinden sich auf der Peripherie eines Radflügels und werden durch Drehung in Druckstellung gebracht. Das zu beschreibende Papier liegt flach auf einem Rahmen, und die Einfärbung wird durch ein darübergelegtes Farbpapier besorgt. Das Griffbrett besteht aus zwei Teilen von je drei Zeilen. Die Zeichen A—M für die linke, N—Z für die rechte Hand. Die Buchstaben sind in alphabetischer Reihenfolge, die Zahlen in einer besonderen Reihe angeordnet.



Die Schreibkugel des Kopenhagener Pastors Hansen (1865).

Taste und Type sind an einem Stabe angebracht. Der Abdruck erfolgt durch Niederstoßen der Taste. Die kugelförmige Ausbildung der Klaviatur liegt in der Erfordernis, daß die Tastenstäbe konvergieren müssen, damit sämtliche Typen nach der gemeinsamen Druckstelle gelangen.

Das neue Pennsylvania-Museum in Philadelphia.

(Zu dem Beitrag „Lebende Kulturgeschichte“ auf Seite 299.)

Die Idee der modernen Museen ist nicht, wie früher, die Erzeugnisse einer bestimmten Kunst oder Art in einem Raume zu vereinen, sondern das umfassende Bild einer Periode bis in alle Einzelheiten zu geben. Auch das jetzt erst zum Teil fertige, großartige Pennsylvania-Museum, an der Grenze des herrlichen Fairmount-Parks in Philadelphia gelegen, huldigt diesem Prinzip, und der vollendete Nordflügel des riesenhaften, in klassischem Stil gehaltenen Gebäudes zeigt eine Reihe von Galerien, in denen die bildende Kunst eines Landes zu einer bestimmten Zeit neben Werken der Weberei, der Gold- und Silberschmiedekunst, der Keramik usw. gezeigt wird. Die köstlichsten französischen und flandrischen Gobelins aus dem 16. und 17. Jahrhundert schmücken die große Eintrittshalle, während sich in der offenen Galerie vor dem vollendeten Flügel Skulpturen aus dem 15. Jahrhundert, begleitet von unerhört schönen Gobelins, vorfinden. Die Sammlung von Teppichen überhaupt, die sogenannte Joseph-Lees-Williams-Memorial-Collection, gehört zu den ersten und wertvollsten der Welt. In einzelnen Stücken ist sie ohne Konkurrenz, z. B. in dem berühmten Perser mit den Zypressenbäumen aus dem 15. Jahrhundert, der nach Ansicht der Gelehrten zum ersten und besten Halbdutzend der noch vorhandenen gehört. Die Gruppe der Uschaks umfaßt Erzeugnisse der Glanzzeiten Indiens bis hinein in den Kaukasus, Persien, Kleinasien, Kairo, und jenseits des Mittelmeers Webereien spanischer und spanisch-maurischer Herkunft. Auf jeder Seite des fertigen Flügels liegen vollständig eingerichtete Zimmer, mit ihrer Original-Architektur und in ihrem künstlerischen Ensemble Ursprung und Periode aufweisend. Sechs englische Zimmer verschiedenster Epochen reihen sich an vier amerikanische. Alles ist darangewandt worden, die Räume vollkommen wiederherzustellen. Was an Gemälden von ersten Meistern an den Wänden hängt, repräsentiert an und für sich schon unschätzbare Werte. Romney, Gainsborough, Raeburn, Hogarth, Constable, Sully, Reynolds, Turner, Lawrence, um nur einige zu nennen, sind mit besten Werken vertreten, und ihre Wirkung ist bedeutend intensiver, wenn man sie, geschmackvoll verteilt, an der Wand eines Raumes betrachten kann, der eben von ihren Zeitgenossen verlassen zu sein scheint, als wenn sie in langen Reihen über- und nebeneinander die ungemütliche Atmosphäre sonst kahler Galerien atmen. Uns Deutsche spricht von den Zimmern aber wohl am meisten die alte Diele an, die samt einem Schlafzimmer dem Müller-Hause in Millbach (Pennsylvanien) entnommen ist und in ihrer schlichten und doch soviel Geschmack und Anhänglichkeit an Überkommenes verratenden Ausstattung das Leben der ersten deutschen Ansiedler vor Augen bringt. Alte Sprüche auf den irdenen Schüsseln und in Kreuzstichstickerei auf Handtüchern und Decken, Taufzeugnisse wie Hochzeitssegen unter Glas und Rahmen zeugen davon, wie lange die Auswanderer ihre Sprache rein bewahrt haben. Die Bettdecke über dem einfachen dunklen Bett — so bescheiden gegen die mächtigen vierpfostigen Himmelbetten der englischen Kolonisten! — ist aus handgewebtem Leinen, die Gardinen zeigen auf weißem Grund das bei den Deutschen Pennsylvaniens so beliebte Tulpenmuster. Tüchtigkeit, Zweckmäßigkeit, aber auch viel Schönheitssinn birgt das alte Heim der verlorenen Söhne unseres Landes.

Eva Gräfin v. Baudissin.

Der Tod am gebrochenen Herzen.

Der „Tod am gebrochenen Herzen“ ist so vorzüglich geeignet zu hochpoetischer Verwendung, daß sehr viele Dichter in Romanen und Novellen diese Lösung der heraufbeschworenen Verwicklungen gern benutzen. Aber die dichterische Freiheit in der Verwendung dieses Endes im Lebenskampfe ist doch recht oft zu weitgehend. Daß das Lebenslicht ganz allmählich erlöschen kann unter dem Einfluß von Kummer und Sorgen, ist richtig, doch das ist kein Herztod, sondern das Ende wird herbeigeführt durch Versagen der nervösen Energie. Ein anderer recht häufiger Unterschied zwischen Dichtung und Wahrheit ergibt sich, wenn der Dichter seinen Helden am Herzschlag sterben, zuvor aber den Todeskandidaten noch lange Abschiedsreden u. dgl. halten läßt. Der Herzschlag bedingt, wie der Name schon besagt, einen urplötzlichen Tod, der Betroffene stürzt zusammen, wie von einem Schlage hingestreckt. Zu langen Auseinandersetzungen und wohlüberlegten Umänderungen ist keine Zeit mehr, wenn die Parze mit einem Griff den Lebensfaden zerreißt. Oft findet man den Fehler, daß der Dichter junge, kerngesunde Menschen am Herzschlag sterben läßt. Ein gesundes Herz ist den außergewöhnlichsten Anforderungen des Lebens gewachsen. Nur kranke Herzen erliegen einem heftigen Schreck, einer tiefgreifenden Erregung durch Freude oder Zorn oder Enttäuschung. Das gesunde, jugendfrische Herz verwendet gegen die gewöhnlichen Anforderungen des Lebens nur einen Teil seiner Leistungsfähigkeit, für überraschend gewaltige Anforderungen behält es stets einen Vorrat an Reservekraft. Bloß ein Herz, das schon unter den gewöhnlichen Umständen der Lebensführung beinahe alle Kräfte anspannen muß, das also nur einen geringen Vorrat an Kraftaufwendung in Reserve hält, erliegt einer plötzlichen ungewöhnlichen Anforderung durch geistige oder körperliche Aufgaben. Muskelschwache, im Leben schon verbrauchte Herzen, die keine Reservekraft mehr zur Verfügung haben, versagen bei plötzlicher Beanspruchung durch eine erschütternde Nachricht oder durch übermäßige sonstige Erregungen. Bekannt geworden sind einige plötzliche Todesfälle bei älteren politisch hochgestellten Persönlichkeiten, die im Anschluß an einen dem Lebensalter nicht angemessenen Vergnügungstaumel vom Tode ereilt wurden. Neben übermäßiger Beanspruchung einer nicht mehr leistungsfähigen Herzmuskulatur ist eine häufige Ursache des plötzlichen Herztodes begründet in Absperrung der ernährenden Blutströmung. Das Herz wird durchzogen von kleinen Blutgefäßen, die das ernährende Blut zuführen und Abfallstoffe, welche bei der Muskelarbeit entstehen, wegschaffen. Wird nun durch ein Gerinnsel, das von einer kranken Stelle her eingeschleppt wird oder in einer kranken Ader des Herzmuskels als Niederschlag aus dem Blut sich bildet, die Zufuhr von Blut zum Herzmuskel plötzlich abgeschnitten, so steht das Pumpwerk still. Auch dieser Vorgang befällt nur einen kranken Körper. Auch dieser Tod kommt nicht ohne Vorboten. Die Mahnungen, die von einem geschädigten Herzen ausgehen, ermöglichen eine vorbeugende Behandlung. Aber eine Belehrung zur Beruhigung ängstlicher Gemüter ist angebracht: es gibt zahlreiche rein nervöse Herzstörungen, die zu Besorgnissen keinen Anlaß geben. Nur eine ärztliche Untersuchung kann entscheiden, ob ein Herz noch anpassungsfähig ist oder der Schonung bedarf. Wenn nun das Urteil des Arztes dem Patienten Rücksichtnahme auf das Herz auferlegt, dann braucht auch noch nicht der Lebensmut zu versagen. Nur viele Einschränkungen sind nötig. Große geistige



Johann Jakob Frhr. v. Berzelius,
der durch seine bedeutenden Forschungen und Erkenntnisse hervorragende Chemiker, wurde vor 150 Jahren (29. August) in Wäfversunda (Schweden) geboren. Gestorben ist er am 7. August 1848 in Stockholm. Nach dem Gemälde von J. G. Sandberg. (Vgl. hierzu nebenstehenden Beitrag.)

Anstrengungen und starke körperliche Beanspruchungen sind nicht zulässig. Auf erregende Vergnügungen muß verzichtet werden. Erregende Genußmittel (Kaffee, Tee, Tabak) sind zu meiden. Im Genuß alkoholhaltiger Getränke ist vorsichtige Mäßigung geboten. Die Mäßigung muß oberster Grundsatz der Lebensführung sein, Mäßigungen in Leistungen und im Lebensgenuß, Mäßigung, aber nicht Verzicht.

Chefarzt
Dr. Engelen.

Berzelius.

Zum 150jährigen Geburtstag des Chemikers am 29. August.

Schlamm in Bleikammern der Schwefelsäurefabrik. Einst lästiger Unrat. Heute eine wertvolle Masse. In ihr fand Johann Jakob Berzelius vor 112 Jahren das Selen. Ein Element, dessen elektrischer Widerstand von seiner Beleuchtung abhängt. Licht in Elektrizität umsetzendes Zaubermittel. Bildertelegraph, Schlagwetteranzeiger, Lichtsprecher, Einbruchsmelder. Kurzum, ein technischer Tausendsasa! Außer Selen isolierte der geniale schwedische Chemiker, dessen Gedenktag die Wissenschaft jetzt feiert, die Erdmetalle Kalzium, Strontium, Barium, entdeckte Zirkon, Tantal, Thorium und Zer — ausgezeichnete Stoffe zur Erzeugung elektrischen Glühlichts. Flußsäureverbindungen, Fluormetalle, Doppelverbindungen von Eisenoxyd mit Zyankalium (Blutlaugensalze), Platinerzmetalle wurden erst durch ihn in seinen 200 chemischen Abhandlungen und 27 Bänden „Berichte über die Fortschritte in der Physik und Chemie" genau bekannt. Die organische Chemie förderte er besonders durch die Lehre der Isomerie, gleicher Zusammensetzung bei verschiedenem Verhalten, wie dies zum Beispiel bei Wein- und Traubensäure der Fall ist. Beide haben dieselbe chemische Formel $C_4H_6O_6$, sind aber optisch und kristallinisch verschieden. Zu seinen größten Verdiensten gehören ferner die Aufstellung des chemischen Systems der Mineralien, die Lehre der chemischen Proportionen, genaue Analysen von Mineralwässern und die Begründung einer elektrochemischen Theorie der Affinität, der Verbindungsneigung der Elemente zueinander. Noch bedeutender als der Entwurf dieser elektrochemischen Theorie war seine Ermittlung der Atomenanzahl in den Verbindungen. Sie wurde von ihm durch den Anfangsbuchstaben der lateinischen Namen der Elemente gekennzeichnet. Ihm haben die Chemiker ihre Zeichensprache zu danken, die Laien so rätselhaft erscheint. Wenn wir heute für Wasser H_2O schreiben, so heißt dies nicht nur, daß im Molekül unseres nassen Elements zwei Wasserstoff(H)atome mit einem Sauerstoff(O)atom verbunden sind, sondern auch, daß in 18 Gewichtsteilen Wasser 16 Sauerstoff- und 2 Wasserstoffgewichtsteile enthalten sind. Ferner ersehen wir daraus, daß der Wasserstoff eines Liters Wasser doppelt soviel Raum einnimmt wie der in derselben Menge enthaltene Sauerstoff. Im Alter von 36 Jahren wurde Berzelius Professor der Chemie in Stockholm. Sehr oft wird man beim Aufenthalt in dieser Stadt an das Wirken des hervorragenden Gelehrten erinnert. Ein großer Park trägt seinen Namen. Zehn Jahre nach seinem Tode errichteten ihm die Stockholmer ein ansehnliches Monument. An seinem Hochzeitstage — im Jahre 1835 — wurde er vom schwedischen König in den Stand der Barone erhoben. Die bedeutendsten Chemiker seiner Zeit waren Berzelius' Schüler, wie Gustav Rose, Mitscherlich, Wöhler (der erste, der eine organische Substanz künstlich im Laboratorium darstellte), Gmelin, Magnus und andere. Empirisch und spekulativ, philosophisch und systematisch, theoretisch und praktisch, klärte Berzelius das ungeheure Reich der Stoffe und ihrer Verbindungen. So ward er einer ihrer bedeutendsten Ergründer!

Dr. Ludwig Karell.

Moses Mendelssohn.

Zum 200jährigen Geburtstag des Philosophen am 6. September.



Moses Mendelssohn,
bekannter Philosoph der Aufklärungszeit, ein Freund Lessings, geboren vor 200 Jahren am 6. September, † am 4. Januar 1786. (Zu nebenstehendem Beitrag.)

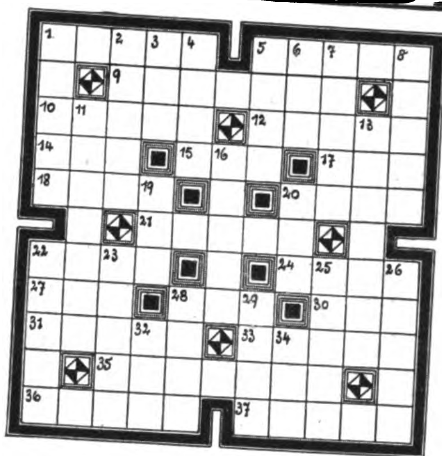
Im gleichen Jahre wie Lessing, am 6. September 1729, wurde Moses Mendelssohn als der Sohn eines armen jüdischen Lehrers in Dessau geboren. Frühzeitig erwachter Wissensdrang trieb den Vierzehnjährigen in Preußens Hauptstadt, die mit dem Regierungsantritt Friedrichs des Großen zum Mittelpunkt deutscher Geistigkeit geworden war. Deutliche Anzeichen kündeten bereits das Herannahen der Aufklärungszeit, deren Bannerträger Gotthold Ephraim Lessing werden sollte. Moses Mendelssohn hatte das Glück, zu Lessing in eine innige Freundschaft zu treten, und er erwies sich bald an der Seite seines großen Freundes als ein mutiger Mitstreiter für Licht und Aufklärung. Schon in seiner ersten Schrift, in den „Philosophischen Gesprächen", die Lessing ohne Wissen Mendelssohns drucken ließ, führte er

einen schneidigen Kampf gegen die Flachheit der Franzosen, die die Phrase in ein philosophisches Mäntelchen hüllen, sowie gegen die Nachahmungssucht der Deutschen, die ihr echtes Gold mit dem Flittergold der Nachbarn ver- tauschen. Ähnlich wie Spinoza, übte auch Mendelssohn einen praktischen Beruf aus — er war Buchhalter bei einem Berliner Seidenfabrikanten — und widmete die freie Zeit der Wissenschaft und der Denkerarbeit. Mit seiner von der Berliner Akademie preisgekrönten Schrift „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften", mit den „Morgenstunden" und den heute noch lesenswerten „Briefen über die Empfindungen" erwarb er sich den Ruf eines bedeutenden Popularphilosophen; sein „Phädon" trug ihm den Ehren- namen eines „deutschen Plato" ein. Mendelssohn war einer der Begründer der volkstümlichen Philosophie in Deutschland. Er war ein klarer Denker und besaß die Gewandtheit, seine Gedanken in einer geschmeidigen, leicht faßlichen Form wiederzugeben. Unter den Philosophen jener Tage war er fast der einzige, der ein wirklich reines und elegantes Deutsch schrieb. Kein Geringerer als Kant hat Mendelssohns Stil als die allein der Philosophie an- gemessene schöne Ausdrucksform bezeichnet. Er war ein ehrlicher Charakter, dem es um die Wissenschaft und die Kunst ein heiliger Ernst war. Dem Kritiker Mendelssohn kann man Vornehmheit und Objektivität, dem Ästhetiker lebendigen Kunstsinn und guten Geschmack nachrühmen. Als Mensch war er voll Milde und Leutseligkeit. Der Hauptgrundzug in Mendelssohns Wesen war Bescheidenheit. Aber wo es galt, eine ernste Sache zu verteidigen, tritt bei ihm jede Bescheidenheit in den Hintergrund. Er übte keine Nachsicht, wo die Wahrheit und der Fortschritt auf dem Spiele standen. Wenn wirklich Aufrichtigkeit die Tugend des Schriftstellers ist, so war Mendelssohn einer der tugendhaftesten Schriftsteller aller Zeiten. Sein Werk, mit heutigen Maß- stäben gemessen, kann man nicht sonderlich groß nennen, aber die Wir- kungen, die in der Zeit der deutschen Aufklärung von seinem Werke aus- gingen, waren bedeutsam. Moses Mendelssohn starb am 4. Januar 1786 zu Berlin im 57. Jahre seines Lebens.

S. Meisels.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Vielgenannter deutscher Flieger, 5 Futter- mittel, 9 vorzeitliche Reptilien, 10 Grundlage, 12 Stücke eines Ganzen, 14 nordischer weiblicher Vorname, 15 Hand- lung, 17 chinesisches Saiteninstrument, 18 sibirischer Strom, 20 Teilzahlung, 21 große Wärme, 22 Lebewesen, 24 Kör- perglied, 27 Leucht- und Brennstoff, 28 Geschlechtswort, 30 rumänische Münze, 31 griechische Insel, 33 Pariser Tageszeitung, 35 biblischer Prophet, 36 Auszeichnung, 37 Menschenrasse; senkrecht: 1 Hauptstadt von Afghanistan, 2 westdeutsche Industriestadt, 3 Fisch, 4 Gefühl, 5 Dichtungs- mittel, 6 Schiffsseite, 7 Heidepflanze, 8 geographischer Be- griff, 11 Künstler-Werkstatt, 13 geistlicher Wechselgesang, 16 klösterliches Stift, 19 Nebenfluß des Rheins, 20 Wild, 22 Hauptstadt eines asiatischen Kaiserreichs, 23 kummer- voller Zustand, 25 zentralasiatisches Gebirgssystem, 26 serbische Geldeinheit, 28 deutscher Geschichtsforscher und Schriftsteller, 29 weiblicher Vorname, 32 Getränk, 34 Oase in der Sahara.

Umstellrätsel.

Edam — Robe — Haut — Regen — Mehl — Nagel — Satrap — Lauf — Raum — Kain — Garn — Stab — Name — Anna — Tank — Isel

Stelle diese Wörter so um, daß neue Begriffe entstehen, deren Anfangsbuchstaben, fortlaufend gelesen, einen be- rühmten amerikanischen Filmschauspieler ergeben.

Rätselragout.

Man streicht von einem bestimmten Ofenteil den Fuß und fügt einem Ackergerät als Fuß ein r hinzu. Dies er- gibt den Namen eines österreichischen Dichters.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4408.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

al — an — che — de — e — e — eu — il — li — ma — map — mee — nois — nom — pe — po — ra — re — ri — ry — se — su — sus — the — thyr — to — to — tra — vi

sollen 10 Wörter folgenden Sinnes gebildet werden: 1 Be- zeichnung für Wahlspruch, 2 Zeitraum, 3 guter Ruf, 4 Malerutensil, 5 Muse, 6 USA-Staat, 7 Sundainsel, 8 Bacchusstab, 9 deutsche Oper, 10 Bauwerk in Venedig. Die beiden Reihen der ersten und dritten Buchstaben dieser Wörter ergeben ein Bühnenstück von Wilbrandt.

Scharade.

Die Eins ist niemals schwer zu nennen,
Die Zwei gibt Inhalt den Gedanken;
Das Ganze wir als Fehler kennen,
An dem oft junge Leute kranken.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4406.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Saal, 4 Lido, 7 Ara- bien, 9 Stola, 10 Nonne, 11 Alt, 13 Riga, 14 Aida, 15 Leu, 17 Sepia, 20 Loire, 22 Ad- miral, 23 Opal, 24 Heer; senkrecht: 1 Flora, 2 Alpen, 3 Skat, 5 Ofen, 6 Abel, 7 Aloisia, 8 Nordpol, 11 Aal, 12 Tau, 16 Emir, 18 Echo, 19 Adolf, 20 Lachs, 21 Ruhr. — Die an Stelle der Sternchen gekommenen Buchstaben ergeben: „Kopf hoch!"

Silbenrätsel: 1 Theben, 2 Haiti, 3 Cagliari, 4 Ulema, 5 Winkel, 6 Theodor, 7 Alfred, 8 Harem, 8 Tauroggen, 10 Hecke. — Eigene Frucht hat Wucht.

Zusammensetzrätsel: Mittelhandknochen, Eisen- warenhandlung, Landsturmmann, Postbriefkasten, Ober- ammergau, Metallfadenlampe, Elfenbeinpapier, Nachtschat- tengewächs, Erntedankfest. — Melpomene.

Verschieden: Atom — Atem.









... Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil ... Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, ...aussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4408 ★ 5· SEPT · 1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A. A.

Dies und Das.

Zuverlässigkeitsfahrt des Deutschen Damen-Automobil-Clubs. Wie im Vorjahre veranstaltet der Deutsche Damen-Automobil-Club auch heuer eine große Zuverlässigkeitsfahrt, die für Damen mit internationaler Fahrerlizenz offen ist. Die Strecke führt in zwei Tagesetappen über Kassel nach Bad Neuenahr am 11. bis 12. September. In Bad Neuenahr findet am 12. September die Preisverteilung mit anschließendem Gesellschaftsabend statt. Die Konkurrenz kann lediglich von Damen bestritten werden, auch die Fahrtleitung liegt in Händen von weiblichen Sportkommissaren. Alle näheren Auskünfte und Ausschreibungen sind durch die Geschäftsstelle, Berlin W 35, Blumeshof 6, zu beziehen.

Wildbad sorgt für schwerhörige Kurgäste. Um den schwerhörigen Kurgästen auch den Genuß der musikalischen Darbietungen zu ermöglichen, hat die Badeverwaltung in Zusammenarbeit mit der Süddeutschen Vereinigung für Schwerhörige und Ertaubte e. V. in der Trinkhalle und in den Theateranlagen erprobte Vielhörer anbringen lassen. Die Benutzung derselben ist für die Schwerhörigen kostenfrei. — Die im vorigen Jahr als neues Kurmittel aufgenommene Traubenkur ist seit Mitte August wieder in vollem Gang. Der starke Zuspruch seitens der in großer Zahl anwesenden Kurgäste beweist, daß mit Einführung dieser Kuren das Richtige getroffen wurde, und daß die Erkenntnis von deren gesundheitlicher Wirkung in immer weitere Kreise dringt.

Eine systematische Sammlung deutscher Kulturdenkmäler in Sowjet-Wolhynien, wo sich zahlreiche deutsche Kolonien befinden, zu ermöglichen, beschloß das Bildungskommissariat der ukrainischen Sowjetrepublik. Es soll dem wolhynischen Staatsmuseum eine besondere deutsche Abteilung angegliedert werden. Eine gleiche Abteilung ist auch beim Museum in Saporoshje am Dnjepr (früher Alexandrowsk) im Entstehen begriffen. Ähnliche Museumseinrichtungen besitzen bereits andere nationale Minderheiten der Sowjetukraine, wie die Polen, Griechen und Juden. Die Minderheitenabteilungen bei den Staatsmuseen sollen mit der Zeit in selbständige nationale Museen umgewandelt werden. Auf dieser breiteren Grundlage ist vor einiger Zeit das Allukrainische Museum in Odessa gegründet worden.

Jllustrirte Zeitung

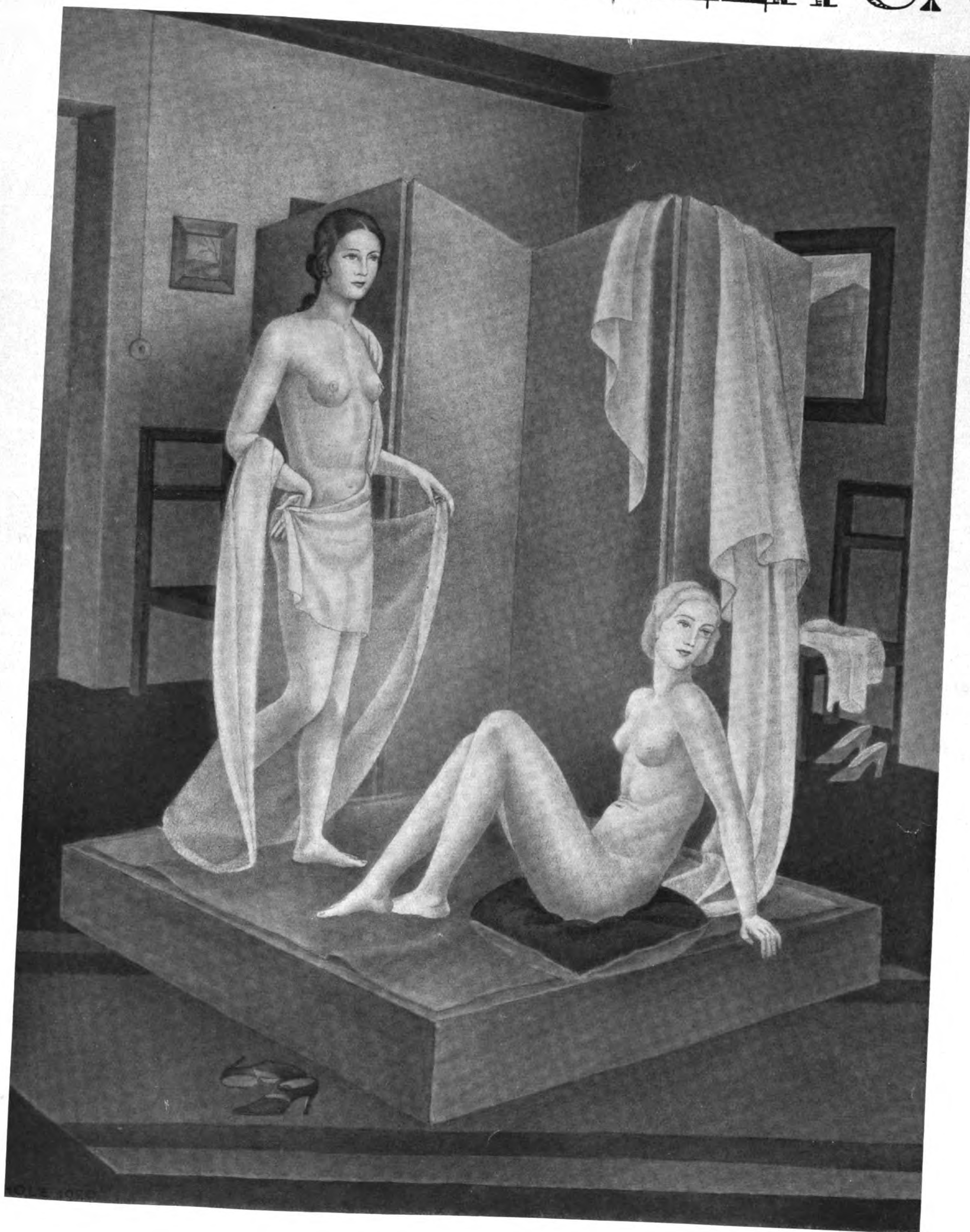
LEIPZIG · BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN · BUDAPEST

NR. 4408. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1. Reudnitzer Straße 1-7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

5. SEPTEMBER 1929

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DIE RICHTIGE POSE

ATELIERSTUDIE VON MAGDA SCHOLZ

NEUE DICHTER

KÖPFE DER JUNGEN DICHTERGENERATION

VON WILLI FEHSE



Ernst Gläser.
Geboren 1902. Buch: Jahrgang 1902. Herausgeber des Sammelbandes Fazit. Drama: Seele über Bord.
(Phot. N. & C. Heß, Frankfurt.)



Erich Ebermayer.
Geboren 1900. Novellen: Dr. Angelo; Der Letzte; Das Tier. Dramen: Die Brüder; Kaspar Hauser. Roman: Sieg des Lebens.
(Phot.: Meyer-Kupfer.)



Klaus Mann.
Geboren 1906. Novellen: Vor dem Leben; Kindernovelle. Dramen: Anja und Esther; Revue zu Vieren. Roman: Der fromme Tanz. Essay: Heute und morgen. Reisebuch: Rundherum. (Phot. Rieß, Berlin.)



Wolfgang Hellmert.
Geboren 1906. Novelle: Fall Vehme Holzdorf.



Josef Breitbach.
Geboren 1904. Novellen: Rot gegen Rot.

Das junge Geschlecht der heute etwa Zwanzig- und Fünfundzwanzigjährigen wuchs auf in einer Zeit der enormen Wandlung aller politischen, wirtschaftlichen, weltanschaulichen und moralischen Belange. Krieg und Revolution standen damals klirrend im Hintergrund. Ohne Rückgrat war diese besessene Epoche, vielfarbig, hysterisch, entgleist, voll abenteuerlicher Kapricen, voll Wirbel und Unrast, Kulisse verdeckte Kulisse — wo schlug das Herz?

Welche Ideale fanden die jungen Leute in den entscheidenden Jahren ihres geistigen Erwachens und Werdens heil vor, welche „Tugenden", welche unversehrten Bindungen? Inselhaft abgeschnitten, nach rückwärts ohne Bezug, schwankten die Halbwüchsigen in diesem Chaos gestürzter Werte. Wirrnis und wilde Gebärde um sich, Lust am Exzeßhaften und Unordentlichen, oder, späterhin, Überdruß am Geist, Lob des Technischen, Merkantilen und Nur-Sportlichen. Ihre entschiedene, ihre schwierige Beziehungslosigkeit zum „Erwachsenen", ihr leidenschaftliches Ganz-für-sich-Stehen hatte wohl nur ein Gleichnis im Historischen: jenes oft beschworene vom Kinderkreuzzug...



Hansjürgen Wille.
Geboren 1902. Novellen: Rosenkavalier; Mitmenschen.



W. E. Süskind.
Geboren 1901. Novellen: Tordis; Das Morgenlicht.

Eigentlich war es beinahe verwunderlich, daß sich etliche unter ihnen in solcher extremen, der geistigen Selbstbesinnung abholden Situation daran machten, dem Geistigen zu dienen, „dem Herzen also und zugleich der Vernunft". Aus einem ehrlichen Willen zur Erkenntnis und zur Verantwortung gegenüber der Zukunft gaben sich die Mutigen diesem Bestreben hin, ohne eitle Großmannssucht, ohne umstürzlerische Allüre. „Wir haben allen Grund", so schrieb Hansjürgen Wille einmal, „dankbar zu sein, daß es eine jüngste Generation, diesen gleichsam biologischen Beweis für das Fortbestehen geistiger Wirklichkeit, gibt. Noch dankbarer aber, daß sie beachtet wird. In aller Resignation, die uns über manche Rückschläge und Rückschritte in den letzten Jahren befallen mag, wird uns hier wieder eine Hoffnung, eine beträchtliche sogar, auf Zukunft und Entwicklung. Diese Zukunft liegt weder im Proletarischen noch im Bürgerlichen, sondern in der Vermenschlichung des Lebens, in der Revolutionierung des Wirklichen durch das Seelische, in der Wandlung gegebener Ordnungen durch die Kraft des Geistes." —

Inzwischen ist nun, nach und nach, eine ganze Front von jungen Dichtern auf den Plan getreten, eine zahlreiche Schar, untereinander verbunden durch die gemeinsamen Schicksalsmomente, durch eine verwandte Problematik und durch die Tendenz zum Geist.

Ernst Gläser ist der erfolgreichste Autor unserer Altersschicht. In seiner Chronik „Jahrgang 1902" erzählt er von der Tragik, die dieses Geschlecht betraf: Vorzeitig bürdete die zerfleischte Epoche den Jungen, den Unterernährten von der Schulbank, Entbehrungen auf, Nöte, Lasten und, was schlimmer war, insgeheim das qualvolle Bewußtsein: Ersatz abzugeben und dürftigen Notbehelf für die Männer im Feld. — Vielleicht kann Wolfgang Hellmert auch in diesem Zusammenhang genannt werden. Schmerzhaft eindringlich schildert er in seiner Novelle „Fall Vehme Holzdorf" das Schicksal eines Siebzehnjährigen. Herbert Holzdorf zerbricht elend über der Erkenntnis, daß sich die Welt der „Großen und Gereiften" nichts bewahrte von dem, was ihn zu einer (politischen) Tat trieb: Glauben an ein absolutes Ja und Nein, Glauben an eine unabhängige, unbefleckte Skala des Wertes. — Auch in Josef Breitbachs Buch „Rot gegen Rot" ist viel die Rede von politischen Machenschaften. Witzige, radikale Geständnisse enthält es. Kapriccios aus der Welt der kleinen Leute, die voll ist von den, nach außenhin, oft unmerklichen Sensationen und Katastrophen des Alltags. — W. E. Süskind hat es wohl von allen Jungen am besten heraus, die Sachverhalte der neuen Zeit, mit sehr unbefangener, anmutiger Rebellion gegen das Alte, in Stil zu bringen, in glitzernde, kunstschnurrige, barocke Form. „Tordis", sein erstes Werk, gibt Zeugnis ab für eine ausgeprägte dichterische Kraft. — Herbert Schlüter, sehr schillernd, möglichkeitenreich und spirituell, veröffentlichte bisher „Das späte Fest", einen Band milder, melodiöser Erzählungen, in denen das seelische Klima des absterbenden und des heraufkommenden Geschlechtes abgekostet und ausgewogen ist bis ins Feinste. — Schlüters Dichtungen ließen sich am Ende nicht unglücklich mit den Novellen Hansjürgen Willes vergleichen. Wille ist der Barmherzige, Mitleidende, der Vornehme auch und Aparte. „Rosenkavalier" und „Mitmenschen" heißen seine Erzählungen: Wunder von psychologischen Seismogrammen. — Klaus Mann und Erich Ebermayer, die bahnbrechenden Repräsentanten unserer Altersschicht, bemühten sich von Anfang an vorzüglich um die Schilderung unserer so neuerblühten, so geheimnisvollen, so reichen und von Grund auf bestimmenden „Körpererlebnisse", die uns danach erst der so früh verstorbene Wolfgang Gräser philosophisch ausgedeutet hat. — Emil Belzners Verserzählung „Iwan der Pelzhändler" scheint einen neuen zukunftsgewissen Typus anzugeben. Diese Dichtung ist daneben in ihrer phantastischen und benehmenden Buntheit, in ihrer blühenden Rhetorik, in ihrer rauschhaften inneren Kraft ein wundersames Beispiel für die Lyrik der jüngsten Generation.



Herbert Schlüter.
Geboren 1906. Novellen: Das späte Fest. (Phot. Rosenfeld-Kupfaldt.)

Verheißungsvolle Ansätze gibt es also genug. Ihrer hohen Mission, Bekenner und Diener des Geistigen zu sein, wird diese Jugend gerecht werden können, wenn sie sich das unverfälschte Gewissen, die feste Wertskala, die Wahlen der Liebe erhält. Dann muß sich auch erfüllen, was mit ihr aus dem allgemeinen Zusammenbruch heraufkommt, und was …licher wird von Tag zu Tag: die neue Ethik, der neue Moraltarif, die neue Gläubig- … neue Weltgefühl und die neuen, total gewandelten Ideen von Leben und Liebe.



Emil Belzner.
Geboren 1901. Buch: Iwan der Pelzhändler.
(Phot. Bauer, Karlsruhe.)



Willi Fehse.
Geboren 1906. Novellen. Herausgeber der „Anthologie jüngster Lyrik". Verfasser unserer Erzählung „Rückkehr des Vaters". (Phot. Häusler, Danzig.)



Im Wattenmeer: Rückkehr der Passagier-Fuhrwerke von der Insel Neuwerk nach Bad Duhnen.

Gemälde von Rudolf Lipus.

Während der Flut ringsum von Wasser umspült, hat die hamburgische Insel Neuwerk westlich von Cuxhaven bei Ebbe Landverbindung über das „trockene“ Watt. In dieser Zeit verkehren die Wattenpost und andere Fuhrwerke zwischen Insel und Festland. Durch seinen 40 m hohen Leuchtturm hat Neuwerk für den Schiffahrtsverkehr in der Elbmündung eine besondere Bedeutung.



WER BRAUCHT VORFÜHRDAMEN? — DIE BÖRSE DER STELLUNGSUCHENDEN MANNEQUINS IN BERLIN

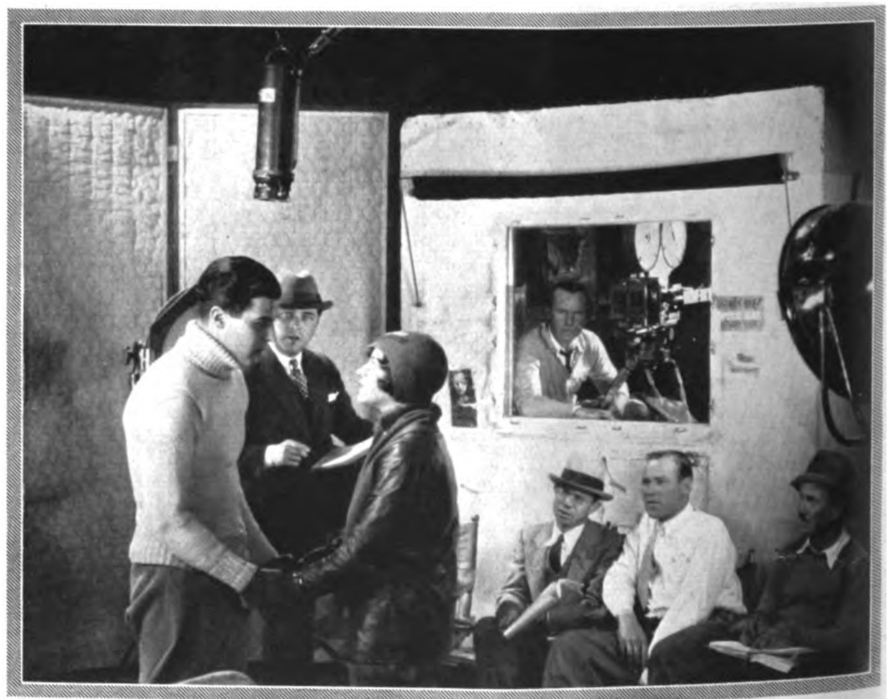
Alltäglich findet in einem Kaffeehaus von 11—14 Uhr „Mannequinbörse“ statt, eine Arbeitsvermittlung für Mode-Vorführdamen, die vom Verband der Mannequins veranstaltet wird. Vorschriftsmäßige Figur ist hier Selbstverständlichkeit. Außer der guten Figur muß man fürs Engagement natürlich auch etwas Glück haben. Und darauf wartet man eben; Puder und Lippenstift helfen inzwischen die Zeit vertreiben. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Richard Duschek.

Ruhe! Tonfilm!

EINE STREIFE DURCH DAS NEUE FILMATELIER

Die Erfindung des Tonfilms und seine technische Vervollkommnung haben die gesamte internationale Filmindustrie vor eine gänzlich neue Situation gestellt. Beinahe über Nacht wollte man den stummen Film begraben und nur noch Tonfilme produzieren. Nun — ganz so schlimm ist es denn doch noch nicht gekommen. Der stumme Film erfreut sich noch ganz munter seines Daseins. Dazu kommt, daß die Sensation der Neuheit inzwischen verflogen ist und das Publikum auch im Tonfilm solide und wertvolle Kunst verlangt. Mit dem Ausbau der Produktion treten aber gleichzeitig die unzähligen technischen und künstlerischen Probleme des Tonfilms erneut in den Vordergrund. Abgesehen von der vollkommenen Umstellung des Tonfilm-Manuskripts in dramaturgischer Beziehung, bringt vor allem die Frage der Internationalität des Sprechfilms Schwierigkeiten. Bezüglich der technischen Probleme ist man schon wesentlich weiter gediehen. Es sei hierbei rückhaltlos anerkannt, daß Hollywood in bezug auf Tonfilmtechnik der europäischen Filmindustrie gegenüber einen sehr erheblichen Vorsprung hat. Da die Aufnahmebedingungen für den Tonfilm von Grund auf andere sind als für den stummen Film, so begann man zunächst die wesentlichste Forderung des Tonfilms zu erfüllen: Man baute in Hollywood eigene große Tonfilmateliers, die keinerlei Fenster oder sonstige Öffnungen außer den notwendigen Türen aufweisen und vollkommen schallsicher gegen die Außenwelt abgeschlossen sind. Der Hauptfaktor dieser Tonfilmateliers ist die Aufnahmeapparatur, deren wichtigste Teile wiederum die Kontrollstationen bilden. Man glaubt sich beinahe in den Senderaum einer großen Funkstation versetzt, wenn man einen solchen Kontrollraum betritt, der unzählige Schaltungen, Apparate, Verstärker usw. beherbergt. Herrscher über dieses Reich ist eine der wichtigsten Persönlichkeiten der Tonfilmproduktion, der Tonkontrolleur oder „sound-mixer“, wie man ihn in Hollywood nennt. Jede Ton- oder Sprechszene wird vor der Aufnahme geprobt und hier gleichzeitig vom Tonkontrolleur abgehört, der für richtige Stärke und richtigen Klang aller Geräusche und Stimmen verantwortlich ist. Erst mit seiner Zustimmung wird die Szene dann endlich aufgenommen.

Lautlose Ruhe ist überhaupt das oberste Gebot des Tonfilmateliers. Der erste, der sich diesem Gebot zu fügen hatte, war der allmächtige Regisseur, der nicht nur sein Megaphon aus der Hand legen, sondern sich auch während der Aufnahmen jeder, selbst der leisesten Regieanweisung enthalten mußte. Es bleibt nur noch die Zeichensprache. Auch mußte im Tonfilmatelier natürlich mit dem alten Brauch gebrochen werden,



Hier ist Schweigen oberstes Gebot! — Während einer Tonfilmaufnahme im Atelier.

Der Kameramann sitzt in einer schalldichten Aufnahmekabine (im Hintergrund) und photographiert die Szene durch die dicke Glasplatte der Vorderwand. Links starke Watteplatten, die den Ton in die Szene zurückwerfen sollen. Über den Darstellern das Mikrophon. (Phot. Universal.)

daß während der Aufnahmen in einer Dekoration an anderen Stellen des Ateliers schon wieder neue Dekorationen für die nächsten Szenen gebaut oder abgespielte Dekorationen abgerissen wurden. Aber nicht genug damit — auch die Kamera selbst mußte zum Schweigen gebracht werden. Bekanntlich verursacht die Kamera während der Aufnahmen ein starkes surrendes Geräusch, das von dem empfindlichen Mikrophon natürlich ebenfalls mit festgehalten wurde. Man versuchte, diesem Übelstand dadurch abzuhelfen, daß man eine schalldichte Aufnahmekabine konstruierte, in der man die Kamera aufstellte, und von der aus der Kameramann dann durch eine starke Glasscheibe hindurch die Szene photographierte. Damit aber nahm man gleichzeitig der Kamera 90 Proz. von ihrer Beweglichkeit, die für das moderne Aufnahmeverfahren jedoch unentbehrlich ist. Diese Schwierigkeit ist jetzt durch die Erfindung der beweglichen „Bungalow-Kamera" behoben. Man holte die Kamera nebst dem Kameramann wieder aus der schallsicheren Kabine heraus und baute nur noch die eigentliche Kamera selbst, ohne das Stativ, in ein kleines schalldichtes Haus — einen Bungalow — ein, das das Surren der Kamera nicht nach außen dringen läßt.



„Guten Abend, gnädiges Fräulein."
Atelierszene für einen Tonfilm. — In der Mitte (über der Dame) das Mikrophon; rechts auf dem Gerüst die neue „Bungalow-Kamera" (vgl. nebenstehendes Bild).



Eine neuartige Kamera für den Tonfilm.
Diese „Bungalow-Kamera" ist in ein schalldichtes Gehäuse eingebaut (zur Ausschaltung der Eigengeräusche der Kamera) und auf ein fahrbares Stahlstativ montiert. Sie wird wegen ihrer Beweglichkeit jetzt der weniger praktischen schalldichten Aufnahmekabine vorgezogen.

Ebenso wie die Kameramänner, wurden auch die Filmarchitekten durch den Tonfilm vor neue Aufgaben gestellt, denn nun galt es, die Dekorationen nicht nur unter Berücksichtigung der günstigsten optischen Gesichtspunkte der Kamera zu bauen, sondern auch unter Berücksichtigung der günstigsten akustischen Momente des Mikrophons. Vor allem durfte der Ton nicht im Atelier zerflattern, ebenso hatte man darauf zu achten, daß der Ton einen möglichst vollen Klang behielt. Aus diesem Grunde wurden die Bauten im Atelier nach den offenen Seiten und nach oben hin durch starke Watteplatten abgedeckt. Diese Watteplatten sollen ferner auch noch verhindern, daß an ungünstigen Stellen der Schall zurückgeworfen wird und so ein Echo entsteht.



Mit dieser Vorrichtung werden die Töne kontrolliert.
Der Regisseur prüft während der Aufnahme die Wirkung der Stimmen.



Weiter ergab sich für den Tonfilmregisseur noch die Notwendigkeit, sich mit seinen Tonaufnahmen vom Tonfilmatelier unabhängig zu machen, denn bekanntlich gibt es in jedem Film mehr oder weniger Außenaufnahmen. Die Techniker lösten dieses Problem durch die Konstruktion einer transportablen Aufnahmeapparatur, die auf ein Lastauto montiert wurde und so überallhin transportiert werden kann, wo sie benötigt wird.

So hat sich der Tonfilm in der kurzen Zeit seiner Existenz bereits eine eigene Technik geschaffen, die, trotz aller bisherigen Fortschritte, erst am Anfang ihrer Entwicklung steht. Dr. Hermann Treuner.

Eine Freiluftaufnahme für einen Tonfilm mit Renee Adoree.
Links eine der neuen fahrbaren Aufnahmestationen für Tonaufnahmen. Über der Schauspielerin hangend die Mikrophonapparatur.

Aufnahmen: Metro-Goldwyn-Mayer.

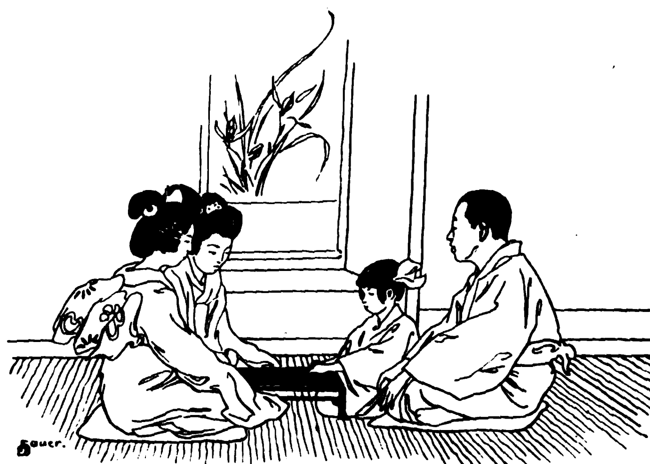


MOTETTE IN DER THOMASKIRCHE ZU LEIPZIG

HOLZSCHNITT VON HANNS ZETHMEYER

CHA-NO-YU

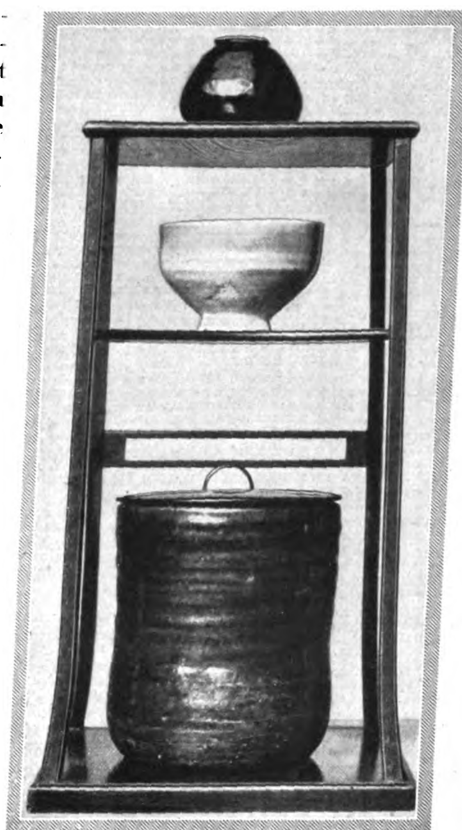
DIE JAPANISCHE TEE-ZEREMONIE UND IHRE KERAMIK



Vor der Bildnische. Sie enthält den einzigen Schmuck des Teeraums.

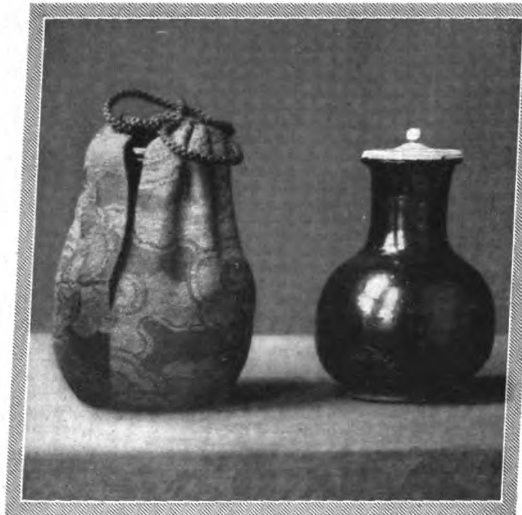
Klingt es nicht wie ein scherzhaftes Märchen, wenn man uns von dem großen zeremoniellen Schauspiel erzählt, das in Japan schon viele hundert Jahre lang einer Schale gequirlten Pulvertees gilt? Ist es dem modernen Europäer überhaupt möglich, sich einzufühlen in eine Sitte, die seinem eigenen Zeitgeist so entgegengesetzt ist wie die der Tee-Zeremonie? „Viel Lärm um nichts" scheint ihm die ganze großartige Zeremonie, die sich in Japan um eine Schale Tee rankt. Wir würden uns bei dieser so weihevollen Teestunde bald zu langweilen beginnen. Denn der moderne westliche Mensch, dem technische Sensationen, dem sportliche Leistungen, Rekorde alle Art imponieren, wird der stillen, schlichten Zeremonie und ihrem äußerlichen monotonen Rhythmus ziemlich fremd gegenüberstehen. Und doch hat diese Sitte eine weite Tradition und einen tiefen eigenen Reiz.

Seit unendlich langer Zeit hat sich der aus dem Fernen Osten stammende Brauch des Teetrinkens bei uns eingebürgert. Durch den Engländer ist der Five o'clock tea zu einer gesellschaftlichen Gewohnheit geworden. Aber so groß wie die räumliche Entfernung zwischen Europa und Ostasien ist, so weit wie die Zeitspanne ist, die zwischen der Blüte japanischer Kultur und unserer heutigen Zivilisation liegt, so weltenweit voneinander entfernt sind Sitte und Umfang eines heutigen Fünfuhrtees und einer japanischen Tee-Zeremonie.



Tischchen mit Teegerät.

In gepflegten Räumen, in Gesellschaft elegant gekleideter Frauen, bei leichtem Geplauder, bei Tanz und Musik kredenzt man dem Westler den Tee und serviert ihn ihm in Tassen aus „echtem Porzellan". Von welch anderem Geist erfüllt ist eine japanische Tee-Zeremonie! Klein nur ist der Raum — meist $4^1/_2$ Matten groß — welcher der Zeremonie den äußeren Rahmen gibt. Er befindet sich im kleinen Teehaus, einem schlichten, mit Stroh gedeckten Holzbau, der inmitten von Waldeseinsamkeit allein steht und insgesamt nur drei Räume umfaßt. Fünf Menschen, nicht mehr, dürfen bei einer Tee-Zeremonie anwesend sein — eine Zahl: „größer als die Grazien und kleiner als die Musen", wie Kakuzo sagt. Innen im Raum herrschen lautlose Stille, gedämpftes Licht. Das Interieur entbehrt jeglichen Schmuckes: unseren Begriffen von „Innendekoration" entspricht es nicht im mindesten. Eine Stätte der Phantasie soll der Teeraum sein, der keine Stimmung vermitteln darf: die Stimmung soll ihm von dem Gast gegeben werden. Der Raum fordert schöpferischen Geist von ihm. Sein einziger Schmuck befindet sich im Tokonoma, einer erhöhten Bildnische. Dort hängt ein Spruch von der Hand eines berühmten Kalligraphen, die Tuschskizze eines Vogels, eines Baumes, und dort wird man auch ein paar erlesene Blüten oder Baumzweige finden. Alles hat seine Bedeutung, seinen inneren Wert: nichts Zufälliges birgt der Teeraum. Die geladenen Gäste, gleichgesinnte Freunde in der Regel, warten schweigend in der Vorhalle, bis der Gastgeber mit den Vorbereitungen zu Ende ist und sie zum Eintreten auffordert. Schwerter werden draußen unterm Sims des Daches niedergelegt. Durch eine niedrige Tür müssen die Gäste, einer nach dem andern, schlüpfen, um in den Innenraum zu gelangen — dies ist zum Zeichen der Demut gedacht, dem sich alle ohne Ausnahme zu fügen haben. Es gibt keine Rang- oder Kasten-Unterschiede. Bis der Gastgeber erscheint, haben die Gäste Zeit, sich in dem Teeraum umzuschauen und sich an den künstlerischen Motiven im Tokonoma zu erfreuen.



Teebüchsen. Die linke im Brokatbeutelchen.

Teemeister sein, ist nicht einfach, und nur durch eine langjährige Schulung ist diese Kunst zu erlernen, die heute — in dem leider schon reichlich europäisierten Japan — meist nur noch den Mädchen in den höheren Schulen zuteil wird. Der Gastgeber, der die feierliche Zeremonie des Cha-no-yu zu leiten beabsichtigt, muß ein wissender Teemeister sein. Mit der Wesensart und der Reihenfolge jeder seiner Bewegungen muß er vert aut sein, ob es nun gilt, Räucherwerk zu verbrennen, die verschiedenen Gefäße anzuordnen, den grünen, pulverisierten Tee dem kostbaren Chaire, der Teebüchse, zu entnehmen, ihn zuzubereiten oder ihn in der Teeschale unter den Gästen kreisen zu lassen. Aber ein Teemeister, japanisch Chajin, muß noch viel mehr wissen. Er hat nicht nur die Unterschiede zu kennen zwischen dieser Schale, die im Winter, oder jener, die im Sommer gebraucht wird, oder zwischen einem Gefäß, das für dünnen oder dicken Pulvertee verwandt wird. Er muß auch alle Gebiete gewissenhaft durchforscht haben, die mit dem Cha-no-yu in Berührung kommen oder bereits mit ihm verwurzelt sind — es sind deren eine ganze Menge, von denen nur die Welt des Buddhismus, der Philosophie und Ästhetik genannt sein sollen — und die größten Einfluß auf die Entwicklung des Teekults gehabt haben. Rein äußerlich gesehen, wird die japanische Tee-Zeremonie dem Europäer als eine recht wunderliche, äußerst umständliche Art, den Tee zu bereiten, scheinen. Erst dann, wenn er sich in den Geist, der die vielen kleinen Begebenheiten beseelt, vertieft haben wird, kann er ein wesentlich anderes Bild von dem Cha-no-yu gewinnen. Dieselbe Einfachheit, die der Tee-Zeremonie eigen, bestimmt auch das Wesen der Tee-Keramik, die etwas völlig anderes ist als das, was der Europäer als „japanisches Porzellan" ansieht. Das sind meist nur Gefäße, die manchmal von Japanern, niemals aber für Japaner geschaffen worden sind. Die echte japanische Tee-Keramik hat mit dieser bunten Töpferei nichts gemeinsam. Reines Zier- oder Schaugerät ist in Japan niemals geschaffen worden, denn die höchsten künstlerischen Produkte der japanischen Töpferei sind für den Gebrauch entstanden. In der Regel sind die ästhetisch schönsten Stücke auch die zweckmäßigsten, deren Schönheit in ihrer natürlichen Form und ihrer natürlich geflossenen Glasur zu suchen ist.

Ihr Reiz liegt nicht an der Oberfläche, wie bei den glanzvollen, technisch viel vollendeteren Keramiken Chinas, die sich heute größten Ansehens und sehr weit verbreiteten Sammler-Interesses erfreuen. Die japanischen Töpfereien, deren dekorative Wirkung weit geringer ist als die farbenprächtigen, eleganten China-Porzellane, werden augenblicklich nicht sehr beachtet. Und obgleich die heutige Modeströmung der japanischen Tee-Keramik so wenig Ehre zuteil werden läßt, gehört sie sicherlich zu dem Schönsten, was an ostasiatischen Geräten jemals geschaffen worden ist. Ihren Wert bestimmt nicht die äußere Pracht, sondern ihre persönliche Geschichte: Wenn einem Gefäß Alter und Würde angesehen werden kann, die ihm der Gebrauch verliehen, oder wenn es erkennen läßt, daß es gar aus der Hand eines berühmten Teemeisters stammt, dann ist es besonders wertvoll.



Die Teemeisterin, die Hauptperson der Tee-Zeremonie.

Freilich darf man all diese Dinge nicht nur in Vitrinen oder Zeitschriften anschauen, man muß sie selbst gebrauchen, um erkennen zu können, wie zweckmäßig gebildet sie sind, und welcher Reiz in der vollkommenen Vereinigung von Zweckmäßigkeit und Schönheit liegt. Auch der Geist, der das ganze weihevolle Cha-no-yu beherrscht, und der in dem Grundgedanken wurzelt, daß auch in den kleinsten Handhabungen und Gesten ein Stück des Weltalls verborgen liegt — also lehrt die Philosophie des Tees — kann nicht durch eine beschreibende Erzählung vermittelt werden. Das Cha-no-yu will mehr als einmal erlebt sein, und nur wer gewillt ist, sein Wesen in sich aufzunehmen, wird ganz allmählich seinen Zauber erkennen und seine Geheimnisse verstehen lernen. Karla Nassauer.

EIN MEISTER DEUTSCHER BAUPLASTIK

DER HAMBURGER BILDHAUER RICHARD KUÖHL

Es war ein weiter und oft steinig-steiler Weg, der Richard Kuöhl von der Töpferscheibe in Meißen bis zu seiner heutigen, unbestritten führenden Stellung auf dem Gebiete der Bauplastik in Norddeutschland geführt hat. Die Not der kinderreichen Familie zwang ihn schon als Knaben, in einer Modellfabrik Handlangerdienste zu tun, aber rasch lernte er in strenger Arbeit und frischem Aufmerken Material und Arbeitsweise vollkommen beherrschen. Mit zwölf Mark Wochenlohn Gehilfe geworden, geizte er sich am Munde ab, was er irgend entbehren konnte, bis es zum Besuch der Dresdener Kunstgewerbeschule reichte. Aber nicht für lange! Allzubald war das Geld verbraucht; die Angehörigen daheim hatten Hilfe nötig — wieder arbeitete er um kümmerlichen Lohn in Meißen. Doch unterkriegen ließ er sich nicht, und endlich gelang der erste Wurf.

In den hellen Vitrinen, die die Vorhalle seines Meisterateliers in Hamburgs Villenvorstadt Uhlenhorst schmücken, steht neben manch feiner, von ihm selbst gebrannter und farbig behandelter Keramik, neben Kleinplastiken in Ton und Bronze eine grob in Holz gearbeitete Ente, heut ein sehr beliebtes Kinderspielzeug. Dem Tierchen mit dem kokett beweglichen Schwanz und dem keck wackelnden Kopf gebührt ein Ehrenplatz zwischen den Werken hoher Kunst, und es war außerdem eine Erfindung, die einschlug. Mochten die Alten es ablehnen, die Kinder fanden Gefallen an ihm, bot doch die stilisierte Art der kindlichen Phantasie Raum zur Entfaltung, die Ente wurde verkauft — und bergauf ging es mit ihrem Erfinder. Nach acht Jahren Berlin fand er, von Oberbaudirektor Schumacher hierher gezogen, seit 1914 in Hamburg eine neue Heimat und den Boden für seine Kunst.



Mädchenfigur auf dem Verkehrspavillon der Hapag in Hamburg. (Bronzetreibarbeit.)

Die Jahre des Kämpfens waren nicht vergeblich gewesen, Kuöhl brauchte nur dem treu zu bleiben, was in ihm geworden war, und er wuchs weiter zu dem großen Künstler, der er heute ist. Werkgerecht, handwerklich sicher fundiert, immer von der dem Material innewohnenden eigenartigen Wirkung bestimmt — das sind die Grundlagen, auf denen aufbauend er seine stets lebendige Phantasie spielen lassen kann und in eisernem, nimmermüdem Fleiß immer neue bedeutende Werke schafft. Ursprünglich in seiner künstlerischen Eigenart, selbständig in der Vertrautheit mit den verschiedenen Techniken, hat er nicht nur seine Persönlichkeit neben dem Architekten bewahrt, sondern geradezu eine neue Periode des kongenialen Zusammenarbeitens von Baumeister und Bildhauer begründet. Diesem Miteinander von Architektur und Plastik kommt entscheidende Bedeutung zu. Es als Ausgangspunkt für die Neubelebung der bildhauerischen Ausgestaltung seiner Bauten genommen zu haben, ist Schumachers bleibendes Verdienst.

Als er von Dresden nach Hamburg übersiedelte, hatte er für große Bauten die Pläne fertig in seiner Mappe — für alle war der Backstein als Baustoff vorgesehen, sie alle sollten plastischen Schmuck erhalten. Mit den Klinkern kam wieder Farbe in das graue Einerlei der Putzbauten — doppelt wichtig unter dem Grau des nordischen Himmels — und noch mehr Freudigkeit brachte die Bauplastik. Sie ist heute nicht mehr schmückendes Beiwerk, sondern ein organisch mit dem Ganzen des Baues verknüpfter Teil. Der Rhythmus wird bestimmt durch die Gliederung der Baumassen, durch Fenster und Türöffnungen, die echte Bauplastik bringt mit ihrer hervorhebenden Ornamentik diesen Rhythmus zum Ausklingen. So schaffen beide zusammen einen Gesamteindruck, der geradezu unmöglich macht, eins vom andern zu trennen. Fritz Högers Chilehaus, als erstes Hochhaus Markstein ungebrochener Kraft für das vom Krieg furchtbar getroffene Hamburg, vermag das am besten zu verdeutlichen. Gigantisch streben die Pfeiler empor, aber nicht unvermittelt steht ihre Vertikale neben der Horizontale der Straße: Leicht und spielerisch ranken sich Arkadengang und Erker, schlanke Säulen mit Tieren und Putten — mit dem Werk des genialen Baumeisters verbindet sich die Kunst des plastischen Gestalters zur großen Gesamtwirkung.

Vielfältig sind die Möglichkeiten bauplastischer Gestaltung. Den Eingang des Lübecker Handelshofs flankieren zwei Raubtiere, auf deren Rücken sich kecke Kindergestalten wiegen; die Ecke eines Wohnblocks in Hamburg-Barmbeck wird betont durch die kraftvoll-wuchtige Gestalt eines Arbeiters; den Verkehrspavillon der Hapag krönt eine graziöse Jungmädchengestalt, zart und fein in Kupferblech gerundet. Gewiß ist die Klinkermasse Kuöhls vertrautes Material, die Töpferscheibe der Jugendtage hat ihre Bedeutung behalten, aber längst hat er Holz und Stein und Metall meistern gelernt. Geschnitzte Wand- und Treppenfüllungen mit ihrem Reichtum an



Adler vom Kriegerdenkmal in Groß-Borstel. (Bronzeguß.)



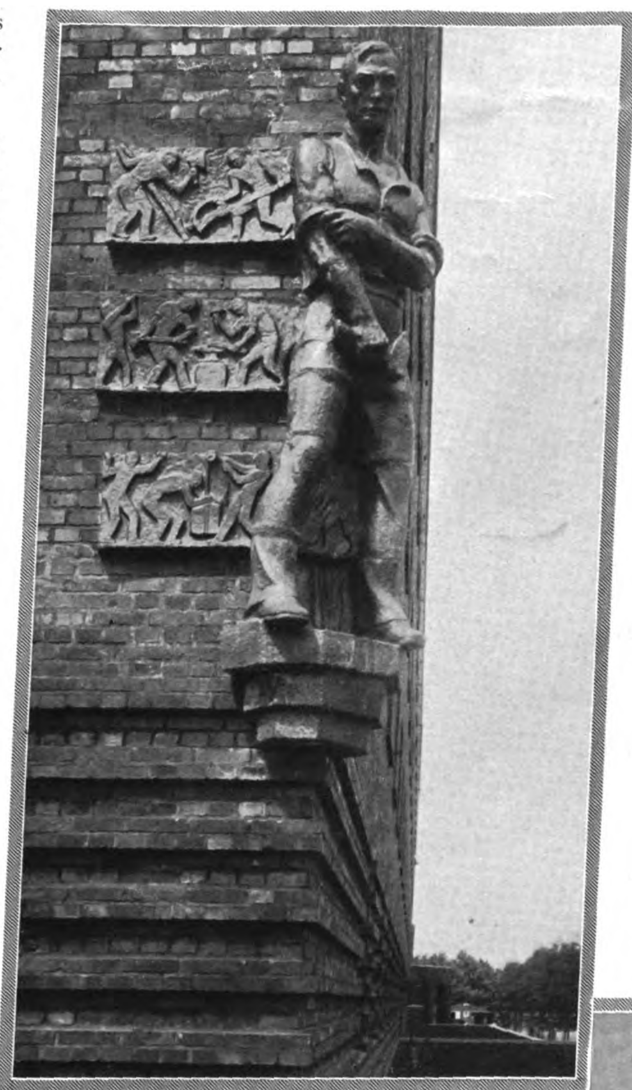
Durchbrochen geschnitzte Treppenwange.

Ornamenten und Figuren erzählen von stets lebendiger Phantasie, von übersprudelnder Laune, daneben aber stehen Werke wahrhaft monumentaler Kunst.

Die Stele im Stadtpark mit der für Kuöhl typischen Verbindung von Tier und Kind ist ein markantes Beispiel seiner selbständigen Brunnenschöpfungen; das trotzige „Dennoch!" des Adlers vom Groß-Borsteler Kriegerdenkmal kehrt wieder in den einfach schlichten und doch so mächtig packenden Ehrenmälern in



Relief-Holzschnitzerei vom Hapag-Dampfer „Deutschland".



Hauszeichen „Der Schmied".



Klinkerplastik vom Eingang des Handelshofs in Lübeck.



Stele mit Reh, Terrakottaplastik im Stadtpark zu Hamburg.



Erkerdetail in Klinker am Chilehaus in Hamburg.

Rendsburg, Lübeck und Coburg, die als Ergebnis allgemein deutscher Wettbewerbe entstanden sind. Sie mahnen daran, daß Richard Kuöhl, der noch kaum die Höhe seines Lebens und Schaffens erreicht hat, uns noch Größeres zu geben haben wird. Dr. Rudolf Schmidt.

NEUE FARBENNUANCEN BEIM HERBSTHUT









Das moderne, den Kopf eng umspannende Jersey-Barett mit leuchtend blauem Filzstreifen.

Oben links: Originelle stirnfreie Kappe aus grünem Samt.

Oben rechts: Eleganter weinroter Veloursh ut, mit gleichfarbigem Samt verarbeitet.

Mitte rechts: Die neue Modelinie schreibt die flotte, im Nacken eng anliegende Kappe mit der einseitig herabgebogenen Krempe vor.

Nebenstehend: Hildegard Maybaum trägt eine sehr kleidsame braune Toque, die sich im Nacken weich anschmiegt und sich vorn im Aufschlag kreuzt.

Trägerin aller Modelle (außer nebenstehendem) Anny Vencl, Wien. — Modelle: Oben links, oben rechts und unten links Johanna Löw, Wien; Mitte rechts und nebenstehend Josef Paschka & Bruder, Wien. — Alle Photos: Kitty Hoffmann, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(3. Fortsetzung.)

Was für ein seltsames Schiff mag das sein, das nicht schwimmt?

Tiefer und tiefer segeln die Möwen über das verlassene Deck. Längst wären sie weitergeflogen, wenn die anderen nicht blieben. Futterneid und Freßgier hält sie zurück. Sie schreien boshaft, belauern und verjagen einander. Wie seltsame Fische mit silbernen Flossen schwimmen sie im strahlenden Blau, schwerlos und von Licht überflammt.

Erst bei Dämmerung ziehen sie weiter. Neue Vogelschwärme folgen ihnen.

Bald kommen auch die Füchse und die täppischen Bären, deren Luftpiloten sie sind. Ein Tier folgt den Spuren des anderen. Eins lebt vom andern und vernichtet es. Der Stärkere den Schwachen, nach den ewigen Gesetzen der Natur.

Noch etwas Unerhörtes ereignet sich in dieser Zeit, das für die Leute der St. Anna wichtiger ist als das herrliche Vogelerlebnis.

Vielleicht ist es wirklich ein Wunder, wie Schwester Alexandrowna es nennt.

Sie hat wohl heimlich darum gebetet. Sie braucht sich ja vor keinem zu schämen, denn sie ist eine Frau. Männer haben es rasch verlernt, die Hände zu falten.

Das Eis bricht auf!

Das Eis!

Und alles geschieht unerwartet.

Denissow, der in der Nacht Deckwache hat, hört es nur. In der Dunkelheit kann er noch nichts sehen.

Am Morgen meldet er es dem Kapitän, der die ganze Mannschaft wecken läßt.

Niemand will es glauben.

Da lehnen sie gegen die Reling. Starren und Staunen. Kalmykow wischt sich über die Augen, als ob das Frühlicht ihn blende.

„Seht ihr's?"

„Dort!"

„Das Meer!"

„Wahrhaftig, das Meer!"

Freude sind sie seit langer Zeit nicht mehr gewöhnt, so werden sie gleich überschwenglich. Nein, es ist nicht das Meer, wohl nur ein See, der sich zwischen klaffenden Eisspalten gebildet hat, aber er ist groß, und seine Ufer lassen sich nicht übersehen. Der St. Anna ist durch das Naturereignis auch noch nicht geholfen. Zwei Meilen Packeis trennen sie von der Eisküste.

Noch ist sie nicht befreit. Aber niemand bezweifelt, daß es bald geschehen wird.

Niemand.

Lange hat man solch einen Tag an Bord nicht erlebt. Man schüttelt einander die Hände und umarmt sich.

Alle glauben, daß sie bald gerettet sein werden. Der Bootsmann Potapow ist sofort bereit, den Umfang der Eissprengung festzustellen. Er wählt sich Denissow und Melbard als Begleiter und bricht zur Erkundung auf.

Als die drei auf Schneeschuhen das offene Wasser erreichen, finden sie die Flut schon belebt. Da sind Lummen und Krabbentaucher, die von dem neuen Jagdgebiet bereits Besitz genommen haben. Lummen sind Glücksvögel, die man nicht schießt.

Auf einer breiten Eisinsel treibt ein schlafendes Walroß, aber es ist zu weit entfernt, als daß man es töten könnte.

Drei Tage braucht Potapow, um den gewaltigen Eissee zu umwandern. Er bringt keine guten Nachrichten mit, als er zurückkommt. Es ist nur ein Binnenwasser, das sich unerwartet erschloß. Dahinter erstreckt sich wieder unabsehbar das Packeis.

So stimmt er die Hoffnungsfreudigkeit der Gefährten wieder herab.

Es war eine kurze Freude.

*

In einer der folgenden Nächte hat Alexander Schachnin Wache. Es ist die Zeit, als Potapow mit Denissow und Melbard unterwegs ist. Nur unwillig gehorcht Schachnin dem Befehl, obgleich doch die Reihe an ihm ist. Er hält es für unsinnig, mit dem Gewehr unterm Arm auf Deck spazierenzulaufen, während die anderen schlafen dürfen.

Früher gab es für den Wachdienst einen Becher Rum, aber mit dieser Vergünstigung ist es längst vorbei. Den Rest des Alkoholvorrats spart man jetzt für die Kranken.

Schachnin wartet, bis Ruhe im Schiff ist; so lange macht er seinen Rundgang und stampft fest auf die Planken, damit man seine Schritte unter Deck hört. Wenn er achtern an Lissas Käfig vorüberkommt, faucht ihm die gereizte Hündin entgegen, springt gegen die Gitterstäbe und fletscht die Zähne.

Zwischen ihr und dem Matrosen besteht eine alte Feindschaft, durch Schachnins Heimtücke verschuldet. Lissa ist der Sprößling einer Eskimohündin und eines Neufundländers. Sie hat edles Blut in den Adern, Raubtierblut. Nicht leicht war sie zu zähmen, nein, doch sie hat gelernt, den Menschen als Herrn und Gebieter anzuerkennen. Sie ist klug, wachsam und treu. Zu jedem Mann der Besatzung hat sie längst ein klares Verhältnis gewonnen. Vor dem Kapitän ist sie demütig und winselt ihn an, wenn er ihr Futter bringt. Für sie ist Brussilow der Mann mit der Peitsche, dem sie ohne Aufsässigkeit zu gehorchen hat. Sie respektiert ihn, aber sie liebt ihn nicht. Keiner der Matrosen sonst darf sie schlagen. Hermine Alexandrowna ist ihr gleichgültig. Ein Kosewort von ihr beantwortet sie mit drohendem Knurren, und das bedeutet: Laß mich in Ruh! Sie liebt Makssimow, der jetzt nicht mehr zu ihr kommt, liebt den Koch Kalmykow, der ihr manchen Leckerbissen brachte, und den Harpunier Denissow. Wenn einer von ihnen in ihre Nähe kommt, dann ist sie toll vor Freude und zu jedem Spiel, zu allen Kapriolen bereit. Mit diesen Männern kann sie sich unterhalten. Es sind ihre guten Freunde. Mit gespitzten Ohren lauscht sie ihren Worten und antwortet in ihrer Sprache, die gleichfalls verstanden wird. Sie läßt sich sogar streicheln und lacht. Wahrhaftig, ihr Lachen hat etwas Menschliches. Ein Kobold ist diese Lissa.

Schachnin kam einmal hinzu, als Kalmykow mit ihr spielte. Er wollte sie auch streicheln. Das Tier mißtraute seiner falschen Freundlichkeit, oder es hatte Furcht vor ihm. Es schnappte nach seiner Hand. Da versetzte der wütende Schachnin ihm einen Fußtritt, daß es ein paar Meter über Deck rollte und heulend liegenblieb. Seitdem mußte der Matrose sich vor der Hündin in acht nehmen. Lissa war ein unversöhnlicher Gegner, und ihr Feind tat nichts, ihr Vertrauen zu gewinnen. Im Gegenteil, wenn er sich vor ihren Bissen gesichert wußte, dann reizte und verhöhnte er sie, bis ihr weißer Schaum von den Lefzen troff.

Und er freute sich über ihre sinnlose Raserei. Nichts hätte er lieber getan, als sie heimlich erdrosselt.

*

Lissa beruhigt sich erst wieder, als der Matrose nicht mehr an ihrem Käfig vorbeikommt. Schachnin hat das Gewehr beiseitegestellt und sich in einen geschützten Winkel verkrochen. In seinen dicken Pelzmantel verduckt, ist er rasch eingeschlafen.

Nach Mitternacht schlagen plötzlich die Eskimohunde am Lande an. Zuerst ist es nur ein drohendes Gebelfer, weil irgend etwas Fremdes sie beunruhigt.

Das Gebell wird lauter und lauter und geht in Heulen über.

Die Hunde haben eine Gefahr erkannt. An ihren Stricken sind sie wehrlos. Können auch nicht flüchten.

So rufen sie die Menschen um Hilfe an.

Schon beim ersten Lautgeben ist die feinhörige Lissa von ihrem Lager hoch. Die Unruhe der Kameraden springt auf sie über. Mit vorgestrecktem Kopf lauscht sie.

Jeder Muskel ist gespannt.

Sprungbereit steht sie in ihrem engen Käfig.

Was geschieht da drüben?

Da bekommt ihre Nase auch die fremde, unheimliche Witterung. Die Haare ihres Fells sträuben sich. Ihre Schenkel zittern vor Erregung.

Ein Raubtier ist in der Nähe.

Da gibt sie Hals und stimmt in das Geheul ein, den kurzen Kopf zurück in den Nacken gebogen.

Schachnin schreckt auf. Reibt sich die Augen.

„Bestie!" flucht er. „Kannst du nicht ruhig sein?"

Er greift nach der Flinte, um die Hündin durch einen Kolbenstoß zum Schweigen zu bringen. Das Schauspiel vor seinen Augen lenkt ihn im Augenblick ab. Die Sternennacht ist hell genug, um die Hunde an Land erkennen zu können, die wie toll an den Stricken um die Pflöcke herumwirbeln. Dicht bei ihnen bewegt sich eine ungefüge gelbliche Masse, rollt wie ein Schneeklumpen auf sie zu. Richtet sich empor.

Ein Eisbär.

Wenn Schachnin jetzt schösse!... Doch er hat gar nicht gelernt, mit einer Jagdbüchse umzugehen. Er würde bestimmt auch nicht treffen.

Ehe er die Gefährten unter Deck alarmiert hat — er hört schon ihre Zurufe auf seinen gellen Pfiff — ist das Unglück geschehen.

Als wenn der mächtige Bär mit seiner sicheren Beute nur spielen wollte, hat er einem der Hunde ein paar Prankenhiebe versetzt, rechts und links. Wimmernd liegt der Hund unter ihm.

Da steht Brussilow neben Schachnin an der Reling und schießt.

Einmal.

Und nochmals.

Ladet die Büchse sofort.

Der Eisbär scheint getroffen zu sein. Über die unerwartete Störung verwundert, blickt er zum Schiff hinüber, erkennt noch keine Gefahr, schaukelt auf den Vordertatzen hin und her und richtet seine kleine schwarze Nase steilauf in die Luft.

Hinter ihm purzelt ein zweites Tier täppisch heran.

Ein Junges.

Die Bärin macht einen kurzen Bogen um die jetzt lautlosen Hunde, als wollte sie sich dem Schiffe nähern, und verschwindet im Trab.

Brussilow jagt ihr nochmals zwei Kugeln nach.

Wie unsicher Blick und Hände durch seine lange Krankheit doch geworden sind!

Inzwischen sind die anderen auch an Deck gekommen.

Ein Eisbär! Sie wissen wohl, was das bedeutet. Frisches Fleisch, Fettnahrung und endlich einmal wieder einen vollen Magen.

Der Kapitän ist noch viel zu schwach, um selbst die Verfolgung aufnehmen und leiten zu können. Er übergibt Schlenski das Kommando, der über das ganze Gesicht strahlt.

„Auf mein Kommando, Leute!" sagt er militärisch kurz.

Paraprit, Freiberg, Schabatura und Kalmykow sollen ihn begleiten.

„Ich habe ihn zuerst gesehen und wohl das meiste Anrecht", erklärt Schachnin.

„Gut. Komm mit!"

Hastig verlassen sie das Schiff und verfolgen die Bärin, deren Blutspur sich deutlich im Schnee abzeichnet. Sie schweißt schon mächtig, aber ihre Kräfte sind so ungeheuer, daß es fast eine Stunde dauert, ehe sie das Tier in seinem Wundbett auftun. Das Bärenjunge hat noch immer nicht begriffen, was eigentlich geschehen ist, und warum die Mutter die geschlagene Beute nicht annahm. Es will mit der Alten spielen, während die Bärin sich ihre Wunden leckt.

Jetzt zeigt es sich, welch guter Jäger der Harpunier Schlenski ist. Er hat wohl auch besondere Erfahrungen in der Bärenjagd und ist seiner Kugel ebenso sicher wie der Harpune.

Nein, er wartet nicht einfach, bis das verwundete Tier vor ihm hochgeht, sondern umkreist es in weitem Abstand. So treibt er es beim Fortgang der Flucht in die Richtung aufs Schiff.

Schachnin flucht. Er ist von dem ungewohnten Dauerlauf übermüde.

„Was soll das denn, he?"

Freiberg hat Schlenski sofort begriffen.

Gut so!

„Schieß ihm doch eins auf den Pelz und fertig."

Dieser Schachnin versteht nichts vom Weidwerk. Sein Blut geht im Jagdfieber keinen Takt schneller. Er will nur töten, um bald fressen zu können wie ein Tier. Er ist ein Schlachtknecht, kein Jäger.

„Still doch!"

„Oder willst du die Bärin stundenlang übers Eis zum Schiff schleifen?"

Jetzt erfaßt er endlich den Plan.

„So wollt ihr's?"

Es gelingt. Wirklich.

Das Raubtier ist zu kampfesmüde geworden, um diese fremdartigen Gestalten anzunehmen. Rasch trottet es in der Richtung auf die St. Anna zurück. Manchmal verzögert es, blickt sich um, und aus seinem roten Rachen zischt der Atem wie Dampf.

Schlenski hält immer gleichen Abstand. Als ihm die Flucht zu schnell geht, schießt er.

Wild und Jäger haben sich dem Schiff bis zur halben Entfernung genähert, als die Bärin den Weg ändert. Sie möchte gern das offene Wasser erreichen und sich durch Schwimmen retten. Wenn nur das Junge nicht so töricht wäre und die Flucht immer wieder aufhielte. Sie muß es heranlocken und zur Eile antreiben. Es ist ein Spiel, das dem Kleinen durchaus nicht gefällt.

Als die Bärin seitwärts abtrollt, erkennt Schlenski sofort die Gefahr. Sie ist den Jägern verloren, wenn sie vor ihnen das Wasser erreicht. Zum Glück kann er ihr im Lauf den Weg abschneiden und bekommt sie jetzt spitz von der Seite.

Ohne zu warten, legt er sie mit zwei Schüssen auf die Decke. Das Junge zu töten, ist danach leicht. Es bleibt geduldig bei der Mutter, bis der Harpunier ihm den Fangschuß gibt.

Kalmykow, der Koch, hat endlich einmal wieder in seiner Küche zu schaffen, kann Fleisch zerlegen, braten und auftischen. Zur Feier des Tages trägt er eine weiße Kochjacke, eine saubere Schürze und seine hohe weiße Mütze, wie er's in besseren Zeiten gewohnt war. Heute ist er kein Konservenhengst, heute ist er ein Künstler.

Er liefert ein ganzes Menü von Bärenfleisch, das die Kameraden, ohne die Feinheit der Zubereitung zu beachten, hinunterschlingen. Dabei geben sie acht, daß keiner bevorzugt wird. Sie sind unersättlich.

Nur die Frau lächelt Kalmykow zu und lobt ihn.

Kalmykow lacht. Von Lob will er nichts wissen.

„Es war aber auch ein selten zarter Bärenschinken, Schwester Alexandrowna", sagt er bescheiden. — — —

Heute haben es auch die Hunde gut und werden nicht vergessen. Sie bekommen die Eingeweide der Bärin und das Fleisch ihres halbverhungerten Kameraden Jack, dem ein Prankenhieb die Wirbelsäule zerschmettert hat.

Sie fressen, bis sie nicht mehr japsen können.

*

Es kommen noch bessere, wahrhaft gesegnete Tage, die alle Sorgen vergessen machen. Wild gibt es jetzt im Überfluß. Es ist nicht scheu, weil es das seltsame Lebewesen „Mensch" gar nicht kennt, und voller Neugier, welch merkwürdiges hölzernes Ungeheuer mitten in seinem Jagdgebiet liegt.

Da die Sonne nicht mehr untergeht, strahlt endlos der Tag, und die Landschaft blitzt in Myriaden Kristallen.

Bären und Füchse kommen dicht an das Schiff heran und werden von Deck aus erlegt. In kurzer Zeit ist der Vorrat an Frischfleisch so groß, daß Brussilow eine mächtige Eishöhle neben dem Badehaus ausbauen läßt, um die Nahrungsmassen vor dem überaus diebischen Raubzeug zu schützen. Es ist eine schwere Arbeit, aber die Leute schaffen mit Eifer, froh, nicht untätig sein zu brauchen, wenn sie auch nicht begreifen, wozu dies reiche Depot eigentlich dienen soll.

Oder rechnet der Kapitän etwa noch mit einem dritten Winter im Eis?

Schabatura fragt leise seinen Nachbarn.

„Was meinst du?"

„Du mußt mit dem Alten selber reden, Maxim. Ich weiß es nicht."

„Wenn wir doch freikommen!"

„Aber wann!"

„Man müßte sich bei Potapow erkundigen, der ist doch Bootsmann."

„Der verrät dir auch nichts. Der ist mit dem Kapitän im Bunde."

„Oder bei Alexandrowna."

„Sie werden's einem Weibe erzählen, wenn sie Sorge haben. Nein."

„Wir brauchen den Proviant für die Heimfahrt. So wird es sein."

„Halt dich lieber zu, daß wir fertig werden."

Stumm schaffen die Männer weiter und verrammeln den Zugang zum Depot schließlich mit einem mächtigen Eisblock, den sie mit Äxten behauen haben.

Sie haben viele Stunden schwer geschafft und freuen sich aufs Essen.

Gute Zeiten für die Menschen und für die Tiere.

Der geschickte Freiberg — er ist ja Mechaniker von Beruf — hat sich nach dem Muster Albanows einen Schlitten gebaut, den er mit den Eskimohunden einfährt. Fast täglich unternimmt er weite Exkursionen nach Norden und Westen. Die wieder zu Kräften gekommenen Hunde gehen willig im Geschirr. Wie eine Nußschale ziehen sie den unbelasteten Schlitten im Galopp hinter sich her und arbeiten sich aus. Ihr struppiges Fell wird wieder glänzend und weich.

„Wo warst du heute mit deiner Sonntagskutsche, Jakob?" fragen die Kameraden.

Sonntagskutsche, spotten sie, aber Freiberg bekümmert das nicht.

„Mal ein bißchen am Pol. Feine Gegend das, doch genau so langweilig wie hier."

„Was hast du denn dort gemacht?"

„Habe die Hunde an der Erdachse angebunden, die da ein Stück herausguckt, sonst wüßte ich ja nicht, daß es der Pol war, und dann habe ich ein bißchen gefrühstückt. Bärentatze, frisch in der Sonne geschmort. So fein macht es nicht mal Kalmykow."

„Bist gut aufgelegt heute, Jakob!"

„War ja auch eine lustige Fahrt."

So trägt der heitere Mechaniker seinen Teil zur Unterhaltung bei und läßt sich nicht ausfragen. Die Wahrheit ist, daß Brussilow ihm verboten hat, von seinen Ausflügen zu berichten, um die Mannschaft nicht zu entmutigen.

Freibergs Berichte an den Kapitän lauten anders. Ernster. Unerfreulicher.

„Ich bin um den See herumgefahren und dann nach Westen. Zwanzig Meilen etwa."

„Und hast du kein Wasser gesehen?"

„Nein."

„Wenn wir die St. Anna wirklich flott bekämen..."

„Aus dem Teiche kommt sie doch nicht heraus, Kapitän."

„Versuch es noch mal, Freiberg! Vielleicht nach Süden."

„Gern, Kapitän."

So hatte der Mechaniker auch sein kleines Geheimnis, das ihn erfüllte. Wie Brussilow und Potapow, die längst wußten, daß die St. Anna verloren war.

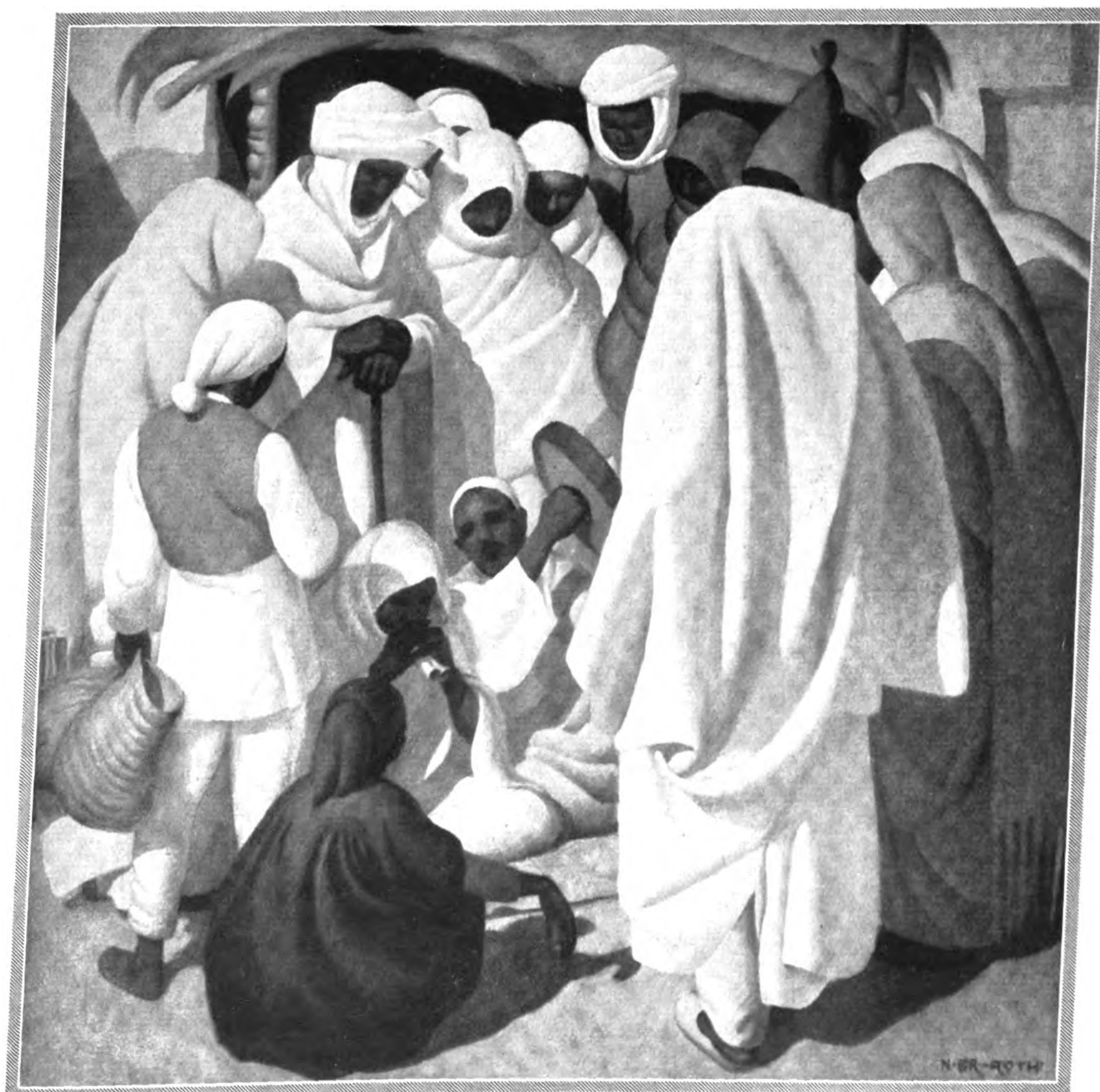
(Fortsetzung folgt.)

NOMADENSIEDLUNG
IN TRIPOLIS

IM LANDE DER SONNE

BILDER AUS TRIPOLIS

VON NORBERTINE v. BRESSLERN-ROTH



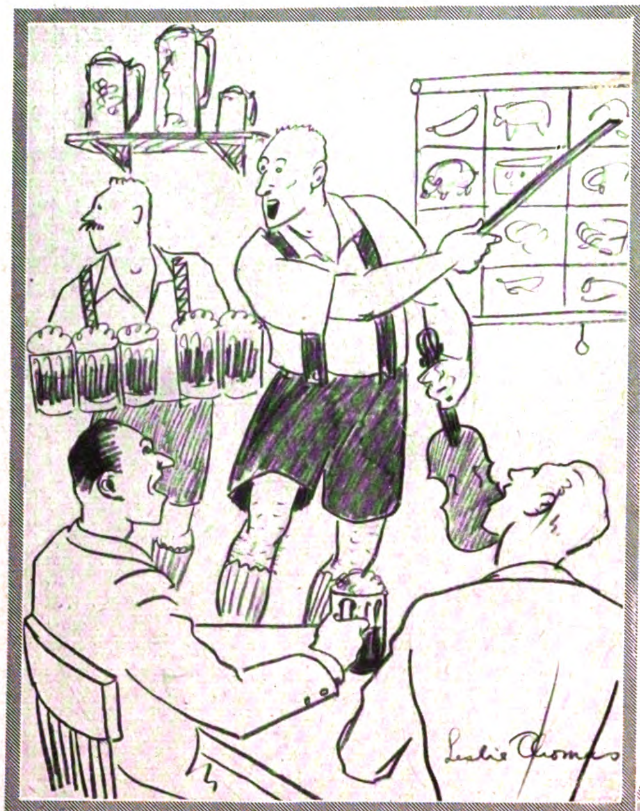
TRIPOLITANISCHE
MUSIKANTEN

Neuyorker Lokale.

VON

FRANZ FRIEDRICH OBERHAUSER

ZEICHNUNGEN VON A. LESLIE THOMAS NEUYORK



Vom Echten kaum zu unterscheiden: Im Neuyorker Hofbräu mit original Münchner und Dachauer Sängern und Musikanten. Ihre Lieder sind freilich etwas amerikanisiert, Sauerbraten mit Beilage dafür wieder echt.

Es mag ein gewisser Reiz darin liegen, in einer fremden Stadt Lokale zu besuchen, die uns oft am besten die Eigenheiten und das öffentliche Leben eines Volkes zeigen. Wenn man diese Art zu beobachten auch auf Neuyork anwendet, hat man viel zu tun. Denn diese Stadt ist deutsch, österreichisch, böhmisch, schwedisch, ungarisch, amerikanisch, chinesisch, spanisch, italienisch; abgesehen von den Rassen ganz ferner Länder. Natürlich wird jeder, sobald er in amerikanischer Gesellschaft als Deutscher erkannt wird, mit Bestimmtheit gefragt: „Waren Sie schon im Münchner Hofbräu? Es ist fabelhaft! Weißwürste, Saftbraten mit Sauerkraut! Und ein Bier . . .!"

„Ein Bier?" fragt man und denkt an die Prohibition.



Im Russischen Restaurant finden sich die Liebhaber von Kaviar, russischen Zigaretten und Balalaika ein.

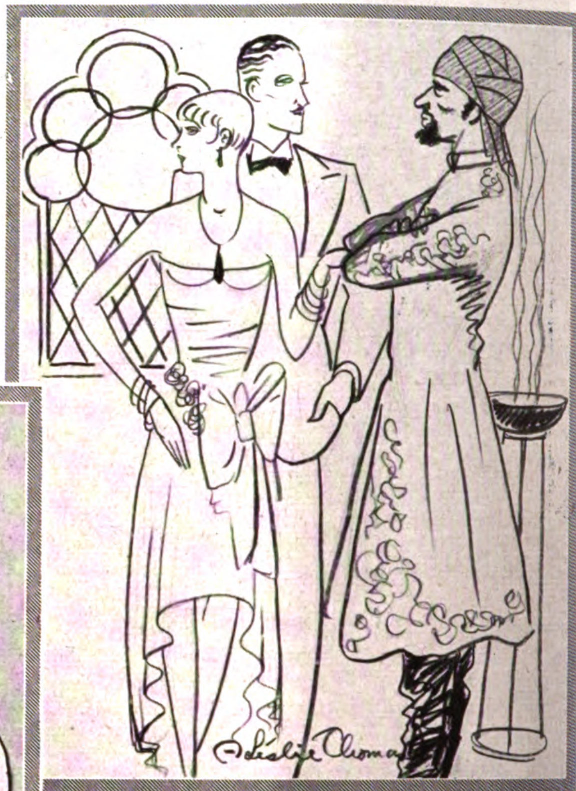


Spaghetti, das Lieblingsgericht der Italiener, finden auch in Amerika einen guten Absatz, wie unsere Zeichnung aus einem Neuyorker „Italienischen Restaurant" zeigt.

„Surely! Ein Bier! Really! Ein wirkliches Bier! Echt München, Hofbräu, Salvator, was Sie wollen!"

Also geht's ins Hofbräu. Dort hat man von dem ersten Augenblick an den Eindruck, wirklich in München sich zu befinden. Die Tische, Tischtücher, Maßkrüge, Wände mit ihrem Schmuck sind so echt wie die Zenzi, die mit ihren ringkämpferisch aufgefütterten Armen die Bierkrüge bringt und „Was darf's sein?" fragt, um uns gleich einen Sauerbraten mit Beilage zu bringen. Man könnte einfach schreiben, für alle jene, die nicht in Neuyork waren und diese Stadt mit ihrem Hofbräuhaus nicht kennen: Siehe München: Bräuhaus. Es gibt vier Salonhofbräue nebeneinander und einige Straßen weiter ein ebenso gutes drüben im einst deutschen Hoboken, am anderen Hudsonufer.

Wir können, wenn wir tatsächlich gut gegessen haben, einige **Schritte weiter in dem ganz eigenartigen Sevillaner Kaffeehaus eine** Eiscreme löffeln oder eine Schale Café noir trinken. Dann sind wir eben in Spanien, und die Kellnerinnen, auch meist Spanierinnen, bedienen uns in spanischer Weise. Mit Mantille und Kostüm. Vielleicht, daß sie auf die rote Rose warten, die ein Gast, öfter als man glaubt, ihr heimlich zuwirft. Loggien gibt es, Springbrunnen und die Nachbildung eines Patios. Die Amerikaner lieben es, vor allem die Damen der Gesellschaft. Man liebt es, weil es einfach „nice" ist



Etwas nur für Geldbeschwerte: Empfang im Indischen Restaurant. Mystische große Aufmachung, originalindische Bedienung.



Eine echte Spanierin in der Mantille bedient im Spanischen Café. In diesem Patio kann das Girl von der Romantik heimlicher Liebe träumen!



Hier heißt's schnell essen, in der Cafeteria, dem typischen amerikanischen Speisesaal. Kurze Arbeitspause und neue Gäste zwingen dazu.

und „beautyful" und zum guten Ton gehört, in einem Lokal fremder Art zu lunchen, Kaffee zu trinken und sich ein Rendezvous zu geben.

Man liebt es ebenso, wie es die Girls lieben, zwischen der kurzen Lunchzeit oder abends, zum Dinner, in eines der zahlreichen chinesischen Dancing-Restaurants zu gehen, wo sie im Dämmerlicht eines geheimnisvollen Raumes sitzen, von bunten Lampions beleuchtet, in Logen ein amerikanisches oder lieber noch ein echtes chinesisches Menü essen, um zwischen dem vorzüglich gedünsteten Reis — bloß keine Stäbchen gibt es — rasch einen Slow Fox zu tanzen oder einen Blues, der von einer weniger guten kleinen Jazzband so von oben herab in die Dämmerung geworfen wird. Mädchen mit Mädchen tanzt, eng aneinander, auf dem kleinen parkettierten Platz, aus halbem Vergnügen, langweilig und kalt, ohne ein anderes Verlangen als das: weil es eben mal so ist, und weil es schlank macht, zwischen zwei Gängen sich ein bißchen Bewegung zu machen!



Nachtschwärmer „finden" auch in Neuyork immer wieder ein offenes Lokal: Einkehr in einen Nachtklub. Taxichauffeure schleppen Gäste, die bereits in öffentlichen Lokalen durch Alkoholgenuß etwas in Fahrt gekommen sind, in diese „Speakeasies".



Und das nennt sich „trockenes" Amerika: Blick in ein Speakeasy, eines der sehr vielen Lokale, in denen nur Alkohol — offen — ausgeschenkt wird.

Die chinesischen Kellner, klein und in alten, abgetragenen Fracks oder Smokings, stehen ewig lächelnd neben den Tischen und warten schon darauf, den nächsten Gang zu servieren. Denn Time is money. Wahrhaftig, das ist allen im Blut, sogar den Chinesen. Man fühlt den leisen Druck auf die Gäste, „rasch zu machen", damit Platz für den nächsten wird. Und so tanzen diese heimlosen Girls, die ihr ganzes Leben im Bureau und auf der Gasse, in den verschiedenen Lokalen und im Vaudevilletheater oder in großen, prunkhaften Kinopalästen verbringen, einmal rasch herum, schleifen ihre billigen Schühlein ab, um sie gleichgültig abends wegzuwerfen ... ach Gott, der Boy friend wird das Geld für neue geben! Der Cheque liegt schon unter dem Teller; es wird gezahlt und rasch in das Bureau zurückgelaufen ... es fehlen nur noch wenige Sekunden bis zu der Zeit, da die Kontrolluhr abgestoppt werden muß. Muß ... sonst fliegt das Girl. Das halbe Essen hat der Chinese weggeräumt; man hat keine Zeit mehr für ein wirklich sorgsames Speisen. Man fühlt schon den Zug des amerikanischen Lokals.

Dieses Lokal ist die Cafeteria. Ihr müssen alle Neuyorker gehorchen. Sie befiehlt. Fünf Minuten oder zehn und wieder raus! Automaten sind da, für kalte und warme Speisen, für Kuchen, Früchte, gebackene Bohnen mit Speck, für Chickenpasteten, die fabrikmäßig abgeliefert werden, wie ja alles fabrikmäßig in den Lastwagen angerollt kommt. In einem unbeschreiblichen Trubel drängen sich einige Hunderttausende von den vielen Millionen in den Cafeterias zur Lunchzeit zusammen. Das geht mit einer zauberhaften Geschwindigkeit ... denn die Kontrolluhr wartet ... und es ist sehr schwer, einen neuen Posten zu finden ... Das halbe Essen bleibt liegen: die Sandwiches, amerikanisch: einen Hauch gesalzene Butter auf eine Scheibe Brot, ebenso auf die andere, ein Salatblatt darüber, ein dünnes Stückchen Käse

(Schluß auf Seite 334.)



Wo die Etikette des Prohibitionsgesetzes gewahrt wird, stellt sich das „chemische Laboratorium in den Dienst der Anti-Alkoholgegner. Sämtliche Arten von Schnäpsen werden hier heimlicherweise gebraut.

LIEBESLEBEN IM TIERREICH



Zwei Herzen und ein Gedanke lassen die beiden Wiesenheuschrecken einander um Liebe werben.

Kein Kapitel der Tierbiologie weist so viel Interessantes, so viele Anklänge ans Menschenleben auf, enthält so viele Züge von Innigkeit, zärtlicher Zuneigung, stürmischer Begierde, Kampfeslust und Wagemut wie das Liebesleben in all seinen Phasen: Liebeswerben, Ein- und Vielehe, Eltern- und Kindesliebe.

Wenn im großen Herzen des Wals ($^3/_4$ m im Durchmesser) bis hinab zum Perpetuum mobile eines Goldhähnchens oder Kolibris



In seine Laube hat der Kragenvogel sein Bräutchen zum Liebesspiel gelockt.

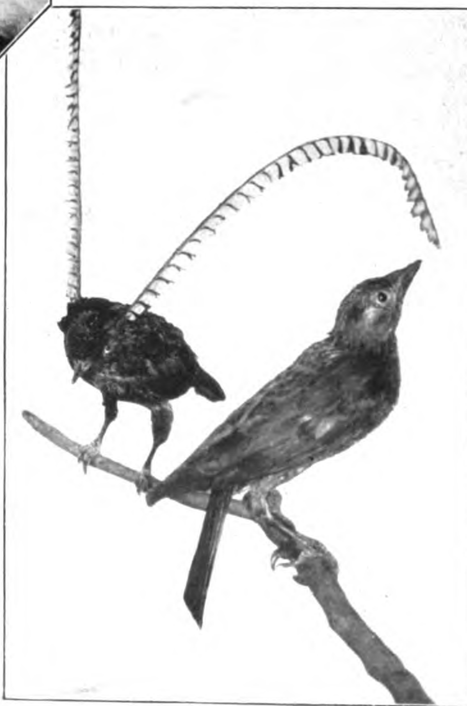
die Liebe sich regt, dann wird alles Handeln einzig und allein nur gelenkt und geleitet von diesem springenden Punkt aus. Da geht der Verstand durch. Alles Tun ist beherrscht von diesem mächtigsten der Naturtriebe. Lachse und Aale verlassen ihre Gewässer und wandern Tausende von Kilometern, alle Sorge ums leibliche Wohl vergessend, ohne Nahrungsaufnahme, der Urheimat zu, um in kurzem Liebesrausch den Bestand der Art zu sichern. Da fordert der Hirsch den Nebenbuhler zum Zweikampf heraus auf Tod oder Leben. Selbst das Hasenherz vergißt alle Vorsicht und ist erfüllt von Mut und Kampfesfreude gegen den Partner, der ihm die Herzallerliebste streitig macht. Auch die Hagestolze Hamster und Maulwurf pfeifen auf ihr Einsiedlerleben, wenn die im Unterbewußtsein schlummernde Sehnsucht zum andern Geschlecht erwacht.

Frühling und Sommer sind in unseren Breiten die Zeiten der Minne. Wenn die Zugvögel glücklich wieder in der Heimat angekommen sind, dann suchen und finden sich die Paare. Und mit der Schar der Zugvögel wetteifern die Standvögel. Die ganze Tierwelt lebt in seligem Rausch. Alle Reize werden entfaltet. Alle Sinne sind aufs äußerste angespannt. Die Hochzeitskleider glänzen im Sonnenschein, Glühwürmchen senden Lichtsignale aus, Gezwitscher und Flöten, Pfeifen und Singen tönt durch Busch und Hag. Grillen zirpen; aus Teichen und Sümpfen schallt der Chor der Frösche, in Straßen und Gassen und Höfen klagen Katzen „steinerweichend, Menschen rasend machend" ihr Liebesweh in mitternächtlicher Stunde. Schmetterlinge senden berauschende Düfte aus, und der verliebte Schneck reibt zärtlich mit der Fußsohle seinen Partner.

Die Liebe macht erfinderisch. Das zeigen in ganz besonderer Weise die Laubenvögel im australischen Busch. Die Männchen bauen aus schlanken Ruten Liebestempelchen fürs Stelldichein. Bunte Blätter und Federn schmücken die Innenwände. Schneckenhäuser, Muschelschalen, farbige Steinchen vor dem Eingang sollen die Braut erfreuen. Ist das Kunstwerk vollendet, dann lockt das Männchen durch seine Stimme und mancherlei Bewegung des Körpers ein Weibchen herbei. In einiger Entfernung von der Liebeslaube erfolgen Brüten der Eier und Füttern der Jungen in einem Nest, wie bei anderen Vögeln. Rudolph Schiffel.



Haremsdamen, die sich nie verhüllen: Der Pelikan-Pascha inmitten seiner Frauen.



Zwei lange Kopffedern trägt der Wimpelträger, ein Paradiesvogel Neuguineas, um der Auserkorenen zu gefallen.

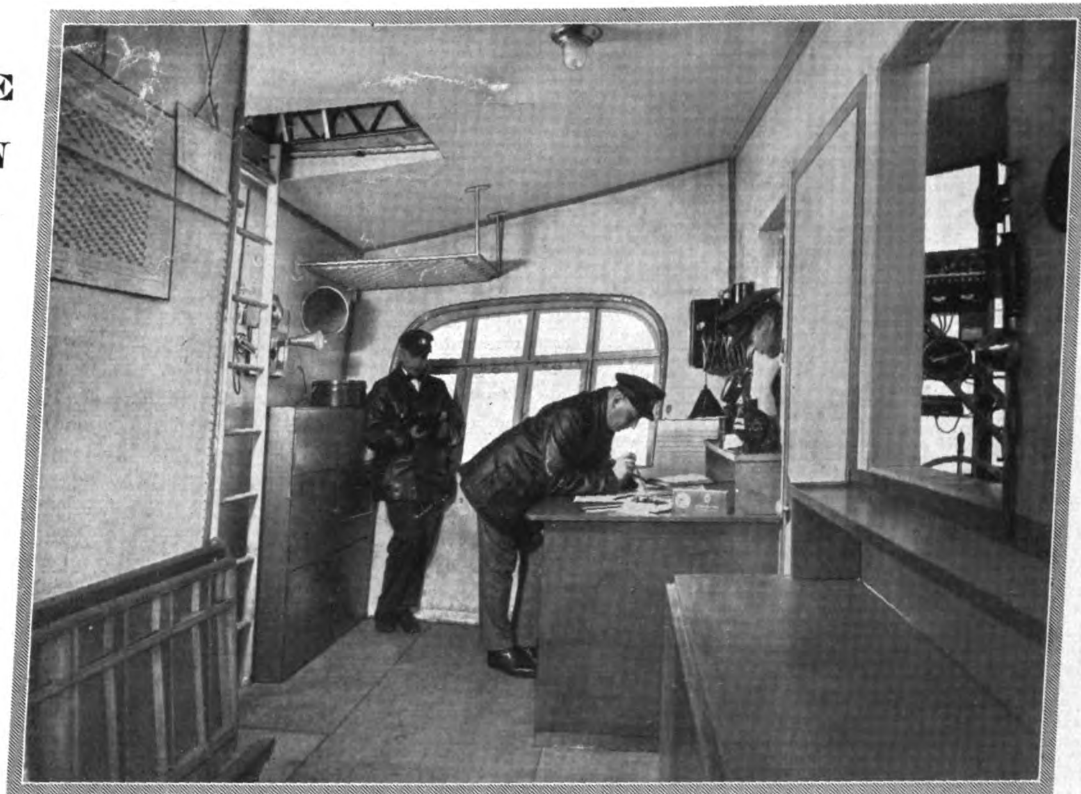


Das Pinguinenpaar bezeugt in beharrlichem Beieinanderstehen seine unerschütterliche Zusammengehörigkeit.

DIE REISE UM DIE ERDE IN 21¼ TAGEN

MIT „GRAF ZEPPELIN“ AUF DER WELTFAHRT: LAKEHURST—FRIEDRICHSHAFEN—TOKIO—LOS ANGELES—LAKEHURST

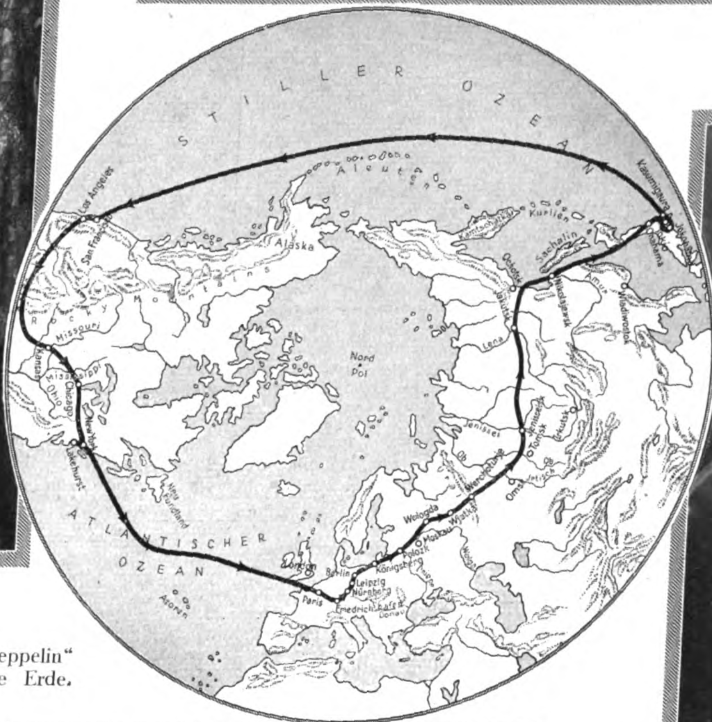
(8. BIS 29. AUGUST)



Die Gehirnzelle des Luftschiffs: Der Navigationsraum.



Ein stilles Plätzchen: In der Schlafkabine.



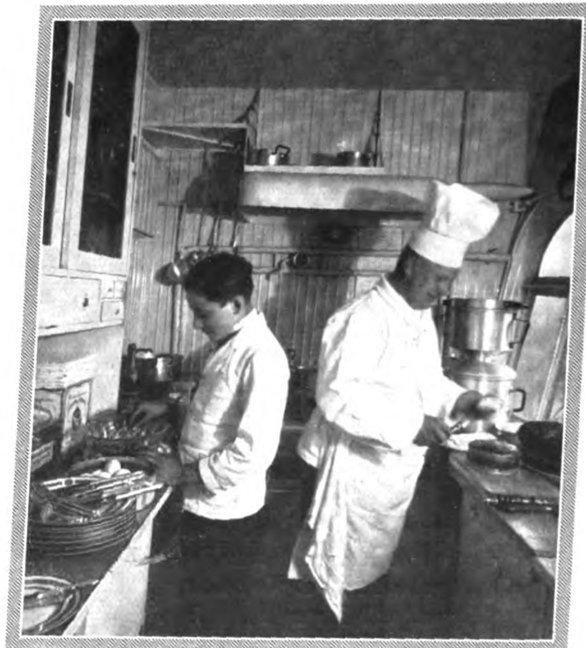
Die Fahrtroute des „Graf Zeppelin“ bei seiner Reise um die Erde.



Bei der Morgentoilette.



Luftfahrt macht Appetit! — Frühstück im Speiseraum.



Fürsorge für den Gaumen: Vorbereitungen zur Mahlzeit in der Bordküche.

DIE WICHTIGSTEN REISEN UM DIE WELT

ZUR REKORD-WELTFAHRT DES „GRAF ZEPPELIN"

Die glückliche Vollendung des Fluges um die Welt durch „Graf Zeppelin", dessen große Tat zweifellos eine neue Epoche des Welt-Schnellverkehrs einleiten wird, gibt Anlaß, einen Rückblick zu werfen auf die bedeutsamsten früheren Reisen rund um die Erde und die jeweilig hierfür benötigte Zeitdauer. Dabei bleibt natürlich zu beachten, daß es in den ersten drei Jahrhunderten, im Zeitalter der Segelschiffe, niemals darauf ankam, Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen, wie es nach dem in den siebziger Jahren erfolgten Erscheinen von Jules Vernes „Reise um die Welt in 80 Tagen" die Regel war, sondern daß sie in erster Linie geographische, astronomische, naturkundliche oder gelegentlich (Sir Francis Drake) auch kriegerische Aufgaben zu erfüllen hatten, und daß die Weltumseglung dabei nur als Nebenergebnis miterzielt wurde.

Die wesentlichsten Reisen um die Welt waren folgende: in der Zeit der Segelschiffe: Magalhães (Portugal) 1082 Tage (20. 9. 1519 bis 6. 9. 1522), Franzis Drake (England) 1018 Tage (13. 12. 1577 bis 26. 9. 1580), Thomas Candischius (England) 770 Tage (2. 7. 1586 bis 10. 8. 1588, Olivier van Nort (Holland) etwa 710 Tage (2. 7. 1598 bis Juni 1600), Georg Spiegelberg (Holland) 663 Tage (6. 8. 1614 bis 1. 6. 1616, Willem Schout (Holland) 749 Tage (14. 1. 1615 bis 1. 2. 1617, Jacob l'Hérémite (Kurnassau) etwa 3 Jahre (1623 bis 1626), James Cook (England) 1050 Tage (26. 8. 1768 bis 12. 7. 1771) und 1112 Tage (13. 7. 1772 bis 30. 7. 1775), Adam v. Krusenstern (Rußland) 1108 Tage (7. 8. 1803 bis 19. 8. 1806), Otto v. Kotzebue (Rußland) 1100 Tage (30. 7. 1815 bis 3. 8. 1818) und etwa 1100 Tage (1823 bis 16. 7. 1826).

Aus der Zeit der Dampfschiffs- und Eisenbahnreisen (Sportreisen) sind zu nennen: Pulitzer (Amerika) 72 Tage (1889/90); Gaston Stieger (Frankreich) 63 Tage (1901); Jager-Schmidt (Frankreich) 39 Tage (1911); Meats (Amerika) 35 Tage 21 Std. 35 Min. (2. 7. bis 6. 8. 1913); ein dänischer Pfadfinder von kaum 15 Jahren 44 Tage (2. 3. bis 14. 4. 1928) und Araki (Japan) 33 Tage 16 Std. 26 Min. (7. 4. bis 10. 5. 1928).

Luftfahrt: Wells und Evans (Amerika) 28½ Tage (1926); Myers und Collyer (Amerika) 23 Tage 15 Std. 21 Min. (30. 5. bis 22. 6. 1928) und Hugo Eckener Deutschland) 21¼ Tage (8. bis 29. August 1929). R. H.

Josma Selim,
auch in Deutschland bekannte und beliebte Wiener Sängerin und Kabarettkünstlerin, Gattin des Komponisten Ralph Benatzky, † am 25. August in Berlin, 32 Jahre alt. (Phot. Förster.)

(Schluß von Seite 331.)

darauf oder Fruchtsalat oder Käsemischmasch, Fleischsalat, Schinken, dann zusammengeklappt, quer durchgeschnitten, auf einen Teller geworfen, Cheque gezwickt, ein „Cop Coffie" dazu um fünf Cents, Saucen darüber, Salz und Pfeffer ... hineingebissen, zweimal, dreimal, Brot und Salat liegengelassen und wieder hinaus.

Eine Stadt könnte lang von dem leben, was hier in Neuyork in einer kurzen Zeit an frischen Speisen, die übriggelassen, weggeworfen wird. Verschwendung, Verschwendung überall, mit dem Leben, mit den Dingen, mit den Speisen, Zigaretten, Autos, Papieren, Spielkarten ...

„Es ist ein gutes Geschäft, das Zeichnen?" fragt der Manager unseren Maler, der eben mit zwei flüchtigen Skizzen fertig wurde, und dann beugt er sich tiefer und sagt mit Betonung: „Please, Sir, Sie sind schon fünf Minuten da ... es ist Zeit, daß Sie gehen!" Platz machen, für andere, denn Time is money! — — —

Wir haben noch andere Lokale gesehen; die italienischen Spaghettiküchen, mit ihren kochenden Spaghettitöpfen vor dem Schaufenster, den Tomatos und Parmesanspeisen, die Grillrooms, „für Ladies separierte Tische", mit ihren Roastbeefs, Schinken und fertigen Braten im Schaufenster vor dem Rost, die Luxuslokale mit den zwanzig Spießen, auf denen sechzig junge Hühner sich drehen in der Glut der elektrischen Öfen. Die vornehmen Hotelrestaurants, mit ihren Dinners zu zehn, zwanzig und dreißig Dollar, von denen gewiß mehr als die Hälfte, kaum berührt, wieder in die Küche zurückwandert, um dort in eigens gebauten elektrischen Öfen verbrannt zu werden.

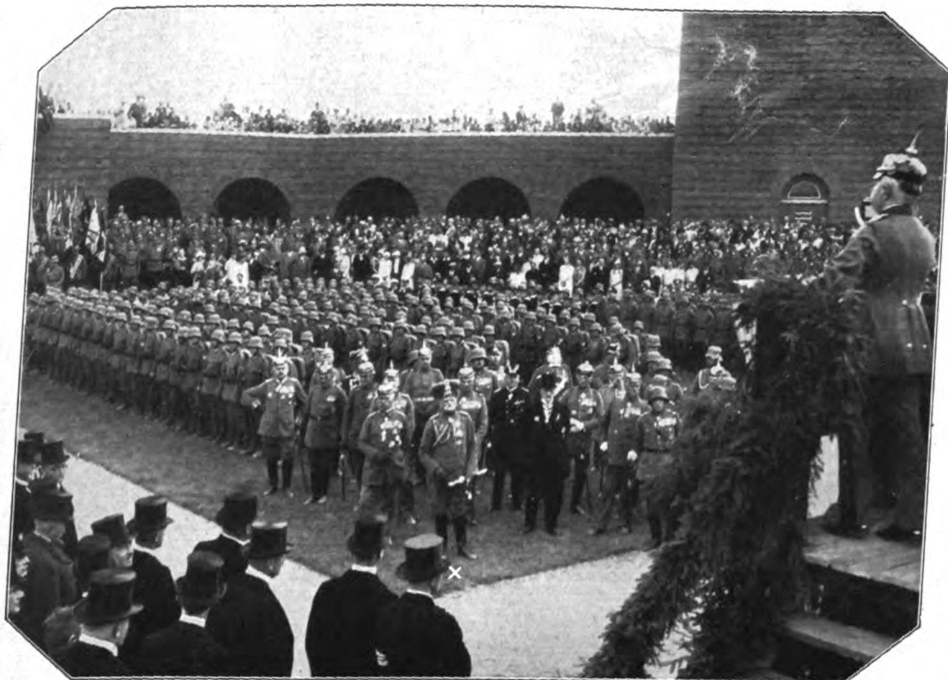
Lokal an Lokal, von den Drug Stores ganz abgesehen, wo man auf hohen Stühlen am Tisch sitzt, um einen Eisdrink zu bestellen oder ein Sandwich oder ein Sunday mit Cream. Ganz abgesehen von den vornehmeren Childs, die ihre stählerne Backplatte auch an die Schaufenster gerückt haben, hinter denen blau und weiß gekleidete Mädchen stehen und, den flüssigen Teig in einer Kanne, kleine runde Waffeln backen. Fast alles sind Konzerne, mit vielen hundert Lokalen in den amerikanischen Städten, mit einem Riesenbetrieb, der kein wirklich sorgfältiges Speisen duldet; der auf Massenkonsum eingerichtet ist, die Speisen nach Nummern geordnet hat, von der Suppe angefangen bis zum Braten. Denn es gibt kein Stadtvolk auf der Welt, das so viel außer Haus wohnt wie hier in Amerika. Und vereinsamt ist die Küche im kleinen Apartment, kaum benutzt für das Tempofrühstück, das noch in letzter Minute, fertig zum Weglaufen, rasch zum Verschwinden gebracht wird, die Zeitung aufgeschlagen, mit einem Fuße bereits in der tumultuösen Subway...

Felix Salten,
namhafter Schriftsteller, Verfasser von dramatischen Werken, Erzählungen und Essays, feiert am 6. September seinen 60. Geburtstag.

Dr.-Ing. e. h. Ernst v. Borsig,
Geh. Kom.-Rat, bedeutender Großindustrieller, Mitinhaber der Borsigwerke in Berlin, wird am 13. September 60 Jahre alt.

Eine Erinnerung an die ruhmreichen Weltkriegsverdienste des Marschalls Liman v. Sanders: Reliefkarte des Dardanellengebiets mit der englisch-französischen Flotte (vorn) während der Beschießung der Dardanellenforts am 18. März 1915. (Zeichnung von Prof. Zeno Diemer.)

Im Oval: Liman v. Sanders †.
General der Kavallerie, türkischer Marschall, während des Weltkriegs Führer verschiedener türkischer Armeen, der die Halbinsel Gallipoli gegen die Angriffe der englischen und französischen Seestreitkräfte erfolgreich verteidigt und später Oberbefehlshaber an der Palästina-Front war, starb am 23. August in München, 74 Jahre alt.



Gefallenen-Gedenkfeier im Tannenbergdenkmal.
Begrüßungsansprache des Generals Kahn, Vorsitzenden des Tannenberg-Nationaldenkmal-Vereins. — Am 25. August wurden im Ehrenhof des Denkmals die von ost- und westpreußischen Regimentsvereinen gestifteten Gedenktafeln für die Gefallenen der Tannenbergschlacht geweiht. An der Feier nahmen viele ehemalige Heerführer, unter ihnen Generalfeldmarschall v. Mackensen (×), teil.



Feuer in Berlin am Kurfürstendamm.
Das in Brand geratene Gebäude vom Dach eines Nachbarhauses gesehen (28. August).



15 Todesopfer bei der Eisenbahnkatastrophe in Buir.
Der Geistliche gibt einem tödlich Verletzten die Sterbesakramente. — Das Unglück, das den Paris-Warschauer D-Zug zwischen Düren und Köln am 25. August traf, ist auf Entgleisen der Lokomotive und von sieben Wagen zurückzuführen.



Argentinischer Marinebesuch in Deutschland.
Aufmarsch der Besatzung des argentinischen Schulschiffes „Presidente Sarmiento" zum Empfang im Hamburger Rathaus am 28. August. — Der Kommandant des Schiffes, Fregattenkapitän Arturo Monkes, besuchte in Berlin das Reichskanzlerpalais. (Phot. Schorer.)



Die deutschen Katholiken tagen in Freiburg i. Br.
Freiburger Jugend begrüßt den päpstlichen Nuntius Pacelli nach seiner Ankunft zum deutschen Katholikentag, der am 28. August begann.

DEM GEDÄCHTNIS ANSELM FEUERBACHS

ZUM 100JÄHRIGEN GEBURTSTAG DES KÜNSTLERS AM 12. SEPTEMBER

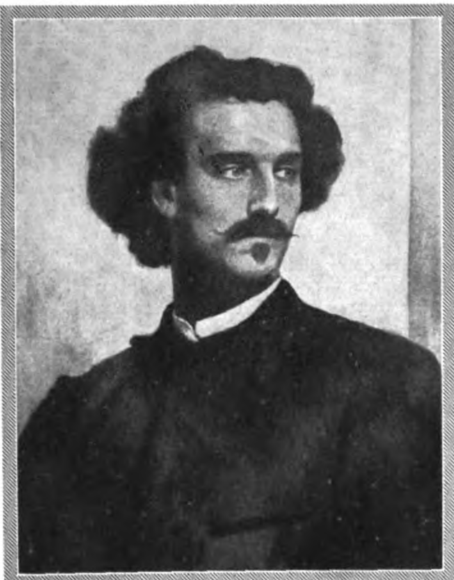
(Hierzu ein Beitrag unter „Wissen und Leben" auf Seite 342)



DANTE MIT VIRGIL IN DER UNTERWELT
(Göttliche Komödie, 5. Gesang.)



RÖMERIN



SELBSTBILDNIS DES KÜNSTLERS (1873).



HAFIS VOR DER SCHENKE
(Städtische Kunsthalle, Mannheim.)

Rückkehr des Vaters

VON WILLI FEHSE

Dagmar trat verstohlen durch die hohe und sehr weiß gestrichene Doppeltür auf die Veranda hinaus, flüchtig beinahe und scheu.

Es litt sie nicht mehr in der Stube; die Mutter war fortgegangen für eine Weile — nun hatte sich eine Furcht eingestellt, eine unsinnige Furcht davor, allein zu bleiben mit dem Vater, eine dunkle Furcht, die verraten war dazu an Unbehagen und dumpfe Widerspenstigkeit.

Gestern war der Vater heimgekehrt.

Dies eben blieb unbegreiflich: Der Vater kam wieder, der Vater — war das nachgerade nicht ein verblichener, altertümlicher Begriff geworden? Entferntes verband sich locker damit, Gleichgültiges nach und nach, leise und zerrissene Erinnerung an eine Gestalt, die abgerückt und erhaben war zugleich, wie ein ferner Gott. Mitunter, in hellen Minuten, konnte Dagmar sich seiner entsinnen als eines ernsten Mannes, sauber gekleidet, hinter dem rotbraunen Schreibtisch über viele Papiere gebückt. Oder, was lieblicher schien, man sah ihn, Süßigkeiten verschenkend, überzuckerte Früchte, zu Scherzen aufgelegt. Ja, wenn's hochkam, gab er sich auch wohl mit einem ab, abends, in den sommerlichen Feierstunden, mit freudloser und unterschleifter Ausgelassenheit, talkig über den Rasen springend, im Park, bei dem alten Nußbaum, am Springbrunnen vorüber, an der Fontäne mit steinernem Bassin, voller Goldfische, und rings umgeben von weißen, zerbröckelten Figuren. Davon aber, strenggenommen, wußte doch niemand eigentlich mehr sicher, ob dies gerade und wahrhaftig einmal sich zugetragen hatte — man hegte jedenfalls schwache Zweifel. Vielleicht war es nur erträumt, vielleicht endlich gar mit glitzerndem Tand verwoben und schöner gemacht. —

Dahinter kam nur Unklares noch, Verstreutes oder nichts mehr.

Eines Tages war er fortgezogen, für lange Zeit, in den Krieg, so hieß es — fürder schwebte sein Name wie ein Hauch von Schwermut in der Luft. Zuweilen war die Mutter traurig, und Dagmar wußte, es war um den Vater: sie verstand es übrigens nicht recht. Zudem hatte jeder mit sich zu tun, in diesen Wochen danach, in diesen aufhetzerischen Wochen voll Unrast und erregender Erlebnisse.

Es war schon kurios — plötzlich also sollte nun der Vater wieder dasein, ganz unvermittelt; ein Vater ist da, bestimmend, befehlshaberisch am Ende, mit viel Befugnis, das Haupt der Familie — ist bekannt, was das sagt? Schließlich würde in allem wieder ordentlich Regiment werden, Respekt und Würde brächte er gar aufs neue zu Ehren, entthront wäre alles, was mächtig war bisher: Gehörtwerden, Auftrosten, Rechtbehalten; kurz: Jugend, hoch im Preis — wo würde dies bleiben?

Die Zeit der Jungen war vorbei, durchaus, und alles, was sich mit ihr unbedacht vermengt hatte: die Herrschaft der Straße z. B., die alle unsäglich gern hatten bisher, weil sie voll Leben war: Es gab Gruppen dort, schnell zusammengerufen, Redner auf Tribünen, drohende Gesichter, aufhetzerische, Geschrei viel — die Herrschaft der Straße, sie platzte sicher bald wie eine Seifenblase. Oh, die Väter strömten heim, eine breite Flut, mit unzufriedenen Mienen die meisten, verbissen ein wenig, beschämt und völlig anders, völlig anders, als einer sie sich gedacht hatte. Aber dies Anderssein bestimmte wohl eben, daß sie aus dem Krieg zogen, hindurchgegangen durch mörderische Monate, Entdecker, mit Taten beladen, mit großen Taten, aus fernen Ländern, aus Ländern mit Ungeheuerlichkeiten und Gefahren.

Aus Sibirien kam der Vater. Sibirien, wie das schmeckte! Sibirien, wie das klang! Gedanken beschwor an endlose Ebenen, Steppen und Tundren, Schlitten, von Wölfen verfolgt, und Schnee, viel, viel Schnee ... Sibirien, fern im Osten, dort war er gefangen gewesen.

So weilte er nie auf Urlaub, aus dem Feld, wie andere; statt dessen gab es Karten und Briefe, aus Orten mit lockenden und fremd klingenden Namen. Sie mahnten flüchtig an ihn und beschworen für Sekunden sein Bild undeutlich herauf. Dann wurden auch diese Zeichen von ihm seltener, immer seltener, und dafür ließ sich keine rechte Erklärung finden, wenn nicht großspurig gesagt werden sollte, daß in Rußland ja Umsturz sei, Drunter und Drüber, Revolution. — Zuletzt blieben die Grüße ganz aus.

Die Hoffnung auf seine Wiederkunft war damit gering geworden, sie mochte gar nicht mehr laut werden; das Schlimmste stand zu befürchten. Mit verweintem Gesicht ging die Mutter umher, niemand sprach mehr vom Vater. Daß er nun doch noch gekommen war, üblen Vermutungen schlankweg zum Trotz, ohne jede Vorbotschaft: das war wunderbar geradezu... Gestern mittag stand er auf einmal in der Tür, unversehens, rank, gewaltsam aufgereckt, in beschmutzter Uniform, mit wildem Bart, der aber bloß zu Teilen sein Antlitz verdeckte, ein Antlitz, bewegt, ganz erfüllt von einem unruhigen und hilflosen Zucken. Für einen Augenblick entsetzten beide sich heftig; die Mutter schwankte wie ein überbürdetes Schiff, mit Mühe hielt sie sich aufrecht — dann lief sie hastig und aufschreiend dem Angekommenen entgegen. Sie mußte ihn wohl sehr lieb haben. Alles überstürzte sich darauf und flatterte fortan in ein atemloses und unwirkliches Licht — wie wäre auch Zeit zur Besinnung gewesen! Dagmar küßte den fremden Mann und hatte ein seltsames Gefühl dabei. Unter Unwillen küßte sie ihn, unter Sträuben, denn er sah ja nicht gut aus, keineswegs siegestrunken und sicher wie Helden, von denen zu schwärmen war; nur weil es einen notwendig dünkte, küßte man ihn; man küßte ihn mit einem eigenen flachen Gefühl — — —

Nebenan war der Vater, vor kurzem noch ging er durchs Zimmer, schweren, ziehenden Schrittes, als marschiere er noch immer mühselig durch Morast und Lehm. Nun war es ganz still geworden in der Stube ...

Dagmar bückte sich in einer neugierigen Regung und sah angestrengt durch das Türfenster — Ja, er saß im Sessel, den Kopf sinnend und tief geneigt. Nahm man's ehrlich, so waren auch jetzt noch nicht Ruhe und Freude glättend eingekehrt in sein Gesicht, vielmehr schien es verwitterter als je, faltig unter den Augen, mitgenommen, zerfallen wie mürber Stein, ohne Farbe, wie von Staub überlagert. Der Bart freilich war ihm vorhin abrasiert worden, indes, nun trat scharf ein Zug zutage um seinen Mund, ein abwartender und lauernder Zug, der ängstlich stimmte und Zutrauliches verbot von vornherein. Seine linke (einst verwundete) Hand fiel über eine Lehne des Stuhls herab, sein Atem ging ruhelos und überheizt — richtig, eine Hand fällt schlaff und ohne jeden Halt herab. Die andere aber, die gesunde, streicht über die Lehne des Sessels. Eine Liebkosung ist das, eine heimliche. Sein Blick läuft irr und sehr leer über den Spiegel ... und nun siehst du auch, daß seine Augen voll Tränen sind, voll weiß schimmernder Tränen...

Die Spähende wandte sich ab.

Dies demnach, beschloß sie, soll der Vater sein — irgendeiner, der sinnend und voll Traurigkeit in der Stube saß, willkommen geheißen von der Mutter, die ihn ja kennen mußte. Aus fernen Ländern kehrte er wieder, nach Jahren, ach, wie vielen Jahren, bunten und arglistigen Jahren, die sein Wesen entführten aus dem Herzen, um gleich hernach feige zu entfliehen und alle Gewalt einzuräumen neuen, verräterischen Tagen, welche ein vollkommen unbekanntes Bildnis brachten vom Vater und dies streng hineintun wollten in die Brust, daß man erschrak und sich wehrte aus unbestimmtem Trotz.

Aber so war die Zeit, ohne Rückgrat, vielfarbig, hysterisch, entgleist, voll abenteuerlicher Kapricen; es wurde ihr durch die Finger gesehen; das Absonderliche, schon ein bißchen Unwahrscheinliche blieb Stich.

*

Endlich kam die Mutter zurück.

In einer haltlosen und ausbrechenden Sehnsucht wollte ihr Dagmar sofort entgegenstürzen. Sie faßte schon nach dem Türgriff, da erst besann sie sich eines andern. Vielleicht wollen die beiden allein sein, dachte sie betreten und empfand eine blasse Eifersucht, einen Schmerz, der tief im Herzen saß und brannte.

Die Mutter war gut gewesen, jederzeit vertraut, nachsichtig in allem. Dagmar liebte sie, in einem leuchtenden Übermaß oft. So zu werden wie sie, war ihr verborgenster Wunsch: schön, wissend, liebend und mit einem gütigen Lächeln über alles geneigt. Ja, manchmal sorgte sie sich selbst ernsthaft um die Mutter; nicht immer schien die gerüstet mit Zuspruch und Trost, und in den Augenblicken wurde sie schweigsamer und rätselhafter in aller Güte denn je. In diese Sorge war Dagmar nebenher ein wenig verliebt, doch würde sie wohl auch bald von ihr genommen werden; es kam an sie, fortan zu teilen mit dem Vater, wenigstens zu teilen...

Da war viel zu überlegen in solchen Fragen, leicht verlor man sich ganz darin. —

Erst später, als sie gemahnt wurde, ging Dagmar ins Zimmer.

Die Mutter stand am Fenster, eine Gardine zurückgeschlagen über den Arm, reglos starrte sie in den fahlen Abendhimmel. Sie hatte zuvor eifrig eingesprochen auf den Vater. Vielfaches hatte sie ihn gefragt. Als er jedoch nur sehr zögernd Antwort gab, ließ sie ab davon. Was fehlte ihm, woran mochte er denken, in müder Wehmut? An einen bleiernen Himmel in Rußland, an fremde Gestalten, eingehüllt in Pelzwerk und hohe Stiefel, schwerfällige

Frauen oder Männer...? Noch immer saß er in seinem Sessel, den Kopf jetzt in die rechte Hand gestützt, sein Blick weilte fern von hier. Er hatte Dagmar gerufen, ohne aufzusehen aus seiner Zerstreutheit, gleichsam über Wildnisse und Berge hinüber, als wäre er ihrer ansichtig geworden in sich, mit eingekehrten Augen, auf den Gefilden, von denen er träumte.

Gemach bemerkte er Dagmar im Raum. „Du also bist meine Tochter", sagte er, noch leicht abwesend, und umfaßte dann erst die Gestalt des Mädchens mit einem vollen, prüfenden Blick, als sähe er sie zum erstenmal leibhaftig vor sich. „Du also bist Dagmar, meine erwachsene Tochter, fünfzehn Jahre seit kurzem..."

Er winkte sie zu sich, langsam folgte Dagmar seinem Gebot, immer die Augen glanzlos auf die Mutter gerichtet. Die Mutter hatte sich unterdessen wieder abgedreht vom Fenster, in die Stube hinein; ungewiß sah sie auf den Vater. Der hielt Dagmars Hände gefaßt, behutsam hielt er sie in seinen bräunlichen Fäusten, eine weichmütige Begierde schien nun erfüllt in ihm und ausgelöscht. Um seinen Mund dämmerte ein vergessenes Lächeln herauf, schwach und von weit her. Sein Gesicht wandte er der Mutter langsam entgegen, als wollte er sagen: Siehe, das ist unsere Tochter, unser Kind gemeinsam, Dagmar, in der wir vereint sind...

*

In den nächsten Tagen wurde es sonderbar mit dem Vater.

Er hatte zuweilen leichtlebige Stunden, nie gehörter Aufgeräumtheit und lauten Frohsinns voll. Die Vornehmheit und der Abstand der erwachsenen Jahre sanken von ihm — aufs neue zeigte er sich rundweg verliebt in die Mutter. Er schwand nicht von ihrer Seite und begleitete sie überallhin, wo es nur paßte. Sie scherzten und waren allgemein guter Laune. Zwinkernd erinnerte der Vater an Vergangenes, das vor seinem Kriegsabschied noch sich begab — Dagmar sogar rückte ihm in solcher Zeit um ein kleines näher. Im Haus vorzüglich schien ihm dann obendrein jedes Gerät wohlgesonnen. Es ging wiederum zu dem Heimgekehrten über, ohne Gegenwehr, ohne einen Handstreich, es ging wiederum zu ihm über und nahm an von seinem Wesen, sozusagen.

Überhaupt verspann er sich wichtig in den gleichmäßigen Gang des Haushalts — er mied die Unrast, beobachtete Dagmar. Also war er wenig draußen, in der Stadt, wo stets noch Aufruhre waren, Krawalle, Protestzüge, hier und da, von Arbeitern und Hungernden, lärmend, drohend und nicht selten versehen mit aufreizenden Zeichen und Plakaten. Allerorts war Ratlosigkeit.

Hingegen abends, am Tisch, im Frieden der metallenen Uhrschläge, fühlte er es unverweilens und mit blendender Aufdringlichkeit: So war „daheim", ringsum hatte alles große Einmütigkeit, behaglichen Odem, ein Herz und eine Seele. — — —

Schließlich, zu anderen Stunden, stellten sich tote Stillen ein um den Vater, er war jäh wie ausgewechselt, umgeben von kalter Beweglosigkeit. Etwas spukte düster um ihn, unheimlich, ein Schatten — bedrückt saß er in seinem Stuhl, versonnen, auf abwendige Weise, eigenbrötlerhaft, vor sich hinstarrend, die Hände untätig im Schoß. Wenn sich, wie's oft geschah, die Mutter beunruhigt um ihn bemühte, schob er sie kraß von sich; ihre geschäftige Liebe, ihr ehrliches Besorgtsein verstimmte ihn.

„Was hast du nur?" fragte die Mutter wohl darauf. Und im Tone des Vorwurfs: „Du bist erstaunlich verwandelt, mitunter sollte man dich fast fürchten..." Das meinte auch Dagmar, die von fern stand, lieblos und kühl hinwegsehend über den Vater. Aber der wußte keine letzte Antwort darauf, er brachte durchsichtige Ausflüchte oder lächelte nur dunkel und gequält.

Es geschah auch wohl, daß die Mutter zu guter Letzt mit deutlichem Ärger von ihm lief, sie flüchtete voll auswegloser Bitternis zu ihrer Tochter, als könnte die allein Halt verleihen. Doch Dagmar mochte ihr zu den Zeiten nicht einmal ins Gesicht sehen. Es würde schmerzlich zucken, wußte sie, es würde ganz entstellt sein, ganz verzerrt vor Enttäuschung. Schlimmer aber noch und grausamer als diese Trübsal war das zu überwinden, wenn die Mutter ihre kranke Stimmung mißgelaunt und unartig an der Tochter ausließ. Das war eigentlich unerträglich und machte sehr traurig. Mutter und Kind, dachte Dagmar dann unklar, Mutter und Kind, als abgeschlossener Kreis, Mutter, als tief und klar in sich ruhende Melodie — das findet sich wohl nirgends. Daneben, oh, sie merkte es ja, daneben war auch anderes um die Mutter, Wirres, Geheimnisvolles, auf den Vater Bezogenes. In jedem ist am Ende so ein widersinniger, zwiefacher Strom; bei ihr, Dagmar, waren eben auch Dinge genug, tolle, verzweifelte Dinge, um die es gleichfalls wie eine brache Windstille wurde vor allen und vor der Mutter nicht anders — hier waren die Scheidewände...

Gegen den Vater war von Anfang eine stumpfe, unmutige Abkehr in ihr gewesen; sie hegte jetzt Mitleid mit ihm, bestenfalls, und deshalb zeigte sie sich nicht mehr widerborstig — deshalb und natürlich um der Mutter willen. Die wollte ihm ja gut, offensichtlich, und tat darum sogar anderen ein Leids an.

In seinen finsteren und häßlichen Stunden rief der Vater oft Dagmar zu sich. Er wurde, schien's, ruhiger in ihrer Gegenwart, weicher, zugänglicher. Und einmal sprach er sanft und halb in sich hinein von Sibirien. „Es ist ein benedeites Land doch, bei allem", flüsterte er abwesend, „und die Menschen dort, Dagmar, die Menschen — nichts wissen sie, und das ist so groß an ihrem Leben — namenlos blühen sie auf wie Bäume unter dem Wind — es ist gut sein bei ihnen... Und verstehst du", fragte er ohne Übergang mit gehobener Stimme, „verstehst du, daß Heimweh zu einer Landschaft in dir leuchten kann wie Sehnsucht zu irgendeinem Menschen? Es fällt schwer, diese Ebene zu vergessen, ja, sie wuchs wieder hindurch durch die Ferne zu mir, diese endlose, weiße Fläche, vereinzelt mit klingelndem breiten Schlitten befahren oder mit schlankem Renntiergefährt... All dies steht wieder sieghaft an meinem Fuß, es bedrängt mich, von Angesicht zu Angesicht, und ich muß ihm ganz dicht in die Augen sehen..."

Nach einer Pause fuhr er fort: „Nun bist du erwachsen und schön geworden." Ohne kenntlichen Zusammenhang fügte der Vater dies Wort hinzu, und indem er Dagmar, die immer verlegener wurde, schämig außerdem, schier beleidigt und im Gesicht von einer zornigen Röte, indem er also Dagmar über das blauschwarze Haar strich, wiederholte er: „Du bist wirklich schön geworden", als gehöre es sich, zu einer Zärtlichkeit auch immer derartige Worte zu gebrauchen.

Dagmar jedoch ließ es genug sein, eigenwillig und verstockt wehrte sie der Hand des Vaters und bog ihren Kopf trotzig zurück. Des Vaters Augen wurden trübe. Er schämte sich auch. Bin ich ihr denn zuwider, fragte er sich mit pochender Angst, bin ich denn meinem Kind so zuwider? —

Dagmar war schon längst zu der Mutter gegangen. Die lag in ihrem Faltstuhl, gekränkt, abgewandt; sie fühlte sich angegriffen zudem und hatte gar nicht mehr auf den Vater geachtet.

*

So ging es hin über Wochen.

Es hatten sich neue Unruhen aufgemacht im Land, die Zeitungen brachten wieder bellende Überschriften; von Putschisten schrieben sie, von Streiks und Kommunistenrevolten. Und einmal wollte Dagmar bereits, unweit von der Stadt, oder weiter nach Norden zu, Schüsse gehört haben. An Sensationen riß es nicht mehr ab.

Ihr Glaube jedenfalls, so viel war gewiß, ihr Glaube an die Väter und deren Macht war völlig geschwunden. Die Väter harrten tatenlos und unfähig, nichts war anders geworden nach ihrer Rückkehr (und vielleicht war das gut so), sie gingen mit, sie gingen mit, Überläufer oder Unentschlossene. Was konnte man noch anfangen mit ihnen — gar nichts oder sehr wenig.

Auch anderswo begaben sich verschrobene Dinge.

Aus dem Hause war nun nie mehr eine leichte Mißhelligkeit gewichen, eine Mißhelligkeit, notdürftig nach außen verborgen. Öfters verriet sie sich und schoß auf wie eine schmale züngelnde Flamme, Plänkelei zwischen den Eltern, verstaubt, aus vergangenen Jahren, altersbleich. Sehr selten noch waren Lustigkeit und Zerstreuung um den Vater, Bekanntschaften wich er geflissentlich aus — „du entfremdest dich allen", klagte hochstimmig die Mutter.

Den Vorwurf nahm der Vater ruhig an, er hatte anderes zu denken. Mit nervöser Spannung war er jetzt immerfort erfüllt, sein Antlitz schien farbloser und ewig gleich gestrafft, hingehalten einem Weitabliegenden, betan mit entschlossenem Mienenspiel — er erwartete Entscheidendes.

Ein solches Ereignis widerfuhr ihm offenbar eines Tages. Ein Brief traf ein, von fernher: aus Rußland kam ein Brief. Der Vater machte kein Aufhebens davon, vielmehr blieb er ängstlich bedacht, ihn zu verbergen; er las ihn für sich, allein, in seinem Zimmer. Den ganzen Nachmittag verbrachte er dort.

Ich muß mich entscheiden, dachte er immer wieder, ein Brief ist gekommen, aus Rußland, und nun muß ich mit mir einig werden... Deine Tochter ist groß geworden und schön, sie steht auf eigenen Füßen, und du bist ihr fremd. Der Vater ist nicht mehr für sie als eine Erinnerung, mit der kaum Rechtes anzufangen ist. Ihre Mutter zwar, die liebt dich wohl noch, aber da verstehst du ihr Werben nicht mehr, all deine Fröhlichkeit um sie war lügnerisch und herbeigeholt... Und spürst du's nun: Vor deiner Tür steht die weiße Landschaft und lockt und blinzelt, und von fern winkt dir jemand...

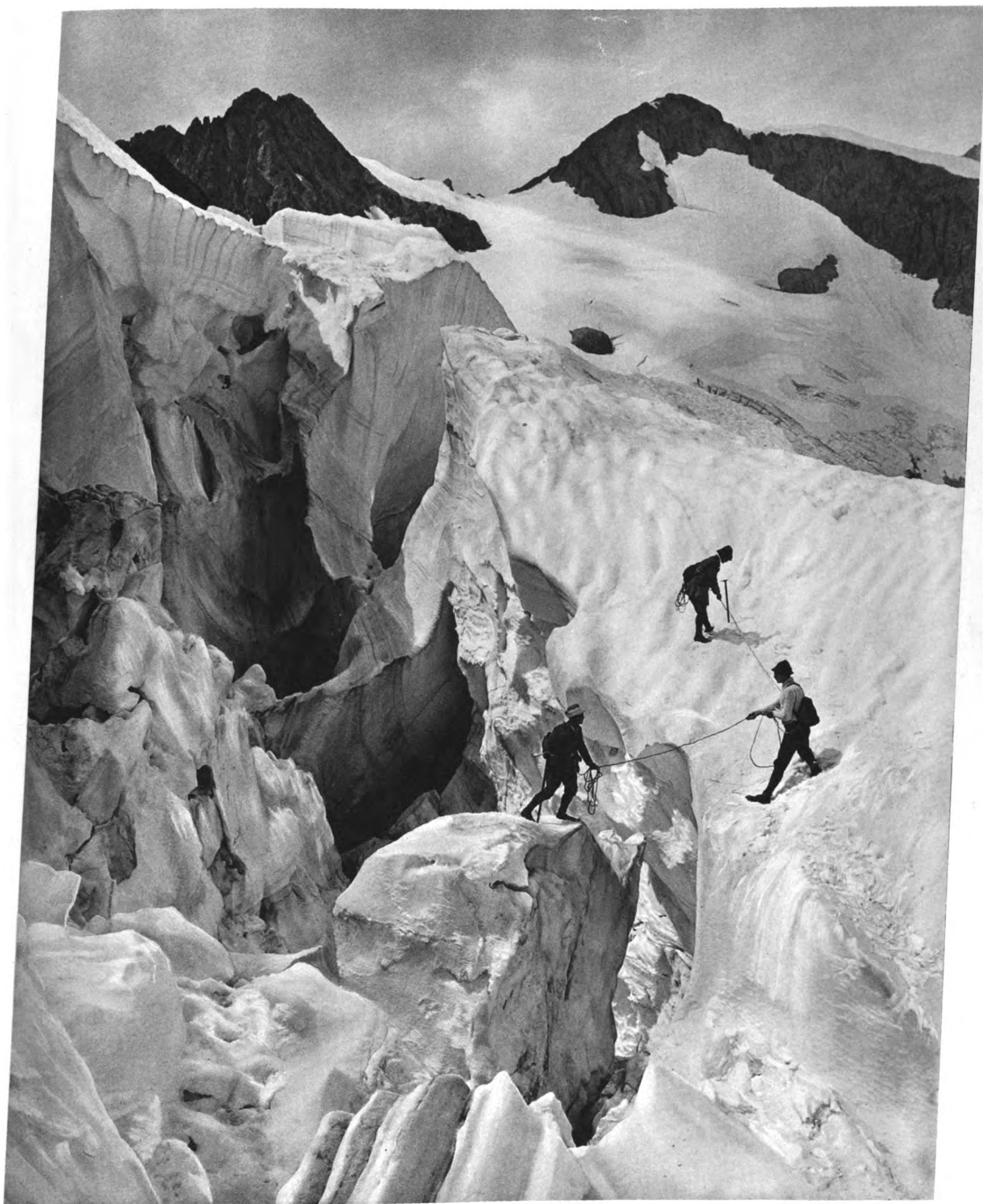
Der Vater hatte ein Bild in die Hand genommen, Dagmar war darauf und die Mutter noch, lange betrachtete er es. Dann erhob er sich. Er zündete eine Kerze an. Darüber hielt er die Photographie. Sie krümmte sich wehleidig unter der Hitze, wurde braun, ein helles Feuer flackerte auf, sank in sich zusammen und vergloste langsam.

Die Asche, die auf den Schreibtisch gefallen war, blies der Vater nachdenklich fort.

*

In dieser Nacht schlief Dagmar sehr unruhig. Sie glaubte, unter sich, wo des Vaters Gemach war, mehrmals Schritte gehen zu hören, arme, fliehende. Einmal brachen auch eifrige Stimmen auf. Es war ihr, als höre sie die Mutter reden. Doch darin mußte sie sich wohl irren — so heiser und schmerzlich klangen ihre Worte niemals sonst.

(Schluß auf Seite 345.)



Phot. Donald M. Leish.

IN DER EISWELT DER DAUPHINÉER ALPEN (SÜDOSTFRANKREICH)

Vorbereitung zum Sprung über eine Spalte des Pilatte-Gletschers.


AUSSCHNITT AUS GENUA

IM SÜDEN

RADIERUNGEN AUS ITALIEN VON FRANZ GAUDECK


SANTA MARGHERITA (PROVINZ GENUA)


STRASSE IN NERVI


PIAZZA IN GENUA

Aus dem Linden-Verlag, München.

Sammeln Sie
Pixavon-Flaschenkapseln und
Pixavon-Shampoonbeutel,
man kann nie wissen . . .





Die Frau als Gattin

Die Frauen von heute sind klüger als die Frauen von gestern. Nicht etwa, daß sie die häuslichen Pflichten mißachten, aber sie erfüllen diese mit natürlicher Selbstverständlichkeit, ohne viel Wesen davon zu machen. — Sie kennen tausend Möglichkeiten, sich die Arbeit zu erleichtern. So gewinnen sie Zeit — Zeit für die Pflege des Körpers. Sie wissen, was Pflege bedeutet, wie sie die Neigung des Mannes wachhält. — Dies ist das Merkmal der Frau unserer Tage: trotz häuslicher Arbeit ist sie gepflegt, jünger und schöner denn je. Ihr Teint ist rein, ihre Hände sind zart, ihr Atem ist frisch, ihre Haare haben den schimmernden Glanz, den ständige Pflege mit Pixavon verleiht. — So verschieden die Frauen sind, dies ist ihnen gemeinsam: an jedem Samstag erfolgt die sorgsame Haarwäsche mit Pixavon.



Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon" (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, **wie auch für die im Frisiersalon.**

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

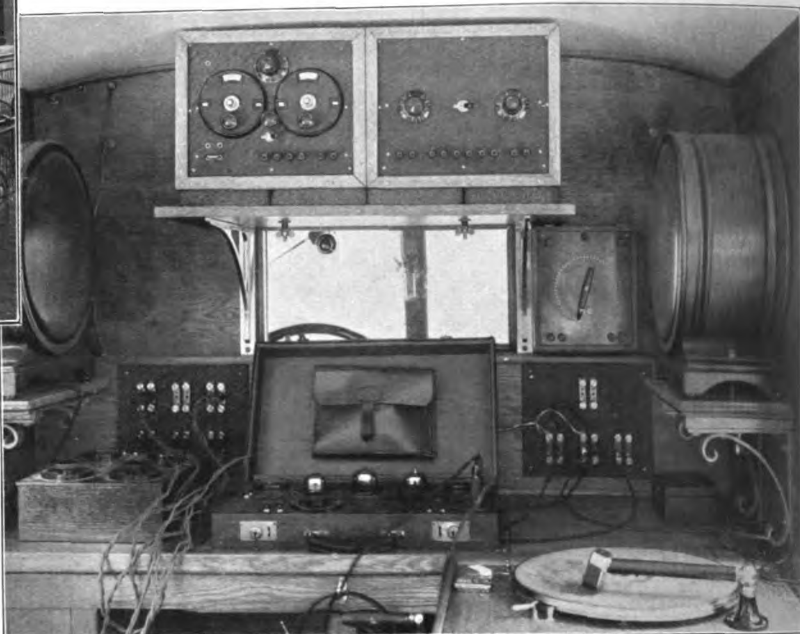


Bei einer Übertragung aus dem Kölner Zoo mittels des Rundfunk-Verstärker-Autos des Westdeutschen Rundfunks.

Der Maler Anselm Feuerbach.

(Zu der Bildertafel auf Seite 336.)

Die Gestalt Feuerbachs ersteht aus seinen Briefen und Aufzeichnungen, aus den Berichten der ihm Nahestehenden in klaren Umrissen. Ein Mensch, der aus der kultivierten Bildungsatmosphäre eines durch Generationen der humanistischen Geistigkeit verbundenen Elternhauses kommt und vom Vater die krankhaft übersteigerte Sensibilität eines höchst reizbaren Gefühlslebens, jene „ans Mimosenhafte streifende feinfühlige Reizbarkeit, Stimm- und Verstimmbarkeit des ganzen seelischen Apparates" geerbt hat. Von hier begreift sich der tragische Ablauf dieses Lebens, seine erschütternde Einsamkeit, sein unablässiges Schwanken zwischen weltstürmendem Optimismus und tiefsten Depressionen, sein unablässiger Kampf gegen die Umwelt. Es rührt an die tiefste Problematik Feuerbachs, daß seine menschliche Existenz eine zerrissene und eruptive Landschaft enthüllt, indessen sein Werk zu gelassener Heiterkeit und ausgeglichener Harmonie strebt. Daß sein Schaffen einsam und in seinem Wesen unerkannt bleiben mußte, kann, wenn man seine Voraussetzungen, seine Ideen und Verwirklichungen in der Atmosphäre der Zeit, in der es entstand, betrachtet, freilich nicht befremden. Daß ihn selbst immer wieder Kritik und Ablehnung aufs äußerste erbitterten, hemmungslose, wenn man will, ungerechte Ausbrüche zorniger Geringschätzung gegen Zeit und Nation in ihm auslösten, ist der Ausdruck seines durch die Einsamkeit des Schaffens übersteigerten Selbstgefühls, seines egozentrischen Naturells. Die Kurven der künstlerischen Entwicklung Feuerbachs wechseln nicht so unvermittelt, wie es bei flüchtiger Betrachtung scheinen könnte. Gemeinsame vermittelnde Elemente binden die beiden Schaffensepochen, die nordische und die italienische, die zunächst wie große Antithesen einander gegenüberstehen und schließlich auch in ihrer Gegensätzlichkeit bestehen. Die harmonische Rhythmik der Umrisse und des Kolorits, Ziel der südlichen Jahre, wird schon in den kleinen Bildern der Mün-



Anlage im Innern des Rundfunk-Verstärker-Autos.

DER RUNDFUNK ALS REPORTER

Das Rundfunk-Verstärker-Auto, das der Westdeutsche Rundfunk in Köln als erstes seiner Art in Dienst gestellt hat, gestattet, aktuelle Ereignisse sofort zu übertragen. Im Innern des Wagens, der fünf Personen Platz bietet, ist die Übertragungs-Apparatur eingebaut. Außerdem enthält der Wagen alle Instrumente, die zum Rundfunkempfang notwendig sind (Mitte), ferner eine Einrichtung für Schallplattenvorführungen mittels Lautsprechers (vorn rechts). Das Dach des Wagens ist besonders konstruiert, um dem Funkreporter als Standort zu dienen, von dem aus er die zu schildernden Vorgänge gut übersehen kann.

chener Lehrzeit, dem „Kleinen Pan" und der „Pieta" von 1849, erstrebt. Das ebenfalls in München geschaffene Gemälde der „Trauben stehlenden Windgötter" weist schon auf die merkwürdige, für die monumentalen Spätwerke so charakteristische Synthese von bewegter Gesamtaktion und beruhigter Einzelform hin. Andererseits wirken, mag sich der Künstler auch mit bewußter Schärfe von ihnen abgewandt haben, in manchen Werken der italienischen Epoche die Kunstmittel der französischen Schule Coutures nach: die von rosa und blauen Akkorden getragene farbige Harmonie, der Rhythmus der Bewegungsgesten und des Bildbaues. Wenn Feuerbach selbst den idealischen Stilbegriff, der ihm vorschwebte, als richtiges Weglassen des Unwesentlichen definiert, so ist damit eine bedeutsame, freilich nur negative Deutung seines Schaffens gegeben. Und es bezeichnet die Problematik auch des in Italien geschaffenen Werkes, daß es, im Ganzen gesehen, wohl einen gewaltigen Stilwillen, aber keinen einheitlichen Stilausdruck dokumentiert. Wenn der Maler seiner Arbeit das geistige Ziel setzte, sie solle ganz einfach und zugleich dramatisch wirken, so liegt hier ein Dualismus des Wollens vor, der auch in der Form nie vollkommen überbrückt werden konnte, sich vielmehr hier in der Gegensätzlichkeit von malerischer Anlage und plastisch-zeichnerischer Durchbildung auswirkte. Bezeichnend für diese innere Dissonanz ist die Tatsache, daß bei gleichzeitig entstehenden Werken, wie dem „Titanensturz" und dem „Konzert", so unter sich artandere Meister wie Michelangelo und Raffael dem Maler vor Augen standen. Nur dann, wenn das seelische Substrat der malerischen Anschauung entsprach, wenn, wie in jener ersten Fassung der „Iphigenie" oder des „Orpheus und Eurydike", der innere Ausgleich zwischen den Harmonien der Idee und der Form vorhanden war, konnte sich Feuerbachs Ingenium in seiner geistigen Tiefe und feierlichen Rhythmik voll verwirklichen. Die ihm innewohnende Musikalität hat an diesen Bildern mitgeschaffen, an ihren stillen und großen Umrissen, an der schwebenden Melodik ihrer Farben.

Dr. Kurt Pfister.

Künstliche Nieren.

Giftstoffe gehen ins Blut über. Magen und Darm nehmen das Gift auf, es gelangt ins Blut und wird durch Nieren, Darm und Haut wieder ausgeschieden. Zuweilen reichen die Abfuhrorgane nicht aus, die große Menge des ins Blut eingedrungenen Giftes herauszuschaffen. Könnte man da nicht das Blut vielleicht außerhalb des Körpers reinigen lassen — wie in einer chemischen Reinigungsanstalt? Das wichtigste Organ zur Giftausscheidung sind die Nieren. Sie opfern aber unter Umständen ihre eigene Gesundheit, um die Gifte abzufangen und das Blut zu reinigen. Aber mit ihrer Erkrankung wird auch die Fähigkeit zur Giftentfernung geringer. In neuerer Zeit wurden ausgedehnte Versuchsreihen namentlich in Amerika vorgenommen, in solchen Fällen durch Einschaltung künstlicher Nieren in den Blutkreislauf das Blut zu entgiften und die natürlichen Nieren zu entlasten. Bei Tieren wurde ein gläsernes, mit vielen Röhren versehenes Gebilde, eine Art Filter, in den Blutkreislauf eingeschaltet. Das eine Ende wurde an einer Körperarterie befestigt, das andere an einer Körpervene. Das Blut strömt nun durch die „künstliche Niere", kann hier chemisch oder physikalisch verändert werden und kehrt nach der vorgenommenen Reinigung wieder in den Körper, ins Blutgefäßsystem, zurück. Die Befreiung von Giftstoffen wird dabei mit Hilfe eines in der künstlichen Niere enthaltenen Stoffes vorgenommen, der in keiner Weise die lebenswichtige Zusammensetzung des Blutes berührt. Das Gerinnen des Blutes muß verhindert werden, weil auch kleine Gerinnsel die Blutbahn beim Zurückfließen verstopfen und die Unversehrtheit des Kreislaufs bedrohen könnten. Das gelingt durch Zusatz von Blutegelextrakten und ähnlichen Stoffen. Die amerikanischen Untersuchungen wurden an Tieren vorgenommen, die etwa eine nierenschädigende Sublimatvergiftung durchgemacht hatten oder an einer schweren Infektionskrankheit mit Beteiligung der Nieren erkrankt waren. Durch die gelungene Reinigung des Blutes konnten dann auch die natürlichen Nieren, die schon infolge Überlastung zu versagen drohten, sich wieder erholen und mit frischen Kräften in den Entgiftungsprozeß eingreifen. Es war nun lange eine offene Frage, ob der hier beschriebene Grundgedanke auch beim Menschen anzuwenden sei. Der Versuch ist gemacht worden und in mehreren Fällen gelungen. Es kamen zunächst natürlich nur Kranke in Betracht, denen auf keine andere Weise mehr zu helfen war, und bei denen auf andere Art keine Linderung ihrer Beschwerden erzielt werden konnte. Der Gießener Internist Prof. Haas hat erfolgreiche Versuche durchgeführt und beschrieben. Es handelte sich um Vergiftung des Blutes mit Harnstoff bei schwerer Urämie. Die unerträglichen Kopfschmerzen, die Benommenheit, Übelkeit und weitere Zeichen der Erkrankung waren auf andere Weise nicht zu beheben. Nach erfolgter Blutwaschung waren sie verschwunden. Es wurden zwei Arten der Blutwaschung versucht. Bei der einen, direkten Art wird das Blut aus der Handgelenkarterie heraus- und nach Reinigung in die Ellbogenvene zurückgeleitet. Das Blut fließt durch Dialysierschläuche, in denen die giftigen Bestandteile zurückgehalten werden. Das Verfahren bringt, da der Patient alles selbst verfolgt, eine gewisse psychische Erregung mit sich. Um dem auszuweichen, hat Haas die fraktionierte Blutwaschung durchgeführt, d. h. in mehreren Teilen. Es werden jeweils 400—500 ccm Blut aus der Vene entnommen, gereinigt und dann wieder in die Vene zurückgegeben. Zur Vermeidung der Blutgerinnung wurde Heparin gegeben, ein Stoff, der aus der Leber von Hunden gewonnen wird. Diese Blutreinigung wird im Laufe von einigen Stunden 9—10 mal wiederholt. Auch sie ist wirksam und erfolgreich. Es ließ sich chemisch genau feststellen, wieviel an Giftstoffen auf diese Weise aus dem Blut ausgewaschen wurde. Die Menge ist ganz erheblich und die Erleichterung in den schweren Krankheitszuständen durchaus zu verstehen. Haas selbst weist darauf hin, daß die Blutwaschung kein Allheilmittel ist und keines sein soll. Sie kann auch schon länger erkrankte Organe nicht wieder erneuern. Aber gerade bei akuten Vergiftungen des Blutes läßt sie sich unmittelbar als Heileingriff auffassen. Weiterer Ausbau der Technik ist noch nötig, vermutlich aber eine Frage der Zeit.

Dr. W. Schweisheimer.

Ein Bekenntnis zur heutigen Frau vor 400 Jahren.

Wer kennt heute noch Erasmus von Rotterdam, den „Voltaire der Renaissance", jenen feingeistigen Gelehrten, dessen Rat man einst in der ganzen Welt in Sachen der Literatur, des Geschmacks, aber auch in Politik und Diplomatie einholte? Eine Unterredung mit Erasmus oder ein Brief von ihm — einst das höchste Glück, das einem Gebildeten widerfahren konnte! Und geistliche und weltliche Fürsten wetteiferten, ihm ihre Gunst zu bezeigen und ihn mit Schmeicheleien und Geschenken zu überhäufen. Heute ist Erasmus breiteren Kreisen kaum dem Namen nach bekannt, und gewiß ist vieles, was er geschrieben hat, durch den Lauf der Zeiten überholt und nur noch historisch zu würdigen. Trotzdem werden an manchen Stellen seiner Werke Fragen berührt, die ihn als einen überraschend modern urteilenden und seiner Zeit vorauseilenden Denker erweisen; war er doch ein Feind alles Zwangs und ein Mensch, dem individuelle Freiheit über alles ging. So singt er schon 200 Jahre vor Rousseau das Loblied auf die

Mütter, die ihre Kinder selbst stillen, und in seinen „Gesprächen" (1534) findet sich ein sehr bezeichnender Dialog mit dem Titel „Der Abt und die gebildete Frau". Der Abt ist ganz verwundert, ja, entrüstet, im Zimmer der Frau Bücher zu sehen, französische, ja sogar lateinische und griechische, und Frau Magdala verteidigt nun mit Geschick und gesundem Sinn die geistige Ausbildung der Frau. Auf seinen Einwand, Rocken und Spindel seien die Waffen der Frau, hält sie ihm entgegen, es sei doch Aufgabe der Mutter, das Haus zu leiten und die Kinder zu erziehen; das lasse sich ohne Weisheit nicht tun, und diese schöpfe sie am besten aus ihren Büchern. Schritt für Schritt muß der Abt zurückweichen, und als er darauf hinweist, daß die große Masse es als ungewohnt empfinde, wenn eine Frau gelehrt sei, antwortet sie sehr treffend: „Was führt Ihr die Menge an, den geborenen Feind alles Guten, und die Gewohnheit, die Lehrmeisterin alles Schlechten? Man muß sich an das Beste gewöhnen!" Eine Frau, die wirklich gescheit sei, trage dies gar nicht zur Schau; wolle aber eine, die dumm sei, weise erscheinen, dann sei sie doppelt dumm. Schlagfertig antwortet sie ihm auf seine Bemerkung, er für seine Person möchte nun einmal keine gelehrte Frau haben, mit den Worten: „Und ich gratuliere mir, daß ich einen Mann mein eigen nenne, der Euch so unähnlich ist. Denn die Bildung hat ihn mir und mich ihm nur um so lieber gemacht." Frau Magdala geht dann ihrerseits zum Angriff über, sucht dem Abt die Schamröte über seine eigene Unwissenheit und materielle Gesinnung ins Gesicht zu treiben, und verabschiedet ihn dann mit den bezeichnenden Worten: „Das Theater der Welt verändert sich; entweder muß man seinen Platz aufgeben oder die Rolle spielen, die einem zufällt." — „Auch wir Frauen müssen uns organisieren, um unsere Interessen wahrnehmen zu können" — das ist der Grundgedanke eines Gesprächs mit dem Titel „Der Frauensenat". Wo die Männer täglich zusammenkommen, wo Bischöfe, Mönche, Soldaten, ja die Ameisen ihre Zusammenkünfte haben, da dürften die Frauen — so führt Cornelia, die Vorsitzende, aus — nicht mehr zurückstehen; denn jetzt sei es so weit, daß die Männer die Frauen nur als Amüsement betrachteten und ihnen kaum den Namen Mensch gönnten. Die Natur habe den Frauen jedenfalls ihre geläufige Zunge nicht dazu gegeben, daß sie stets nur schweigen sollten. Unter der Herrschaft der Männer lebe die Welt nur in Zwietracht und Unfrieden, und alle menschlichen Verhältnisse würden besser werden, wenn man einmal den Frauen die Zügel der Regierung anvertrauen würde. In einem lebhaften, aber von Sachlichkeit getragenen Dialog beraten nun die fünf Frauen, die den Senat gründen wollen, zunächst darüber, wer aufgenommen werden solle; nur verheiratete Frauen oder Witwen werden zugelassen. Wer etwas aus den Verhandlungen ausschwatze, solle zu dreitägigem Stillschweigen verurteilt werden. Interessant sind die Klagepunkte, die vorgebracht werden: Die Würde der Frauen leide immer mehr darunter, daß durch den allgemeinen Kleiderluxus die Unterschiede der Stände und der gesellschaftlichen Ordnung sich verwischten und man nicht mehr eine adlige von einer bürgerlichen Frau, eine verheiratete von einer Jungfrau oder Witwe, eine ehrbare von einer unehrbaren unterscheiden könne; letztere sehe man in Kleidern aus moirierter, geblümter, gestreifter Seide, aus Batist, Gold- und Silberstoffen, mit Zobel- und Hermelinpelzen. Schließlich soll der Frauensenat auch verschiedene Punkte mit den Männern in Ordnung bringen, denen vorgeworfen wird, sie behandelten die Frauen nur als Wäscherinnen und Köchinnen und entfernten sie von allen Ehrenstellen. Es sei recht und billig, daß öffentliche Ämter, soweit sie ohne Waffen versorgt werden könnten, auch von Frauen besetzt würden. Wirklich ein prophetischer Dialog! Dr. K. Weitzel.

Eisengewinnung im Eisenschwammverfahren.

Bisher hat man durchweg zur Eisenerzeugung den Hochofenprozeß in Anwendung gebracht. Die Eisenerze werden unter Zusatz von Koks im Hochofen eingeschmolzen, und dabei scheidet sich das Eisen in flüssiger Form ab, allerdings mit erheblichen Verunreinigungen durchsetzt. Dieses so im Hochofen erschmolzene Eisen muß nunmehr weitere Verfeinerungsprozesse durchmachen, wenn man aus ihm hochwertige Eisensorten herstellen will. Seit längerer Zeit verfolgt man das Ziel, Eisen aus den Eisenerzen direkt zu gewinnen, also ohne Verflüssigung des Eisens. Die Verfahren zur direkten Eisengewinnung bezeichnet man, da das Eisen bei diesen Prozessen in der sogenannten Schwammform gewonnen wird, als „Eisenschwammverfahren". Dieses Verfahren wird schon seit längerer Zeit in Schweden und Amerika angewendet, und zur Zeit bauen die Vereinigten Stahlwerke und Krupp in Deutschland eine Anlage hierfür. Auf Grund ausgedehnter Versuche hat man erkannt, daß sich für deutsche Verhältnisse das sogenannte „Norske-Staal-Verfahren am besten eignet, das nach seinem Erfinder auch als „Edwinverfahren" bezeichnet wird. Die Eisengewinnung geht bei diesem technischen Prozeß in einem Drehrohrofen vor sich. In ihm werden zerkleinerte Eisenerze mit Gasen behandelt, die aus dem Eisenerz den größten Teil des Eisens in fester Form als sogenannten Eisenschwamm zur Abscheidung bringen. Diese Abscheidung des Eisens aus dem Eisenerz erfolgt bei Temperaturen zwischen etwa 850 Grad und der Sintertemperatur des betreffenden Eisenerzes. Durch diese niedrige Temperatur, die bedeutend unter der im Hochofen herrschenden liegt, ist es unmöglich, daß das Eisenerz selbst und auch das ausgeschiedene Eisen zum Schmelzen kommen, da hierzu weit höhere Temperaturen notwendig sind. Am Ende des Prozesses findet man also im Drehrohrofen ein Gemenge von schwammförmigem Eisen und der Gangart des Eisenerzes vor. Aus dieser Masse läßt sich das Eisen leicht abscheiden. Führt man den Inhalt des Drehrohrofens über einen Magnetscheider, so wird das magnetische Eisen von den nichtmagnetischen Beimengungen getrennt und kann nun, nachdem es in Brikettpressen zur Brikettform geformt wurde, im elektrischen Ofen eingeschmolzen und zu hochwertigen Stahlsorten weiterverarbeitet werden. Besonders wesentlich ist es, daß der stets in den Eisenerzen vorhandene Phosphor- und Schwefelgehalt des Erzes bei diesem Verfahren nicht in das Eisen übergeht, weil auch dafür die angewendeten Temperaturen zu niedrig sind. Ein Phosphor- und Schwefelgehalt ist aber im Eisen sehr unerwünscht, und bei der Gewinnung im Hochofen läßt es sich nicht umgehen, daß das Eisen ebendiese unerwünschten schädlichen Beimengungen aufnimmt. Als Gas zur Abscheidung des Eisens aus den Eisenerzen dürfte man in Deutschland sogenanntes Hochofengas verwenden. Im Ausland sind noch verschiedene andere Verfahren zur direkten Eisengewinnung entwickelt worden, so das „Wibergverfahren", das „Hornsyverfahren" sowie das Verfahren des „Bureau of Mines", ferner das „Bassetverfahren", die in ähnlicher Weise arbeiten. Wie jeder neuartige technische Prozeß, bedürfen auch die Verfahren zur direkten Eisengewinnung noch jahrelangen Ausbaues; jedenfalls finden wir darin eine wesentliche Bereicherung unserer bisherigen Methoden zur Eisengewinnung. Dr. Freitag.

* * *

Anmerkung der Schriftleitung. Der Holzschnitt auf dem Umschlag dieses Heftes stammt von Jupp Olbertz und stellt den „zum Gärtner gesetzten Bock" dar.

RÜCKKEHR DES VATERS

(SCHLUSS VON SEITE 338)

Nachher wurde es beängstigend still, und Dagmar richtete sich auf. Zitternd schaltete sie das Licht ein, ein gruselhaftes, milchiges Licht. Die Beine an den Leib gehockt, fröstelnd, zusammengekauert, harrte sie im Bett. Sie horchte. — — Tastendes kam die Treppe herauf — schon schlug die Tür, die Mutter trat in das Zimmer. Geradeswegs zu Dagmar ging sie. Sie sah nicht zur Seite, sie stolperte einmal — allein, nun kniete sie bereits auf dem Bettrand und zog die Tochter an sich.

„Der Vater ist fort“, sagte sie leise, nach langem Schweigen. Sie sagte es stockend, als fürchte sie sich mit diesem Geständnis vor ihrem Kind. — — Dann berichtete sie alles, von der Liebe zu einer fremden Frau in Rußland, die endlich doch beständiger war, als alle Zweifel und Gewissensbisse und alle Neigungen zu ihr es sein konnten...

Sogar den Namen jener hatte sie sich bewahrt: Irinuschka. „Hörst du, Dagmar, ein Klang voll triefender und schwerer Zärtlichkeit ...“ Indes, sie entschuldigte den Vater... „Deinetwegen auch kehrte er noch einmal zurück, gern hätte er dich fortgeführt mit sich...“ — — — So erzählte sie, wie man Unmündigen Märchen vorbringt, vereinfacht und ein klein bißchen allzu betont oder überlegen ... aber sie verbarg ihr Antlitz dabei, und in ihrer Stimme lag Erschöpfung, und ganz in der Ferne war ein Schweben...

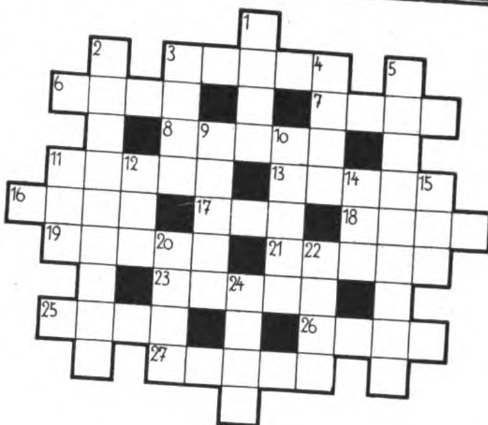
Dagmar küßte die Mutter. Nun ist alles klar, fiel ihr ein, und allmählich wurde eine milde Seligkeit Herr über sie.

Lange saßen die beiden Frauen auf dem Bett. Reglos, aneinandergedrückt, in die Ferne schauend, mit schwimmenden Augen; so saßen sie, verlassen in der Nacht — unter bleichem Licht.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.

Wagerecht: 3 Prophet, 6 Gewürz, 7 nordische Gottheit, 8 Hunderasse, 11 Gift, 13 Ölpflanze, 16 Musikinstrument, 17 Luftart, 18 russisches Gebirge, 19 griechischer Buchstabe, 21 deutsche Hafenstadt, 23 Kampfplatz, 25 Götzenbild, 26 musikalisches Zeichen, 27 Element; senkrecht: 1 Naturerscheinung, 2 Sternbild, 3 Baum, 4 Salzlösung, 5 Genußmittel, 9 Europäer, 10 deutsche Fabrikstadt, 11 Stadt in Finnland, 12 Gewässer, 14 Gesottenes, 15 großbritannische Insel, 20 Hoftracht, 22 deutscher Schriftsteller, 24 landwirtschaftliches Gerät.



Silbenrätsel.

Aus den Silben: ba — be — dau — di — ei — ei — eu — ga — gen — gen — gen — ger — ki — lett — lob — ma — mer — mol — na — na — ne — ra — re — sa — sti — ti — us sind 11 Wörter zu bilden, deren End- und Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Mahnwort von Freiligrath wiedergeben. Die Wörter bedeuten: 1 inneres Organ, 2 linker Nebenfluß der Elbe, 3 Behälter, 4 Halbmesser, 5 Stichwaffe, 6 Raubtier, 7 Weinstock, 8 Selbstüberhebung, 9 Südfrucht, 10 männlicher Vorname, 11 japanische Hafenstadt.

Gruppenrätsel.

Die Gruppen:
sie — der — täg — sich — muß — nur — le — wie — er — das — obern — ver — frei — ben — der — dient — heit — lich — ergeben, geordnet, einen Spruch aus Goethes „Faust“.

Vieldeutig.

Mich haschen muntere Knaben.
Der ernste Gelehrte dabei;
Mich hassen alle Philister,
Redakteure und Polizei.
Doch bewundern sie all mich mitsammen
Und schauen mir nach in die Luft;
Wenn oben in dunklen Regionen
Mein kurzes Dasein verpufft.

Ersatzrätsel.

Matrone — Unrecht — Zahn — Mandel — Laube — Havel — Saft — Eule — Niere.

Vorstehende Wörter sind durch Änderung je eines bestimmten Buchstabens in Wörter mit anderer Bedeutung zu verwandeln. Die neuen Buchstaben nennen, aneinandergereiht, eine süddeutsche Großstadt.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4409.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4407.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Köhl, 5 Kleie, 9 Saurier, 10 Basis, 12 Teile, 14 Ute, 15 Tat, 17 Kin, 18 Lena, 20 Rate, 21 Hitze, 22 Tier, 24 Hand, 27 Öl, 28 die, 30 Lei, 31 Kreta, 33 Matin, 35 Nehemia, 36 Orden, 37 Arier; senkrecht: 1 Kabul, 2 Essen, 3 Hai, 4 Lust, 5 Kitt, 6 Lee, 7 Erika, 8 Ebene, 11 Atelier, 13 Litanei, 16 Abtei, 19 Ahr, 20 Reh, 22 Tokio, 23 Elend, 25 Altai, 26 Dinar, 28 Dahn, 29 Emma, 32 Tee, 34 Air.

Silbenrätsel: 1 Devise, 2 Epoche, 3 Renommee, 4 Mappe, 5 Erato, 6 Illinois, 7 Sumatra, 8 Thyrsus, 9 Euryanthe, 10 Rialto. — „Der Meister von Palmyra“.

Scharade: Leichtsinn.

Umstellrätsel: Dame, Ober, Utah, Genre, Lehm, Angel, Sparta, faul, Amur, Inka, Rang, Bast, Amen, Nana, Kant, Seil. — Douglas Fairbanks.

Rätselragout: Rost, Egge. — Rosegger.

Osiris Unterkleidung

qualitativ unübertroffen

Erhältlich in allen feineren Spezialgeschäften

Alleinige Fabrikanten:
MÜLLER & SCHWEIZER, STUTTGART

„..sie warten direkt

auf den Aushang jeder neuen Bilder-Wochen-Serie Ihres wirklich gut ausgewählten und schön ausgeführten

AKTUELLEN BILDERDIENSTES

in meinen Schaufenstern."

Verlangen Sie kostenlos Probebilder und Preisangabe.

„Aktueller Bilderdienst"
Verlag J. J. Weber, Leipzig C 1.

AUREOL

Seit 33 Jahren anerkannt beste HAARFARBE

färbt echt u. natürlich in allen Nuancen v. hellsten Blond bis z. tiefsten Schwarz

Überall erhältlich

PROBEKARTON ZU 1 PORTION RM 1.85
PROBEKARTON ZU 2 PORTION. RM 3.30
ORIGIN.-KARTON ZU 4 PORTION. RM 5.50

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
FABRIK: BERLIN DREYSESTRASSE 5
DETAILVERKAUF: MARKGRAFENSTRASSE 26

Ein Geheimnis? **Männer!** **Neue Kraft!**



Man kennt heute fast nur noch **„Okasa"** (nach Geheimrat Dr. med. Lahusen).

Das hervorragende hochwertige Sexual-Kräftigungsmittel (sexuelle Neurasthenie). **Notariell** beglaubigte Anerkennungen von zahlreichen Aerzten und tausende Dankschreiben dankbarer Verbraucher beweisen die ausgezeichnete Wirkung! Trotzdem gibt es noch Zweifler! Wir versenden daher nochmals, ohne jede Absenderangabe,

30 000 Probepackungen umsonst.

Soeben ist **neue** Broschüre erschienen. In **neuer, gediegenster** Ausstattung! Mit **neuem, bedeutend erweiterten,** hochinteressanten und belehrenden Text! Wir legen diese Broschüre jeder Probepackung kostenlos bei.

Es sind lediglich 40 Pf. für Doppelbrief-Porto beizufügen (unverlangte Nachnahmen kennen wir prinzipiell nicht). Zusendung diskret verschlossen durch das Generaldepot und Alleinversand für Deutschland: **Radlauers Kronen-Apotheke,** Berlin W. 244, Friedrichstrasse 160.

Beachten Sie genau! Okasa (Silber) für den Mann, Originalpackung 9.50 M.
Okasa (Gold) für die Frau, Originalpackung 10,50 M.

Zu haben in allen Apotheken.



Unerläßliche Voraussetzung des Insertionserfolges ist die ständige Beeinflussung eines wahrhaft kaufkräftigen Leserpublikums, wie es in sonst unerreichtem Maße die

LEIPZIGER ILLUSTRIRTE ZEITUNG

aufzuweisen hat.

ES IST NICHT SCHÖN,

wenn Sie feststellen müssen, daß die Nummern der „Jllustrirten Zeitung", die Sie einbinden lassen wollen, an den Ecken bestoßen oder sonstwie beschädigt sind. Hiervor schützen Sie sich durch Anschaffung unseres **SAMMELKASTENS,** *den wir zur bequemen und zweckmäßigen Aufbewahrung der Nummern liefern.*

Dieser Sammelkasten ist $28\frac{1}{2}$ cm breit, $39\frac{1}{2}$ cm lang, 9 cm hoch und bietet Platz für 26 Hefte eines Halbjahrs. Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, sodaß der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um einmalige Anschaffung von bleibendem Wert. Der Preis ist niedrig bemessen und beträgt 3 RM., zuzüglich Versandspesen.

EINBANDDECKEN für die Leipziger „Illustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten, einschließlich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses, je 4 RM., zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG (J. J. WEBER), LEIPZIG C 1, Reudnitzer Straße 1–7.



Lieferanten dieser Zeitschrift

BERGER & WIRTH
FARBENFABRIKEN · LEIPZIG

Berlin, Barmen, Hamburg, Amsterdam, Budapest, Leningrad, Prag, Rio de Janeiro

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG I·I·WEBER

NR·4409 ☆ 12·SEPT·1929 A. A.

DER WELTFLUG DES LUFTSCHIFFES „GRAF ZEPPELIN“

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

WIESBADEN.

Mit einer Fremdenziffer von 105000 Personen beginnt das Weltbad am Taunus seine Herbstsaison. Die Schönheit der Kurstadt flammt in diesen späten Sommertagen noch einmal in besonderem Glanze auf. Das Bild in den Gärten, auf den Promenaden, im Kurhaus wird von Tag zu Tag verlockender; der Charakter des Kurlebens erhält wieder mehr internationalen Einschlag. Die Kunst, Theater, Konzerte und Ausstellungen, stehen im Vordergrund des Unterhaltungsprogramms. Wiesbaden ist die Eingangspforte zum Rheingau und Vorstation für all die Weinorte von Weltruf in diesem sonnenwarmen Landstrich. Liebliche Täler führen zum Rhein, zu seinen Burgen, weinfrohen Städtchen, zu den fleißigen Winzern und zu seiner Romantik. Wiesbaden in diesen Tagen besuchen, heißt sich eine Erinnerung, ein Reiseerlebnis fürs Leben schenken.

In Paris findet man unsere „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" unter anderm im Lese- und Korrespondenzsaal der Agence de Publicité de l'Europe Centrale S. A., 9., 94, Rue Saint-Lazare, wo auch alle und jede Reiseangelegenheit (Fahrkarten, Theaterbillette, Geldwechsel, Post, Telegraph etc.) erledigt werden kann. Jede Auskunft wird dort gern spesenfrei erteilt.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG · BERLIN · DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN · WIEN · BUDAPEST

NR. 4409. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

12. SEPTEMBER 1929

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



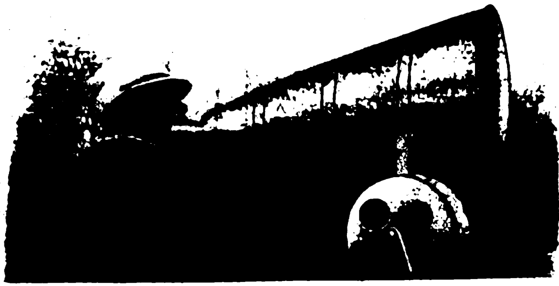
HELFER AM WERK:
GRAF ZEPPELIN MIT SEINEN FREUNDEN UND MITARBEITERN

Obere Reihe, von links nach rechts: Ingenieur Kober (entwarf nach Graf Zeppelins Angaben die erste Konstruktion); Graf Zeppelin; Direktor Dr. Colsmann (führte das Luftschiffbau-Unternehmen über alle Krisen). Bildmitte: Hacker (bewährter Luftschiffführer). Unten links: Dr. Eckener, der verdiente Führer und Organisator des Zeppelin-Luftschiffbaues. Unten rechts: Oberingenieur Dr. Dürr, Chefkonstrukteur, dessen Name mit der technischen Entwicklung der Zeppelin-Luftschiffe eng verbunden ist.

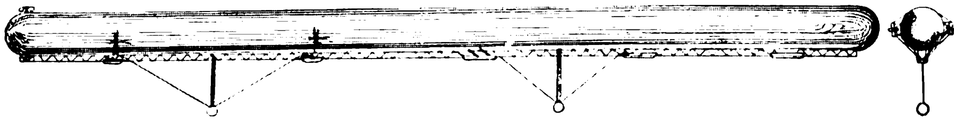
VON DER „UTOPIE" ZUM WELTFAHRTSCHIFF

AUS DER ENTWICKLUNGSGESCHICHTE DER ZEPPELIN-LUFTSCHIFFE

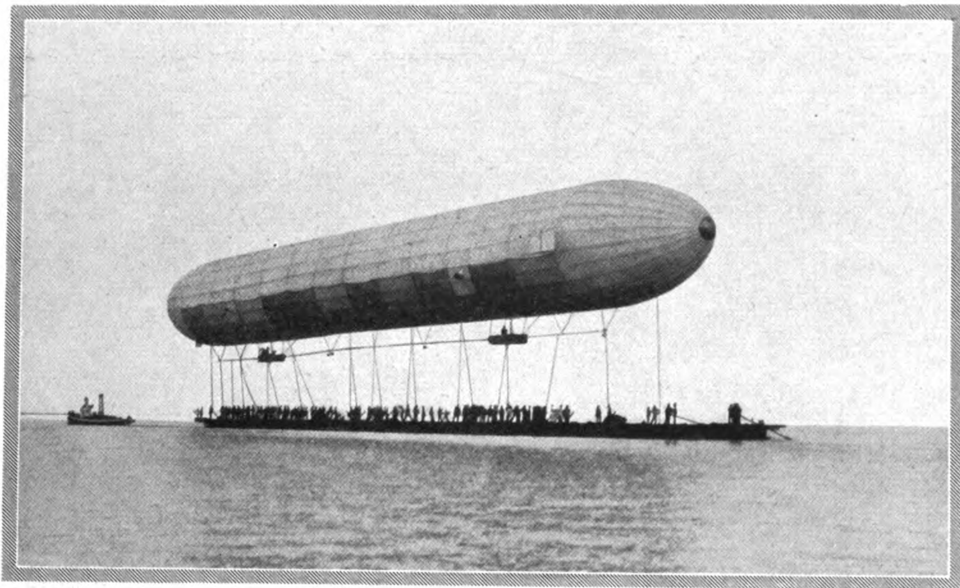
VON HAUPTMANN A. D. DR. HILDEBRANDT



„Klar zum Aufstieg!"
Graf Zeppelin am Megaphon, eine Erinnerung an den erfolgreichen Erfinder.



Das Projekt des Zeppelinschen Luftschiffes aus dem Jahre 1898.
Der zeitgenössische Berichterstatter schrieb von diesem auf 100 m Länge berechneten Projekt, es übertreffe „in bezug auf Erfindung und Technik alles, was bisher geleistet worden ist". — Bemerkenswert ist hierbei, daß die Stabilität in der Längsachse durch Verschiebung beweglicher Gewichte erreicht wurde.



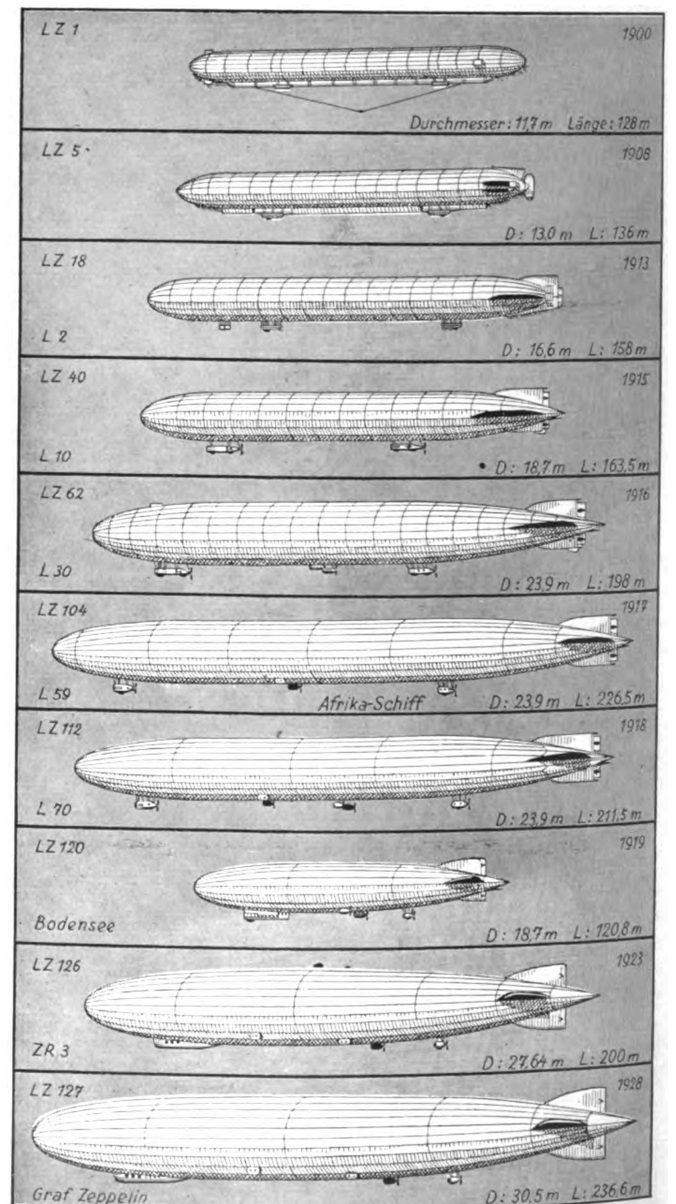
Der erste Aufstieg des Zeppelin-Luftschiffs am 2. Juli 1900 bei Manzell am Bodensee.
Das Luftschiff auf dem Pontonfloß der schwimmenden Halle vor dem Start. — Das Luftschiff hatte eine Länge von 128 m bei 11,7 m Durchmesser.

Den ersten Eindruck von der Bedeutung eines Luftfahrzeugs hat Graf Zeppelin 1862 gelegentlich seiner Teilnahme am amerikanischen Sezessionskrieg erhalten, wo er in dem für General Mac Clellan aufsteigenden Fesselballon einen Aufstieg machte. Flüchtig wurde er dann im Kriege 1870/71 durch die Freiballonaufstiege aus dem belagerten Paris wieder an dieses Kriegsmittel erinnert. Und den Anstoß, sich selbst mit den „lenkbaren Ballonen" zu befassen, hat ihm ein Vortrag des Generalpostmeisters Stephan gegeben, der 1874 unter dem Titel „Weltpost und Luftschiffahrt" im Druck erschien. Noch als aktiver Offizier überreichte er dann 1887 dem König von Württemberg eine Denkschrift, in der die weitestgehenden, damals natürlich für vollkommen phantastisch gehaltenen zivilen Verwendungszwecke von „großen Luftschiffen" angegeben wurden, wie Erforschung der Erde, des Nordpols und Innerafrikas. Das war zu der Zeit, als die erfolgreichen Aufstiege der französischen Hauptleute Renard und Krebs mit dem Luftschiff „La France" als bedeutungslos abgetan waren.

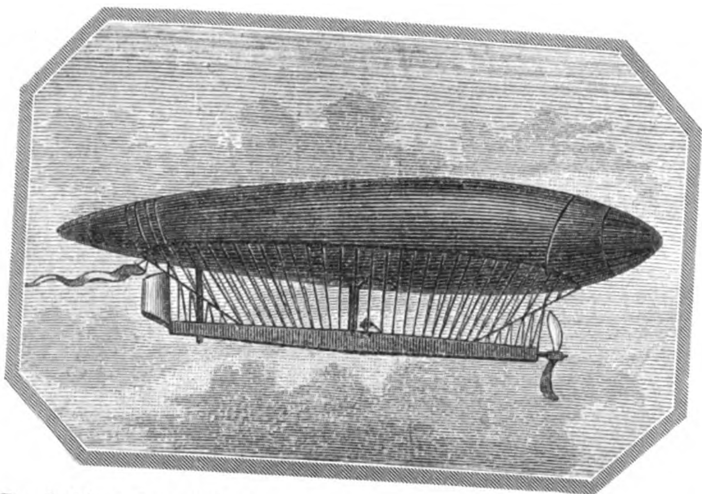
Nach seinem Abschied ging Graf Zeppelin sofort daran, den Plan zu verwirklichen, selbst ein Luftschiff zu bauen. Ihn schreckte nicht die Katastrophe ab, die das Luftschiff von Wölfert auf dem Tempelhofer Felde am 12. Juni 1897 getroffen hatte, nicht die am 3. November 1897 erfolgte Strandung des Aluminiumluftschiffs des Österreichers Schwarz, das später seine Neider und Gegner vollkommen ungerechtfertigterweise als Grundlage für sein Konstruktionsprinzip bezeichnet haben.

Nachdem seine Pläne infolge ablehnenden Urteils eines vom Kaiser berufenen Sachverständigenausschusses nicht die Unterstützung des Kriegsministeriums gefunden hatten, bildete er eine Aktiengesellschaft und begann 1898 mit der Durchführung seiner Konstruktion, die der jetzt noch in Friedrichshafen lebende Ingenieur Kober nach seinen Weisungen ausarbeitete. Die für damalige Verhältnisse riesenhaften Ausmaße — 10000 cbm Gasinhalt gegen etwa 1000 der normalen Freiballone — waren es, die ihm die schärfsten Widerstände eintrugen, namentlich die des beim Kriegsministerium in Luftfahrtangelegenheiten als unfehlbar geltenden Hauptmanns Groß von der Luftschifferabteilung, während wir anderen Luftschifferoffiziere vollkommen auf seiten Zeppelins standen. — In jener Zeit hatte in Paris auch der Brasilianer Santos-Dumont kleine Luftschiffe in der Größe von 180—3010 cbm Gasinhalt gebaut, die zwar nur kleine, aber doch zum Teil recht schön gelungene Fahrten ausführten und bei wenig weitblickenden Luftfahrern den Glauben stärkten, daß man bei den bisher üblichen kleinen Ausmaßen bleiben müsse.

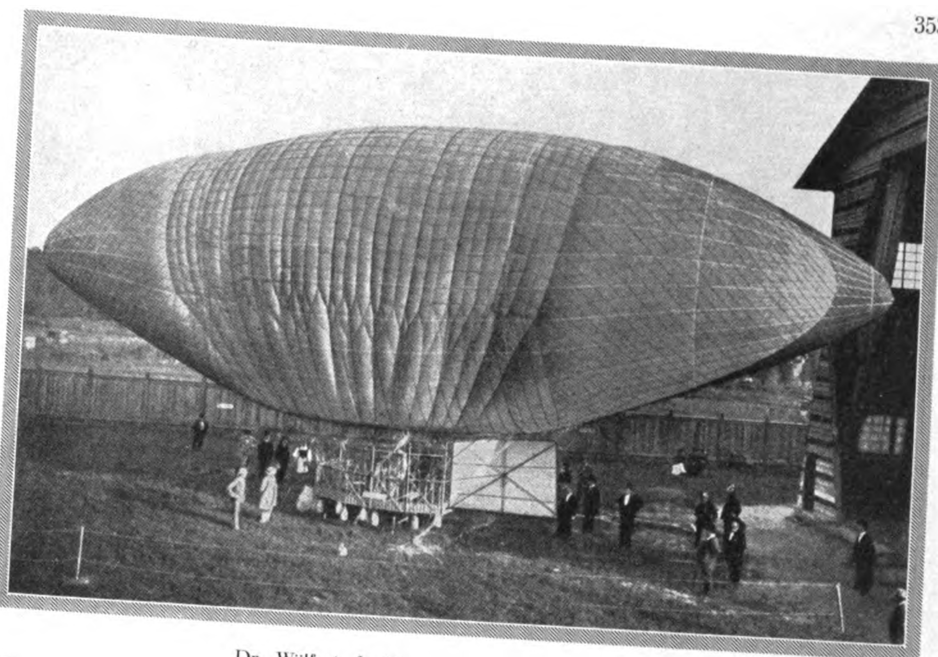
Obwohl nun Graf Zeppelin bei seinen Versuchen, die am 2. Juli 1900 über dem Bodensee begannen, niemals den Tod eines Menschen zu beklagen gehabt hat, so konnte er doch sein starres System nur in schweren Kämpfen und unter Opferung seines ganzen Vermögens durchsetzen. Das Vorurteil der maßgebenden Militärs war so groß, daß selbst nach der aufsehenerregenden Fahrt in die Schweiz am 1. Juli 1908 ein Umschwung der Meinungen nur allmählich eintrat. Erst die am 5. August 1908 nach längerer Fahrt erfolgende Katastrophe bei Echterdingen brachte das ganze deutsche Volk auf seine Seite, und ergiebige Sammlungen schufen die Mittel, das Luftschiff auszubauen. Es ist hier am Platze, der treuen Mitarbeiter zu gedenken, die zur Vollendung des Werkes beigetragen und Zeppelin auch in den schwersten Stunden nicht verlassen haben. Von Außenstehenden seien aus der ersten Zeit genannt die Hauptleute v. Sigsfeld und v. Kehler, Fabrikbesitzer Gradenwitz, die Meteorologen Hergesell, Stolberg und Stade. Von seinen Friedrichshafener Mitarbeitern sind in erster Linie zu nennen Oberingenieur Dürr als Chefkonstrukteur, Luftschiffkapitäne Hacker und Lau als Führer und Direktor Dr. Colsmann, dem das Verdienst gebührt, das Unternehmen durch die schwierigsten Krisen hindurchgeführt und dem Grafen Zeppelin einen seiner ursprünglich schärfsten Gegner, Dr. Eckener, zugeführt zu haben.



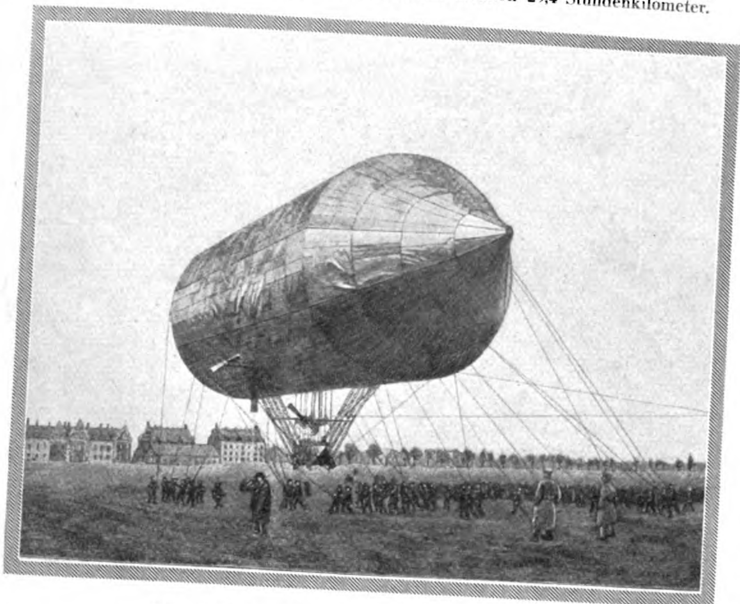
Die Entwicklung der Zeppelin-Luftschiffe.
Schematische Darstellung der verschiedenen Typen und der Größenunterschiede.



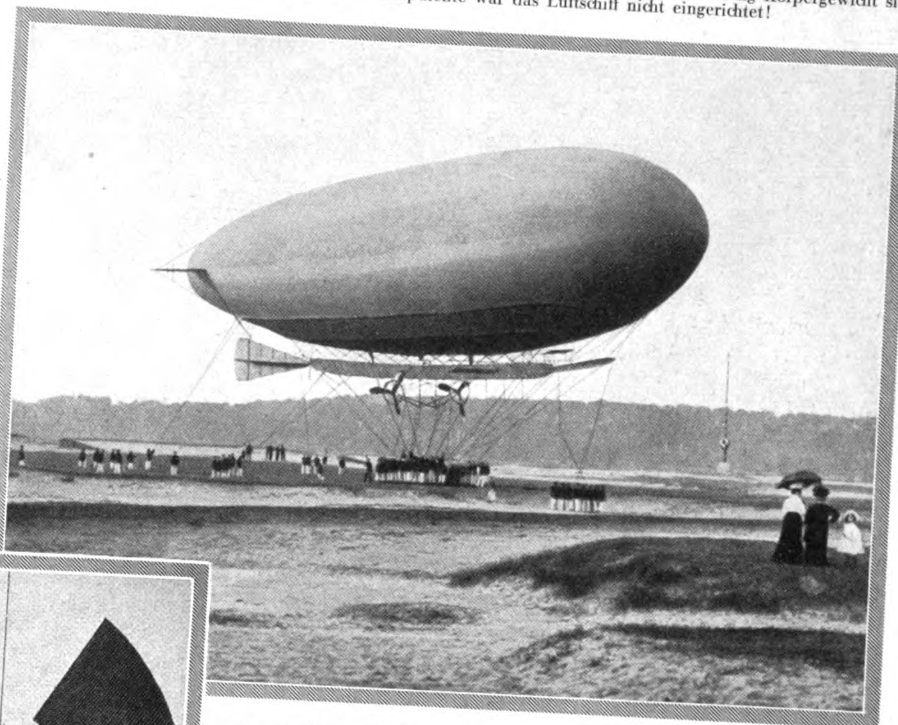
Das lenkbare Luftschiff „La France", erbaut von den französischen Hauptleuten Ch. Renard und A. Krebs (1884/85).
Das zigarrenförmige Luftschiff (50 m lang, 8,40 m Durchmesser, 1864 cbm Rauminhalt) erreichte bei seinen Versuchsflügen unweit Chalais-Meudon 23,4 Stundenkilometer.



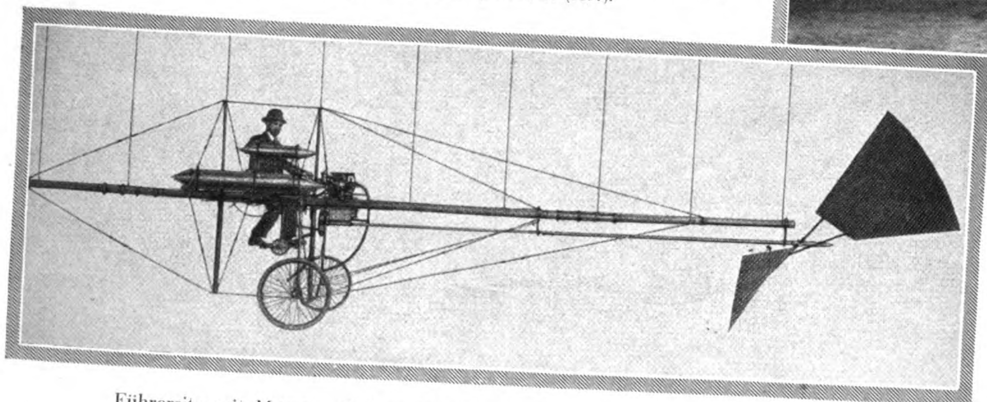
Dr. Wölferts lenkbares Luftschiff „Deutschland".
Das 28 m lange Schiff machte am 28. und 29. August 1896 Probefahrten über der Berliner Gewerbe-Ausstellung; dabei mußte ein Ersatzmann die Bedienung übernehmen, da Dr. Wölfert mit seinen 100 kg Körpergewicht sich als zu schwer erwies — für Korpulente war das Luftschiff nicht eingerichtet!



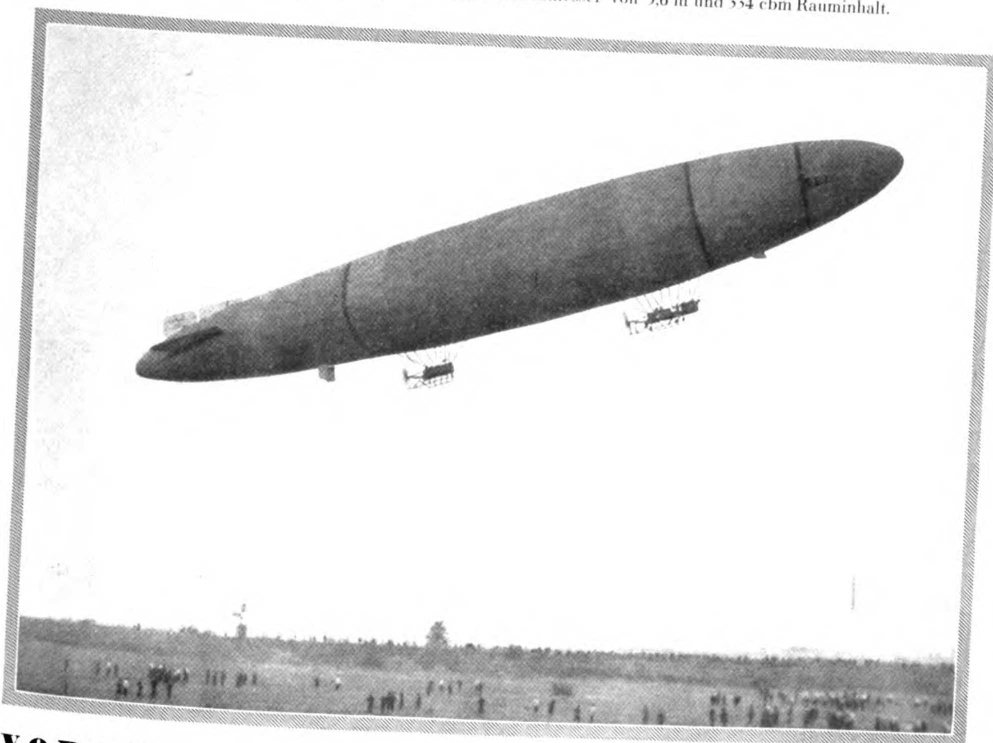
Das Luftschiff des Österreichers Schwarz.
Diese Konstruktion (3697 cbm Rauminhalt) war in Aluminium ausgeführt. Nach seinem ersten Aufstieg wurde es bei der Landung zerstört (1897).



Das Großsche Militärluftschiff, konstruiert von Obering. Basenach (1908).



Führersitz mit Motor und Propeller des Luftschiffes von Santos-Dumont (1900).
Dieses Schiff war $28^{1}/_{2}$ m lang, hatte einen Durchmesser von 3,6 m und 334 cbm Rauminhalt.

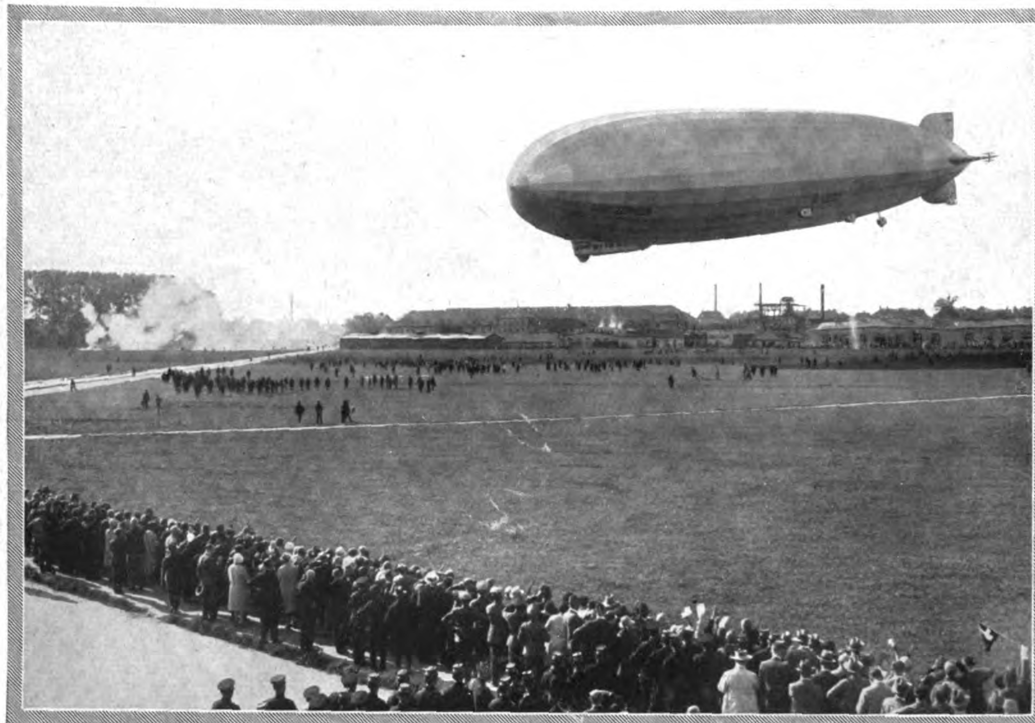




Das unstarre System: Luftschiff des Majors v. Parseval (1906).
Länge 48 m; Rauminhalt 2500 cbm; Daimlermotor von 90 PS; 50 km Höchstgeschwindigkeit.

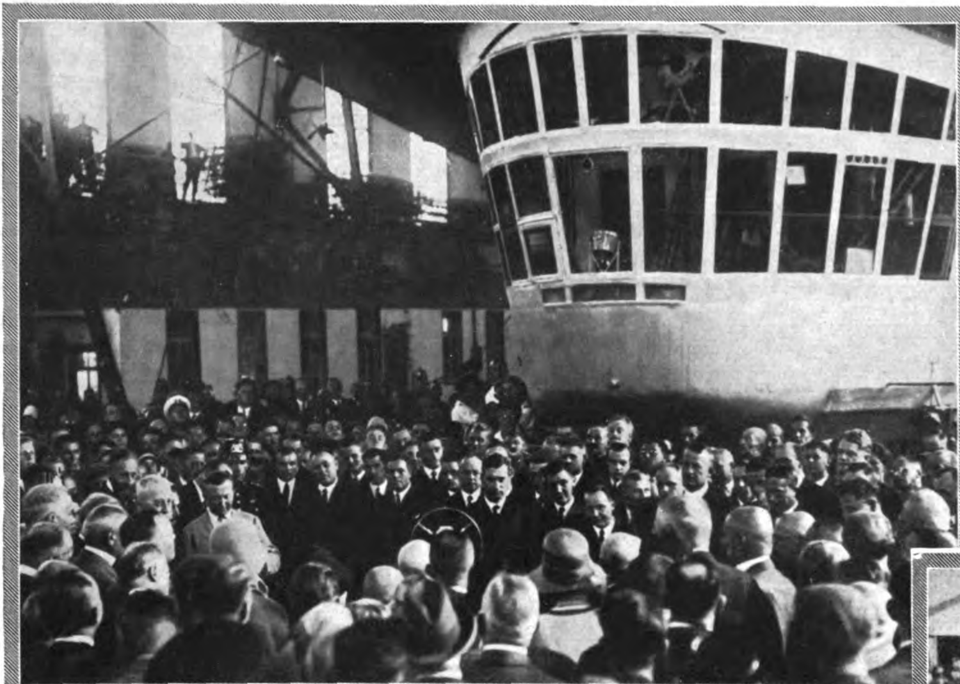
Nebenstehend: Der erste Aufstieg des Luftschiffs „Schütte-Lanz" in Mannheim am 17. Oktober 1911.
Für das Gerippe wurde Holz verwendet. Länge 130 m; größter Durchmesser 18 m; Rauminhalt 20000 cbm; zwei Motoren zu je 270 PS.

VORGÄNGER UND KONKURRENTEN DES ZEPPELIN-LUFTSCHIFFES



Wieder in der Heimat: Die Landung des Luftschiffs in Friedrichshafen am 4. September unter dem Salut der Böllerkanonen (im Hintergrund links).

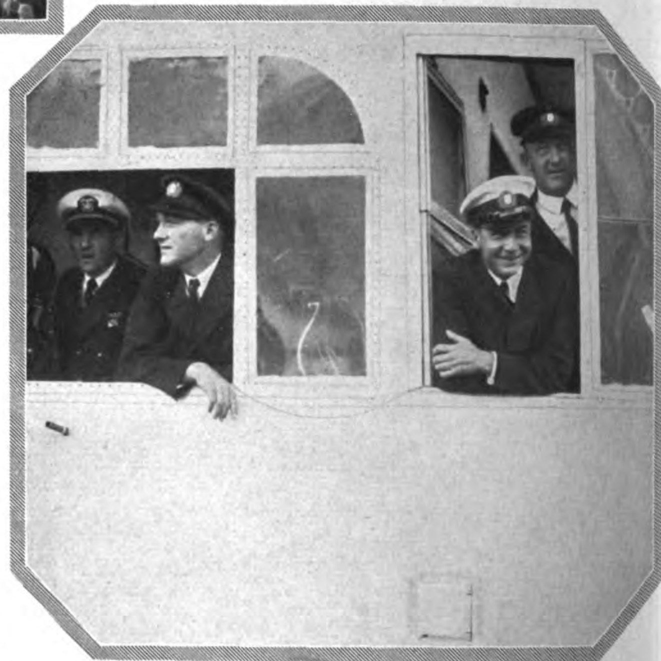
Aufregend war der Kampf um das System. Während bei Zeppelin ein starres, mit Stoff überzogenes Gerippe das Hauptmerkmal der Konstruktion bildet, hatte Major v. Parseval eine vollkommen „unstarre“ Bauart gewählt, deren „pralle“ Form durch unter Druck gesetzte Luftsäcke gewährleistet wird. Und der Kommandeur des Luftschiffer-bataillons, Major v. Besser, ließ auf Anregung des Kaisers ein „halbstarres“ Luftschiff in Angriff nehmen, mit dessen Konstruktion Oberingenieur Basenach betraut wurde, das aber merkwürdigerweise, weil es militärisch von Major Groß betreut wurde, im Volksmunde das Großsche genannt wurde. Ein großes „Pralluftschiff“ haben ferner 1909 auch die Siemens-Schuckertwerke unter Leitung von Dr.-Ing. Krell gebaut, dem das Verdienst gebührt, die Frage des günstigsten Hallenbaues wissenschaftlich zur Klarheit gebracht zu haben. Wenn man auch mit Pralluftschiffen befriedigende Ergebnisse erzielte, so war



Willkommen den Heimgekehrten: Während der Ansprache des badischen Ministerpräsidenten Dr. H. M. Bolz nach Einbringung des Luftschiffs in die Halle.

doch der Vorsprung des Zeppelinschen starren Systems nicht einzuholen, und der weitblickende, erfahrene Schiffbauer Professor Schütte ging ebenfalls an den Bau eines starren Luftschiffs, das vorbildlich durchkonstruiert wurde und gegenüber dem Zeppelinschen durchaus konkurrenzfähig erscheint. Andere Bauten von Pralluftschiffen, wie die des Brasilianers Severo und des Deutschen Baron v. Bradsky, scheiterten, beide bei Paris, im Jahre 1902: Konstrukteure und Besatzung kamen um.

Die Erfolge der Luftschiffe hängen aber nicht allein von ihrem guten Bau ab, sondern von der Möglichkeit, Unwettern aus dem Wege zu fahren. Ebenso wie die größten Ozeandampfer durch schwerste Stürme vollkommen unbeschädigt hindurchkommen, können die viel schwächeren Gebilde der gasgetragenen Luftfahrzeuge Orkanen in der Luft standhalten. Dr. Eckener hat uns gezeigt, wie man den Zyklonen ausweicht, ja, sie sogar ausnutzt zur Beschleunigung der Fahrt. Diese Navigierung hat sich gleichzeitig mit der Konstruktion der Zeppeline entwickelt. Auf sie hingewiesen zu haben, ist dem bekannten Aerologen Professor Dr. Hergesell zu danken. Dieser ließ schon 1900 zum ersten Aufstieg des Zeppelinschen Luftschiffes Drachenmaterial aus Straßburg kommen, wo auf seine Veranlassung durch Professor Euting, Dr. Stolberg und den Verfasser die ersten deutschen Drachenaufstiege zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre durchgeführt wurden. Der Gelehrte hat dann im Jahre 1910 nach der Strandung des Luftschiffes „Deutschland“ im Teutoburger Wald bei einem dem Kaiser in Urville über die Zeppelinschen Luftschiffe gehaltenen Vortrag auf die Möglichkeit und Notwendigkeit meteorologischer Navigierung hingewiesen und in Wort und Schrift sich dafür eingesetzt. Sie besteht darin, in einem Tiefdruckgebiet, in das von allen Seiten die Luft höheren Drucks hineinströmt, die in der Fahrtrichtung wehenden und



Die Führer auf der Strecke Lakehurst-Friedrichshafen: Am Fenster der Gondel rechts Kapitän Lehmann, dahinter Kapitän Flemming.

damit schiebenden Winde aufzusuchen. Der große Praktiker Dr. Eckener versteht es, diese Navigierung mit Meisterschaft durchzuführen. Der künftige Luftschiffverkehr über weite Strecken ist, wie durch die jetzige Weltfahrt bewiesen ist, mit Erfolg nur durchzuführen, wenn eingehende aerologische Beratung durch Funkspruch von in den Ozeanen zu stationierenden und fahrenden Schiffen sowie von Landwetterwarten erfolgt, und wenn die Führer so ausgebildet sind, daß sie das Verhalten des Luftozeans nach diesen Nachrichten beurteilen und ausnutzen können.



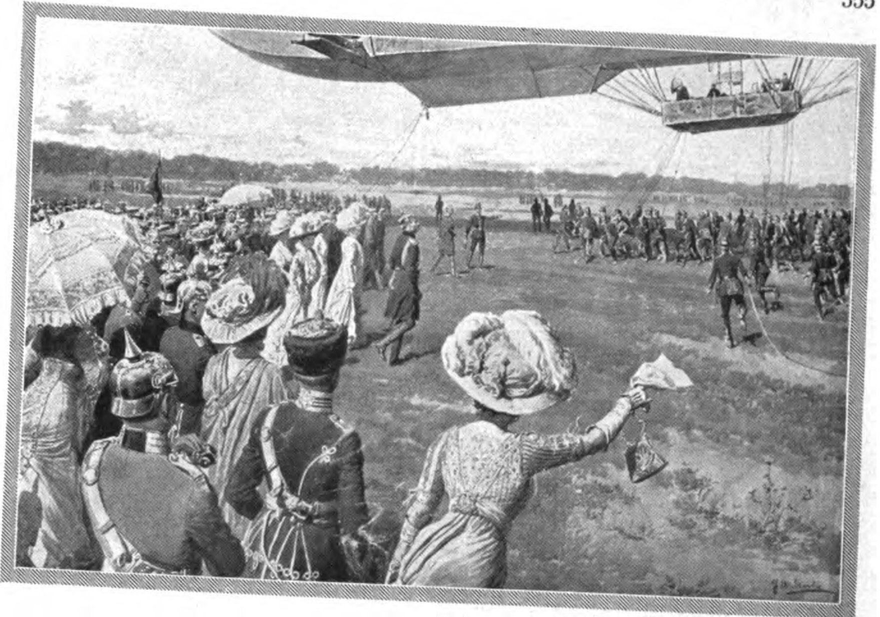
Nebenstehend: Der württembergische Staatspräsident a. D., Staatsminister Bazille (rechts) bringt ein Hoch auf die Besatzung aus.

Daneben (von rechts nach links): Freiherr v. Prittwitz-Gaffron; Kapitän Lehmann (er freut sich, wieder eine Zigarette rauchen zu können!); dahinter links Knud Eckener, Dr. Eckeners Sohn; neben ihm Gräfin Brandenstein, Zeppelins Tochter; vorn Botschafter Schurman; Kapitän Lehmanns Gattin.

DER EMPFANG IN FRIEDRICHSHAFEN

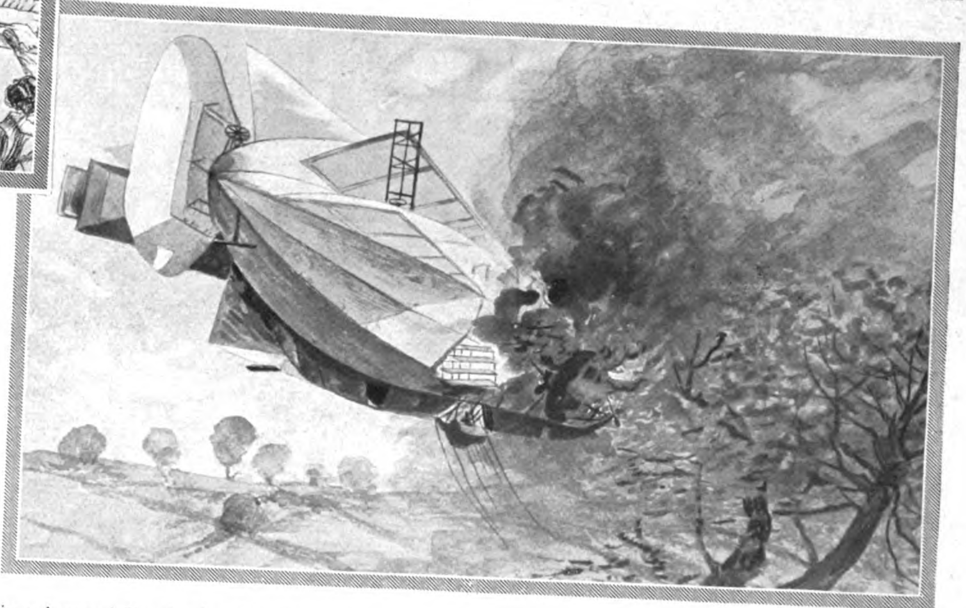


Heute so wie einst: „Zeppelin kommt“ — und alles hält nach dem Luftriesen Ausschau. (Zeichnung aus den Tagen der ersten großen Erfolge des Grafen Zeppelin. Von W. Giese.)



Oben rechts: Ein wichtiger Markstein in der Entwicklung der Zeppelin-Luftschiffahrt: „Z III“ landet auf dem Tegeler Schießplatz in Berlin am 29. August 1909 in Gegenwart des Kaiserpaars.

Für diese Fernfahrt von Friedrichshafen nach Berlin brauchte das Luftschiff fast 3 Tage bei 3 Zwischenlandungen. (Zeichnung von J. Matania.)



Ein schwarzer Tag in der Zeppelin-Geschichte: Die Katastrophe von Echterdingen am 5. August 1908.

Das Luftschiff hatte bei Echterdingen (südlich von Stuttgart) landen müssen, wurde dort von einer Bö losgerissen, explodierte und verbrannte vollständig. (Zeichnung von K. Staud.) — Dieses Unglück führte zu einer großen Volkssammlung für Zeppelin und gab dadurch einen neuen Anstoß zur Weiterentwicklung.

Links nebenstehend:

Die Sturmfahrt und Strandung des Passagierluftschiffes „Deutschland“ (LZ VII) im Teutoburger Wald am 28. Juni 1910.

Der Moment der Katastrophe; im Verbindungsgang des Luftschiffes einige Passagiere, die sich während des Sturmes dort aufhalten mußten, um das Gleichgewicht des Schiffes zu erhalten. — An der Fahrt nahmen Oberingenieur Dürr, Direktor Colsmann, Dr. Eckener und der Zeichner der „Illustrirten Zeitung“ Fr. Kienmayer, von dem dieses Bild stammt, teil.



Zeppelin im Kriege: Über Mazedonien beim Feldpost-Abwurf.

Die erfolgreichen Orientfahrten während des Krieges gehören zu den größten Ereignissen in der Geschichte der Zeppeline. (Zeichnung von Zeno Diemer.)



Nebenstehend: Im Führerraum eines Zeppelin-Luftschiffes während einer Kriegsfahrt. (Zeichnung von F. Schwormstädt.)

BEMERKENSWERTE MOMENTE AUS DER GESCHICHTE DER ZEPPELINE

BILDER VON DEN EINZELNEN PHASEN DER ZEPPELIN-WELTFAHRT



Über dem asiatischen Rußland: Blick auf Jakutsk, den Haupthandelsplatz Ostsibiriens.

Hier wurde ein Kranz abgeworfen, der den in der Kriegsgefangenschaft verstorbenen Deutschen gewidmet war.

Der Verlauf der Weltfahrt.

Am 15. August, früh ½5 Uhr, startete „Graf Zeppelin" in Friedrichshafen. Sein Weg führte ihn über Berlin, Rußland, Sibirien nach dem japanischen Flughafen Kasumigaura bei Tokio (Ankunft am 19. August 10,40 mitteleuropäischer Zeit). Die zweite Etappe begann am 23. August 7,12 MEZ. Nach der Fahrt über den nördlichen Stillen Ozean steuerte er San Franzisko an und landete am 26. August 14,25 MEZ in Los Angeles. Die Weiterfahrt über das amerikanische Festland erfolgte am 27. August 9,15 MEZ, und bereits am 29. August 13,07 MEZ erreichte das Schiff Lakehurst. Die Heimreise nach Friedrichshafen wurde am 1. September 13,18 MEZ angetreten, wo es am 4. September 8,48 MEZ glücklich landete. Gesamtflugdauer: 20 Tage 4 Stunden; Länge der zurückgelegten Strecke: über 30000 km.



Standortfeststellung des Luftschiffs: Ein mitfahrender japanischer Marineoffizier während der Fahrt über Sibirien bei navigatorischen Beobachtungen.



Ankunft über dem ostasiatischen Inselreich: „Graf Zeppelin" erreicht die japanische Küste.



Im Kreis:

In japanischem Milieu: Die englische Journalistin Lady Drummond-Hay, ein bekannter Zeppelin-Fahrgast, beim Besuch eines Teehauses.



Eine Ehrung Dr. Eckeners, der Luftschiff-Mannschaft und -Passagiere in Japan: Das Festessen im Imperial-Hotel in Tokio am 20. August, veranstaltet von den japanischen Ministerien des Verkehrs, der Marine und des Äußeren. Links vom Redner (weggewendet) Dr. Eckener.

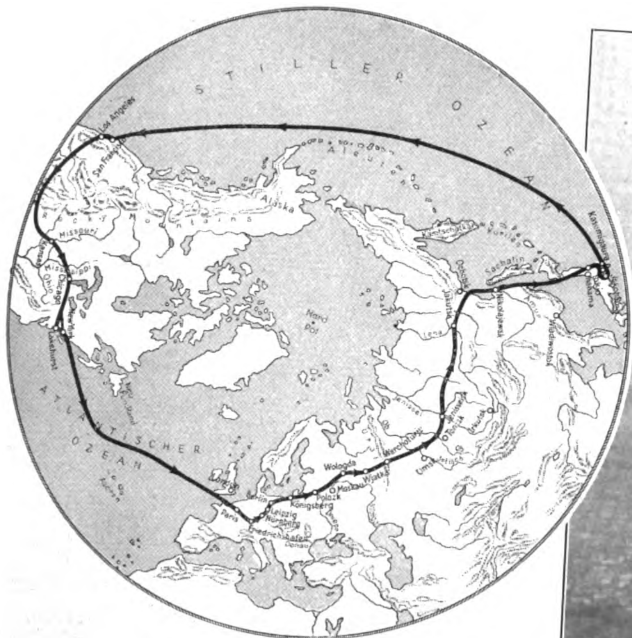


Rechts:

Der deutsche Botschafter Dr. Voretzsch photographiert die Landung des Luftschiffs in Kasumigaura (Japan). Neben ihm die Töchter des japanischen Luftfahrtministers Koizumi.



Der Vertreter des Deutschen Reiches in Japan, Boschafter Dr. Voretzsch (links), bringt Dr. Eckener und der Besatzung den Ehrentrunk dar.



Die Flugroute des „Graf Zeppelin“ bei seiner Weltfahrt.



Nach dem Flug über den Stillen Ozean an der amerikanischen Westküste angelangt: Das Luftschiff kreuzt über dem Häusermeer der Hafenstadt San Franzisko.



In Los Angeles angekommen: Der an den Ankermast gefesselte Luftriese. Gleichzeitig werden schon wieder die Vorbereitungsmaßnahmen für den Weiterflug nach Lakehurst getroffen.



Auch auf „Graf Zeppelin“ ertönt das Schiffsklavier: Kapitän Lehmann produziert sich als Harmonikaspieler. Links (sitzend): Kapitän v. Schiller, um ihn herum Passagiere.





Bei der Ehrenveranstaltung in der Stadthalle von Neuyork nach der glücklichen Ankunft in Lakehurst: Dr. Eckener zeigt auf dem Globus den Weg des „Graf Zeppelin“. Rechts Lady Drummond-Hay und Jimmy Walker, Bürgermeister von Neuyork.



Über dem amerikanischen Festland: Das Luftschiff über den Bergen von Arizona auf der Fahrt von Los Angeles nach Lakehurst.

Nebenstehend: Dr. Eckener studiert im Führerstand kurz vor Sichtung des japanischen Festlandes die Karte.

Morlüss und Marianne

NOVELLE VON HERBERT SCHLÜTER

I.

Morlüß wird morgen heiraten. —
Es ist Abend, man sitzt zu Tisch.
Da ist Herr B. Peking, Morlüß' Vater, klein, breit in den Schultern, mit flachem, brünettem Gesicht, lebhaften und klüglichen Augen und einem schwarzgrauen, quadratisch geschnittenen Vollbart. Neben ihm hat ihren Platz Frau Rosa Peking. Rotblond ist ihr Haar über einem halb blöd-traurigen, halb intelligent-tapferen Gesicht. Der magere Hals führt zu Schultern, die von nervösester Ausdrucksfähigkeit und Empfindsamkeit sind. Die Arme weiß sie in preziös flatternder Manier zu bewegen, was — in Verbindung mit der ein wenig gezierten Melodik ihrer Stimme — auf Neulinge leicht einen Eindruck macht, als gelte es nun, sich vogelartig in die Lüfte zu erheben.

Eine Tante von Morlüß, Vera mit Namen, spricht mit Liebe von der schon morgen abend stattfindenden Hochzeitsreise. Sie wirkt fast bieder, beschränkt und korpulent. Ihr zur Seite sitzt der Spätling des Hauses, der siebenjährige Mirza (Frau Peking liebt nämlich die exotischen Namen). Sein kleines Antlitz ist schmal, von gelblichem Ton. Er führt ein schwieriges Dasein, abwechselnd im Stande einer frechen und genußsüchtigen Munterkeit und dann wieder in dem der Trägheit, ja, der Erloschenheit.

Dann Morlüß selbst. Zwanzigjährig, Elevin des Staatstheaters. Bedacht mit den feineren Reizen beinah kindlicher Schmalheit, einer Art adliger Dürftigkeit — und bedacht zugleich mit dieser fast alten Trauer in ihren Augen, die von einem hellen, warmen Blau sind, und dieser vorfrühen Kerbe um den Mund, von der man nicht weiß, ob sie Spott oder Wehmut heißt oder vielleicht beides.

Die Hände, mit denen Morlüß eben eine Apfelsine schält, sind flink, dabei von zierlicher Steife; ihre Haut ist ein bißchen rötlich, wie leicht verfroren, wie die Hände von Schulmädchen im Winter sind, die die Handschuhe zu Hause vergaßen.

Und nun Horst. Sein Kopf bewirkt es, schmal und wieder breit zugleich zu erscheinen. Über einer hohen und nicht zu schmalen Stirn liegt das gescheitelte Haar, dunkelbraun, in sanftem, anmutigem Fall. Der Schnitt des Kopfes würde sehr nordisch erscheinen, wären nicht die Augen rein orientalischen Typs. Sie sind von sogenannter Mandelform, dunkles Goldbraun inmitten eines eigentümlich emailhaften, bläulichen Weiß. Die Partie unterhalb der Augen ist die empfindsame Mitte des Gesichts, beim Lächeln gibt es hier diese dünnen zarten Fältchen (und er liebt es, oft und galant und wie auf der Flucht vor wem zu lächeln). —

Beide jungen Leute, Horst und Morlüß, haben die gleiche Art von Höflichkeit, die sehr kühl ist, sehr distanzierend und doch offenbar nicht ganz ernst gemeint. Sie erlaubt ihnen, verstaubte und romantische Wendungen mit dem Anschein gefährlicher Doppeldeutigkeit im Munde zu führen. — Sie sind es gewohnt, immer im Stande einer äußersten Defensive zu leben, nirgends zu Hause, weder in der „korrupten Atmosphäre der liberalen Bourgeoisie", wie Horst das auszudrücken liebt, noch in der „trostlosen Barbarei irgendeiner radikalen Literatengruppe, die unter dem Schein des Sozialen eine Art von Kulturfeindschaft zur Ideologie erhebt". Ich bediene mich hier ganz der Terminologie Horsts. Auf diese Weise haben sie also, obwohl von Haus aus eher fein und nachgiebig, allmählich einen hohen Grad von Kampfbereitschaft ausgebildet, einem ständigen, sehr angespannten Auf-der-Hut-Sein, das ihnen sogar den Schein der Aggressivität verleiht.

Mit sehr nichtigen Gesprächen verläuft das Abendessen.

Die Familie Peking nimmt den Mokka.

II.

Morlüß steht eine kleine Weile auf der Treppe. Über die Diele hinweg sieht sie durch die offene Tür in die sogenannte „kleine Bibliothek". Das ist ein kleiner hoher Raum, drei Wände mit Büchern um einen mittelgroßen runden Tisch. — Müdigkeit liegt über der Familie Peking. Tante Vera weiß letzte Ratschläge in bezug auf die sehr kleine und intime Hochzeitsfeier von morgen, die mit müder Ausführlichkeit nun besprochen werden. — Horst sitzt sehr starr da, das Hündlein Alkibiades liegt ihm zur Seite, er streichelt es, wie ohne es zu wissen. Wartet er auf Morlüß? Mit halb gesenkten Augen sitzt er nur da, zuweilen die vielen bräunlichen oder bunten Bücherreihen musternd, aber das hat dann den Zug der Abwehr.

Morlüß geht nun hinauf, einen langen weißlichen Gang hinunter, bis sie in ihr Arbeitszimmer tritt.

Es ist ein kleines Zimmer, mehr unordentlich als spielerisch, mit kleinen Plastiken auf Bücherbrett und Kommode, Pferden und grotesken Elefanten aus einem sehr hellen, leichten Material. Ein Porzellanprinz regiert den Schreibtisch — und von dort aus (unmerklich) das Zimmer — ein matt leuchtendes Ding von der Anmut und glatten Vollendung, die wir „billig" oder „kitschig" nennen.

Morlüß nimmt ihn herab. Sie geht ans Fenster, öffnet es. Aber ehe sie dazu kommt, ihn hinunterzuwerfen, wird es ihr leid. — — —

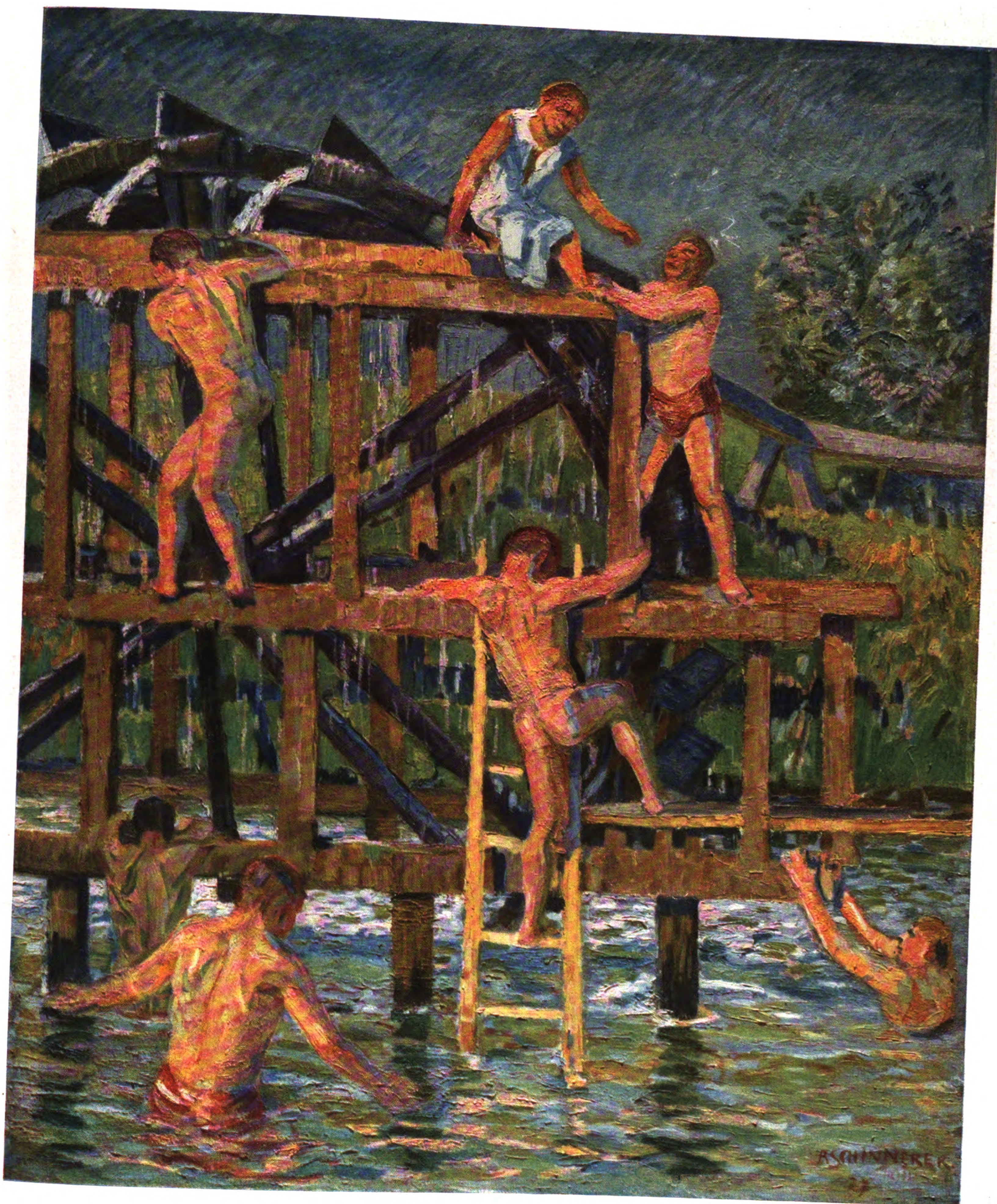
Morlüß kaufte vor Jahren den Porzellanprinzen. Sie war lange Zeit vorher krank gewesen — eine Zeit, die aus Schlaf und ohne Trost gemacht war — und heute nun war es ihr erster längerer Spaziergang. Sie machte ihn mit den vorsichtigen, mit den schmeckenden, ja, mit den wollüstig schmeckenden Schritten der Genesenden, mit den kleinen Pausen glücklicher Erschöpfung dazwischen. Schließlich geriet sie in eine Straße, die sie nicht kannte. Links war Dunkel und viel Park, aus dem auch dieser herbe, beinah säuerliche Geruch des Vorfrühlings zu kommen schien; rechts waren alte, fein gebaute Häuser. Sie kam zu einem Antiquitätenladen, stand, ein bißchen benommen, vor dem Schaufenster; neben sonderbaren und dunklen Dingen stand dort, weiß und in mattem Strahlen, eine Porzellanfigur. Gesicht, Figur und Haltung waren von einer großen, unbeweglichen, einsamen Fröhlichkeit — Werbung, Liebenswürdigkeit, Schönheit. Die Ursache, daß diese Figur Morlüß sehr anziehend erschien, war, wie sie glaubte, daß dies alles nun, diese rührende Fröhlichkeit, diese Werbung, Liebenswürdigkeit und Schönheit, so deutlich ohne Partner war. — Aber immer so strahlend sein zu müssen, um das geheime eigene Dunkel zu erhellen, so voll Fröhlichkeit und schöner Werbung, um die eigene Trauer zu mildern...

Nun, Morlüß, die fünfzehnjährige genesende Morlüß, trat in den Laden. —

Der Prinz, fand sie, erinnerte sie ein wenig an jemanden, den sie vor ihrer Krankheit gut gekannt hatte. Jetzt war er, wer weiß, wo, und das war sicher gut. — Morlüß fand, daß die Figur ein bißchen „kitschig" sei — aber er, meinte sie — und sie kam sich jetzt sehr skeptisch und fast wie eine Weltdame vor — hatte er nicht auch dieses Kitschige irgendwo gehabt? Zum Beispiel der Name: Antonio. Als er ihr einfiel, konnte sie plötzlich in dem dämmrigen Raum fast gar nichts sehen. Das erstaunte sie sehr, bis sie merkte, daß ihre Augen etwas feucht geworden waren.

Die Unterhaltung in dem erst klein erscheinenden, aber allmählich als sehr weit sich erweisenden Ladenraum begann denn auch recht gereizt. „Sie haben wohl keinen Stuhl da", sagte Morlüß, die sich schwach fühlte. Wortlos brachte ihr ein kleines Mädchen einen viel zu hochlehnigen, feierlichen Stuhl. Er war auch so schwer, daß das kleine Mädchen (Morlüß hatte gar nicht gewußt, daß es so kleine Mädchen in solchen Läden gab) den Stuhl einfach vor sich her schob. „Danke", sagte Morlüß, setzte sich, schlug ein Bein übers andere und sagte: „Ich möchte diesen Prinzen haben, Sie wissen." Der Mann, der übrigens ihrem Vater etwas ähnlich sah, nur hagerer, größer und „unzuverlässiger", wie sie meinte, brachte ihr die Figur. „Sie ist allerdings etwas kitschig", sagte Morlüß und hielt sie so in der rechten Hand, als schämten ihre Finger sich eigentlich, sie halten zu müssen, und dazu machte sie einen sehr erfahrenen und unzufriedenen Mund. „Ja", gab ihr der Mann recht, worüber Morlüß, sie wußte nicht, warum, etwas ärgerlich wurde. „Was für eine Arbeit?" fragte sie in einem leisen Hohn. „Eine anonyme Arbeit, gnädiges Fräulein", erwiderte ihr der Mann, „früher war das einmal eine Dutzendware, aber jetzt kaufen meine Kunden dergleichen nicht mehr, es ist ein Rest, einfach." — Besonders dieses „einfach" am Schluß war es, das Morlüß kränkte. — „Dutzendware?" fragte sie schließlich sehr gereizt. „Soso —" machte sie dann und kam sich ratlos und umlauert vor. „Was kostet sie?", fragte sie. „Fünf Mark", antwortete ihr der Mann. Morlüß kramte in ihrem Täschchen, sie fand fünf Mark und ein paar Zehn- und Fünf-Pfennig-Stücke darin. Plötzlich hatte sie einen kuriosen Einfall. „Das ist mir zu teuer", sagte sie frech, dachte an jemanden und wurde gleich rot vor Scham. Gut, daß es so dunkel ist, dachte sie nur, da sieht man's ja nicht. „Sie haben recht", erwiderte ihr der Mann, „ich gebe sie Ihnen für drei Mark."

Morlüß erschrak. — Diese Gemeinheit, dachte sie und fühlte ganz deutlich eine Beklemmung im Magen, für drei Mark! Und fast hätte sie geweint vor Scham und Wut. „Gut", sagte sie nach einer kleinen Weile und mit leise gemachter Stimme und zählte drei Mark auf den Tisch — „verpacken Sie sie mir sorgfältig", fügte sie noch hinzu.



BADENDE AM WASSERRAD

GEMÄLDE VON PROF. A. SCHINNERER

Die Tür öffnete wieder das kleine Mädchen. „Beehren Sie uns bald wieder", flüsterte es mit dünner Stimme und machte schwer die Tür auf vor Morlüß. — Inzwischen war es dunkel geworden, Morlüß fror ein bißchen auf der fremden, dunklen Straße; zum Glück fand sich bald ein Wagen. Als sie zahlte, dachte sie, daß dies Geld ihr doch nun eigentlich von dem Prinzen — oder gar von einem anderen? — geschenkt sei. Sehr sorgfältig jetzt zählte sie's auf. — — —

III.

Schön — so erscheint es Morlüß nun für immer — schön war die Zeit, die vor der Krankheit lag. —

Man kümmerte sich damals wenig um Morlüß. Es war die Zeit der großen Kriegführung, in der die Erwachsenen allezeit ihre ernsten Gesichter trugen und sich viel besprachen, flüsternd zumeist, immer wie hinter schreckhaft vorgehaltenen Händen. — Papa also war in dieser Zeit nicht ohne Wichtigkeit für das „Ganze", wie er gern Morlüß gegenüber behauptete — auf diese Weise konnte er sich natürlich wenig um sie bekümmern. Mama aber gab es überhaupt nicht. Der Aufruhr betraf sie in Kairo, sehr zufällig übrigens, da sie eine Laune (in Gestalt eines interessant alternden Exoten) für ein paar Tage nur vom Lido hierhin fortgelockt hatte. — „Es gibt keinen Zufall", liebt seitdem Frau Peking im intimeren Kreise zu sagen. — In der ersten Zeit der Internierung verfaßte sie aufgebrachte Briefe, aber später gewöhnte sie sich derart daran, daß sie dann, am Schluß, einen Monat später nach Hause kam, als nötig gewesen wäre.

Am Anfang hatte Morlüß eine Art Erzieherin im Hause, mit der sie sich aber nur mangelhaft verstand. Man verzichtete bald auf sie, und nun war Morlüß fast ganz frei, nie, so weiß sie heute, wird sie wieder so frei sein.

Morlüß — und auch dies soll mit Freimut gesagt sein — Morlüß war keine gute Schülerin. Die Fächer Deutsch, Geschichte und auch Religion mochte sie zwar ein wenig, weil man dabei sich noch etwas denken konnte. Von ihnen aus, meinte sie, ginge es noch weit. Und man muß sich dazu ihre etwas aufgerissenen Augen denken, mit diesem klaren, satten Hellblau, dann weiß man gleich, was sie meinte. Von wo aus, ihrer Meinung nach, es gar nicht weiterging, waren Mathematik und Chemie. — Das war die Schule. —

In der Zeit, in der die Leute immer ernstere, ja, mürrische Gesichter zu tragen begannen, lernte Morlüß auch Antonio kennen. Eine Freundin brachte ihn einfach mit; an einem Donnerstag war das übrigens. Man traf sich nämlich an den Donnerstagnachmittagen bei Morlüß. „Es wird auf die Dauer ein bißchen langweilig", sagte Friedel, die Freundin der Morlüß. Man glaubte es ihr zwar nicht und bestritt es aufs entschiedenste. „Ach", machte darauf Friedel, „wißt ihr" — und dann kam eine Pause. „Was denn, was denn nun", begehrte man jetzt zu wissen. „Mit Jungens wäre es doch viel netter", verriet's nun Friedel. Es gab ein Gelächter. Nein, sie glaubten es nicht, sagten sie.

Schließlich fand jemand: „Erstens mal wäre es gräßlich, zweitens mal würde auch gar keiner kommen." Hier allerdings setzte ein heftiger, rekordsüchtiger Protest ein. „Drei an jedem Finger", prahlte Maria, die klein, schwarz und sehr gescheit war. Friedel aber sagte in ihrer ruhigen, schläfrigen, blonden Art: „Ich weiß ein paar."

Plötzlich waren dann alle dafür; nur Maria, die ja auch sehr gescheit war, drohte prophetisch: „Das ist das Ende der ganzen Freundschaft, ich sag's euch." Aber daran wollte man jetzt nicht glauben.

Antonio kam nicht allein, er war noch mit drei anderen.

Dieser Donnerstagnachmittag wurde ganz anders, als die früheren gewesen waren. Ein bißchen ungeschickter und sehr viel „gesetzter", fast erwachsener ging es zunächst zu. „Wollen Sie, bitte, Platz nehmen, meine Damen und Herren", forderte Morlüß elegant auf. Überhaupt trieb man's viel vornehmer als sonst. Man hatte zum Beispiel eine bessere Keksforte gewählt, sogar Konfekt stand auf dem Tische und Zigaretten und französischer Kognak. — „Die Herren trinken nämlich gern einen Kognak hinterher", hatte Friedel angeraten. Morlüß hatte also Papa um eine Flasche Kognak gebeten, der denn auch eine Schachtel Zigaretten hinzutat, auf Morlüß' inständige Bitte. „Es kommen doch Herren", hatte sie gesagt, „und du willst doch nicht, daß ich mich blamiere." — „Na", hatte der Vater nur geantwortet, kurzatmig und fett trompetend und viel Bonhomie um den Mund.

Die „Herren", die übrigens allesamt sehr sportlich in Knickerbockern oder Breeches erschienen waren, aßen mit vielem Appetit von dem Keks und dem Konfekt. Besonders unverfroren in diesem Bezug war Antonio, dessen Beispiel die anderen immer wieder ermunterte. Komischerweise fanden dies die Mädchen plötzlich sehr schick, diese stille, andächtige und faule Art der Gefräßigkeit. — „Ein Gläschen Kognak gefällig?" fragte schließlich Morlüß, wobei sie allerdings ausschließlich auf die „Herren" sah, die Kognakflasche ungeschickt in der Hand. „Darf ich Ihnen nicht einschenken?" fragte Antonio darauf, nahm ihr die Flasche aus der Hand und sah mit einem Blick alle „Damen" an, voll werbender Frage. „Ja, bitte", sagten die „Damen" mit gravitätischem Kopfneigen und einem gewissen Blick von unten.

Dann war man plötzlich sehr vergnügt und ausgelassen. Man setzte sich auch viel bequemer jetzt hin, einer der „Herren" hatte noch gut auf dem Sofa Platz, wie sich herausstellte, und gar Antonio setzte sich mit einem Kissen auf den Boden. „Ich sitze nämlich meistens so", gestand er und lachte so, daß alle ihm leise und wie horchend nachlachten.

Es gab sehr viel zu erzählen und zu lachen. Lehrer wurden lustig charakterisiert, ja, heiter und scharf wurde die ganze erwachsene Welt glossiert, sehr deutlich hatte man das Gefühl einer großen Allianz.

Schließlich ging man, zuerst die „Herren". Morlüß, die sich allein noch einige Kognaks gegeben hatte, „um das Ganze in großer Form zu bestehen", wie sie sich selber pompös sagte, strich sehr leicht und damenhaft, so fand sie, dem noch auf dem Boden sitzenden Antonio übers Haar. „Ich hoffe", sagte sie dazu, „daß Sie und Ihre Freunde mir nun öfter die Ehre geben werden" — und gab dem Aufgestandenen eine leicht zitternde Hand zum Kuß.

Als die Jungen gegangen waren, gab Maria Morlüß einen kleinen Puff in die Rippen. „Wie du dich benommen hast", sagte sie nur dazu und hatte verächtliche und etwas traurige Augen, hauptsächlich sogar waren sie traurig, sah man nun. Und Morlüß, die ja ein bißchen trunken war und mit hellem, ein wenig heiserem Gelächter in einen Sessel fiel, den Kopf mit wirrem Haar auf den Händen, wußte plötzlich viel. Wußte, mit einem auf einmal erweckten, ganz neuen Sinn, daß Maria sie, Morlüß, in ihrem Herzen allen anderen Menschen vorzog... Gleichviel, dachte Morlüß nur, heimlich, hinter ihren verborgenen Augen, gleichviel. — So begann die Geschichte mit Antonio, mit einem kleinen, ersten, schamhaften Schmerz dort, und mit einem kleinen, ersten Leichtsinn, der etwas weh tat, hier.

Als Morlüß auffah, versuchte sie wieder, sich vorzustellen, wie Antonio aussah.

IV.

Die Zeit, die dann folgte, kann nicht anders als „dunkel", als „nächtig" bezeichnet werden. Mond und Nachtblau regierten. — —

*

„Komm", sagte Antonio. „So spät", meinte Morlüß. Dabei mußte sie etwas husten. Es ist März. — „Ich muß dir erzählen", sagte Antonio und nahm sie einfach am Arm. „Hast du Zigaretten bei dir?" fragte er noch. „Ja", meinte sie, gab ihm eine — und fror etwas in ihrem Mäntelchen.

Sie kamen zu einem Rondell. „Wir wollen uns aber die beste Bank aussuchen", sagte Antonio.

Morlüß sah auf den spaßhaften Pelzbesatz ihres Mäntelchens herab, manchmal strich sie mit den Händen darüber, wenn sie sie nicht unruhig rang; sie hatte nervöse Hände. Antonio dagegen saß sehr bequem, das rechte Bein legte er so über das linke, daß gerade das Fußgelenk auf dem Knie zu liegen kam. Dazu rauchte er eine Zigarette, was gut und behaglich aussah, fand Morlüß, dabei nicht behaglich auf ihres Vaters Manier, anders, ein wenig wie ein Landsknecht, so verspottete sie ihn zuweilen. Aber dann fand sie auch einmal, daß es etwas „Regentenhaftes" hätte. Doch das sagte sie ihm nicht.

Morlüß hingegen wußte sich sehr zierlich zu halten, auf eine empfindsame und nervige Art sogar strenge. Sie hatte eine Art, eine Zigarette aus ihrem schmalen silbernen Etui zu nehmen oder zu sagen: „Es ist kalt", oder mit etwas steifen Fingern den Kragen ihres Mantels fester um den Hals zu pressen, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, ihr je anders als mit — durch höflichen Scherz gemilderten — Allüren des Respekts zu begegnen.

So waren sie auf ihrer Bank zusammen.

Es gab noch mehrere Bänke, im Oval angeordnet, darum stand ein kärgliches Strauchwerk, dann Rasenflächen und schließlich Häuser.

Zuerst besprach man nur den vergangenen Tag, jetzt, in der Nacht, sah alles lustiger, amüsanter und minder bedeutsam aus. Jetzt sagte man „eigentlich", wußte plötzlich viel, war sehr überlegen, wie ein alter Mann, wie ein Romanschreiber, wie der liebe Gott.

Promenierende Liebespaare gab es zu jener Zeit offenbar wenige, es kamen fast nie welche hierher, es galt mit Recht als altmodisch. Nur ein dicker Herr mit einem weißlichen Hund, fett und schlechtrassig wie sein Herr, kam regelmäßig vorbei. — Danach aber erzählte hauptsächlich nur noch Antonio, und an Morlüß war das Zuhören. Ihr Kopf war empfindsam, sehr horchend, beinah mißtrauisch, ein bißchen nach vorn geneigt, geradeaus, ohne Antonio anzusehen.

Von Marianne war die Rede. Sie lebte in Süddeutschland, sagte Antonio, im Sommer hatte er sie dort kennengelernt. Eigentlich wußte er wenig Neues von ihr, da sie Briefe einander nicht schrieben. — „Briefe sind unanständig", hatten sie gemeinsam gefunden. Aber Antonio liebte es, sich nun zum Beispiel zu überlegen, was

Marianne hierzu und was wohl dazu sagen würde. Und es war merkwürdig, wie genau er Mariannes Meinung kannte. Es bedurfte nur dieses Spaziergangs bei Nacht, dazu die Begleitung von Morlüß.

Er liebte Marianne. Morlüß war eine gute Kameradin, wußte er. Mit ihr durfte er wohl von seiner großen Liebe sprechen.

„Wie sieht sie denn aus?" fragte Morlüß. Hierauf blieb Antonio die Antwort schuldig. Er wurde ungenau und bedachte sie mit Adjektiven, die sich auf vielerlei Mädchen beziehen konnten. „Was trägt sie?" fragte Morlüß weiter. — Und Antonio dachte sich schöne und prunkvolle Dinge aus. Ein auffälliges Wesen, dachte also Morlüß. Aber innen ist sie wie ich, wunderte sie sich, immer meint sie, was ich meine. — Ich bin ihr ähnlich, glaubte sie schließlich, in einer Art erhabenen Jubels, und sie hielt den Kopf noch etwas starrer geradeaus.

Dann gingen sie nach Hause, auf weiten Umwegen, die über viele kleine Plätze führten.

„Gute Nacht", sagte Antonio vor Morlüß' Haustor — und sein Gesicht hatte ein Leuchten, das nicht von ihrem Bilde kam. — „Gute Nacht", sagte Morlüß und hielt den Kopf ein wenig gesenkt, damit sie sich nicht, plötzlich, verriete.

V.

Einmal sagte Antonio zu Morlüß, daß er Marianne nicht mehr liebe. „Das ist nicht wahr", sagte Morlüß und mußte ihre Augen vor Erschrecktheit und Unverstand schließen. „Man kann doch nicht jemanden lieben, den man gar nicht sieht", meinte Antonio und machte dazu ein nachdenkliches, trauriges und sonderbar gereiztes Gesicht. — „Das ist nicht wahr", sagte Morlüß nur noch einmal, und man konnte es auf den ersten ebenso wie auf den zweiten Satz Antonios beziehen. —

Man traf sich seltener jetzt, es war Sommer geworden, und Antonio wurde von seinen sportlichen Kameraden viel in Anspruch genommen. Morlüß selbst war auch immer langweiliger geworden, fand er, wenn er sie sah. Sie sprach so wenig, das war es; es fiel ihr nichts ein. Sie sah zumeist nur geradeaus und hatte sparsame und preziöse Bewegungen. Einmal, als sie verabredet waren, kam er nicht. Es regnete ein wenig an diesem Abend.

Morlüß dachte an die Zeit des Vorfrühlings, da man immer ein bißchen gefroren hatte auf den Spaziergängen und so zu alledem noch dies Gefühl von Unstatthaftigkeit hatte, diese spielerische Ahnung von Fluchten bei „Nacht und Nebel", wie man gern sagt, dies Gefühl, jetzt alles aufs Spiel zu setzen.

Morlüß, die nun allein gegangen war, fand ihre alte Bank wieder, setzte sich. Es hatte aufgehört zu regnen, der Mond trat hervor.

Sie hatte sich genau auf „ihre" Stelle gesetzt, daneben war die Antonios leer. —

„Man kann doch nicht jemanden lieben, den man gar nicht sieht", hatte Antonio gesagt. — Wenn ich mich jetzt ein bißchen drehe, dachte darauf Morlüß, sitzt er bestimmt da. — Aber sie wagte dann nicht, hinzusehen.

Da verstand sie den Mond. Es klingt absonderlich, wissen wir, aber es läßt sich nicht anders benennen: sie erlernte den Mond, begriff ihn, die ewige, vertrauliche Sanftheit seines Lichts. — Und das ist mehr als Liebe. — — —

Vielleicht war es dieser Abend gewesen, der Morlüß diese scheinbare Erkältung eingebracht hatte, diesen Vorwand, lange, oh, lange krank und ohne Bewußtsein sein zu dürfen. —

Eines Tages kam ein Brieflein von Antonio. Von einer Reise. Daß sie krank gewesen sei, hätte er gehört, aber jetzt solle sie machen, wieder ganz gesund zu werden — sehr herzlich! Freund Antonio.

Mürrisch hatte sie den Brief gelesen, aber abends, als die Wärterin nicht da war, holte sie ihn aus dem Nachttischkasten, hielt ihn in ihren mager und etwas gelblich gewordenen Händen und schlief dann ein.

Nachts plötzlich wachte sie auf. Es hatte, glaubte sie, draußen gerufen. Sie öffnete das Fenster ... Umging es das Haus? Sagte es her aus der Luft? Sie lehnte aus dem Fenster, luftig. Sah, schräg oben, den Mond. Weinte.

*

Morlüß hält in ihren Händen die Porzellanfigur, horcht auf den Gang hinaus. Es klopft an die Tür: es ist Horst.

Eben wollte er gehen, sagt er, da sah er, von unten, im Zimmer das Licht. Alle, erzählt er, waren leise aus der „kleinen Bibliothek" entwichen, nur er, halb schlafend, wäre bis jetzt geblieben.

„Wie spät ist es denn?" fragt Morlüß, die blaß und wirr in ihrem Sessel sitzt. „Über vier Uhr", antwortet ihr Horst. — „Wir müssen morgen früh aufstehen", sagt Morlüß. „Ja", sagt auch Horst, und beide sehen bekümmert drein.

Dann setzen sie sich zueinander. „Was hast du denn da?" fragt Horst und nimmt ihr die Figur aus den Händen. Morlüß antwortet nicht. —

Später aber erzählt Morlüß ihm das Ganze. — „Unsere toten Lieben", sagt sie mit einem krampfigen Versuch zur Lustigkeit, lächelt verzerrt.

Aber Horst, der die Geschichte liebt, sagt: „Das ist ein schönes und trauriges Märchen, Morlüß — ich weiß auch das Ende, soll ich's dir erzählen?"

Und er sagt: „Eigentlich wurde Morlüß ja gar nicht krank. Sondern starb. Da sie nicht länger geliebt wurde als jene Marianne: die sie war. — Antonio aber wuchs sehr an diesem Tode: seine kleine, einfältig strahlende Existenz wurde ein wenig geheiligt, wurde erhöht und strenge, erschien bedeutender durch eine Tote. Nicht, daß er viel Gelegenheit gehabt hätte, an sie zu denken. Es gab so viele Menschen, die ihn liebten. Sie war in ihm, verborgen. Später erst, als man ihn nicht mehr zu lieben unternahm, trat sie wieder hervor, nachts, rührte ihn durch die sparsame Geste ihres Daseins. Da war er aber schon sehr einsam geworden, eine berühmte Legende. Jetzt, da er ganz allein gelassen war, er, der einmal schön gewesen war und jetzt häßlich, unkenntlich geworden war, ein hindorrender Halbgott, wußte er, daß Morlüß ihn geliebt hatte, noch liebte ..."

Horst unterbricht sich für eine kleine Weile. Morlüß hält ihr Gesicht so tief, daß er es nicht zu erkennen vermag. Dann fährt er fort:

„Er wußte jetzt, daß er sie, nur sie geliebt hatte. Und als sein Leben sich dem Ende zuneigte, wie Weidenruten dem Wasser, war es so gewesen, daß er Morlüß um die reife Süße ihres frühen Todes beneidete." — — —

Morlüß wagt, zu lachen. Auch Horst lacht: leise und höflich, fast leichtsinnig, aber wie mit geheimem Vorbehalt.

„Morlüß", sagt Horst und sieht ein wenig feierlich aus, „ich kenne deine Geschichte gut, ich hörte sie schon einmal — von einem anderen, aber da waren die Namen alle verstellt. Das war. Diese unruhigen Träume vor Tag ... Aber jetzt gilt es, zu leben."

„Ja", sagt Morlüß, „ja, ja."

„Wir übernehmen die ‚Regierung'", sagt Horst, „lassen uns nicht leiten von mondischem Lieben, lenken selber unsere raschen ‚Ikarusflüge' — wie ja dein Freund dazu einmal sagte."

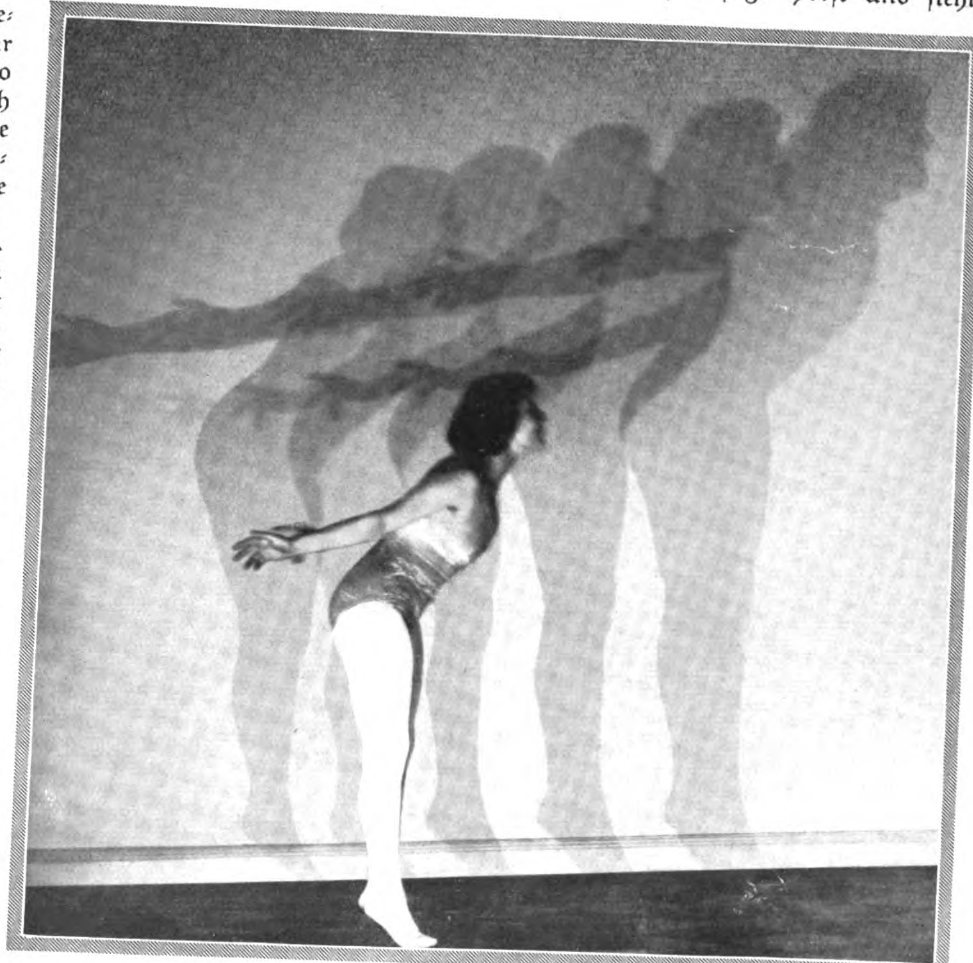
Erst wenn wir alt geworden sind, wollen — einen Moment lang — beide sagen, unterdrücken's.

Stehen am Fenster. Frührot kommt auf über den Häusern.

Zwei graue Gesichter grüßen den Tag. — —

Morlüß bringt Horst hinunter. Die Familie Peking liegt im Schlaf.

Umweht vom sanften Morgenwind, küssen sie rasch einander. „Du kommst um elf", sagt Morlüß. „Ja", antwortet Horst. „Wann geht der Zug?" — „Abends, sechs Uhr dreißig." Morlüß lacht.



Phot. Atelier Jacobi, Berlin.

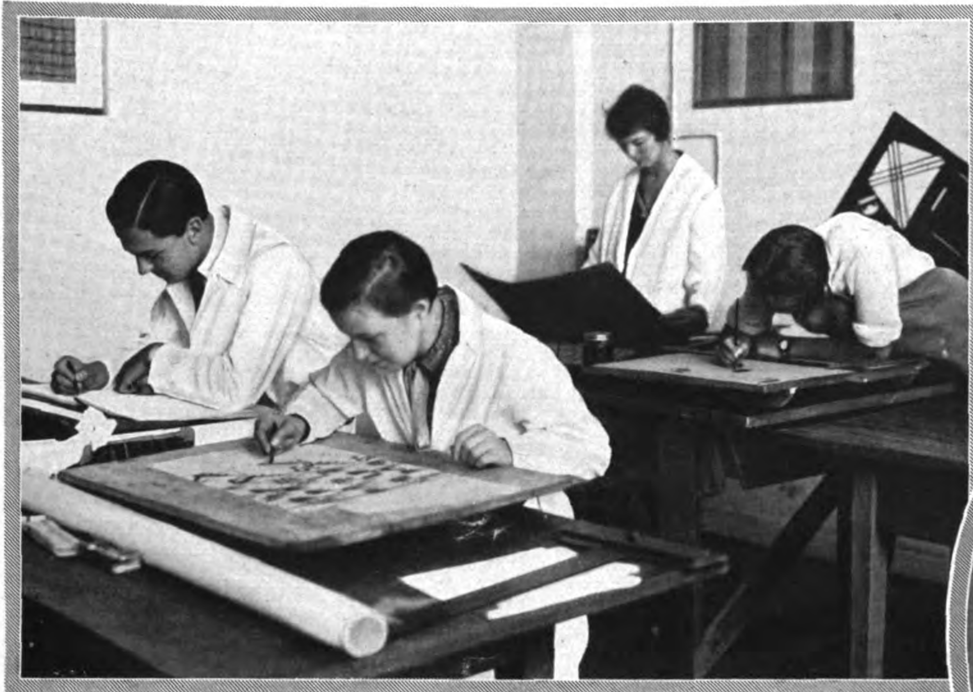
SCHATTENSPIEL

Die Tänzerin Senta Born.

KUNSTGEWERBLICHER STOFFSCHMUCK

HAND- UND SPRITZDRUCKVERFAHREN

(MIT AUFNAHMEN VON G. S. URFF)



Aus der Stoffdruckwerkstätte der württembergischen Staatlichen Kunstgewerbeschule in Stuttgart: Entwerfen und Zeichnen von Schablonen für den Spritzdruck.



In der Handdruckwerkstätte: Am Farbbottich.

Alle Stoffe sind immer den Ansprüchen der Zeit und der Mode unterworfen, teilweise auch den wirtschaftlichen Verhältnissen. So ist während des Krieges der Handdruck wieder zur Blüte gelangt, gleichzeitig mit den Bestrebungen des modernen Kunstgewerbes, den Geschmack im Volke zu veredeln, nicht nur in Haus und Heim, sondern auch in der Kleidung. Die feinsinnige Frau wird gern einmal Stoffe wählen, die nicht in Massen auf den Markt geworfen werden. Diesen Bedürfnissen wird der Handdruck in hervorragendem Maße gerecht.

Der Handdruck unterscheidet sich vom Maschinendruck hauptsächlich dadurch, daß die Übertragung der verschiedenen Farben auf den Stoff mittels einer Holzform geschieht, die das Muster erhaben in Holz oder Metall aufweist. Für jede Farbe benötigt man eine besondere Form. Der zu bedruckende Stoff wird auf den Drucktisch aufgespannt. Die Druckfarbe wird auf sog. Chassis aufgestrichen und mit dem Druckstock, ähnlich wie von einem Stempelkissen, abgenommen. Man druckt auf weißen oder leicht vorgefärbten Stoff direkt auf, entweder durch einen kräftigen Schlag mit der Faust oder mit dem Druckhammer. Neben dem Direktdruck erfreut sich der Reservedruck besonderer Beliebtheit. Es wird auf den gebleichten Baumwoll- oder Nesselstoff der farblose Reservepapp aufgedruckt und damit das Weiß des Stoffes abgedeckt. Wenn dann der Aufdruck gut getrocknet ist, wird der Stoffgrund mit Indanthrenfarben eingefärbt. Nachher wird der Klebstoff durch Säuren aufgelöst. Das Muster erscheint weiß auf farbigem Grunde. Im Handdruck erscheinen alle Flächen und Linien deutlich und scharf wie im Maschinendruck. Um aber alle Reize der Handarbeit voll auszunutzen, hat man eine Art mechanischer Malerei erfunden, den Spritzdruck. Man benutzt dazu Schablonen, über die man mit eigens dazu erfundenen Apparaten mittels Preßluft die Farbe aufspritzt. Man erreicht so mit weniger Farben als im Handdruck reizend malerische Wirkungen. Augenblicklich bevorzugt die Mode mehr den Spritzdruck, besonders für leichte und duftige Gewebe. Beide Techniken, Hand- und Spritzdruck, werden immer zusammengehen, weil sie sich gegenseitig ergänzen. H. J. F.



Schablonieren von Stoffen. Der Farbauftrag geschieht mittels Pinsels durch eine Schablone hindurch.



Handdruck mit Tonerde und Chrombeizenfarben auf Georgette.



Spritzdruck mit Indanthrenfarben. Auf die Schablone wird mittels eines Preßluftapparats die Farbe aufgespritzt.

FÜR TEE UND TANZ





Nebenstehend:

Großes Abendkleid mit Cape aus schwerem Goldbrokat mit Blumen in den modernen Pastelltönen; dazu hellblonder Fuchs als Abschluß des Capes. Trägerin die Schauspielerin Bertie Hirschlaff.

Modell: Ina Halperin, Berlin.

Photo: Yva, Berlin.

Oben rechts:

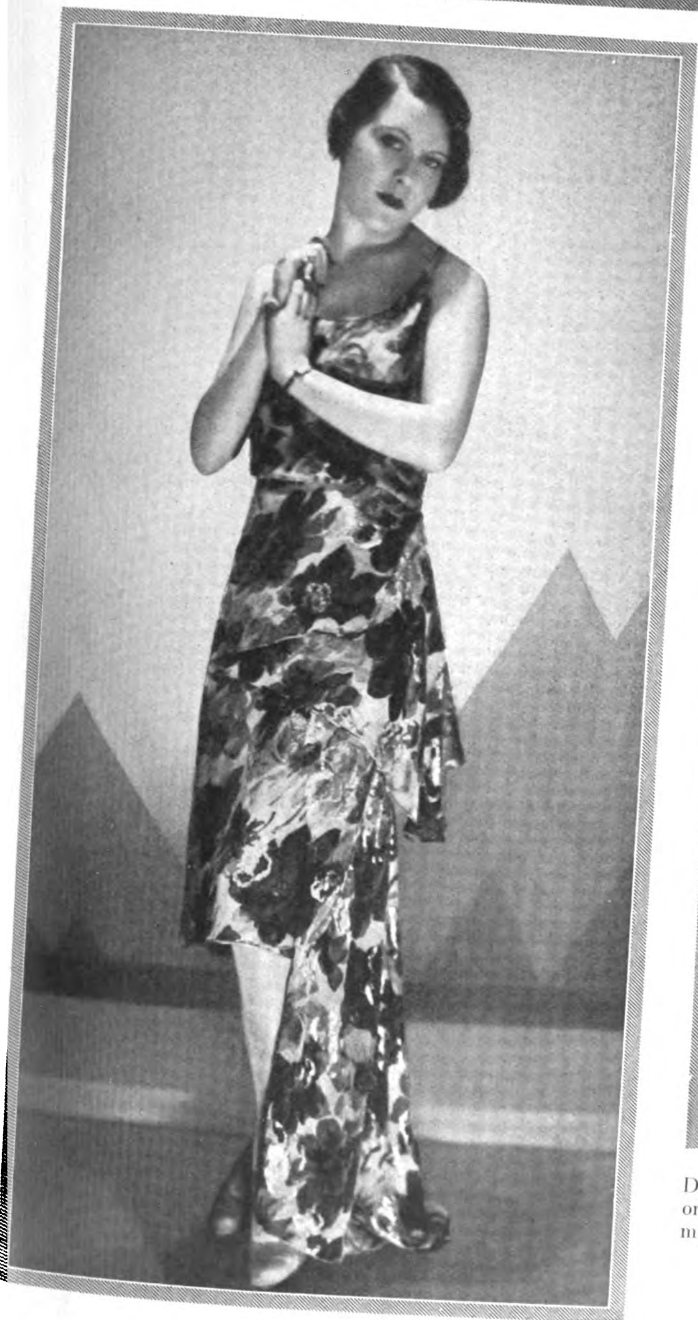
Abendtoilette aus strohgelbem Musselin mit schmalen Blenden aus Crêpe Satin desselben Farbtones.

Unten links:

Abendtoilette in bedrucktem Musselin-Chiffon mit rotgelb-lila Blumen auf hellila Grund.

Modelle: Bernard & Co., Paris.

Photos: Scaioni, Paris.





Die Filmschauspielerin Valerie Blanka in einem originellen Abendkleid aus dunkelblauem Taft. Die mit Tüll abgesetzten Volants geben dem Kleid eine malerische Linie.



Vornehm wirkendes Nachmittagskleid aus schwarzem Crêpe Georgette mit echten Spitzen. Dazu trägt die Filmschauspielerin Valerie Blanka einen feschen Hut aus Seidenfilz.

Modelle: Klyhs, Berlin. Photos: Yva, Berlin.



Corso am Suez

Ein ägyptischer Bilderbogen von Ernst Hoferichter. Mit Zeichnungen von Lotte Oldenburg-Wittig.

Da reitet ein Muselmann, mit geschultertem Sonnenschirm und Dattelkerne im Munde, den Bahndamm entlang, und seine Fersen ziehen Geleise in den Staub der Landstraße. Und dort unter diesem Laubdach rasten Mann und Weib mit ihrem Kind — und wenn wir zweitausend Jahre eher vorübergefahren wären, müßten es Maria und Joseph mit dem Jesuskind gewesen sein — auf der Flucht nach Ägypten.

Wie Telegraphendrähte durchschneiden die bleiige Luft — die Gebete, die von den Minaretten der Dorfmoscheen herab gen Mekka ziehen. In die Furchen der Äcker sind gläubige Leiber geworfen, und das Lob Allahs blüht hundertausendfältig daraus hervor.

In den Gängen der Pullmanwaggons riecht's nach Orangen und Pfefferminz. Unbemerkt stieg der Durst mit ein — und von Station zu Station macht er sich breiter und belästigt sogar die Ladys in erster Klasse. — Immer näher scheinen die Abteile gegen die überhitzte Lokomotive vorzurücken. Alle Herren sitzen in Hosenträgern. Die Damen fächeln mit Journalen. Achtzig Kilometer fliegen vorbei ...!

Draußen tanzt ein arabischer Jahrmarkt. Vor Caféhäusern aus Lumpen lagern Vollbärte, Kamele, Esel und ägyptische Polizisten durcheinander. Kinder balgen sich um Tabaksstummel. Frauen tragen mehr Lasten auf dem Kopf — als mancher europäische Akademiker inwendig. Auf den Dächern liegen die Misthaufen, und Hühner scharren durch die Decke den Muslim in den Schlaf. An den Süßwasserkanälen weiden Herden, und Barken setzen Karawanen über. — In Ketten schaufelt eine Sträflingskompanie zwischen grasenden Büffeln. Und der Aufseher improvisiert mit der Nilpferdpeitsche pfeifende Hiebe durch die gestockte Luft.

Ein Sachse kam auf die Idee — im Waschraum Erfrischung zu suchen. Das Wasser rann — aber es dampfte wie Teeaufguß.

Man reibt sich mit Zitronenschale die Stirne, verschwendet die letzten Reste Kölnisches Wasser. — Nichts hilft. Der Durst sitzt überlebensgroß in allen Coupés und verwendet die Reisenden als Dünstobst. Und zum erstenmal im Leben bekommt man Einfühlung in das Gefühlsleben einer Bratkartoffel.

Im Süden steigt das Mokattamgebirge in die Schmorpfanne des Himmels hinein. Die Straßen werden zu Ladentischen. Die Mäuler der Dromedare heben sich und ahnen die Ställe.

Jacken werden zu Pelzmänteln, Strohhüte wandeln sich auf dem Kopf in Stahlhelme.

Kunsthoniggelb leuchten die Gesichter der Fahrgäste Port Said—Kairo.

Im Kessel liegt, von zwei Wüsten garniert — Kairo, die Stadt ohne Wetterbericht.



Singend schaukelt der Lumpensammler im Ölwasser um die Wände der Ozeankästen.

Afrika trillert so sein Morgenlied, und in den Luxuskabinen erwachen die Puderquasten.

Unterhosen, Büstenhalter und Florstrümpfe fliegen aus den Bullaugen, und dem schwimmenden Lumpensammler von Port Said werden sie zu silbernen Sternschnuppen, die er mit Schokoladenhänden aus dem Wasser fischt.

Jetzt zieht er ein Berliner Zeitungsblatt in seinen Kahn, wo Inventurausverkäufe, Todesanzeigen, „Angorakater zugelaufen" und „Ehrlich gemeint" im Sonnenbad Afrikas die letzten Reste ihres Zweckes wie eine Seele aufgeben ...

Weiß und weich, wie eine ausgedrückte Zahnpasta, schiebt sich der Suez-Expreß an den Hafen.

In den Warteräumen gibt es statt Stühle nur Fliegen. Der Saal scheint von Heuschreckenschwärmen bis auf die vier Wände kahl gefressen zu sein.

Durch Coupéfenster glitzert der Suezkanal wie die Litze eines Unteroffiziers. Wüste und Meer schieben sich im Menzale-See ineinander.

Der Zug rast sich in fieberndes Tempo hinein, und noch immer hangen Feshändler, Zauberer, alle Finger voll Giftschlangen, an den Waggontüren, gießen Wasserverkäufer Limonade durchs Fenster in die Tropenhelme der Reisenden.

Stationen lang rollen Zwiebeln ... Zwiebeln ... Zwiebeln in Güterzügen vorbei. Zur Linken ist mit dem Lineal der Suez in übermenschlicher Einförmigkeit am Geleise entlang gezogen. Und das ewig Geradlinige läßt erst das Wunderwerk dieses Trennungsstriches zweier Erdteile ahnen. Hier kann man vom Waggonfenster aus leere Konservenbüchsen von Afrika nach Asien schleudern. Und in drei Sekunden sind zwei Welten überworfen.

Der Staatenatlas des ganzen Globus zieht, auf die Masten der Schiffe geknüpft, im Kanal vorüber. Von einem englischen Steamer her weht der Geruch von Beefsteaks, wozu ein Saxophonbläser am Achterdeck seine Morgenandacht in die Wüste miaut.

Auf den arabischen Bahnhöfen wartet am Perron die Hitze. Vereinzelt hocken Fellachendörfer im Wüstensand herum. Über ihre lehmige Armseligkeit wedeln die Palmen als Fanfaren höchst königlicher Überhebung.

Aus dem Suezschilf singen Vögel die Kabarettlieder der Wüste. Kanäle biegen hart an die Bahn heran. Und jetzt glaubt man, die Schiffe im Kanal schwimmen im Sande hin. Das Wasser Lesseps' ist versunken — beide Erdteile zu seiner Rechten und Linken liegen als einziges, unzerschnittenes gelbes Tischtuch da, durch das die Schiffe in des Auges Täuschung wie Autos auf staubigen Straßen fahren.

Am Horizont wechseln die Wüsten ihre Farben. Blendendes Weiß steigt auf, schreiendes Rot flutet dazwischen, Gelb überwältigt alles ...

Der Südwind schlägt als Brandung die ersten Sandwellen durch die geschlossenen Fenster. Die Holzjalousien sausen herab. Aber im Abteil wirbelt der Staub. Jeder Biß der Zähne knirscht auf Sand.

Europäische Kinderfräulein fühlen unbewußt den Antrieb — ihre Kleinen mit Kübel und Schäufelchen zum Puddeln in diesen größten Sandspielplatz der Erde zu schicken.

Ein Herr meines Abteils konfrontiert die Wüstenlandschaft mit den bisher gesehenen Abbildungen auf Zigarettenschachteln und nickt befriedigt: „Stimmt ...!"

Lampenschirmhell schimmert das giftige Grün der ersten winzigen Oasen auf. Palmenwälder rauschen. Schatten breiten über Wasserräder die Hände aus. Kamele ziehen die Minutenzeiger im Kreise und schöpfen Fruchtbarkeit in die Felder, die England erntet.



SEIN UND TAT DER EUROPÄISCHEN FRAU

VON ELGA KERN, HEIDELBERG



Käthe Kollwitz,
Professor an der Berliner Kunstakademie, bedeutende graphische Künstlerin, eine Darstellerin des menschlichen Leides.



Ricarda Huch,
Dichterin von schöpferischer Kraft, schrieb starke Romane und geschichtliche Zeit- und Lebensbilder sowie Gedichte von mitreißender Gefühlsstärke.



Marie Curie,
mit ihrem Gatten Pierre Curie Entdeckerin der radioaktiven Elemente Radium und Polonium, erhielt 1911 den Nobelpreis für Chemie.

Diese Gegenwart ist die Krisenzeit eines Überganges, in der alle Gegensätze kraß gegeneinanderstehen, scharf aufeinanderprallen. Vergangenheit und Zukunft, Tradition und Weiterentwicklung stoßen mit erbitterter Vehemenz in der Gegenwart aneinander. Die Geschichte des Überlebten und der rasende Fortschritt in ihrem gegenseitigen Kampfe geben den Geschehnissen dieser Zeit ihren Rhythmus. In alledem ist die Frauenbewegung nur ein Glied einer langen Kette, eine von Historie und Gegenwartsproblemen bedingte soziologische Erscheinung. So nur auch ist das Krisenstadium zu verstehen und zu werten, in dem Sein und Tat der modernen Frau, im Zusammenhange ihrer biologischen und geistigen Momente bedingt und geformt von der Geschichte und den Forderungen der Gegenwart, sich befinden.



Rhoda Erdmann,
eine Kapazität auf dem Gebiete der Zellforschung, wurde vor kurzem zum a. o. Professor ernannt und erhielt einen Lehrstuhl an der Berliner Charité.
(Phot. W. v. Dobschitz-Kunowski.)

Vieles — Gutes und weniger Gutes, Positives und Negatives — ist geschrieben und geredet worden über Aufgabengebiete, Rechtslage und Befähigung der Frau. Die verschiedensten Weltanschauungen haben sich in ebenso vielen Meinungen ausgewirkt, die aber alle eben nur darin gipfelten, daß entweder die Frau ein ungeistiges, dem Manne untergeordnetes Geschöpf oder ihm ebenbürtig, wenn auch biologisch ungleich sei. Darüber zu diskutieren, — das haben wir eingesehen — ist wenig nützlich. Denn immer werden solche Auseinandersetzungen, wenn sie nicht streng sachlich soziologisch begrenzt sind, wenn sie sich aus psychologischen Theorien oder Illusionen ergeben, wenig oder nichts beweisen. Argumentationen, Gegenargumentationen in unendlicher Folge werden das sehr zweifelhafte Ergebnis bleiben.



Jeanne Rij-Rousseau,
Pariser Malerin, die in ihrem Atelier im Quartier Latin lebensfrohe, wirklichkeitsnahe Bilder schafft.

Auch die Fachliteratur auf dem Gebiete der Psychologie und Psychopathologie weist wieder und wieder eine Lücke auf — irgendwie sind Mann und Frau in ihrer Verschiedenheit oder partiellen Gleichheit nicht fixiert, fehlt gewissen Folgerungen die letzte Begründung. Vielleicht wird diese Lücke nie auszugleichen sein, nicht weil — wie C. G. Jung in seiner Schrift „Die Frau in Europa" einleitend sagt — der Mann die Frau sieht, wo sein Schatten steht und diesen dann mit ihr zu ihrem Vorteile verwechselt, sondern weil vor allem in dieser turbulenten Zeit immer der eine im Schatten des anderen steht, weil wir Menschen die letzten Dinge von uns selbst eben noch nicht wissen. Wir müssen uns dies eingestehen um der Sache willen, und damit der Weg zu einer letzten Erkenntnis doch einmal frei werde, der Weg, der einstweilen noch durch falsche oder unzureichende Thesen und durch Trugschlüsse verbaut ist. Alle Versuche einer Psychologie der Frau, einer Definition ihres Wesens und ihrer Befähigung, trugen bis jetzt den Keim irgendeiner mehr oder weniger erkennbaren Tendenz oder wuchsen doch aus der Begriffswelt der nur-männlichen Norm heraus.



Else Lasker-Schüler
schrieb Geschichten, Dramen und Gedichte von großer Gestaltungskraft.

Wer sorgsam suchend durch Jahrhunderte, Jahrtausende den Geschehnissen der Geschichte nachforscht, der wird immer wieder feinste Spuren sich erhebenden Frauengeistes erkennen, der wird sehen, daß z. B. die „Idealfrauengestalt der Romantiker" nicht die Verwirklichung naturhaft gewollter, ursprünglicher Veranlagung sein kann. So wie wir die Frau vor dem Einsetzen der Frauenbewegung gesehen, ist sie geworden in viel zu langer Unterordnung und Unterdrückung. Wir sehen dies als ihr in der Geschichte begründetes Schicksal, nicht als ein ihr zugefügtes Unrecht an, denn die Menschen — ob Mann, ob Frau — sind ein winziges, nur getriebenes Rad im großen Weltgeschehen. Nähme man an, daß jene ersten Frauen, die den Kampf für die Befreiung ihres Geschlechts als Pionierinnen geführt, aus unbefriedigtem Frauentum diese Aufgabe auf sich genommen, so wäre dies eine Verkennung der tatsächlichen Ursachen.



Marianne Hainisch,
die nunmehr 90 jährige Pionierin der österreichischen Frauenbewegung.

Wir erinnern beispielsweise an die ebenso liebenswürdige wie willensstarke Schweizerin Marie Vögtlin, die blutjung wegbahnend zu kämpfen begann und dann eine solch wundervolle Synthese gefunden in ihrem Beruf als Ärztin und im Bannkreise „der so sehr geliebten Pflichten" als Frau und Mutter. Bis zu ihrem Tode war sie tiefglücklich in der Gemeinschaft mit ihrem Lebensgefährten und ihren Kindern, ohne jemals ihren Beruf zu vernachlässigen, immer aus dem einen für den anderen neue Kraft schöpfend.

Hier war mehr als der Wille einzelner, hier war eine Schicksalswende der Geschichte, die



Alexandra Kollontaj,
als russische Gesandtin in Oslo die erste Frau in Europa, die eine selbständige Stellung im diplomatischen Außendienst bekleidete; war außerdem schriftstellerisch erfolgreich.



Kasia v. Szardurska,
Malerin, lebt abseits von der Welt am Bodensee ihrem Schaffen, eine Künstlerin von bemerkenswerter Eigenart.



Colette,
französische Schriftstellerin; ihre gegenwartsbewegten Romane haben auch über die Grenzen ihres Vaterlandes hinaus viele Leser gefunden.

in ihrer Weiterentwicklung die Frauen im Kampfe um Existenz und geistigen Erfolg einreihte, die in den bisher in zu starker Abhängigkeit Geschwächten Tatkraft und geistigen Weitblick in plötzlich aufwallender Vehemenz freilegte. Und wenn man nun das tatsächlich Erreichte der verhältnismäßig kurzen Zeitspanne gegenüberstellt, so wird man, obgleich — wir wissen es — noch viel getan, noch viel erreicht werden muß, daraus folgern müssen, daß der drängende Geist einer neu anbrechenden, neu angebrochenen Zeitepoche als wirklicher Tatfaktor dahintersteht.

Und wir übertreiben nicht, wenn wir feststellen, daß dieser drängende, rastlose Geist der neuen Zeit, dieser unserer Gegenwart, in allen Volksschichten sich auswirkt: von den Höhen der geistigen Spitzenleistungen bis hinab in die Niederungen der Menschheit.

Der Höhenzug der geistigen Tat aber gibt den Zeiten ihre Prägung, verleiht den Werten der einzelnen Kategorien ihre Maßstäbe. So ist auch Sein und Tat der modernen Frau Europas gerichtet an ihrer geistigen Spitzenleistung auf den verschiedenen Kulturgebieten.

Wir sagen „europäische Frau", obwohl sich genau dieselbe Entwicklung, vielleicht nur in anderem Tempo, auf der ganzen Welt vollzieht; wir erachten diese Einschränkung deshalb für wichtig, weil sich das Europa der Gegenwart in einem besonders stark fühlbaren Ausnahmestadium befindet, dessen Auswirkungen sinngemäß auch auf die Wesensgestalt der Frau Einfluß gewinnt.

Sein und Tat ist bei der Frau eine ungebrochene Einheit. Mehr als beim Manne verfließt bei ihr Leben in Tat. Womit gemeint ist, daß bei ihr alle Werte des Persönlichen in ihr Werk übergehen; und nur in seltenen Fällen zielen seelisches Gerichtetsein und schöpferischer Tatausdruck auseinander.

Argumente sind nichts; um so überzeugender aber und beweisend für die Tatsache, daß die Frau der Gegenwart mit Einsatz eigener Werte auf allen Gebieten des Geistesleben mitschaffend wirkt, sind lebendige Beispiele, was uns dazu veranlaßt, nach diesen Ausführungen noch über Persönlichkeit und Wirken einiger Frauen von Bedeutung im besonderen zu sprechen. Es sind wenige aus einer Vielheit herausgegriffen.

Eine der bedeutendsten und interessantesten Frauenerscheinungen in Europa ist Ricarda Huch. Sie wirkt als Persönlichkeit, fast möchte man sagen, manchmal primitiv, kulturlos und dann aber wieder so unerhört kompliziert, so vielseitig und kulturerfüllt — abstoßend und gütig, hochmütig bis an die Grenze des Möglichen und tiefdemütig bescheiden zugleich, kalt, dämonisch, dann wieder voll warmer Liebe und Hingabe, sinnlich und unendlich fein differenziert. Wer sie wirklich erleben durfte, weiß, daß es keine Möglichkeit menschlischer Tugenden und Laster gibt, die nicht im Gesamtspiele ihres Seins Ausdruck finden könnten. Durch ihre Seele geht diagonal ein Riss, eine Spaltung, die hinüberreicht in ihr Werk. Ricarda Huch ist ein Genie. Man bedenke: eine schöpferische Kraft, die den „Wallenstein", den „Luther" gestaltete, und aus der Liebesgedichte von solch edler Schönheit, Leidenschaft und Liebeskraft erspriesen konnten. Diese Sonette sind das Zarteste, Leidenschaftlichste, was ein Menschenherz empfinden kann, sind vollkommen in ihrem wunderbaren Rhythmus der Form. Der „Wallenstein" aber, der „Luther" sind grandios, rücksichtslos, sinnlich-brutal enthüllt, historisch und künstlerisch großartig erfaßt und nachgestaltet.

Zwischen diesen beiden Extremen: Werke von tiefer schöpferischer Kraft, in denen die Macht eines scharfen, kritischen, geschulten Geistes, eines leidenschaftlich sinnlichen Herzens vibriert.

Vielleicht von ebenso großem menschlichen und künstlerischen Format, jedoch völlig verschiedenartig ist Colette, die französische Schriftstellerin. Sie ist ganz gegenwartszugewandt und versteht die fein-feinste Nuancierung menschlichen Seins und Tuns so zu schildern, als wären alle Schmerzen und alle Freuden dieser Erde in ihrem eigenen Herzen erfühlt, gelitten. Kein Satz, den sie geschrieben, ist konstruiert; denn immer scheint ein großer eigener Schmerz, eine große eigene Liebe, ein unmittelbares Empfinden hinter der Schilderung zu stehen. Bei ihr sind Sein und Tat aus einem Guß. Ihr freies, herzliches Lachen, ihre etwas rauhe und doch angenehme Altstimme, die schwerblütige Bewegtheit ihres Körpers, die Art, wie sie den Problemen ins innerste Herz greift, wie sie gütig mit ihren Tieren umgeht, wie sie dem Menschen zuerst abwartend, fast mißtrauisch und feindselig gegenübersteht, um dann, wenn er vor ihr bestanden, ihm ganz zugetan zu sein, wie sie an der eigenen Meinung festhält und doch die des andern hochschätzt, dies alles charakterisiert Colette. Sie ist nicht mehr jung; sie schreitet aber dahin wie der König der Tiere, wie ein junger Löwe, weit ausholend, wiegend, kraftbeschwingt. So auch ist der Rhythmus ihres Geistes, ihrer schöpferischen Kraft. Präzis, geistreich ist alles, was von ihr ausgeht. Sie lebt, gestaltet um so intensiver, je rascher die Geschehnisse aufeinanderfolgen. Sie braucht den unvermittelten Wechsel der Situationen.

Else Lasker-Schüler: Auch hier eine große, weitragende Gestaltungskraft, die alle Skalen des Menschenseins erfaßt, bezwingt. Nirgendwo eine Begrenzung! Sie kann, was sie muß, was sie will. „Das Peter-Hille-Buch", psychologisch und biographisch ein Dokument. Ihre Gedichte erlebnisstark, schimmernd und schillernd, aufjauchzend und schwermütig, ironisch. Ihre Geschichten, Erzählungen und Romane sind nicht nachempfunden, sondern wirklich selbst erlebt. Und dies trotz der Zeitferne, in der sie fast alle geschehen. Die alte Kultur eines Volkes, einer Rasse ist das teure, edle Erbe Else Lasker-Schülers. Im Hinlauschen nach den Rhythmen ihrer eigenen Seele erstehen in ihr die lange schon verklungenen Melodien, die bunten, seltsamen Bilder der Vergangenheit zu neuer Wirklichkeit.

Monoton, peinlich-sorgsam geht die Nadel über die Platte: Käthe Kollwitz ist an der Arbeit. Ihre Hand scheint irgendwie das Medium zu sein zwischen der Radierung, die im Werden, und ihrer Seele, in der so unendlich viele Bilder menschlicher Not und Qual aufgespeichert; denn sie allein, diese feine Künstlerhand, ist ganz belebt und blutbewegt. In ihr vibriert das Erlebnis und gleitet hinüber auf die tote Platte. Auch das Gesicht der Künstlerin ist ganz still und graublaß; die Augen, die lichtüberempfindlichen, sind halb von schweren Lidern überdeckt. Der Körper schmal, doch schwer und unbewegt. Nur diese Hand, diese wunderbar beseelte Hand, die schon über so viele leidende Kinderköpflein gestrichen, in der schon so viele gequälte Mutterhände gezuckt, in ihr strömt pochend und ungestüm menschliches Leid und eines Genius künstlerische Gestaltungskraft zusammen.

Eine andere! Auch sie fühlt das Leid der Welt. Doch sie drängt es von sich ab, sie will nur Sonne, Freude, Bewegung und Farben, leuchtende, lustdurchglühte Farben. Jeanne Rij-Rousseau lebt in ihrem Atelier im Quartier Latin in Paris, lebt wirklich da; denn in ihrer Arbeit verrinnt ihr Sein. Ihre Arbeit ist ihre ganze Lust und überwindet alle menschliche Qual. Und das ist es vielleicht, was sie vor allem will: das Leid der anderen bannen aus dem tiefen, reichen Born ihrer starken Künstlerschaft. Sie malt eine Stadt: plastisch wie eine Skulptur, groß, ruhig, kühl, die Umrisse durch das Mondlicht verschärft. Und ganz fühlbar die bluthеißen Strömungen des Lebens in den Häusern, den Straßen. Dann ihre Blumenbilder! Nein, das sind keine Bilder, sondern Blumen, unvergänglich auf der Leinwand festgehalten. Ein anderes Bild! Eines unter den vielen. Sie nennt es „Die Ruderer". Überwältigend allein schon im Ausmaß. Grandios in der Komposition. Ein Stück Leben, herausgerissen aus der Wirklichkeit dieser Zeit.

An den Ufern des Bodensees, hoch am Berge, lebt Kasia v. Szardurska, fast vergessen von den Menschen. Und doch eine große Künstlerin. Ihre Bilder sind seltsam, stark, sie werden einer Nachwelt noch von den Konflikten dieser Zeit zeugen.

Spitzenleistungen auf den Gebieten von Kunst und Literatur hat man schon immer in vereinzelten Fällen auch der Frau zugestanden. Soweit aber die exakten Wissenschaften reichen, hat man ihr alle überragenden Fähigkeiten, trotz einer Sonja Kowalewska z. B., abgesprochen. Zu Unrecht, wie die Gegenwart beweist.

Marie Curie, die Radiumentdeckerin, die Lebensgefährtin Pierre Curies. Über ihr Werk wäre nichts zu sagen, denn ihr Name hat Weltruf. Nur wissen die Menschen zu wenig von dem persönlichen Opfergang, den solches Schaffen voraussetzt. Madame Curies Persönlichkeit ist jetzt nach einem Leben voller Arbeit und Opferbereitschaft umwoben von jener stolz-wehmütigen Heiligkeit, die nur denen wird, die sich selbst aufgeben, die dienend und selbstlos einem großen Zwecke, für die Menschheit sich hingeopfert.

Der Berliner Zellforscherin Rhoda Erdmann ist es unter anderm geglückt, lebendes Gewebe in ganz besonderer Art im Reagenzglas weiterzuzüchten. Sie beherrschte diese ihre Disziplin, die z. B. für die Krebsforschung von weittragender, noch nicht übersehbarer Bedeutung ist, lange Zeit vollkommen allein; und noch immer ist ihr Schaffen auf diesem Gebiete führend. Nur mit beispielloser Selbsthingabe an die große Sache und mit dem suchenden, alle


Linden-Verlag, München.

Die Verlobung.
Lithographie von Alfred Springer.



Der Hund muß ins Wasser! / Gemälde von E. Barthélemy.

Hindernisse überwindenden Geiste des geborenen Forschers war es bei den ihr, der Frau, sich immer wieder in den Weg türmenden äußeren Schwierigkeiten möglich, zu ihrem Ziele vorzudringen. Es brauchte der lebensfreudigen Natur Rhoda Erdmanns, um sich durchzusetzen, um auch nach außen wenigstens einen Teil dessen zu erringen, was bei gleichen Leistungen dem Manne als Selbstverständlichkeit zugefallen wäre. Und so wurde sie denn kürzlich zum außerordentlichen Professor ernannt und erhielt gleichzeitig den Lehrstuhl für experimentelle Zellforschung an der Berliner Charité.

Die Sowjetunion hat Alexandra Kollontaj, nachdem sie seit Ausbruch der russischen Revolution Leiterin des Volkskommissariats für soziale Angelegenheiten gewesen war, im Jahre 1923 zur Gesandtin in Oslo ernannt. Damit war die erste Frau in Europa überhaupt in eine selbständige Stellung des diplomatischen Außendienstes eingerückt. Über Frau Kollontaj ist viel, viel zuviel geschrieben und gesprochen worden: manches Übertriebene, vieles Falsche. Jedenfalls ist sie ein hochbegabter, mutiger Mensch, dessen Fähigkeiten weit über dem Durchschnitt der allgemein menschlichen Leistungen liegen. Ihre Schönheit und gewiß auch ihr offener Kampf gegen die doppelte Moral haben ihre großen Verdienste auf sozialem und volkswirtschaftlichem Gebiete bedauerlicherweise zu stark in den Schatten gerückt.

Die Pionierin der österreichischen Frauenbewegung, Marianne Hainisch, beging kürzlich ihren neunzigsten Geburtstag. Sie hat vier Menschengenerationen erlebt: Kämpfe, Enttäuschungen, Erfolge. Immer in all dieser langen Zeit stand sie inmitten aller Strömungen und Gegenströmungen, klarblickend, im rechten Augenblick eingreifend, nie verzagt. Sie war Tausenden eine gütige Ratgeberin, und durch die Jahrzehnte sind an ihr und mit ihr viele gewachsen, immer wieder sind neue hinzugekommen, die an ihr sich für eine große Aufgabe gestärkt. Noch jetzt geht eine beglückende Kraft der Überzeugung und Tatfreude von ihr, der Neunzigjährigen, auf die Mitlebenden über, denn ihre Seele ist jung, ihr Herz leidenschaftlich geblieben.

Eine Reihe von bedeutenden Frauen, von denen wir hier auch nur einige nennen können, arbeitet in den verschiedensten Sektionen des Völkerbundes mit: die Norwegerin Christine Bonnevie, die auch als Zoologin Bedeutung hat, Henny Forchhammer, die verdienstvolle dänische Sozialarbeiterin, Helene Vacaresco, die rumänische Dichterin, deren künstlerisches Schaffen das Schwerblütig-Erdhafte ihrer Heimat in sich trägt, und in dem der sprühende Geist, die leidenschaftliche Lebensbejahung französischer Kultur vibriert, ein feines Amalgam von Volk und Volk.

WEIHE

VON HEDWIG WEISS

Ich will sein wie ein Baum vor dir;
Verwurzelt fest im Grund, ganz nah der Erde
Und voll der Kraft, die treibend aus ihr dringt,
Uns höher reckend, froh in Sein und Werde.

Ich will sein wie ein Baum vor dir;
Der Luft verschwistert, die da singt und brauset,
Und aufgetan dem Sturme und dem Wind,
Der in den Wipfeln, mich durchschauernd, hauset.

Ich will sein wie ein Baum vor dir;
Die Gnade, wie das Licht des Himmels, tragend;
Im Geben demutsvoll und tief geneigt,
Doch im Empfangen fröhlich aufwärts ragend.

Ich will sein wie ein Baum vor dir;
Ein Wächter und ein Schmuck vor deinem Hause,
Der deinen Namen in der Rinde trägt
Und sich, ein Morgengruß, dir vor das Fenster legt. –

Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(4. Fortsetzung.)

Zu etwas war dieser Binnensee im Westen doch nütze. Er war ein Tummelplatz für Seals und Walrosse geworden, deren Fett und Fleisch nicht weniger unentbehrlich waren als das der Bären, die noch nicht gut im Speck waren.

Ein Geheimnis, woher die Seehunde und Walrosse gekommen sind. Sie müssen in der Tiefe des Polarmeeres unter dem Packeisgürtel nach Norden geschwommen sein, um hier ungestörte Lagerplätze zu finden. Brussilow glaubte nicht an diese Möglichkeit. Sie konnten nur eine freie Fahrtrinne gefunden haben, die irgendwie mit dem See in Verbindung stand. Auf diese Voraussetzung gründete der Kapitän seine letzte Hoffnung, und er wartete, bis Freiberg ihm endlich seine Annahme bestätigte.

Der See war jetzt Schlenskis und Denissows unbestrittenes Jagdgebiet. Sie hatten eins der großen Rettungsboote, die, für unvorhergesehene Fälle bis zum letzten ausgerüstet, auf dem Eise ruhten, zu Wasser gebracht und erlegten Walrosse.

Es gab wieder Fett zum Braten, Tran für die Lampen, Fleisch, Leder und Pelzwerk. Das erste Depot war längst bis zur Höhe gefüllt, und ein zweites mußte errichtet werden. Es gab ein ununterbrochenes Hin-und-Hermarschieren vom See zum Lager und zurück. Fleisch- und Fettstücke wurden in Massen eingekellert.

Dabei plünderten die Bären die noch nicht abtransportierten Vorräte bei jeder günstigen Gelegenheit, und niemand schoß sie, um nicht noch mehr Arbeit zu haben.

*

Anfang Juni hatte Brussilow Geburtstag. Das bedeutete einen Feiertag für die ganze Mannschaft und eine willkommene Abwechselung, die lange im geheimen vorbereitet wurde. Jeder beschäftigte sich damit, sich etwas Besonderes auszudenken, wie er die anderen überraschen konnte. Wenn sie dann sagten: „Seht euch diesen Anissimow, diesen Parapritz an! Sind das nicht Teufelskerle! Was für Einfälle die haben!", dann war man reichlich belohnt. Schon im voraus sonnte sich jeder in bescheidener Eitelkeit.

Selbstverständlich brauchten sie für das Fest einen Mann ihres Vertrauens, und ebenso selbstverständlich war dies Kalmykow, dem sie dies Vorrecht neidlos zugestanden.

Kalmykow konnte nicht nur schreiben, er konnte sogar dichten. Im vergangenen Jahre hatte er ein richtiges Lied verfaßt, das sich zur Melodie einer der Grammophonplatten singen ließ. Sie hatten es so oft geprobt, daß einige es auswendig konnten.

Aber die letzte Geburtstagsfeier war wenig erfreulich gewesen. Der Kapitän lag damals krank und hatte unter Albanows Freunden zu viele Gegner, die ihm die Ehrung nicht gönnten.

Kalmykows großes Festprogramm kam nicht zur Ausführung, bis auf das Feiertagsessen, das keiner verschmähte.

Um so leichter hatte man es in diesem Jahre.

Es gab auch keine Streitigkeiten mehr.

Die Zurückgebliebenen sahen in Leutnant Brussilow nicht nur ihren Kapitän, sondern auch einen wahrhaft guten Kameraden, der Leid und Freude mit ihnen teilen wollte.

Sie achteten und liebten ihn.

Diesmal übertraf Ignaz Kalmykow auch die kühnsten Erwartungen.

Da es warm wie im Südlandsommer war, feierte man das Fest an Land.

An Land, das hieß auf dem Eise.

Mit einem Umzug begann es, den Melbard mit einer Pauke anführte. Die Pauke war ein leer gewordenes Rumfäßchen, dessen Dauben später den Samowar heizten. Jeder von der Mannschaft, zur Feier des Tages einmal gewaschen und rasiert, marschierte in Matrosentracht wie bei der Abfahrt von Petersburg, trug eine Fahne, einen Wimpel, ein Heiligenbild oder an einem Ruder befestigte Schilder mit Aufschriften, die Freiberg gemalt hatte. Schabatura als letzter schleppte das Grammophon, das er beim Marschieren immer wieder aufzog.

Für den Kapitän hatte Kalmykow einen Lehnstuhl aufgestellt und mit verblaßten Strohblumen geschmückt, die er irgendwo zwischen Gerümpel gefunden hatte.

Vor Brussilow endete der Festzug, der dreimal ums Schiff geführt hatte, und der Bootsmann Potapow als der Würdigste (er war an diesem Tage an Makssimows Stelle zum Steuermann befördert worden) hielt die Festrede. Sie war derb, schlicht und kurz, aber sie kam ihm vom Herzen. Das war die Hauptsache. Und so gefiel sie allen.

Es gab Tee mit Rum und Zucker, eine Kostbarkeit ohnegleichen, Vorträge und allerlei Wettkämpfe, für die Brussilow Preise gestiftet hatte. Zigarren, Wein Kognak, die später gegen Anweisungen eingetauscht werden konnten, wenn die St. Anna wieder in der Heimat war. Schachnin wurde Sieger im Ringkampf, Denissow im Wettlauf. Da Kalmykow sich nicht beteiligte, gewann Denissow mit weitem Vorsprung.

Kalmykow brauchte die Zeit zu einer besonderen Überraschung, mit der er das Fest krönen wollte.

Keiner ahnte, was er vorhatte.

Immer noch blieb er unsichtbar an Bord, aber er hatte seinem Freunde Schlenski wohl heimlich ein Zeichen gegeben, denn der Harpunier nahm seine kleine sechseckige Seemannsorgel aus der Wachstuchhülle und begann aufzuspielen. Das geschah nur selten, und er wollte sehr darum gebeten sein. Heute aber spielte er freiwillig, und man kam nicht aus dem Staunen, wie viele Melodien er kannte. Zuerst spielte er Volkslieder, und die Matrosen sangen leise mit. Ein gutes, ein echtes Heimatgefühl wurde in allen wach. Es war schön und feierlich.

Dann ging Schlenski unvermittelt in eine Tanzweise über und ließ die Bässe seiner Ziehharmonika nur so dröhnen.

Das war die große Überraschung. Kalmykow und Hermine Alexandrowna tanzten, der Koch in einer Phantasieuniform, wie sie russische Matrosen in fremden Häfen zu tragen lieben, um auf Mädchen Eindruck zu machen, und Alexandrowna in einem echten Nationalkostüm.

Wahrhaftig, es war unvergleichlich. Man jubelte ihnen zu. Kalmykows Leistung feuerte Schlenski zu immer schnellerem Rhythmus an, der wiederum ihn fortriß. Und wer hätte in der stillen, jungen Ärztin so viel Leidenschaftlichkeit vermutet!

Für Augenblicke war alles vergessen, und nur Rußland blühte um sie.

Mütterchen Rußland, das sie liebten, von dem sie so lange Zeit schon getrennt waren.

Jeder war mit stillen Gedanken in der Heimat und schämte sich seiner jähen Weichherzigkeit. Sie waren jedoch nicht nur Kinder ihres Landes, die seine Erde, sie waren auch Männer, die seit Jahren das Weib entbehrt hatten.

Das war schlimmer.

Das Tierhafte hatte in ihnen nur geschlummert und war plötzlich wach geworden. Offenbar durch dies Erlebnis, daß ja eine Frau mit ihnen lebte, ein Weib, das jung und schön und begehrenswert war.

Ihre Männerblicke wurden unsicher und flackernd. Zuerst wagten sie den geschmeidigen Körper des Mädchens nur scheu abzutasten, den Brand ihrer flatternden rotblonden Haare und das Lächeln um ihren herben, festgeschlossenen Mund. Kalmykow beachtete längst keiner mehr. Er war nur noch eine Puppe, die um das Weib herumtanzte, notwendig beim Spiel, sie immer neu zu entfesseln.

Wie sie tanzte!

Wie begehrenswert sie doch war!

Schlenski spielt nur noch mechanisch und läßt keinen Blick von der Frau. Ein Funke ihrer Leidenschaftlichkeit ist in sein Herz gesprungen und hat es entzündet. Nein, er ist völlig überwältigt und taub gegen seine Musik geworden.

Schachnin steht abseits mit stierhaft geneigter Stirn und geballten Fäusten.

Mitten im Spiel lacht der alte Anissimow gell auf und klatscht in die Hände. Er ist genau so trunken von dem Erlebnis wie die Jungen. Alle Bresthaftigkeit hat er vergessen. Wenn man ihn aufforderte, mitzutanzen, bei Gott, er würde es tun. Er haßt Kalmykow um sein Glück, in der Nähe des Mädchens zu sein.

Wie sie jetzt alle das Weib im Kreise belauern, nach Beachtung und einem Lächeln gierend. Sie forschen sich gegenseitig heimlich an, werden kühner, als sie den gleichen Wunsch auch im Blick des andern erraten, drängen näher.

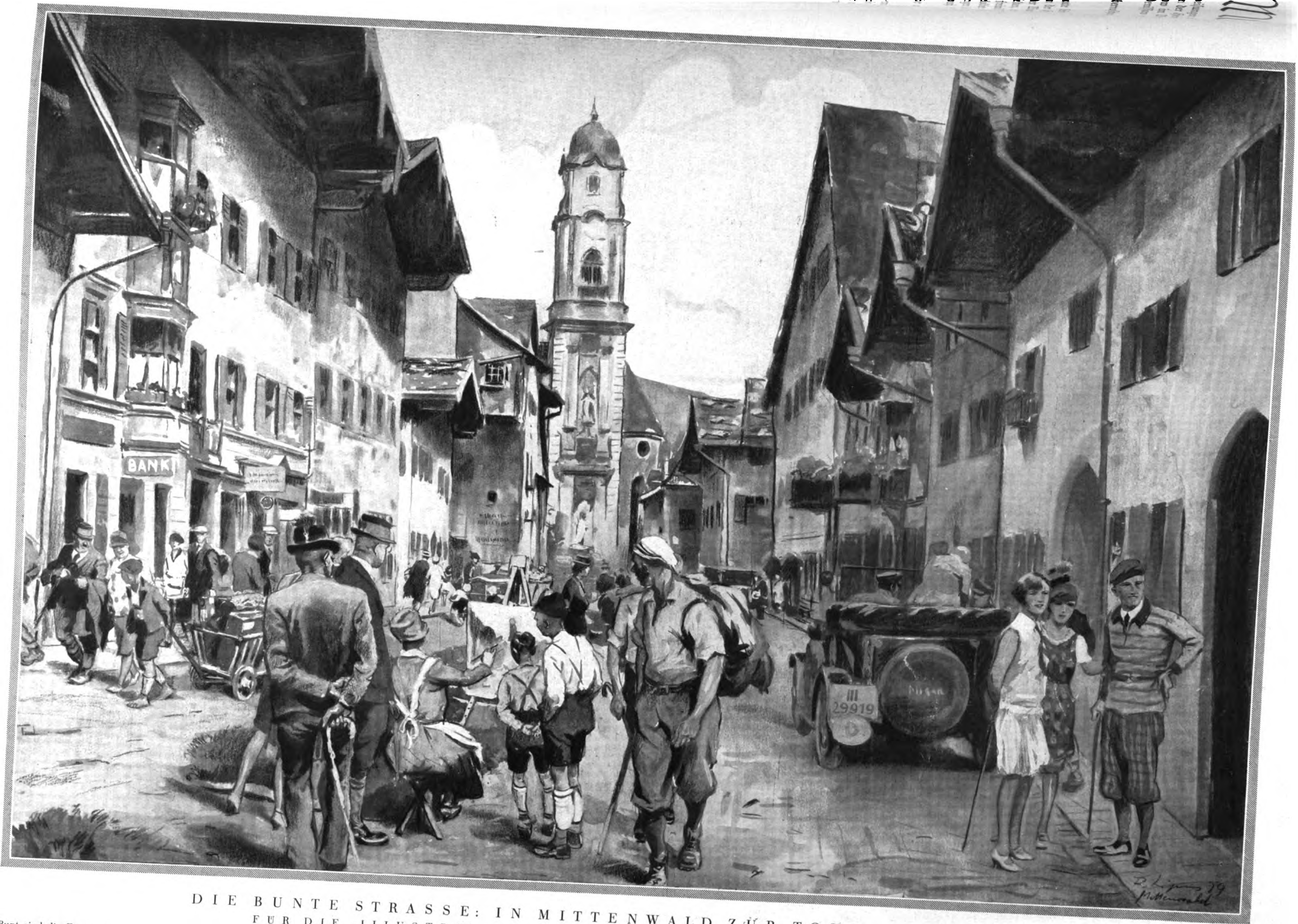
Kalmykow lacht strahlend über seinen großen Erfolg. Alle Bewunderung nimmt er für sich in Anspruch.

Alexandrowna ist ein wenig müde geworden. Kalmykows Zurufe aber machen sie von neuem willfährig, den Tanz nicht zu enden. Sie tanzt arglos und nur aus Freude am beglückenden Spiel. Für sie ist nur eins herrlich, sich endlich wieder einmal ihres Körpers bewußt werden zu dürfen.

Vielleicht möchte sie den Männern an Bord ein wenig gefallen, doch toll machen will sie sie nicht.

Nein.

Als sie von ungefähr Denissows Augen begegnet, erschrickt sie und begreift die Gefahr.



DIE BUNTE STRASSE: IN MITTENWALD ZUR TOURISTENSAISON

FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" GEZEICHNET VON RUDOLF LIPUS

Bunt sind die Fronten der alten malerischen Häuser und bunt ist das Leben der Hauptstraße in Mittenwald, wenn sie zur Sommerszeit von Touristen und Feriengästen belebt wird. Dazu kommt in stets steigender Zahl das Automobil als modernes Reisemittel. Aber auch die eiligen Reisenden verweilen in der berühmten Geigenbauerstadt und beschauen sich das farbenfrohe Bild, das immer wieder den Maler reizt.

Nicht gleich. Wie aus weiter Ferne muß sie erst sich zurückfinden und erfassen, was Wirklichkeit ist.

Ist der Harpunier wahnsinnig? Er wartet ja sprungbereit, sie an sich zu reißen!

Alexandrowna sucht Hilfe bei den anderen. Aber alle Männer haben starre Masken vor dem Gesicht, und in jede sind die gleichen Linien der Gier eingeschnitten. Sie tanzt, wie von Raubtieren umstellt, denen sie nicht entkommen kann. Brutal, fordernd und ohne Gnade sind alle Blicke.

Sie taumelt und wäre gefallen, hätte Kalmykow sie nicht behutsam aufgefangen.

„Genug!" sagt sie leise und geht.

Zögernd gibt man ihr den Weg frei.

Kalmykow begreift nicht, was geschehen ist.

Schlenski spielt noch ein paar Takte weiter, ehe er abbricht.

Es braucht Zeit, ehe die Spannung sich löst.

„Waren wir nicht unvergleichlich?" fragt der Koch.

Keiner antwortet ihm. — — —

In dieser Nacht konnten die Matrosen der St. Anna nicht schlafen. Sie sprachen von dem Tanz und dem Weibe, das plötzlich mit ihnen war. Heute hatten sie es zum erstenmal bewußt gesehen und waren verloren an sie.

Doch das verrieten sie nicht. Noch in ihren wirren Träumen flüsterten sie ihren Namen vor sich hin.

Für sie war sie jetzt die einzige Frau auf der Welt.

*

Oh, es war vieles anders geworden seit dem Tage. Sie wußten es, doch sie redeten nicht darüber. Es war ja viel klüger, auf der Hut zu sein. Bei der Erfüllung der Begier, von der sie besessen waren, gab es weder Freunde noch Bundesgenossen. Jeder mußte um seine eigene Geltung kämpfen.

Das rettete die Frau, denn der einzelne verteidigte sie fortan gegen alle. Immer gab es Späher und Hüter um sie. Keinen Augenblick blieb sie unbewacht. Nur in den Nächten fürchtete sie sich sehr, bis der Kapitän die Wache verdoppelte.

Er ahnte wohl etwas von ihrer Not.

An ihrem Zusammenleben mit der Mannschaft änderte sie nichts. Die Frau verriet nicht, daß sie die Gefahr begriffen hatte. Ihre scheinbare Ahnungslosigkeit war die beste Waffe der Abwehr.

Doch alle Wünsche kreisten nur noch um sie.

Sie war die eine.

Die einzige.

Lächelnd, im geheimen kostete sie diesen Triumph. Wann war je ein Weib von so vielen Männern begehrt! Hermine Alexandrowna kannte jeden und schätzte ihn richtig ein. Den Brutalen und Unbeherrschten wie Parapritz, Ponomarew und Schachnin wich sie aus oder entwaffnete ihre Andeutungen mit einem Scherzwort. Jedes Weib hätte denen genügt, und sie kannten die Welt nur durch die Fenster von Hafenschenken. Jeder ihrer Gedanken war schmutzig.

Gefährlicher war die Unterwürfigkeit und jungenhafte Demut der anderen, die noch echter Empfindung fähig waren, die eine Frau lieben mußten, ehe sie nach ihrem Besitz verlangten.

Freibergs Hände zitterten, wenn sie ihm die Eßschale reichte. Kalmykow lächelte, wenn sie ihn kameradschaftlich schalt, daß er sie zu bevorzugen versuchte. Der Heizer Schabatura schenkte ihr ein Bild des heiligen Nepomuk, seinen kostbarsten Besitz. Er schob es heimlich unter der Tür hindurch in ihre Kabine. Dort fand sie es.

„Brauchst du deinen Schutzheiligen nicht mehr?"

Der Heizer starrte sie an.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Alexandrowna Schdanko."

„Nein?"

„Ich habe Ihnen nichts geschenkt."

„Ich will es dir aufheben."

„Hüten Sie sich vor Schachnin", sagte Schabatura leise.

Jeder hatte wohl seine besondere Methode, die Frau aufmerksam zu machen und für sich zu interessieren.

Geduld hatte keiner. Ein Wunder, daß es nicht zu tätlichen Streitigkeiten kam.

Der „Greis" Anissimow war der Klügste. Eines Tages war er wieder krank. Er klagte nicht über seinen Rücken, denn er fürchtete den Spott der Kameraden. Diesmal waren es die Augen, die dick und verschwollen waren. Wie wehleidig er doch war!

„Ich bin blind, Mütterchen Alexandrowna", klagte er.

„Der Schnee hat dich geblendet."

„Ja. Es ist Nacht geworden."

Anissimow kam ins Spital.

So wollte er es wohl, um mit ihr einmal allein zu sein.

„Es ist alles dunkel um mich", sagte er, „und gestern sah ich noch das Meer."

Er nannte den Eissee „das Meer".

Sie streichelte ihn mütterlich, weil er so hoffnungslos war.

„Erkennst du meine Hand vor den Augen, Anissimow?"

„Nein."

„Auch nicht, daß ich sie bewege?"

„Nein."

Er wimmerte.

„Hast du große Schmerzen?"

„Nicht so sehr, wenn Sie bei mir sind."

„Ich kann dich nicht in Schlaf singen, Väterchen!" scherzte sie. „Warte!"

Hermine Alexandrowna war selbst ein wenig hilflos. Ihre ärztlichen Kenntnisse waren noch gering. Sie hatte in der Heimat ja kaum erst zu studieren begonnen. Und jetzt sollte sie einen Mann behandeln, der blind geworden war. Sie las in einigen Büchern nach, die solche Leiden beschrieben, damit sie wenigstens Anissimows weitere Fragen beantworten konnte. Sie mochte sein Vertrauen nicht verlieren. Als sie zurückkam, fragte sie:

„Etwas zum Kühlen, Väterchen?"

„Brennt die Lampe schon?"

„Nein."

„Da ist doch ein grelles Licht, Alexandrowna Schdanko. Stellen Sie es fort! Ich bitte Sie."

„Es ist dunkel."

Wollte er ihr Mitleid noch mehr erregen, oder verstellte er sich? Plötzlich hatte er ihre Hände ergriffen, die er doch gesehen haben mußte, und umkrallte sie.

„Mein Täubchen!" sagte er. „Süßes Täubchen!"

„Bist du verrückt geworden, Anissimow!"

„Bleib doch! Bleib!"

„Du solltest dich schämen."

Er lachte.

„Ich werde es dem Kapitän sagen."

„Tu's! Wenn du mich nicht magst! Bin wohl nicht mehr jung genug, he? Sind noch andere an Bord. Da wird man aufpassen müssen."

Anissimow hatte sich aufgerichtet und versuchte sie wieder zu greifen, aber er tastete nur hilflos umher.

„Wo bist du denn? Wo..."

Nein, er sah sie nicht.

Seine greisenhafte Bosheit war widerlich.

„Wirst schon noch lernen, vernünftig zu sein, Kindchen. So alt bin ich nicht, um mit einem Weibe nicht fertig zu werden."

Alexandrowna fürchtete diesen gebrechlichen Mann nicht mehr, aber sie hätte ihn berühren müssen, um die Tür zu erreichen. In seiner Tollheit versperrte er ihr den Weg.

„Liebst wohl einen anderen? Wie? Ist es Potapow oder Schachnin? Der wird dich nicht lange fragen. So einer ist der. Ja."

Einen nach dem andern von den Kameraden beschimpfte er, als ob er das Mädchen so besser von seinem Wert überzeugen könnte.

„Du kennst die Männer noch nicht. Sie werden dir keine Ruhe mehr lassen. Oh, wenn du gehört hättest, wie sie reden! Ich will es nicht! Nein."

„Geh jetzt zu ihnen, Anissimow! Hast du verstanden? Ehe Brussilow dich findet!"

„Ah! Ist es der? Der Alte? Konnte mir's denken. Aber der bekommt dich auch nicht. Es muß schon ein Pjotr sein, ein Kerl, wie ich die Frauen einschätze."

Anissimow war so verwirrt, daß er keine Scham mehr kannte. Alexandrowna wußte sofort, auf welche Episode er anspielte, als er den Namen Pjotr erwähnte.

Vor einigen Tagen hatte Kalmykow Lissa aus dem Käfig gelassen, um sie mit zur Jagd zu nehmen, gerade als Freiberg die Hunde fütterte, die losgekoppelt waren.

Eskimohunde sind zur Kameradschaftlichkeit erzogen, sie sind opferwillig, aber auch neidisch auf Bevorzugte. Für sie gilt gleiches Recht für alle, in Hungertagen oder in Zeiten des Überflusses.

Als die Bestien auf Lissa losstürmten, fürchtete Kalmykow, daß sie aus Wut Brussilows Hündin zerfleischten, und gab sofort die Leine frei, aber Lissa fürchtete sich nicht. Sie war stärker als die Gefährten, von denen man sie getrennt hielt. Nein, sie war auch nicht in Gefahr. Ihre Zähne waren zu scharf, sie hätte sich mutig gewehrt.

Für Augenblicke kauerten die Tiere einander gegenüber, ehe das große Liebesspiel begann, das unvermeidlich folgen mußte. Das Spiel von Raubtieren, bei dem nur einer siegte: der Stärkste. Lissa hatte keine Wahl; sie war das einzige Objekt des Streites und hatte sich zu ergeben, wenn der Kampf entschieden war. Ihr Instinkt duldete auch nur den Stärksten über sich.

Sie raste davon, in langen, mächtigen Sätzen über das stumpfe Eis. Die Meute hinter ihr her.

Kaum, daß sie den Boden berührte.

Kalmück und Fjodor dicht auf ihren Fersen. Sie waren die jüngsten, unbesonnen, ihre Kraft überschätzend und völlig hingerissen von dem Ereignis, das ihr Hirn umstrudelte.

Körper an Körper schnellten sie dahin, Schaum um die Lefzen. Manchmal schnappten sie nach des anderen Kehle, wobei der Angreifer einige Sprünge zurückfiel. Ein paar Sekunden kugelten sie im Schnee, rasten weiter, als Boß sie inzwischen eingeholt hatte. Kalmück blutete aus einer Wunde am Schenkel.







Rennwoche in Baden-Baden.
Oben links:
Moment der Hochspannung: Endkampf um den Preis von Baden-Baden (25. Aug.). Vorn Sieger „Serapis" (Stall Oppenheim).
Oben rechts:
Eine Gruppe prominenter Gäste beim Hauptrennen um den „Großen Preis" (30. Aug.), den zum dritten Male „Oleander" (Stall Oppenheim) gewann. Von links aus: Frau v. Haniel, Gattin des bekannten Rennstallbesitzers; König Gustav von Schweden; Frau Baronin Rothschild-Goldschmidt.
Im Kreis: Ida v. Beneckendorff und v. Hindenburg, die Schwester des Reichspräsidenten, † am 2. September in Potsdam im Alter von 77 Jahren. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Lloyd Georges erster Besuch in Deutschland nach dem Kriege.
Der frühere englische Ministerpräsident, Führer der liberalen Partei, mit seinen Angehörigen beim Erholungsaufenthalt in Freudenstadt (Schwarzwald). Von links aus: Lloyd George; sein Sohn, Major Gwylm Lloyd George; seine Gattin; seine Schwiegertochter; seine Tochter, Megan Lloyd George.



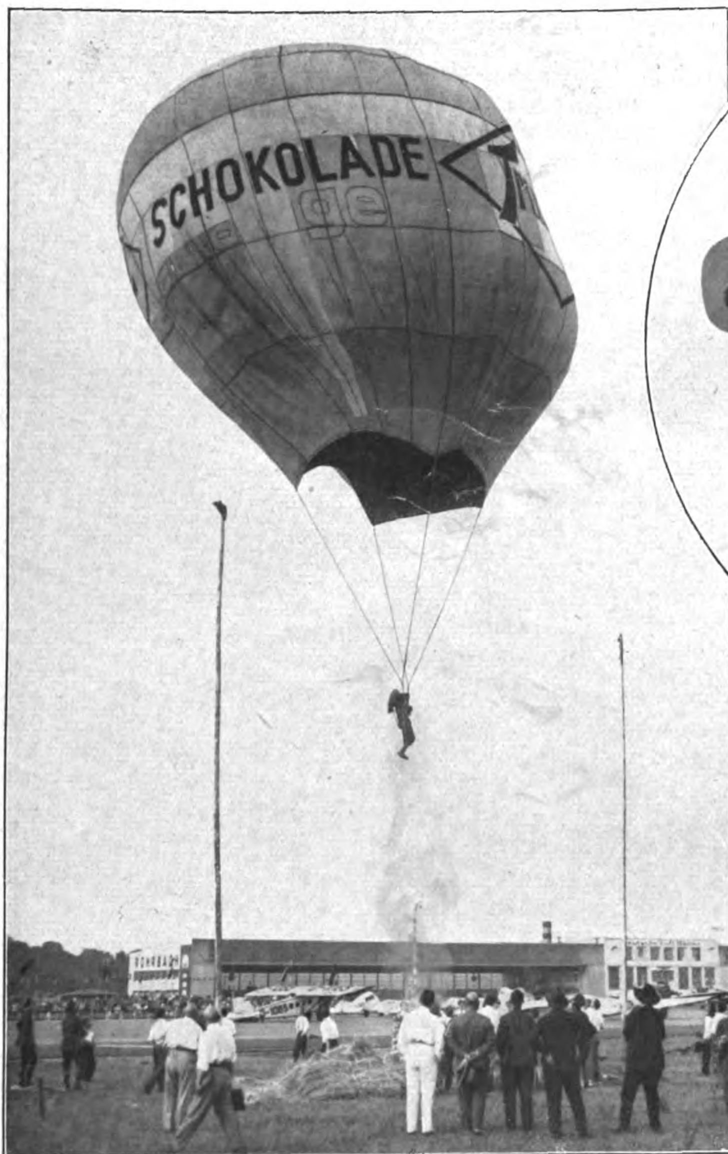
Exotenbesuch in Bad Homburg.
Die abessinische Prinzessin Woskylma Jechach-Worek, Nichte des Herrschers von Abessinien, mit ihrer Hofdame im Kurgarten von Bad Homburg, wo sie zu längerem Kurgebrauch weilt.



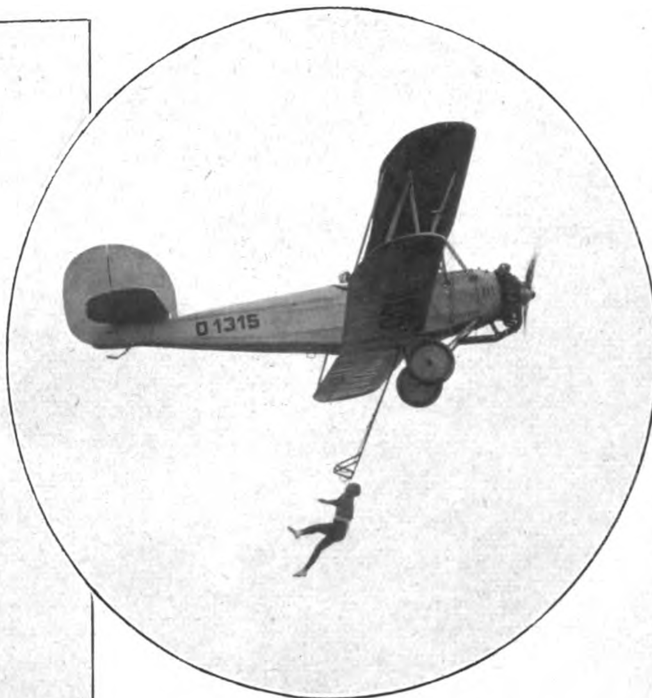


I. Internationale Automobilwoche in St. Moritz.
Siegergruppe von der St. Moritzer Automobilwoche (19.—25. August), fröhlich Arm in Arm. Von links aus: Zeltwitz, Sieger der Sternfahrt; Rosenberger, Gewinner des Großen Preises von St. Moritz für Rennwagen; Momberger, Gewinner des Großen Preises für Sportwagen.

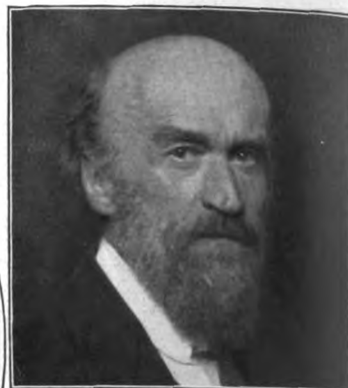
Links: Zwei einflußreiche Politiker treffen einander.
Der französische und der englische Ministerpräsident, Briand und Macdonald, vor dem Außenministerium in Paris am 31. August. Rechts Macdonalds Tochter Isabel. — Macdonald weilte bei seiner Reise nach Genf in der französischen Hauptstadt.



Rückkehr zu alter Väter Weise!
Aufstieg einer historischen „Montgolfiere" in Berlin-Tempelhof. Der Auftrieb erfolgt durch in den Ballon geleitete erhitzte Luft, wie es sein Erfinder Montgolfier († 1810) erprobt hat. — Nach Erkalten der Luft springt der Fahrer mit Fallschirm ab.



Akrobatik in der Luft.
Der Artist Oskar Dimpfel vollführte bei dem kürzlich veranstalteten Flugfest im Berliner Flughafen, während des Flugs mit den Zähnen am Trapez hangend, allerlei Kunststücke.



Prof. Julius Klengel,
Nestor der deutschen Cellovirtuosen, langjähriges Mitglied des Leipziger Gewandhausorchesters, namhafter Komponist, wird am 24. September 70 Jahre alt. (Phot. E. Hoenisch.)



Rechts: Guido Thielscher,
bekannter und beliebter Komiker der deutschen Bühne, feierte am 10. September seinen 70. Geburtstag.



Eine nationale Kundgebung am Hermannsdenkmal im Teutoburger Wald.
Persönlichkeiten vom Reichsausschuß für das deutsche Volksbegehren, der am 1. September eine Demonstration gegen Kriegsschuldlüge und Youngplan veranstaltete. — In der Mitte Geheimrat Dr. Hugenberg (im Cut); rechts daneben Major a. D. Freiherr v. Landsberg, westfälischer Landesführer; Oberst a. D. v. Xylander, Vorsitzender des bayerischen Landesausschusses; Major a. D. Freiherr v. d. Lippe; von links der zweite Major a. D. Wagner, Stahlhelm-Bundeskanzler.



Im Lazarett der Postpakete.
Häufig sind Postpakete nicht genügend verpackt und erleiden beim Versand Beschädigungen. — Wie ihnen wieder auf die Beine geholfen wird, zeigt unser Bild aus dem Postlazarett des Postamts in der Oranienburger Straße in Berlin.



Rechts: Eine Stadt in Flammen.
Der nördliche Teil der Stadt Teuschnitz (Oberfranken), der am 2. September von einer Feuersbrunst vollständig eingeäschert wurde. Sehr viele Familien wurden obdachlos. 59 Wohnhäuser und 37 Scheunen brannten nieder.



Dr. Leopold Ziegler,
Privatgelehrter und bekannter Schriftsteller, erhielt den diesjährigen Goethepreis der Stadt Frankfurt a. M. in Höhe von 10 000 RM.



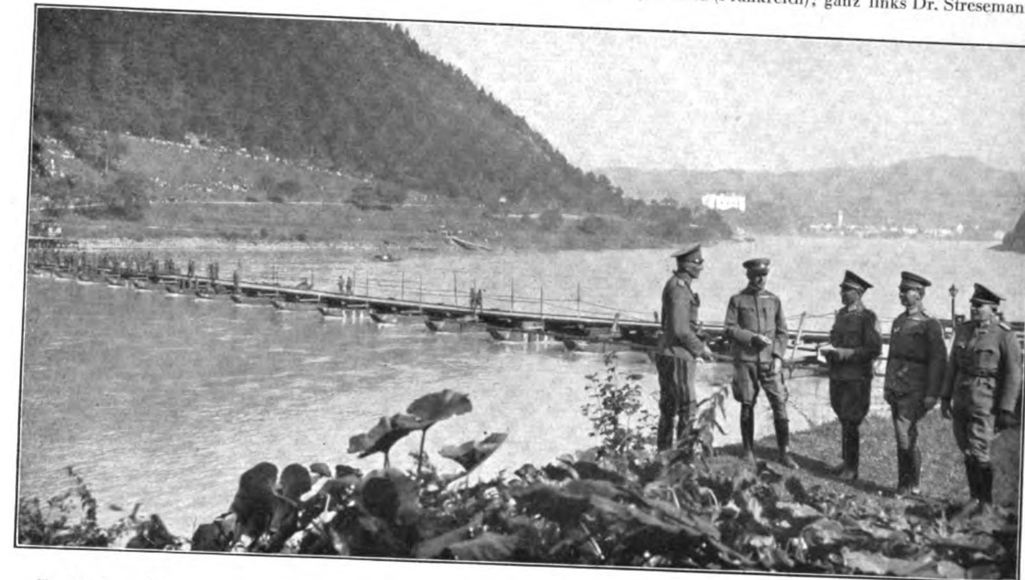
Dr.-Ing. e. h. Gottlob Schumann,
Kommerzienrat, Generaldirektor der Ilse-Bergbau-A.-G., ein Pionier auf dem Gebiete der Braunkohlenindustrie, † am 2. September, 69 Jahre alt.



Schluß im Haag.
Der Völkerbundssekretär Henderson verliest in der Schlußsitzung der Haager Konferenz die Protokolle über die Rheinlandräumung. — In der Mitte Jaspar (Belgien), Briand (Frankreich); ganz links Dr. Stresemann.



Ein in gutem Einklang mit seiner Umgebung stehendes Gefallenendenkmal.
Das am 1. September eingeweihte Denkmal für die Gefallenen des Regiments Nr. 27 Prinz Louis Ferdinand v. Preußen am Dom zu Halberstadt. Das Denkmal stammt von Prof. Hosaeus, Berlin, und zeigt über Pulverdampfgewölk die zerschossenen Regimentsfahnen. Die Inschrift nennt die Kampforte des Regiments.



„Er ließ schlagen einen Brucken, daß man kunnt' hinüberrucken“ . . .
Die 200 m lange Pontonbrücke über die Donau, die bei Pionierübungen des österreichischen Bundesheeres im Strudengau bei Grein am 28. August errichtet wurde. — Im Vordergrund der Kommandant der Pioniere, Generalmajor Karl Rosenberger, mit seinem Stabe.





Helft den Kindern und den Alten!
Der Bischof von Meißen, Dr. Schreiber, bei der Grundsteinlegung des St.-Georg-Heimes in Kamenz (Sa.) am 1. September.

Links: Weltkirchenkongreß in Eisenach.
Eine Gruppe bedeutender Kirchenführer auf der Internationalen Weltkirchenkonferenz (2.–9. Sept.). Von links nach rechts: Dänischer Bischof Ammundsen; Erzbischof Germanos; Generalsekretär Dr. Atkinson (Newyork); Präsident des Dtsch.-Evang. Kirchenaussch. Dr. Kapler; Geh. Konsistorial-Rat Dr. Deissmann, Berlin; Bischof Raffay (Ungarn); Erzbischof Irenäus (Jugoslawien); Dr. Adolf Keller (Schweiz); Dr. Gounell (Frankr.).

MEISSNER KUNST AUS VIER JAHRHUNDERTEN

Aus Anlaß der Jahrtausendwende Meißens veranstaltete der Meißner Kunstverein unter Leitung seines Vorsitzenden (Hs. W. Loose) und Prof. A. Achtenhagens und mit Unterstützung auswärtiger Museen, namhafter Kunstsammler sowie des Landadels der unmittelbar um Meißen gelegenen Schlösser eine bedeutsame Ausstellung „Vier Jahrhunderte Meißner Kunst", die in der Albrechtsburg und im Burglehn 400 Werke von etwa 100 Künstlern umfaßt. Sie zeigt erstmalig, welch stattliche Anzahl namhafter Künstler mit der Geschichte der Stadt verbunden ist, und legt ein glänzendes Zeugnis einer ernsten und weitschauenden provinzialen Kunstpflege ab.

Aufnahmen: Hs. W. Loose.



G. Fr. Kersting (1785—1847): Mädchen am Spinett.
(Als Leihgabe der Sammlung J. Fr. Lahmann, zur Zeit in der Dresdener Galerie.)



Fr. A. Tischbein (1750—1812): Bildnis Anna v. Miltitz.
(Besitzer: Freiherr v. Miltitz, Schloß Siebeneichen bei Meißen.)



F. R. Lisiewsky (1725—1794, Hofmaler in Dessau): Bildnis eines jungen v. Puttkammer.
(Besitzer: v. Schwerdtner, Schloß Wendischbora i. Sa.)



Ferdinand v. Rayski (1806—1890): Bildnis Ida v. Schönberg, geborene v. Nostitz-Wallwitz.
(Besitzer: v. Schönberg, Schloß Oberreinsberg.)

Gepflegtes Haar liegt immer gut in der Frisur

Selbst nach dem schärfsten Spiel in Sonne und Wind sollte die Frisur tadellos bleiben. Turban oder Bänder nützen nicht viel, wenn das Haar nicht richtig gepflegt ist. Elida Shampoo bewirkt nicht nur, daß das Haar seidenweich, locker und wunderbar glänzend wird, sondern auch, daß es sich in die Frisur schmiegt.

Jede Sportlerin braucht heute, selbst nach intensiv betriebenem Sport, nicht zerzaust auszusehen. Regelmäßige Haarpflege mit Elida Shampoo gibt ihr die Sicherheit, daß sie auf dem Sportplatz ebensogut gepflegt aussehen kann, wie sie es in der Gesellschaft gewohnt ist.

Wer Sport richtig treibt, muß sein Haar doppelt pflegen! Wer Elida Shampoo ständig benützt, tut dies mit größter Sicherheit.

Verlangen Sie bei Ihrem Friseur ausdrücklich nur Kopfwäsche mit Elida Shampoo. Es erzeugt reichen Schaum von vorzüglicher Reinigungskraft, und erhält das Haar schön und gesund.



Elida Shampoo (blaue Packung) für alle, Kamillen Shampoo (goldene Packung) für Blonde. Päckchen für zweimal Waschen 30 Pfennig. In allen Geschäften, die Elida Artikel ausstellen.

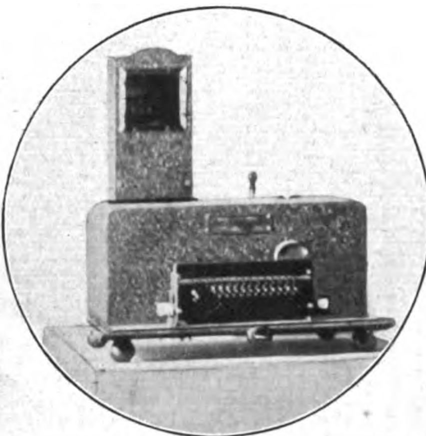
ELIDA SHAMPOO

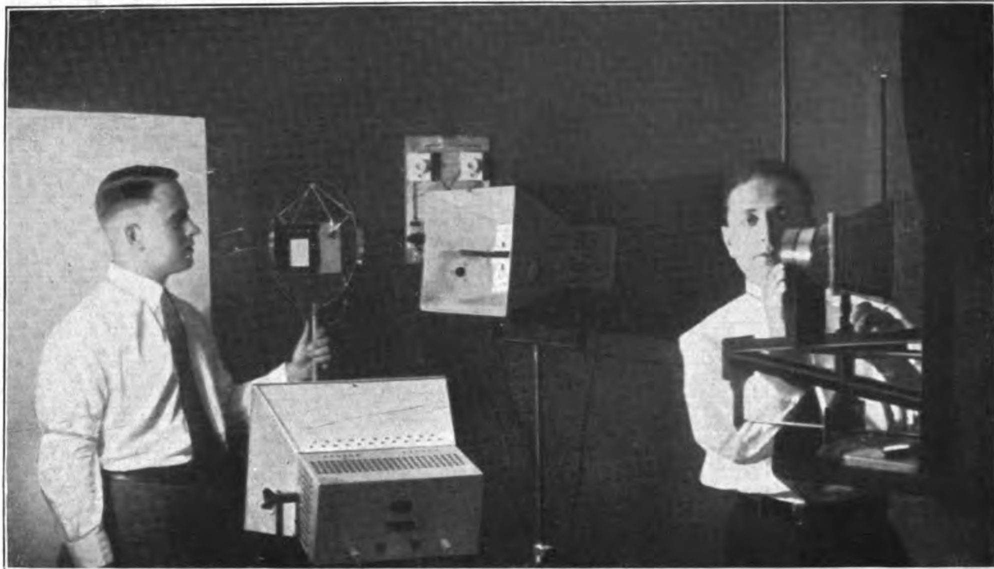
Wissen und Leben

Wie weit sind wir heute mit dem Fernsehen?

(Hierzu nebenstehende Bilder.)

Immer wieder liest man, daß das Fernsehen dasei. Ständig aber wundern sich die Rundfunkteilnehmer, daß sie nichts davon zu „sehen" bekommen. Die Ursachen liegen darin, daß bereits verschiedene Systeme betriebsfertig vorliegen, und daß es sich nunmehr darum handelt, das geeignetste auszuwählen. Täglich finden zu verschiedenen Stunden Erprobungen durch den Deutschen Rundfunk statt. Stellt man seinen Empfänger auf den Berliner Sender ein, so hört man zu bestimmten Stunden ein eigenartiges Geräusch, das ungefähr so klingt, als ob in einem etwas entfernten Teich Hunderttausende von Fröschen quaken. Das sind die Versuche, die mit der Ansage eingeleitet werden: „Das Reichspostzentralamt macht jetzt Versuche." Daß wir also vom Fernsehen noch nichts weiter merken, spricht nicht gegen seine heute erreichte Entwicklung. Man muß sich eben klarmachen, daß zwischen der Durchbildung einer Erfindung im Laboratorium und ihrer Einführung in den Rundfunkbetrieb stets eine gewisse Zeit verstreichen muß, die mit Versuchen — und was oft noch länger dauert — mit geschäftlichen Verhandlungen ausgefüllt ist. Außerdem kommen immer noch weitere Fortschritte hinzu, die natürlich gleichfalls der Erprobung unterliegen. Die diesjährige Berliner Funkausstellung zeigte vier Fernseher, den von Karolus-Telefunken, den von Baird, den von Mihaly und einen weiteren, der im Reichspostzentralamt ausgearbeitet worden war. Hier ließen sich nun sehr gut Vergleiche ziehen, wurden sie doch sämtlich im Betrieb vorgeführt. Dabei wurde derart verfahren, daß man entweder Personen vom Sender drahtlos auf den Empfänger übertrug, oder daß man Vorstellungen mit dem Fernkino gab. Im ersteren Fall erschienen in der Schauöffnung des Empfängers Kopf, Hals, Schultern und ein Teil der Brust der übertragenen Personen. Die Größe war entweder die natürliche, also Lebensgröße, oder es fand eine Verkleinerung statt. Mit dieser Verkleinerung wird man wohl immer zu rechnen haben, wenn es sich um den Empfang im Hause handelt, wenn also beim Rundfunk zum Lautsprecher noch der Fernseher hinzukommt. Hier kommt es ja, um das Fernsehen der Allgemeinheit zugänglich machen zu können, vor allem darauf an, daß die Empfänger nicht zu teuer sind. In der Tat lassen sich mit kleinen Empfängern, deren Preis wohl zwischen 100 und 200 Mark liegen dürfte, schon recht schöne Bilder erzielen. Wer davorsteht, muß in die Schauöffnung hineinsehen und verdeckt dadurch anderen die Aussicht. Immerhin können aber zwei bis drei Personen gleichzeitig das Bild erblicken. Will man es einem größeren Kreis zugänglich machen, so gibt es dafür ein sehr einfaches Mittel: Vor der Schauöffnung wird eine Vergrößerungslinse angebracht. Mit Hilfe eines etwas größeren Empfängers und dieser Linse ist es möglich, eine Vorstellung zu geben, deren Einzelheiten durch eine ein gewöhnliches Wohnzimmer füllende Versammlung verfolgt werden können. Was hier von der Übertragung von Personen gesagt wurde, gilt auch für das Fernkino. Bei diesem wird ein Vorführapparat verwendet, wie man sie auch in Lichtspieltheatern benutzt, der das Bild anstatt auf die Leinwand in den Sender des Fernsehers projiziert. Der Empfänger bleibt der gleiche. Man hat auch bereits Rundfunkempfänger hergestellt, die gleichzeitig den Lautsprecher des Rundfunks und die Schauöffnung des Fernsehers enthalten, so daß die Vorrichtung unser Auge und





Wie weit sind wir heute mit dem Fernsehen?
(Im Kreis): Fernseh-Empfänger System Mihaly, für den Rundfunkteilnehmer bestimmt (Funkausstellung Berlin). — (Unten): So wird es im künftigen Bildfunk-Senderaum aussehen: Der Sprecher spricht ins Mikrophon, und gleichzeitig wird sein (verkleinertes) Bild mit Hilfe der Photokamera (rechts) in den Sender geworfen.

unser Ohr gleichzeitig beeindruckt. Die Übertragung erforderte bisher starke künstliche Beleuchtung. Es ist nun von hoher Wichtigkeit, daß auch Tageslichtsender gebaut wurden, ja, daß Mihaly sogar einen tragbaren Bildsender dieser Art konstruierte. Damit ist man nunmehr in den Stand gesetzt, auch vom Freien aus Fernsehübertragungen vorzunehmen. Der tragbare Sender aber wird, ähnlich wie die photographische Kamera, dorthin gebracht, wo etwas Interessantes durch den Fernseher verbreitet werden soll. Er ergänzt sich mit dem tragbaren Mikrophon zu einem wirkungsvollen Ganzen, das uns in Wort und Bild schildert, was zu gleicher Zeit irgendwo in der Welt vorgeht.

Dr. Albert Neuburger.

Die Seherin im Nonnenschleier.

Zum 750. Todestag der heiligen Hildegard von Bingen.

(Hierzu die Bilder auf dieser Seite.)



Einer hervorragenden Frauengestalt des Mittelalters zum Gedächtnis: Die heilige Hildegard von Bingen, deren 750. Todestag auf den 17. September fällt. Stich von W. Marshall. (Hierzu nebenstehender Artikel.)

Von der Zeit der großen germanischen Seherinnen her traten im Laufe der Jahrhunderte immer wieder Frauen auf, die eine geistige Verwandtschaft mit diesen aufzuweisen hatten. Zu ihnen gehört auch Hildegard von Bingen, nicht nur in ihren Gesichten, ihren Visionen, sondern vor allem auf Grund ihrer natürlichen, geistigen Veranlagung. Die Gebiete der Naturwissenschaft, der Medizin, der Theologie eröffneten sich ihr, die schönen Künste, wie Musik und Dichtung, blieben ihr nicht fremd, sie lernte vieles, das zum mindesten bei einer Frau der damaligen Zeit ungewöhnlich war. Was die Gesichte dieser merkwürdigen Frau anbelangt, die durch ein Menschenleben, wie sie selbst sagte — vom 5. Lebensjahre ab — sie heimgesucht haben, ist es schwer, ein Urteil darüber zu fällen. Die Offenbarungen sind niedergeschrieben, sie sind veröffentlicht, und das ist nach ihren Angaben geschehen, wobei sie selbst bekannte: „In diesem Gesichte verstand ich die Schriften der Propheten, der Evangelien und anderer heiliger Philosophen ohne allen menschlichen Unterricht.“ Im Jahre 1098 kam sie als zehnte Tochter des adligen Burgmanns Hildebert von Böckelheim auf Burg Böckelheim an der Nahe zur Welt. Im Frühjahr 1106 wurde sie als Rekluse nach der Frauenklause der Benediktiner-Abtei Disibodenberg gebracht, wo Frau Jutta, die Schwester des Grafen Meginhard von Sponheim, sich ihrer annahm. Nur diese wußte während dreißig Jahre davon, daß sie, wie Hildegard es nannte, das „Licht“ heimsuchte, und erst als Jutta gestorben war und Hildegard zur Äbtissin gewählt worden war, vertraute sie sich dem Benediktiner Gottfried an. So wurde ihre Gabe weiter bekannt. Ihr großes Werk „Scivias“ (Wisse die Wege) wurde zu dieser Zeit begonnen. Nun trat sie auch mit dem Plan hervor, auf dem Rupertsberg bei Bingen ein Kloster zu erbauen. Im Jahre 1147 wurde dann die Abtei an der Nahemündung erbaut, die sie mit 18 Nonnen bezog. Viele Schriften von ihr entstanden dort, ein starker Briefwechsel verband sie mit den Kaisern Konrad, Friedrich, mehreren Päpsten, vielen Fürsten, Erzbischöfen, dem Klerus überhaupt und ebenso mit hochstehenden Laien. Ihr Rat war begehrt, Friedrich Barbarossa verhandelte in Ingelheim einmal viele Stunden mit ihr in Staatsangelegenheiten, Papst Eugen schickte ihr ein Schreiben der Anerkennung; sie war eine Macht in Deutschland geworden und eine Größe. In Eibingen bei Rüdesheim a. Rh. schuf sie ein Tochterkloster, als die Räume auf Rupertsberg nicht mehr ausreichten. Nie war sie eine Aszetin, stets war sie eine deutsche Frau von weiblichem Fühlen und Denken. Ihre Nonnen wie sie selbst schmückten sich zum Gottesdienst mit weißen Gewändern, die Abtei Rupertsberg besaß ihre eigene Wasserleitung und fließendes Wasser in jeder Zelle, und so erwies sie sich in jeder ihrer Handlungen als ihrer Zeit voraus. 82 Jahre wurde die Seherin vom Rupertsberg alt. Am 17. September 1179 schloß sie die Augen. In Bingen wie überhaupt am Rhein von Mainz bis Koblenz läuten am 15. September die Glocken die große Hildegardisfeier ein, an der Tausende teilnehmen werden.

Jos. Ad. Schmitt-Kraemer.



Das St.-Rupertus-Kloster bei Bingen, dessen Äbtissin die heilige Hildegard war. Das Bild trägt die Unterschrift (ebenfalls in lateinisch): „Nicht allezeit ein listig Mauß / Ihr Wohnung hat in einem Hauß. / Sie suchet ihr ein andre baldt / Und hat in viel höln ihrn Auffhalt.“ Rechts ist der Mäuseturm zu sehen.

Anmerkung der Schriftleitung. Der Holzschnitt „Dr. Eckener“ auf dem Umschlag dieses Heftes stammt von Irmingard Straub, München.

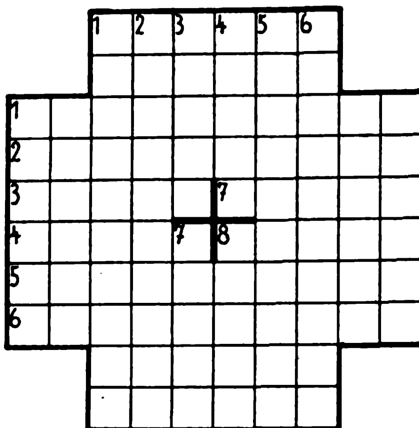
ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

a — bau — ber — bu — dar — de — de — der — dist — er — er — fen — gar — gen — gen — gen — ger — gruß — hat — je — je — je — kad — kla — komm — lan — lan — län — lem — lie — mann — me — mehr — mehr — ne — ne — ne — ne — ne — nie — rei — rie — ru — sa — schwei — sei — sie — stand — sti — still — ter — ti — to — wert — will — zahl — zar — zer sind zu 16 Wörtern zu ordnen. Ihre ersten Silben ergeben ein geflügeltes Wort von J. M. Miller. Die Wörter bedeuten: 1 Laubenpflanze, 2 der größere Teil, 3 deutsche Universitätsstadt, 4 durch die Sage vom Mäuseturm bekannter Bischof, 5 morgenländische Stadt, 6 Zuwachs, 7 weiblicher Personennamen, 8 Freundschaftszeichen, 9 europäischer Staat, 10 päpstlicher Soldat, 11 Bergblume, 12 Fabrikationsstätte, 13 Gründer eines Weltreichs, 14 Schiffskobold, 15 Sicherheitsorgan, 16 Ruhe.

Kreuzwort-Magie.

Die Buchstaben: a a a a a a a a b b b b b b b b b c c c c d d e e e e e e e e e e e e h h n n n n n n n o o o o r r r r r r r r r r r r r r r s s s s s s s s t t t t t u u u u v v y y sind so in die Felder der Figur zu verteilen, daß wagerecht und senkrecht gleiche Wörter nachstehender Bedeutung entstehen: 1 Christliches Gebet, 2 Name eines Planeten am Abendhimmel, 3 alter Liedersänger, 4 Teil des Rumpfes, 5 Stadt in der englischen Grafschaft Kent, 6 bekannter Geolog, 7 Singstimme, 8 Hülsenfrucht.



Versteckrätsel.

Starhemberg — Tagpfauenauge — Rentenmark — Stadtgraben — Kalorien — Eibischwurzel — Ferdinandus — Manganspat.

In jedem Wort ist ein Vogel versteckt. Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Vogelnamen ergeben den Namen eines unserer häufigsten Vögel.

Bank und Gelehrte.

Das sind zwei schwere Wörter jetzt,
Die ich als Lösung hergesetzt,
Die einen lasten auf dem Haus,
Die andern sind oft wirr und kraus.
Die Bank gibt meist die einen bar,
Die andern der Gelehrten Schar,
Den Unterschied, den man erschaut,
Bewirkt in beiden nur ein Laut.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4410.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4408.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 3 Elias, 6 Anis, 7 Odin, 8 Pudel, 11 Arsen, 13 Sesam, 16 Oboe, 17 Gas, 18 Ural, 19 Omega, 21 Emden, 23 Arena, 25 Idol, 26 Note, 27 Argon; senkrecht: 1 Wind, 2 Andromeda, 3 Espe, 4 Sole, 5 Zigarette, 9 Ungar, 10 Essen, 11 Abo, 12 See, 14 Sud, 15 Man, 20 Gala, 22 Mann, 24 Egge.

Silbenrätsel: 1 Magen, 2 Moldau, 3 Eimer, 4 Radius, 5 Stilett, 6 Tiger, 7 Rebe, 8 Eigenlob, 9 Banane, 10 Eugen, 11 Nagasaki. — Nur streben, immer streben, / der täglich sie erobern muß.

Gruppenrätsel: Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, / der täglich sie erobern muß.

Vieldeutig: Schwärmer.

Ersatzrätsel: Matrose, Utrecht, Zaun, Mantel, Laute, Hagel, Saat, Erle, Niete. — Stuttgart.

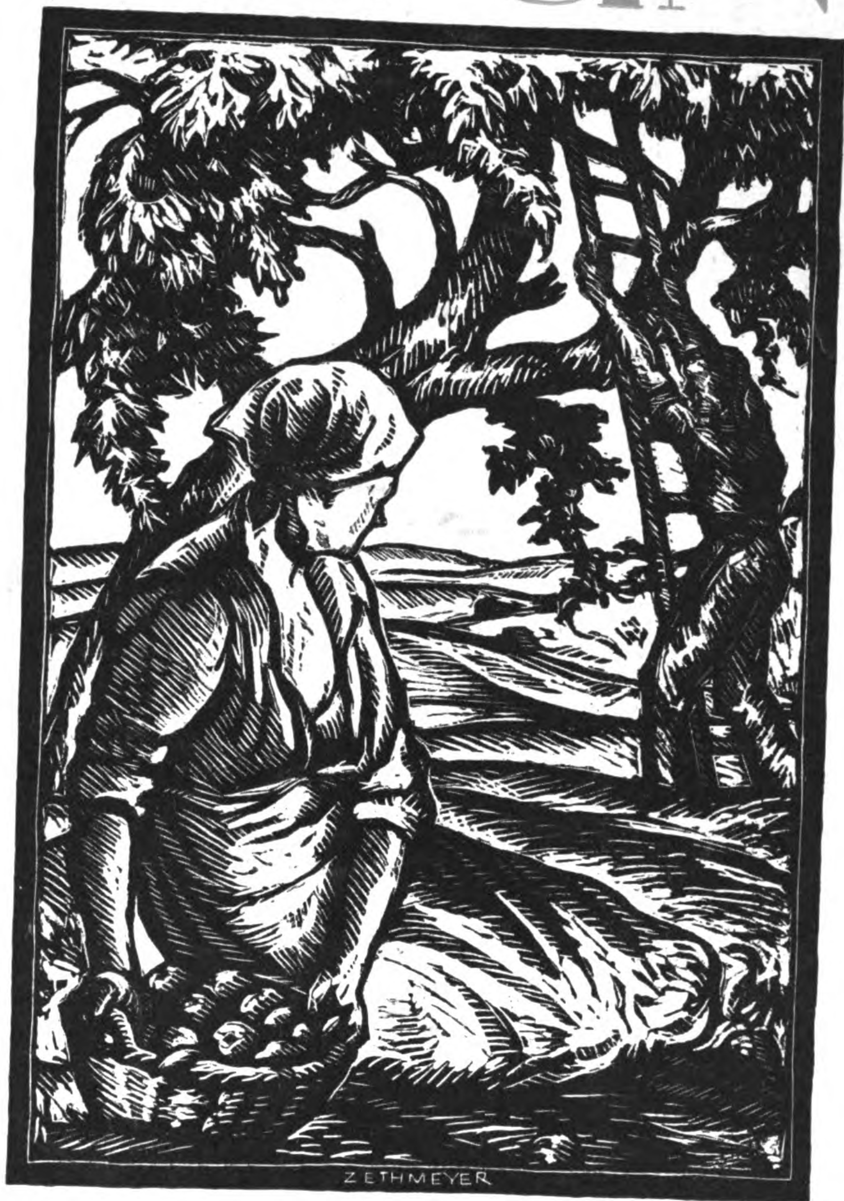


Thermalbad Hofgastein. Das satte sommerliche Grün erfüllt das Tal von der Sohle bis auf die höchsten Bergspitzen. Der Schnee ist von den Bergen der den Talabschluß einrahmenden Tauernkette weggeschmolzen bis auf den Tischlerkar mit seinen zerrissenen Bergkämmen und seinem Hängegletscher im tiefsten Grunde des Kötschachtales. Die Schneefelder am östlichen Abhang des höchsten hier sichtbaren Bergriesen, des 3200 m hohen Ankogel, erglühen in der scheidenden Sonne, im südlichen Blau des Kärtner Himmels. Seit April herrscht reges Kurtreiben, das bis tief in den Oktober hinein anhält. Ab 20. August gelten bereits die wesentlich billigeren Nachsaisonpreise, obwohl der Fremdenzuzug in keiner Weise nachgelassen hat. Hofgastein ist Ausgangspunkt einer großen Reihe herrlicher Ausflüge, der staatlichen Autobuslinien, die sich regsten Zuspruchs erfreuen. Bequeme Autos verkehren nach Zell am See, Krimml, Lichtensteinklamm, Lofer, Reichenhall, Königsee, Tirol, Salzkammergutseen, Glocknerhaus u. a. m.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.
Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber), Leipzig C 1, Reudnitzer Str. 1-7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos, Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4410 ☆ 19·SEPT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Badenweiler. Der wegen seiner Heilerfolge und klimatischen Vorzüge beliebte Thermalkurort im südlichen badischen Schwarzwald erfreut sich in diesem Jahre erhöhten Fremdenzuzugs. Weit früher als in den Vorjahren, bereits am 26. August, ist heuer der zehntausendste Kurgast eingetroffen. Die herrlichen warmen Herbsttage, die wegen der geschützten Lage Badenweilers hier besonders lange anhalten, ziehen noch immer neue Gäste in den Bann dieses begünstigten Kurortes. Jede Auskunft erteilt die Kurverwaltung gern kostenlos:

Die Merseburger Zaubersprüche, die ältesten Zeugen deutscher Literatur, waren vor einiger Zeit aus dem Merseburger Dom entfernt worden, weil die Sicherung dieses kostbaren Schatzes nicht genügend erschien. Die ursprüngliche Absicht, die Zaubersprüche in einem diebstahlsicheren Raum mit anderen Kostbarkeiten zusammen aufzubewahren und die Originalhandschrift nur gegen Ausweis zu Studienzwecken zur Einsicht vorzulegen, wurde fallen gelassen. Es gelang jetzt zuverlässige Vorkehrungen gegen Diebstahl zu treffen. Die Merseburger Zaubersprüche sind demnach wieder im Original allen Besuchern des Merseburger Domes zugänglich.

Kyffhäuser-Technikum, Bad Frankenhausen i. Thür. Sämtliche Vortrags-, Zeichen- und Laboratoriumsräume sind nunmehr in drei Anstaltsgebäuden untergebracht. Die geschaffenen Einrichtungen, die Ausrüstung der Versuchsanlagen und Praktiken lassen in bezug auf Zweckmäßigkeit der Anordnung und Vielseitigkeit des Lehrmaterials für die Elektro- und Maschinen-Ingenieurschule kaum etwas zu wünschen übrig. Das neue Werkzeugmaschinen- und Werkstoff-Laboratorium (Festigkeitsprüfung, Metallographie und Betriebstechnik) zeigt sich in recht schmuckem Gewande. Die anhaltende Steigerung der Besuchsziffer der ersten deutschen Ingenieurabteilung für Flugtechnik und Automobilbau ist in dem Lehrerfolg, außerdem aber auch in der Tatsache begründet, daß die Absolventen in der Industrie gern Aufnahme finden. Ab kommendem Wintersemester steht dem Institut zur fliegerischen Weiterbildung das Leichtflugzeug L 25 zur Verfügung. In sämtlichen Abteilungen der unter der Leitung von Prof. Huppert stehenden höheren technischen Lehranstalt beginnt das neue Semester am 9. Oktober.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN — DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN — WIEN BUDAPEST

NR. 4410. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1, Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

19. SEPTEMBER 1929

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber),
Leipzig C 1, Reudnitzer Strasse 1–7.



Da Sie Schreiben können können Sie auch ZEICHNEN

Wissen Sie schon, daß es jetzt eine neue Methode gibt, die allen ermöglicht in kürzester Zeit und mit unerhörter Leichtigkeit sehr gute Zeichner zu werden?



Diese reizende Federzeichnung unseres Schülers H. Meißner, wurde uns nach dem siebenten Monat seines Studiums zugeschickt.

Alle Schwierigkeiten, die Sie vielleicht bei früheren Versuchen schnell entmutigten, sind jetzt durch die Eigenart unseres Zeichenunterrichtes vollständig behoben.

Nichts ist geheimnisvoll. Die A.B.C.-Methode benutzt ganz einfach Ihre beim Schreibenlernen bereits erworbene graphische Geschicklichkeit und ermöglicht Ihnen dadurch von der ersten Stunde an, sehr ausdrucksvolle Skizzen nach der Natur zu entwerfen.

Selbst wenn Sie niemals einen Zeichenstift gehalten haben, können Sie dem A.B.C.-Kursus folgen, unabhängig von Ihrem Alter, Wohnsitz und der Art Ihrer Beschäftigung.



Eine mit dem Pinsel fein ausgeführte Skizze eines Schülers nach sechsmonatl. Studium.

Bedeutende Lehrkräfte unterweisen Sie durch individuellen Briefunterricht, in der von Ihnen gewünschten Art des Zeichnens: *Skizze, Landschaft, Porträt, Karikatur, Illustration von Büchern, Reklamezeichnen, Plakatmalen, Dekoration, Mode usw.* Über 20 aussichtsreiche Berufe öffnen sich jedem, der zeichnen kann, auch steht Ihnen später unsere Weltorganisation ständig zur Seite, um Ihre Leistungen nutzbringend zu verwerten.

Unsere A.B.C.-Schulen in Paris, London, Brüssel und Turin verdanken ihren Weltruf nicht nur den Erfolgen ihrer ehemaligen Schüler, die im Leben jetzt als berufliche Zeichner und Künstler wirken, sondern auch den übrigen 50000 dankbaren Teilnehmern der Kurse, die in allen Erdteilen verstreut ihrem Dasein, auf Grund ihres Zeichnenkönnens, eine sinnvolle und interessante Wendung geben konnten.

Fordern Sie noch heute das für Sie gedruckte Werk:

„Der neue Weg zum Erlernen des Zeichnens".

Dieses Prachtwerk, von unseren Schülern reich illustriert und alles Nähere über die A.B.C.-Methode und Aufnahmebedingungen enthaltend, wird Ihnen auf Wunsch kostenlos u. unverbindlich geliefert.

Das A.B.C.-Studio für Zeichen-Unterricht
Verlags-Verwaltung
Berlin S. W. 68, Markgrafenstrasse 77.



1843-1929

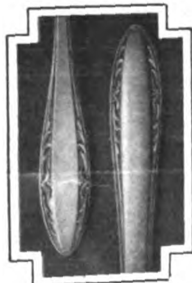
DAS ENTZÜCKEN JEDER FRAU ist seit jeher ein möglichst vollständiges, ihrem persönlichen Geschmack entsprechendes Besteck und Tafelgerät, um ihrem täglichen oder festlichen Tisch ihre besondere Note geben zu können.

Seit drei Generationen werden von denen, die Wert auf höchste Gediegenheit und vollendeten Geschmack legen, Berndorfer Bestecke und Tafelgeräte bevorzugt. Ihr erlesener Zierat, ihre edlen, sachlich schönen Formen, Ergebnisse einer fast neunzigjährigen Tradition, geben jedem Tisch und jeder Tafel das ersehnte, harmonisch wirkende, anziehende Aussehen.

Auch einzelstückweise in Alpacca und Alpacca schwerversilbert in jedem guten Fachgeschäft erhältlich. Abgestufte Preislagen. Zahlreiche Spezialbestecke für Fisch, Obst, Eis etc.

MODELL NR. 1
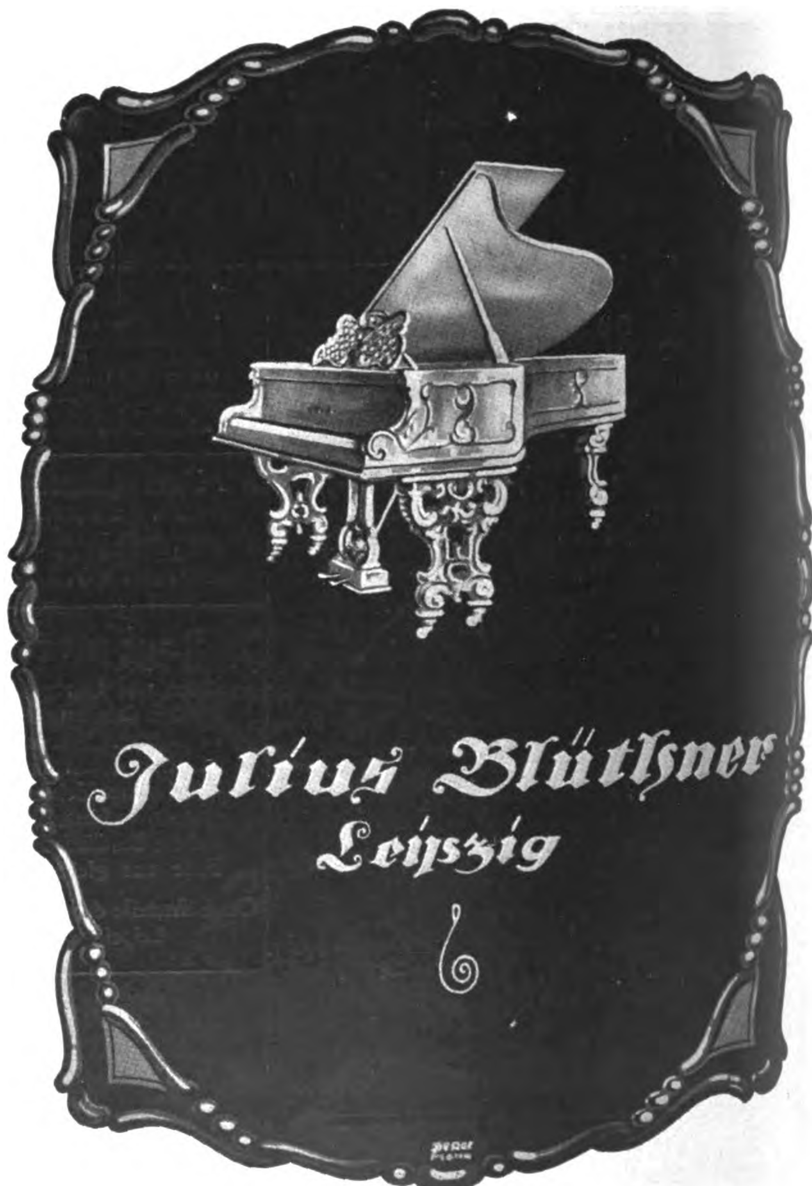
Ein Muster von vornehmstem, modernem Gepräge, von äußerst dekorativer Wirkung durch seinen überaus edlen Zierat. Ein Besteck für jeden Tisch und jede Tafel.



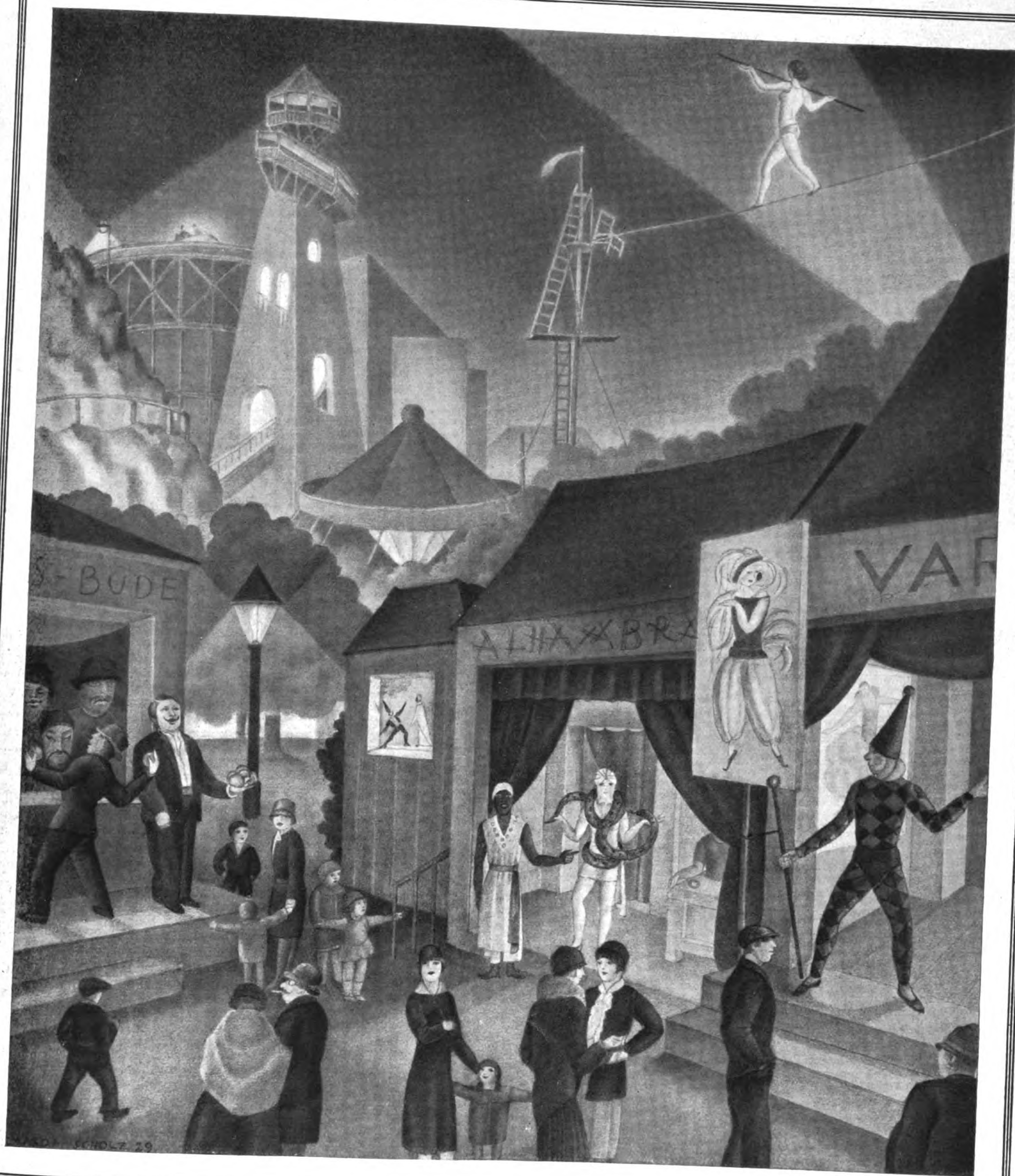


Die Bärenschutzmarke bürgt für höchste Qualität. (Originalmarke in zirka sechsfacher Vergrößerung)

BERNDORFER BESTECKE
SEIT 1843
BERNDORFER METALLWARENFABRIK ARTHUR KRUPP A.G., BERNDORF, N.Ö.



Illustrirte Zeitung



„TRETEN SIE NÄHER, MEINE HERRSCHAFTEN! WAS IHNEN HIER GEBOTEN WIRD . . .“

RUMMELPLATZ-STUDIE VON MAGDA SCHOLZ

Gesellschaftliche Lebensformen

EINE BETRACHTUNG ZUM PROBLEM DER MODERNEN GESELLIGKEIT

VON VALERIAN TORNIUS

Mode und Geselligkeit sind die beiden Kulturformen, die heute das gleichmäßigste Gepräge innerhalb der zivilisierten Welt haben. Hier ist die Internationale kein Problem mehr, hier ist sie schon ein vollzogener Prozeß. Daran kann weder die Begünstigung vorhandener Volkstrachten noch die Pflege überlieferter eigentümlicher Gewohnheiten etwas ändern. Das Zeitalter der Technik hat das Tempo der Assimilierung beschleunigt. Selbst der Krieg mit seinen Abschließungsmaßnahmen vermochte die Entwicklung nicht aufzuhalten. Durch Festungsgürtel und Drahtverhaue, über Minenfelder und Sperrzonen zogen sich unsichtbare Fäden der Menschlichkeit und schufen Verbindungen, Anpassungen, Gemeinsamkeiten. Seitdem die Waffen ruhen, ist sogar das gegenseitige Anpassungsbestreben erheblich gewachsen, als wollte man Versäumtes durch verdoppelte Schnelligkeit einholen. Es macht sich dabei die Erscheinung bemerkbar, daß die Vereinigten Staaten von Amerika als einziger wirtschaftlicher Sieger des Weltkrieges überragenden Einfluß gewonnen haben. Europa, die Wiege und hohe Schule der Mode, des Geschmacks und des guten Tones, läuft Gefahr, in dieser Hinsicht seine Selbständigkeit einzubüßen und eine amerikanische Provinz zu werden.

Man kann sagen, daß die europäische gesellschaftliche Kultur um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu sterben beginnt. Sie hat seit der Renaissance das kulturelle Leben wesentlich mitbestimmt, ja sie hat sogar — ich erinnere an die Hochblüte der französischen Salons gegen Ausgang des Rokokos oder an das fruchtbare Zusammengehen von Kunst und Geselligkeit im klassischen Weimar — schöpferische Arbeit geleistet. Sie war möglich und fruchtbar, solange es eine Gesellschaft gab, die nicht ängstlich auf Herkunft und Stellung Rücksicht nahm, in die vielmehr jeder gern aufgenommen wurde, der den Wert seiner Persönlichkeit oder seiner Leistungen als Empfehlung mitbrachte. Sie darf als aristokratisch bezeichnet werden, sofern man hier unter Aristokratie nicht privilegierte Abstammung, sondern selbstverdiente Auslese versteht. Mit der fortschreitenden Technisierung des Daseins und der allmählich einsetzenden Demokratisierung des öffentlichen Lebens geht diese alte gesellschaftliche Kultur zugrunde. Sie kann nicht gedeihen, weil die notwendigen Voraussetzungen verlorengegangen sind. Die Muße, das unentbehrliche Erfordernis jedes tiefgründigen geselligen Verkehrs, ist nicht mehr vorhanden, und wo man sie noch findet, da mangelt es an geistiger Freiheit und an der Gabe abwechslungsreicher und amüsanter Unterhaltung, vor allem jedoch an den Frauen, die solche ästhetisch abgestimmte Zirkel zu regieren verstehen. Man kommt, man spricht Dinge, die man tausendmal schon gehört hat, braucht konventionelle Redensarten, langweilt sich und geht wieder. Man betrachtet den Salon gewissermaßen als eine Zeremonie, als eine Höflichkeitspflicht, aber nicht als eine Stätte anregenden Verkehrs, gegenseitigen Gedankenaustausches, heiteren Beisammenseins, als eine Schule des guten Tones. Die neu sich entfaltende Gesellschaft verfügt nicht über die Kunst der Lebensführung wie ihre Vorgängerin, ihr fehlt auch die Geschicklichkeit zu einer schönen Ausgestaltung des Daseins. Sie steht teilweise im Zeichen der Dekadenz, teilweise im gärenden Stadium neuer Gestaltung. Eine Gruppe — die vornehme Welt — unzufrieden mit der politischen und sozialen Wandlung der Dinge, klammert sich müde und resigniert an die Tradition und pflegt die überlieferte Form ohne Gehalt; eine andere Gruppe — der Mittelstand — fühlt sich mit ererbten Standessitten verbunden, aber gleichzeitig durch Abhängigkeit von den führenden Kreisen, mit deren Lebensart sie liebäugelt, in ihrem selbständigen Streben befangen und müht sich vergeblich, einen Weg aus diesem Dilemma zu finden; die dritte Gruppe endlich — die Arbeiterschicht — stellt sich, da sie bei der Verteilung der menschlichen Güter am schlechtesten wegkam, grollend in scharfe Opposition zu den beiden übrigen Gruppen und ringt, alle gesellschaftliche Ordnung der Bevorrechteten rigoros ablehnend, um einen eigenen Lebensstil. So zwiespältig und verworren erscheint das Bild gesellschaftlichen Lebens während der letzten Jahrzehnte vor dem Krieg, in Deutschland nicht anders als in den übrigen westeuropäischen Ländern, ja, bei uns vielleicht am schroffsten ausgeprägt.

Das hervorstechendste Merkmal des vollzogenen Umschwungs ist die Flucht der Geselligkeit in die Öffentlichkeit. Das gastliche Heim, der Salon verlieren ihre Anziehungskraft; an ihre Stelle treten: das Restaurant, der Wohltätigkeitsbasar, das Fest großen Stils, Rennen, der Klub, der Verein. Für Deutschland bleibt ein besonderes Charakteristikum — das Vereinswesen, dessen ungeheure Entwicklung und Ausdehnung gerade in die Kaiserzeit fällt. Nun hat aber der Verein einesteils sein Gutes, indem er eine Bindung von Menschen bewirkt und Freundschaft fördert, anderenteils sein Schlechtes, insofern, als er das Persönlichkeitsbewußtsein unterdrückt, zum mindesten hemmt. Das gesellschaftliche Leben, das sich ebenfalls vorwiegend im Bereich des Vereins abspielt, trägt alle Vorteile und Nachteile dieser eingebürgerten Einrichtung. Es bietet zwar Anregung und Unterhaltung, es ermöglicht sogar dem Dilettantismus Betätigung, aber es schafft trotz alledem eine nüchterne Schablone des Verkehrs, die letzten Endes unfruchtbar bleiben muß.

Eine Geselligkeit, die nur darauf ausgeht, mit üppigen Tafeleien den Gästen aufzuwarten, ihnen ein paar Stunden leiblicher Genüsse zu bieten und, damit auch das Gemüt nicht ganz zu kurz komme, gewissermaßen zum Dessert etwas Musik oder Literatur zu servieren, entbehrt eines jeden inneren Sinnes. Und doch wird sie die geläufigste Form der Bewirtung in gut situierten Kreisen sein und bleiben; denn der moderne Mensch ist — durch den Komfort, den die Technik ihm verschafft, in seinen Ansprüchen verwöhnt — zu bequem und träge geworden, sich Kopfzerbrechen darüber zu machen, wie er seine Gäste befriedigend unterhalten soll. Jede Geselligkeit jedoch, die nicht gleichzeitig, indem sie Vergnügen vermittelt, auch Geist und Gemüt bereichert, bleibt ein für die Kultur wertloses Anhängsel. Damit soll nun nicht etwa eine Wiederauffrischung früherer gesellschaftlicher Formen als wünschenswert hingestellt werden. Eine Zeit, in der das Tempo der Arbeit überall den Rhythmus unseres Daseins bestimmt, kann natürlich nicht mehr, wie ältere Generationen, im Beschaulichen oder Ästhetischen verweilen und das Gespräch über abstrakte oder konkrete Gebiete der Kunst pflegen, sondern sie bedarf anderer Kulminationspunkte der Geselligkeit. Der Salon als Pflegstätte gesellschaftlicher Kultur hat seine Rolle ausgespielt, und alle Bemühungen, ihn wiederzuerwecken, sind ohnmächtige Versuche, weil er sich mit den Interessen und Bedürfnissen der Gegenwart nicht in Einklang bringen läßt.

Das aufwühlende Erlebnis des Krieges bewirkte — so schien es anfangs — einen Abfall vom materialistischen Geist des vorhergehenden Zeitalters und eine Hinneigung zu einer tieferen Lebensauffassung. Aber sehr bald zeigte sich, daß diese Verinnerlichung von keinem Bestand war. Die Dauer des Krieges, seine peinlichen Begleiterscheinungen — Korruption und Demoralisation — der stark reduzierte Lebensstandard auf der einen und das üppige Schwelgertum einzelner auf der anderen Seite schufen eine Atmosphäre von Verzweiflung, Habgier und Genußsucht, aus der nur die animalischen Triebe ihre Nahrung zogen. Die Revolution und die in ihrem Gefolge einsetzende Entwertung aller materiellen Werte steigerten die Nervosität der Menschen, versetzten sie in einen Rauschzustand, in dem jeder auf seine Art Vergessen und Betäubung suchte. Die Gesellschaft durchlebte ihre schwerste Krisis. Das heitere Gefüge intimen menschlichen Verkehrs brach völlig zusammen, jedes besinnliche Moment schwand aus der Unterhaltung, der Geist kapitulierte völlig vor dem Körper. Kein Wunder, daß die Jugend sich mit ihrem Herzblut nun dem Sport verschrieb, denn der Geist hatte durch den Krieg und die Gedankenlosigkeit der Nachkriegspolitik bei allen beteiligten Völkern Bankerott gemacht.

Auch der Salonsport, der Tanz, wurde noch vor wenigen Jahren in einem solchen Übermaß kultiviert, daß man von einer epidemischen Tanzwut reden konnte. Ja, man sah im Tanz überhaupt das A und das O jeder Geselligkeit, während er doch, seinem heutigen Wesen entsprechend, nur eine angenehme Beigabe in der Unterhaltung der Geschlechter sein kann, da er in seiner gegenwärtigen Form seinen ursprünglichen erotischen oder kultischen Sinn gänzlich verloren hat. Für den modernen Gesellschaftstanz bleibt ebenfalls charakteristisch der Sportgeist. Die jungen Leute tanzen wohl zum Vergnügen, aber doch zugleich, um den Körper zu trainieren, die Formen geschmeidig und gelenk zu machen, die älteren aber, um physische Schwerfälligkeit zu beheben, an Leibesumfang abzunehmen und an Elastizität zu gewinnen. Es kommt hinzu, daß der auf scharf akzentuierten Rhythmen aufgebaute moderne Tanz indianischer oder negerischer Provenienz in amerikanischer Aufmachung für das Körpertraining sich besonders eignet, mehr als der europäische Walzer, in dessen kreisenden und schleifenden Bewegungen noch eine tüchtige Portion Empfindsamkeit enthalten ist.

So ist unser heutiges gesellschaftliches Leben in der Richtung des Sportes orientiert. Das gilt für alle Bevölkerungsschichten. Die geistige Unterhaltung liefern Theater und Konzert, als gesellige Verbindungsmittel dienen Sport und Tanz, und die Stätten, wo sich das gesellige Leben abspielt, sind, je nach der gesellschaftlichen Position, die Arenen der Sportbetätigung, vom splendid angelegten Golfplatz bis zum bescheidenen Fußballkampfplatz, die Klubs und Vereine und endlich die Feste, Redouten, Soireen und Tanzdielen, vom Fünfuhrtee des Grand Hotels bis zum kleinen Dorfgasthofball. Wenn man aber fragt, ob die Formen, die dieses gesellschaftliche Leben erzeugt hat, von dem gleichen kulturellen Gehalt seien wie die vergangener Epochen, so wird man antworten müssen, daß vorläufig nichts davon zu merken ist. Unser gesellschaftliches Leben ist, trotz seiner sportlichen Beweglichkeit, an einem toten Punkt angelangt. Es leistet nichts Schöpferisches. Und das mag daher kommen, daß wir doch zu sehr Sklaven der Arbeit sind und vielleicht auch sein müssen. Das Rennen nach dem Erwerb, das heute schwerer fällt als vor dem Kriege, bedingt ein gewisses einförmiges, mechanisches Lebenstempo, das nur durch nervenkitzelnde Sensationen aus dem Gleichmaß gebracht wird. Die Sensation hat darum heute einen ungemeinen Kurswert. Um die Sensationen, einerlei, ob sie sich auf Politik, Kriminalität, Sport, Tanz, Theater, Musik, Literatur beziehen, dreht sich heutzutage die Unterhaltung; in ihnen gipfelt das Interesse des Publikums. Und darin zeigt sich eben der verderbliche Einfluß des Amerikanismus, der an der Oberfläche haftet, an den interessanten Spiegelungen der Umwelt sich ergötzt, aber nie in die Tiefe dringt. Das, was der Geselligkeit vergangener Zeiten einen so reizvollen Wert verlieh — das gegenseitige Eindringen in die Wesensart des andern, die geistvollen Diskussionen über ernste und heitere Dinge, die liebenswürdige Causerie im Verkehr der Geschlechter — scheint uns ganz abhanden gekommen zu sein. Ob wir dazu noch imstande sind, alte Eigenwerte in neue, unserem Zeitgeist entsprechende Form umzugießen — wer vermag das vorauszusagen!



Nach der Theatervorstellung.
Gemälde von Albert Guillaume.



Wie der chinesische Maler dieselbe Szene sieht: Schuhe und Schirme sind vorher an der Garderobe abzugeben — ganz schön und gut; wenn bloß dann das Gedränge beim Abholen nicht wäre!

DER KAMPF UM DIE GARDEROBE

Sei es im Osten, sei's im Abendlande —
Der Garderobenkampf sprengt alle Bande!

WANN KOMMT DAS OZEAN-SCHNELLSCHIFF?

VON INGENIEUR BOTHO v. ROMER, MÜNCHEN

MIT ZEICHNUNGEN UND PHOTOS VON H. & B. v. ROMER

Das Problem der Erhöhung der Schiffsgeschwindigkeit spielt in der heutigen Zeit, in der ein wirtschaftlicher Schnellverkehr angestrebt wird, eine sehr wichtige Rolle. Unsere immer mehr gesteigerten Land- und Luftverkehrsgeschwindigkeiten sowie die allgemeine Beschleunigung des Weltwirtschaftsverkehrs drängen nach Zeitersparnis, und so erwartet man auch vom Schiffsverkehr eine entsprechende Anpassung.

Bisher versuchte man, bei Wasserfahrzeugen die Geschwindigkeit durch Erhöhung der Kraftanlage und unter Verwendung mehrerer Wasserschrauben zu vergrößern. Doch der enorme Wasserwiderstand, der mit dem Quadrat der Geschwindigkeit wächst, setzt diesen Bestrebungen eine gewisse Grenze. Gewaltige Maschinenleistungen sind erforderlich, um unseren Ozeanriesen eine Geschwindigkeit von 40 km pro Stunde zu erteilen. Bei der Binnenschiffahrt aber sind 20 km Stundengeschwindigkeit schon eine beachtenswerte Leistung. Die Schiffs- und Bootskonstrukteure sind daher eifrig bemüht, nach geeigneten Mitteln Ausschau zu halten, mit denen höhere Geschwindigkeiten zu erzielen wären. Ihr Hauptaugenmerk richtet sich dabei auf die Verringerung des Wasser- und Luftwiderstandes.

Das Wasserfahrzeug, das diese Bedingungen wenigstens annähernd erfüllt, jedoch in seiner heutigen Form noch nicht genügend wirtschaftlich ist, ist das moderne Gleitboot. In seinen kleinsten Abmessungen, als sogenannter „Rennrutscher", ist es heute ein sehr brauchbares und beliebtes Sportfahrzeug geworden; aber es sind auch Ansätze vorhanden, das Großgleitboot für den Passagierverkehr nutzbar zu machen.

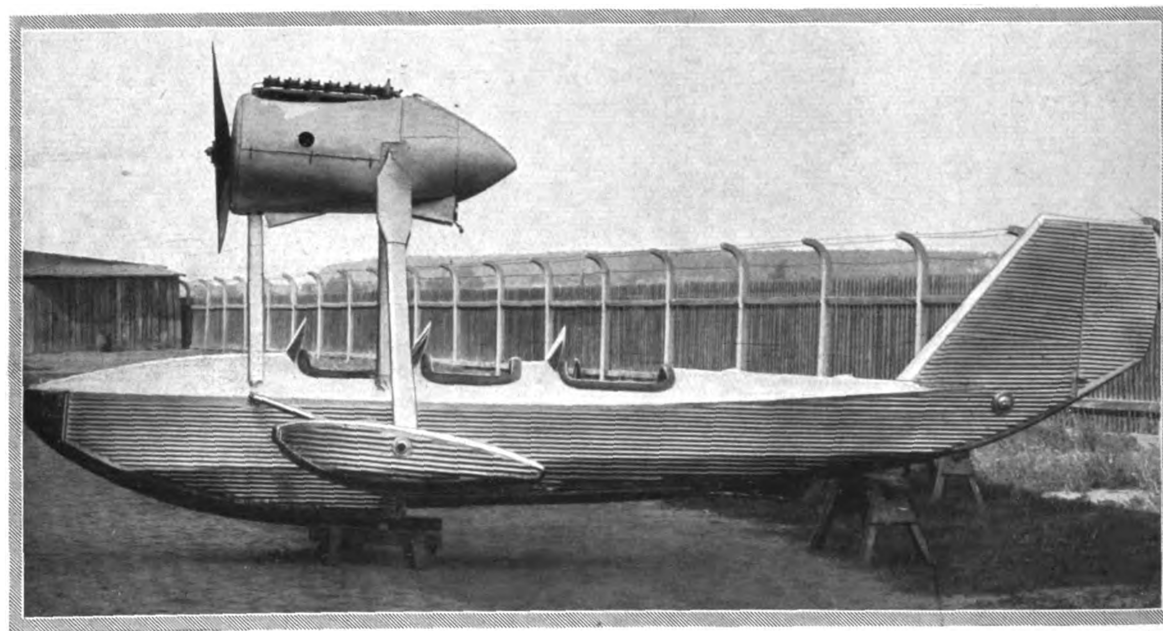
An der Entwicklung der Gleitboote haben die Gebrüder H. und M. Farman in Paris besonderen Anteil. Am 9. November 1924 gelang es dem Piloten Fischer, mit einem Farman-Gleitboot auf der Seine den Geschwindigkeits-Weltrekord für Wasserfahrzeuge mit 140 km pro Stunde aufzustellen (Abbild. 1).

In neuester Zeit lenkte ein französisches Schnellgleitboot von De Gasenko die Aufmerksamkeit der Fachleute auf sich. Dieses Gleitboot, „Puce de Mer" (Meerfloh) genannt, hat nach einer Reihe gelungener Probefahrten den Ärmelkanal in 40 Minuten durcheilt. Das Boot stellt in seiner Konstruktion gewissermaßen eine Kombination von einem Flugzeug und einem Wassergleiter dar. Es besitzt nämlich kurze Tragflächen mit Querrudern, die einerseits dem Boot einen gewissen Auftrieb verleihen und es vorn mehr und mehr aus dem Wasser herausheben, andererseits aber durch die Quersteuerung mit zur Erhaltung der Stabilität auf dem Wasser beitragen.

In Deutschland befaßte sich der Motorenkonstrukteur Deicke als einer der ersten schon um das Jahr 1913 mit dem Bau von Sportgleitbooten; er nahm Versuche auf der Donau und auf dem Starnberger See vor. Das Deicke-Gleitboot war ein gekieltes Flachboot von 4 m Länge und 90 cm Breite und konnte 2 Personen tragen. Mit einem kleinen 4 Zylinder F N - Motorradmotor von 4 PS und einer Luftschraube von 1,2 m Durchmesser und 0,6 m Steigung ausgerüstet, erreichte es eine Geschwindigkeit von 14—16 Stundenkilometern. Später wurde das Boot umgebaut und erhielt einen 3 Zylinder Anzani-Motor von 15 PS Leistung und eine größere Luftschraube. In dieser Weise verbessert, erreichte das Boot eine Geschwindigkeit von 30 km in der Stunde.



1. Hydroglisseur Farman, Typ „Grand-Sport", in voller Fahrt.



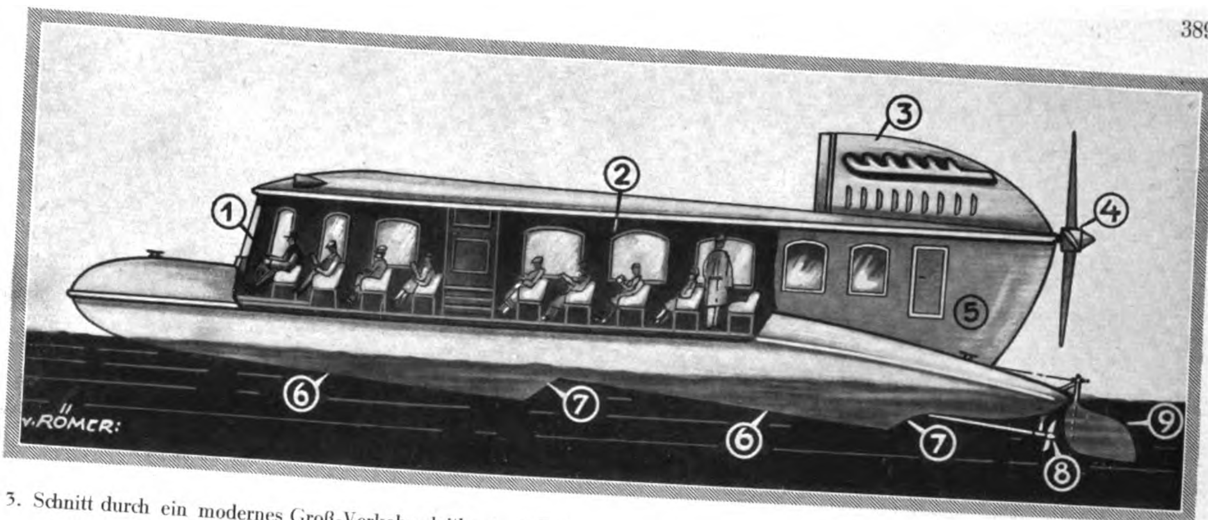
2. Junkers-Renngleitboot aus Duralumin-Wellblech. Motoranlage und Zugpropeller liegen bei diesem Boot vorn.

Später hat Prof. Junkers ein Ganzmetall-Gleitboot für Rennzwecke herausgebracht. Die 3 Sitzplätze für Führer und 2 Passagiere sind hintereinander angeordnet. Der Antriebsmotor ist vorn auf einem besonderen Stützgestell gelagert. Zwei seitliche Stützschwimmer dienen zur Erhaltung der Seitenstabilität (Abb. 2). Die Boots- und Jachtwerft von Friedrich Lürssen in Vegesack bei Bremen hat ein sehr interessantes Gleitboot herausgebracht und nach Südamerika geliefert. In Seitenansicht zeigt das Boot Tragflächenprofil. Zum Antrieb wird ein 250-PS-Flugmotor verwendet, der dem Fahrzeug eine Geschwindigkeit von 60 Stundenkilometern verleiht. Das Urteil des erfolgreichen Bootskonstrukteurs Friedrich Lürssen geht dahin, daß sich im Laufe der Zeit gewiß noch ein sehr brauchbarer Gleitboottyp entwickeln lassen wird, wenn geeignetere Motoren zur Verfügung stehen werden. Mit den heute verwendeten Flugmotoren, die einen enormen Brennstoffverbrauch bedingen, läßt sich allerdings ein Gleitbootbetrieb noch nicht wirtschaftlich gestalten.

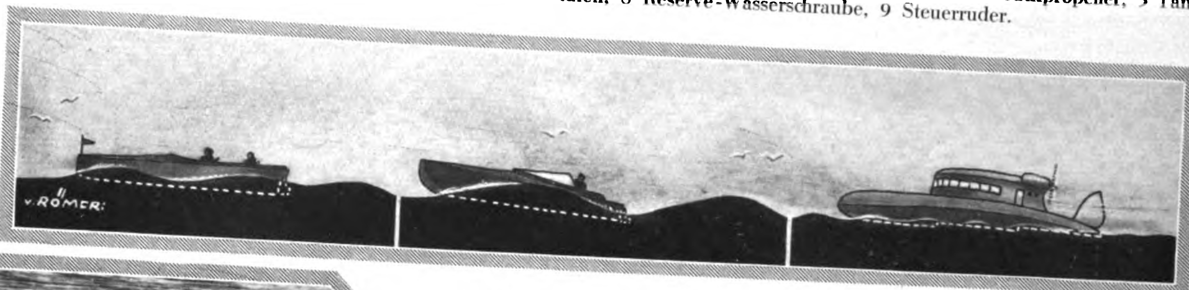
Auch von anderer Seite sind schon Versuche mit Großgleitbooten für Verkehrszwecke unternommen worden und haben die Aufmerksam-

keit der beteiligten Kreise erweckt. Am Rhein und auf der Donau hofft man durch den Einsatz von Gleitbooten den Personenverkehr neu zu beleben. In Deutschland beabsichtigt der Rhein-Mosel-Expreß, den Verkehr zwischen Trier und Koblenz aufzunehmen, während auf der Donau eine Gleitbootlinie Wien—Budapest mit späterer Verlängerung bis Belgrad durchgeführt werden soll (Abbild. 3).

Ganz besondere Bedeutung wird in Zukunft der Verwendung von Großgleitbooten auf den Strömen Afrikas, Amerikas und Asiens zukommen. Da diese Boote sehr geringen Tiefgang aufweisen und durch den Luftschraubenantrieb jede Gefahr der Beschädigung der bisher üblichen Wasserschrauben in Wegfall kommt, können selbst an Wasserpflanzen reiche Gewässer befahren werden. Wo das normale Motorboot infolge seines Tiefgangs nicht mehr in Betracht kommt, ist das Gleitboot immer noch zu verwenden (Abbild. 4). Es ist klar, daß unendliche Vorteile erreicht werden, wenn es beispielsweise möglich sein wird, auf dem Kongo oder einem anderen Urwaldstrom im 150-km-Tempo die entferntesten Siedlungen im Landinnern zu erreichen (Abbild. 5).



3. Schnitt durch ein modernes Groß-Verkehrsgleitboot. 1 Führersitz, 2 Passagierraum, 3 Motorenraum, 4 Druckpropeller, 5 Tank und Gepäckraum, 6 Gleitflächen, 7 Stufen, 8 Reserve-Wasserschraube, 9 Steuerruder.

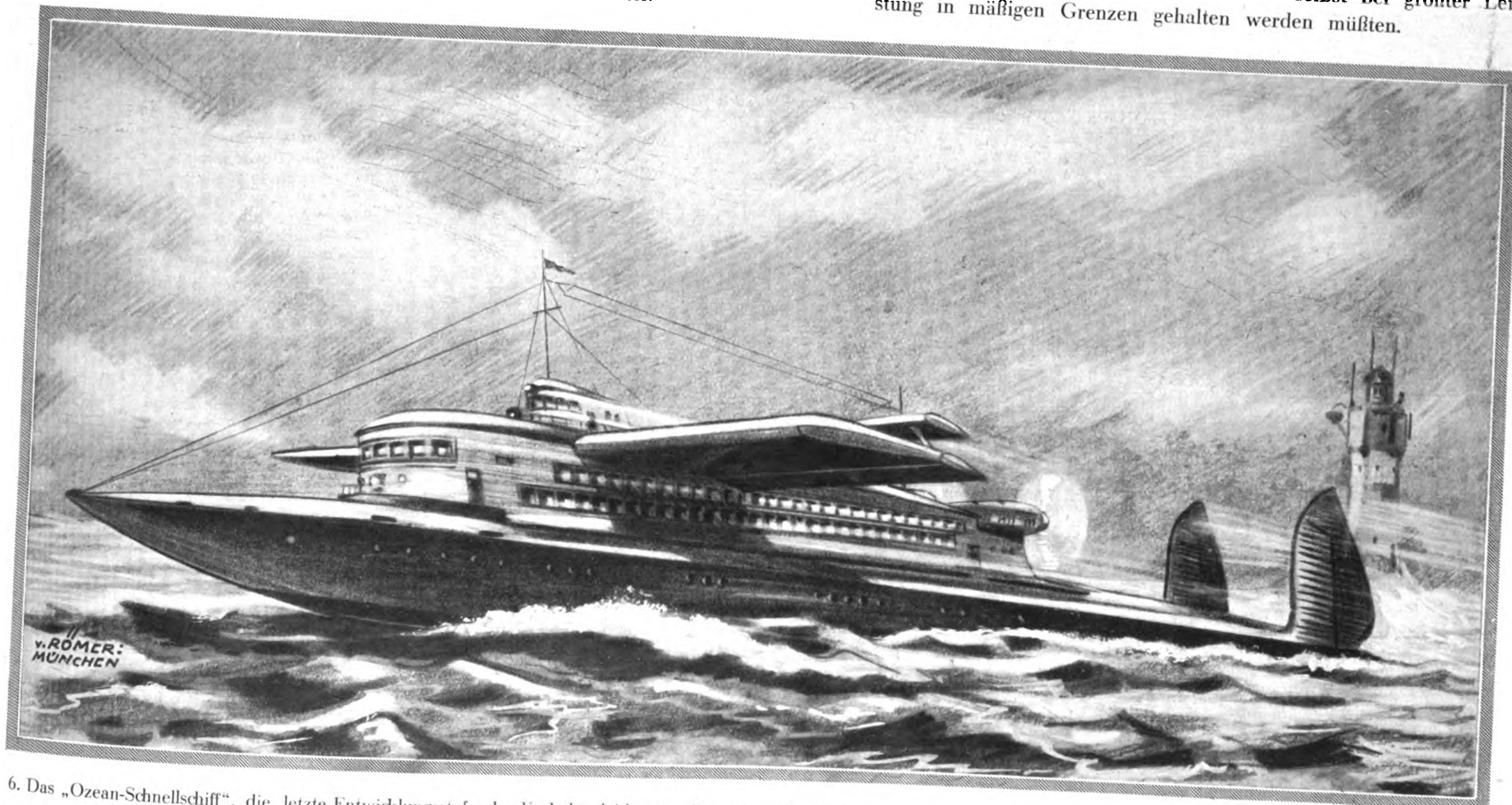


4. Tiefgang und Wellenbewegung bei verschiedenen Bootstypen. Beim Propeller-Gleitboot ist der Tiefgang am geringsten und die Wasserbewegung am kleinsten.



5. Flaches Luftschraubenboot für seichte Gewässer.

Technik und Wissenschaft halten heute mit der vorauseilenden Phantasie gleichen Schritt. Das Wort „unmöglich“ hat im Wortschatz der Gegenwart seine Berechtigung verloren. Das Problem des Ozeanschnellschiffes, an dessen Lösung eine Reihe bekannter Erfinder arbeitet, ist seiner Verwirklichung nähergerückt. Eine Kombination von Flugzeug und Gleitboot gibt jedenfalls die Möglichkeit, die Luft- und Wasserwiderstände so zu reduzieren, daß sich die erforderlichen Geschwindigkeiten von 200—250 km werden erreichen lassen. Der zukünftige hochseefähige Ozeangleiter (Abbild. 6) wird bei einem bedeutenden Fassungsvermögen Passagiere, Post und Fracht in 25—30 Stunden über den Ozean befördern können. Ausschlaggebend für die Wirtschaftlichkeit dieses Expreßdienstes wird die Entwicklung des schnellaufenden Dieselmotors sein, dessen Betriebskosten selbst bei größter Leistung in mäßigen Grenzen gehalten werden müßten.



6. Das „Ozean-Schnellschiff“, die letzte Entwicklungsstufe des Verkehrsgleitboots. Besondere Tragflächenstummel heben das Fahrzeug weit aus dem Wasser und dienen zur seitlichen Stabilität.



Phot. Österr. Lichtbildstelle.

Der Zauber des Wiener Barocks.

Blick vom Neptunbrunnen auf Schloß Schönbrunn.

Eine schöne Aufnahme auch in der Art, wie das Bild photographisch gesehen ist.

AMERIKANISCHES STUDENTENLEBEN

Ein fremdes Volk kennenzulernen, ist mit am besten möglich, wenn man zu seinen Studenten geht und mit ihnen eine Zeitlang Freud und Leid teilt. Studenten sind junge Menschen, die sich so geben, wie sie sind, ohne viel Ziererei und Schein.

Der amerikanische Student ist ein frischer, fröhlicher Bursche, der in echter, beinahe kindlicher Begeisterung an das Leben herangeht. Er ist nur wenig von des Gedankens Blässe angekränkelt, weiß nichts von Vorurteilen und Vorbehalten, sondern glaubt noch daran, daß man durch kühnes Vorwärtsstürmen das Leben und die Welt in ihrer Gesamtheit meistern könne. Wie denn das überhaupt einer der Haupteindrücke ist, die man als Deutscher in Amerika empfängt: Hier entwickelt sich eine jugendlich sieghafte Kultur, voll von gesundem Lebensoptimismus, die wir resignierten Europäer zwar meist nicht zu bejahen vermögen, die sich aber durch unsere überlegene Kritik nicht so leicht um ihre Schwungkraft bringen läßt.

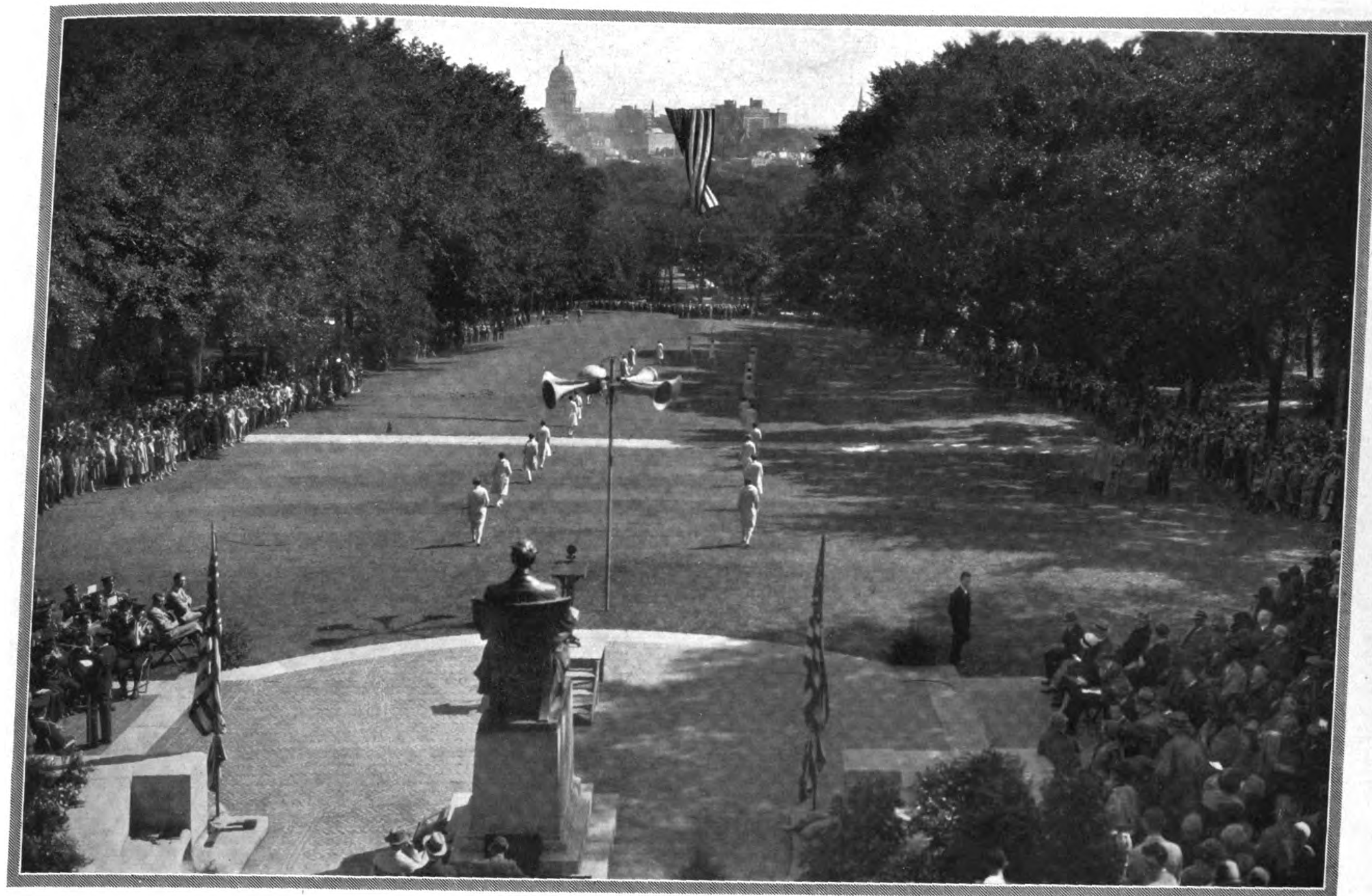


Seine Hoheit der Ballkönig mit seiner Partnerin, der die Polonäse des alljährlichen Studentenballs anführt.

Studentsein ist natürlich auch in Amerika in erster Linie gleichbedeutend mit Studieren, das nicht erst im letzten Semester mit höchster Intensität betrieben wird, sondern schon vom ersten Tage an genau eingeteilt und überwacht wird. Es gibt kein Vorlesungsschwänzen, sondern es werden Anwesenheitslisten geführt; es gibt keine akademische Freiheit, sondern man muß Schulaufgaben erledigen, Inhaltsangaben von Büchern anfertigen, Klassenarbeiten schreiben und Fragen beantworten und schließlich am Ende des Semesters eine Reihe von Semesterschlußprüfungen bestehen. Dafür fallen allerdings die großen Examina, mit denen man bei uns sein Studium zu beschließen pflegt, fast ganz weg. — Aber mit dem Studieren ist das Studentsein nicht zu Ende. Amerikanisches Studentenleben hat genau so seine Romantik wie das deutsche. Eine Romantik, die ganz ursprünglich ist und aus demselben Quell jugendlicher Begeisterung quillt, von dem schon die Rede war. Ihr Objekt ist der Sport. Ganze Schlachten werden z. B. an jedem Herbstsonnabend geschlagen, an denen nicht nur die spielenden Rugbymannschaften beteiligt sind, sondern vor allem auch die Zuschauer. Zehntausende sind da versammelt und jubeln, wenn die eigene Mannschaft einen Vorteil erringt, ein Jubel, der sich weit über die Stadt hin verbreitet und ganze Staaten und Länder in seinen Bann zieht! Eine jugendliche Fähigkeit, sich zu begeistern, die keine Grenzen kennt! Schon am Abend vor der Schlacht werden riesige Feuer abgebrannt und Massenversammlungen abgehalten mit Anfeuerungsreden und Treueschwüren, und nach der



Das Freudenfeuer am Vorabend des Jahresfestes der Universität.



Begrüßungsfeier zum Semesterbeginn.

Schlacht wird der Sieg gefeiert durch Umzüge und Bankette, Festvorstellungen und Verbrüderungsszenen. Man muß einmal dabeigewesen sein, wenn eine siegreiche Spielmannschaft heimkehrt, wenn der Sonderzug, der sie bringt, einläuft und jener unbeschreibliche Jubel losbricht, mit dem die Heimkehrer überschüttet werden!

So sind die amerikanischen Studenten, immer dieselben „großen Jungen“, unproblematisch und draufgängerisch. Ob sie im phantastisch zurechtgemalten und -geflickten Auto durch die Straßen ihrer Musenstadt fahren, mit wehenden Haaren und leuchtenden Augen, ob man ihnen bei traditionellen Raufereien und Ulkumzügen begegnet, oder ob man sie auf ihrer Bude besucht und einen Abend beim Bridge verplaudert, der Eindruck ist immer derselbe: der einer erfrischenden Jugendhaftigkeit.

Es gibt auch so etwas wie Werkstudentenromantik in Amerika. Fast jeder amerikanische Student geht ja bekanntlich irgendeiner gewinnbringenden Beschäftigung nach, um dadurch sein Studium zu ermöglichen. Als Kellner oder Logenschließer, als Klavierspieler oder Portier, als Reporter oder Reisender verdient er einen Teil seines Unterhalts. Auf diese Weise hat es der amerikanische Studententyp nie zu jener Ausschließlichkeit oder Ausnahmestellung gebracht, an die wir in Deutschland gewöhnt sind, sondern ist immer ein Teil der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit geblieben. — Ein Wort über die amerikanische Studentin, die dem Universitätsleben in Amerika seinen ganz besonderen Reiz verleiht. Sie ist gewandt und liebenswürdig und gibt dem gesamten amerikanischen Kulturleben eine charakteristische Note und weiblichen Einschlag. Sie ist eine gute Tänzerin und versteht es, Gastgeberin zu sein; sie weiß aber auch, Hand anzulegen, und verdient sich oft genug als Aufwartung oder Kindermädchen ihr Studium. Der Verkehr zwischen Student und Studentin hat ein durchaus kameradschaftliches Gepräge.



Hier geht es nicht sehr sanft zu, die Fetzen fliegen! — Erstjährige und zweitjährige College-Studenten beim alljährlichen Rauferei-Fest.

Obwohl es einst auf europäischen Grundlagen aufgebaut wurde, unterscheidet sich heute amerikanisches Universitätsleben ganz erheblich von europäischen Formen. In der Traditionslosigkeit, die es unseren Hochschulen voraus hat, liegt seine imponierende und mit fortreißende Kraft, aber natürlich auch seine Schwäche. Oft genügen Begeisterung und Jugendmut nicht, Erfahrung und Tradition müßten wirksam werden. Könnte man das, was wir an diesen beiden Dingen zuviel haben, mit dem verbinden, was der Amerikaner an Enthusiasmus mitbringt, so müßte es einen idealen Zusammenklang geben. Dr. S. Scharfe.



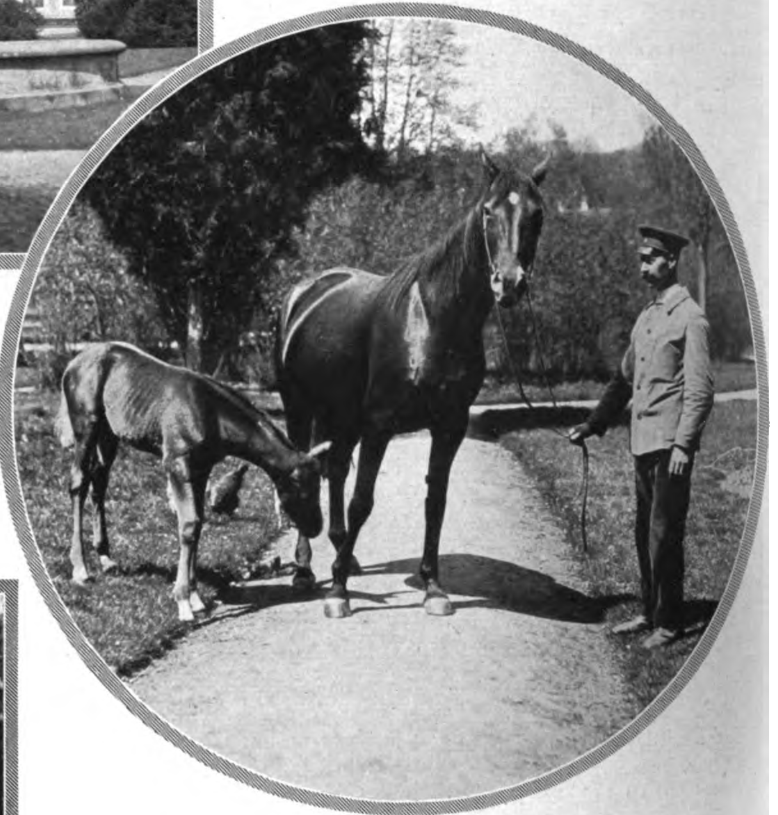
Was würde man bei uns zulande dazu sagen? — Studentenulk auf der Straße.



Der Sitz der Gestütsleitung von Beberbeck: Das Schloß, die Wohnung des Landstallmeisters.

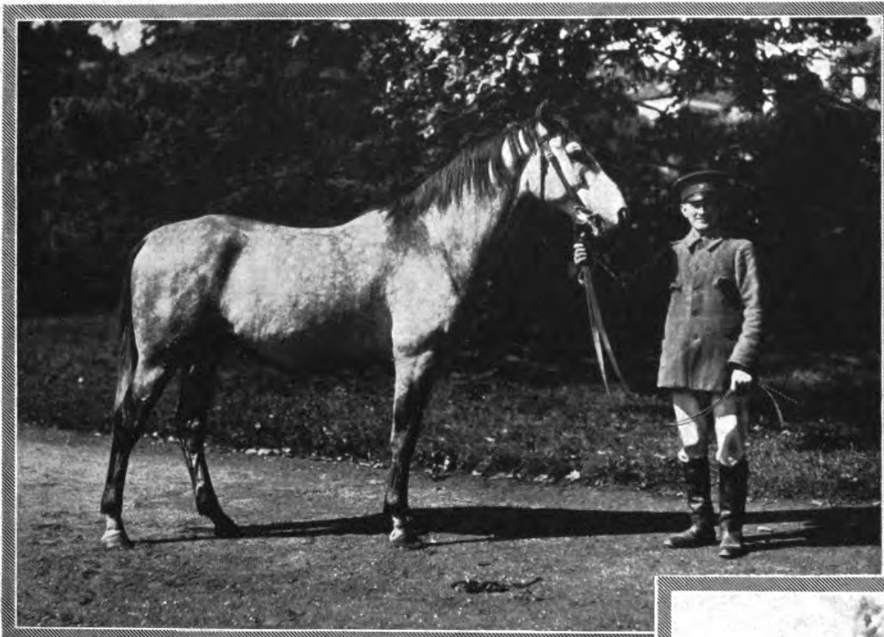
BEBERBECK

EIN DEUTSCHES MUSTERGESTÜT



Im Beberbecker Schloßpark: Stute mit Fohlen.

Im Reinhardswald, der sich an dem linken Ufer der Oberweser entlangzieht, liegt das in Fachkreisen rühmlich bekannte preußische Hauptgestüt Beberbeck. Es hat, den Zeitverhältnissen entsprechend, seine Ziele etwas ändern müssen. Luxuspferde werden kaum noch gebraucht, der Bedarf an Militärpferden ist nur noch gering, als Arbeitspferd erfreut sich das schwere belgische Kaltblutpferd stets wachsender Beliebtheit. So hat man denn neuerdings dieser Pferderasse die Gestütspforten geöffnet. Nach dem Etat gehört die Hälfte



Ein Träger edler Zucht: Deckhengst von Beberbeck.

aller Mutterstuten dem belgischen Kaltblut an. Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß das im Laufe der Jahrhunderte mit vieler Mühe und Sachkenntnis hochgezüchtete Beberbecker Pferd nicht ganz von der Bildfläche verschwunden ist.

Der Reinhardswald war seit dem frühen Mittelalter als Pferdezuchtgebiet bekannt. Schon im 15. Jahrhundert bestand bei dem etwa eine Wegstunde von Beberbeck gelegenen hessischen Jagdschloß Sababurg eine Pferdezucht. Im 16. und 17. Jahrhundert waren die „Zapfenburger" Pferde als Kriegspferde in der ganzen Welt berühmt, und nur wenigen Fürsten und berühmten Kriegern war es vergönnt, ein solch wertvolles Pferd zu besitzen, wie sehr sie auch darum bitten mochten.

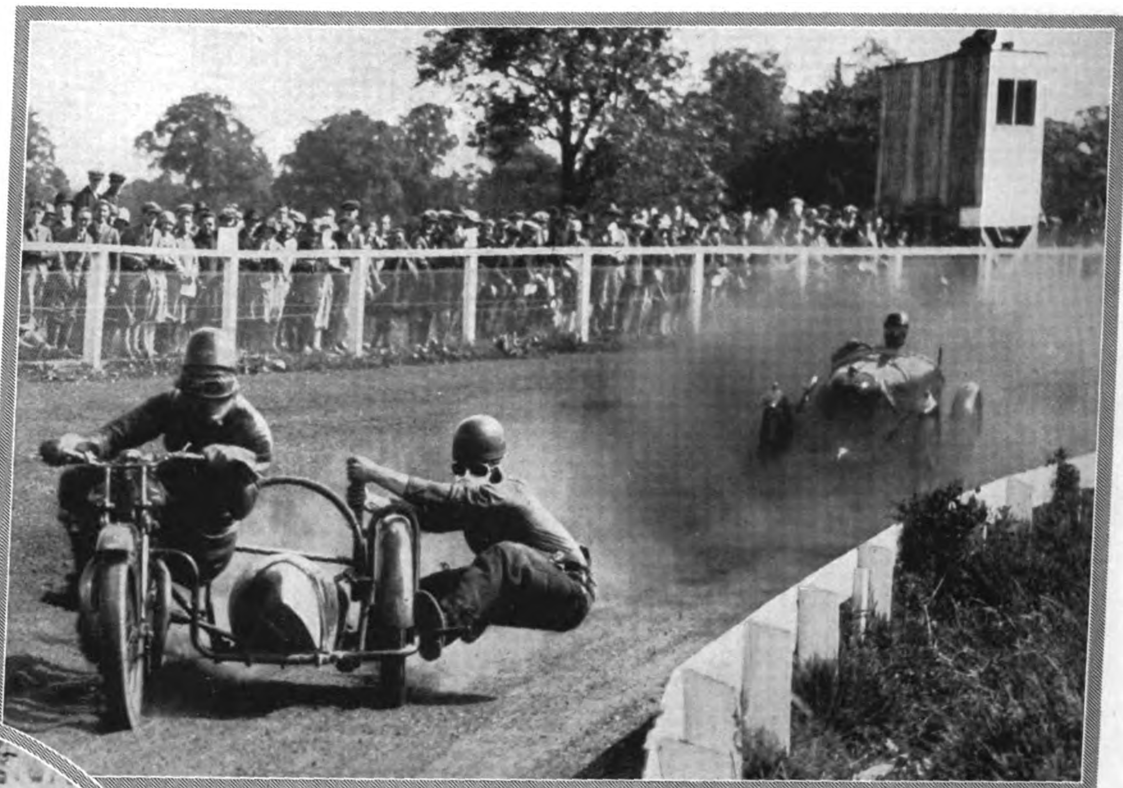
Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde das Gestüt nach dem alten Kloster Beberbeck verlegt, und um das Jahr 1830 wurden die großartigen Gebäulichkeiten errichtet, die noch heute dem gesamten Gestütsbetrieb genügen müssen. Nur hat man schon seit vielen Jahren die Einrichtung getroffen, daß sämtliche Stutenfohlen in den alten Mauerpark zu Sababurg verbracht werden. Dort können sie sich ganz nach Belieben bewegen, die Berge hinauf und hinunter jagen, steiles felsiges Gelände überwinden oder sich an den Salzlecken erquicken. Von dieser Lebensweise erlangen die späteren Mutterstuten den gesunden, geschmeidigen Körper, vor allem feste, trockene Hufe. Sobald sie erwachsen sind, kommen sie nach Beberbeck. Dort werden sie entweder zur Zucht verwandt, oder sie gelangen zum Verkauf. In jedem Jahre findet in Beberbeck eine große Auktion statt, auf der der gesamte überzählige Pferdebestand meistbietend verkauft wird. Gar manches berühmte Rennpferd ist aus der Beberbecker Zucht hervorgegangen, aber auch als Arbeitspferd genießt die alte Beberbecker Rasse höchste Anerkennung. G. S. Urff.



Kommende Mütter: Stutenfohlen auf Sababurg, dem Zweiggestüt von Beberbeck.

MOTORRAD-GYMNASTIK BEIM RENNEN

Wohl hat sich auch der Berufsartist bereits des Motorrads bemächtigt, aber eigentlich muß jeder Motorradler etwas Äquilibristik in sich haben. Besonders wenn bei einem Rennen eine Kurve in rasender Fahrt genommen wird, dann haben Führer und Beiwagenfahrer alles zu tun, um nicht aus der Bahn geschleudert zu werden. Richtiges Erfassen des Moments und Gewandtheit können selbst bei Stürzen den Fahrern von Nutzen sein.



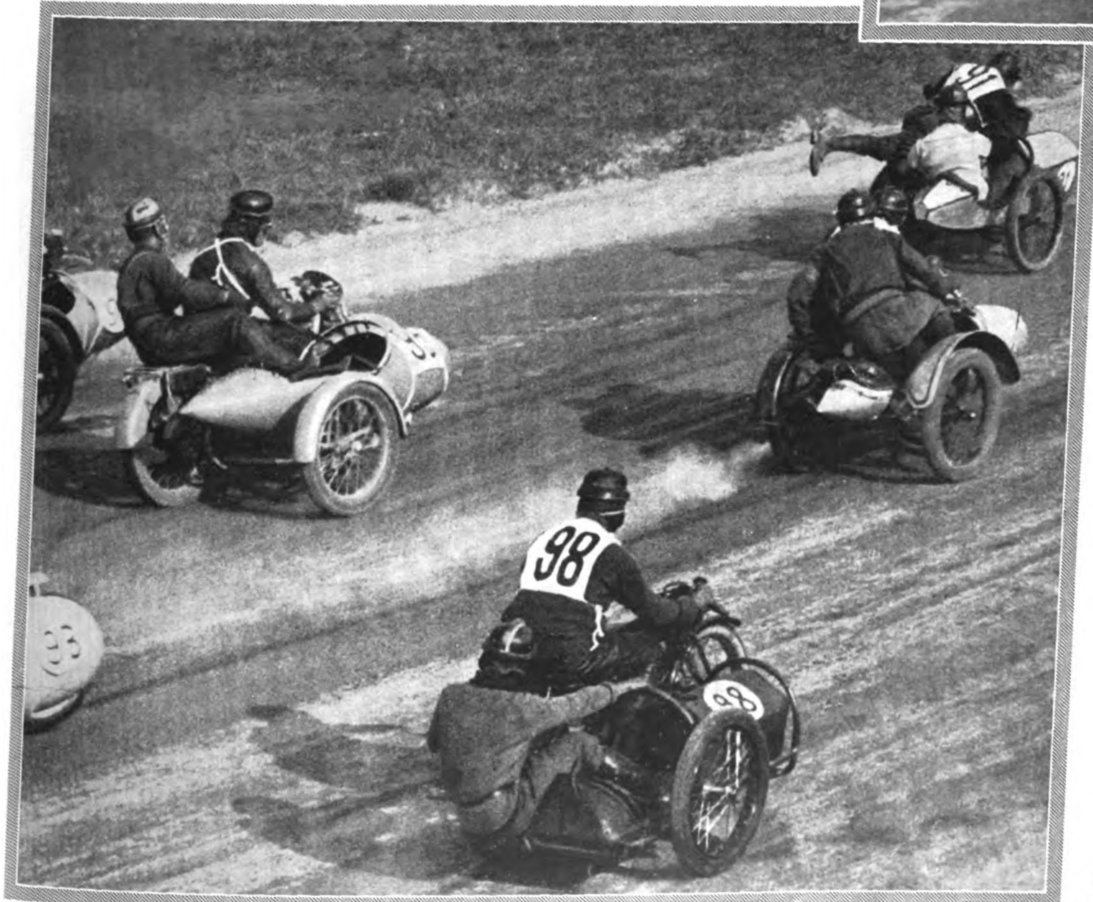
Ein recht gefährliches Kunststückchen vollbringt der Beifahrer, um bei der rasenden Fahrt in der Kurve als Gegengewicht den Zug nach außen auszubalancieren.



Geistesgegenwart vermag vielleicht den Sturz in seiner Gefährlichkeit noch abzuschwächen.



Der Zug nach der Außenseite der Kurve wird von Führer und Beifahrer durch möglichst weites Auslegen nach der Innenseite ausgeglichen.



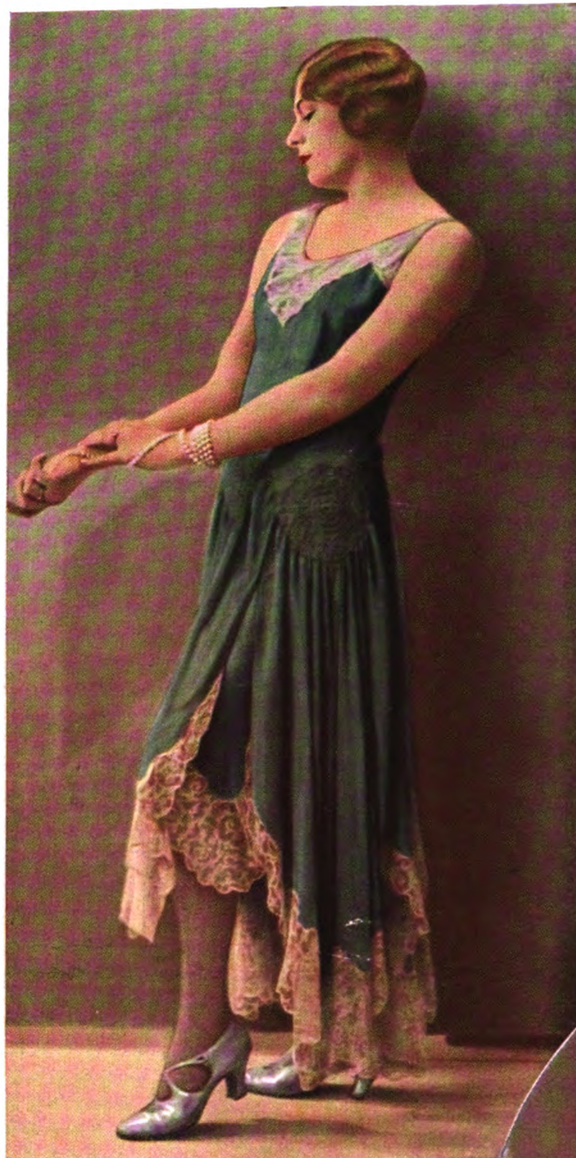
Die Kurve ist in Sicht, die Mitfahrer machen sich bereit zur Auslage nach der Innenseite.

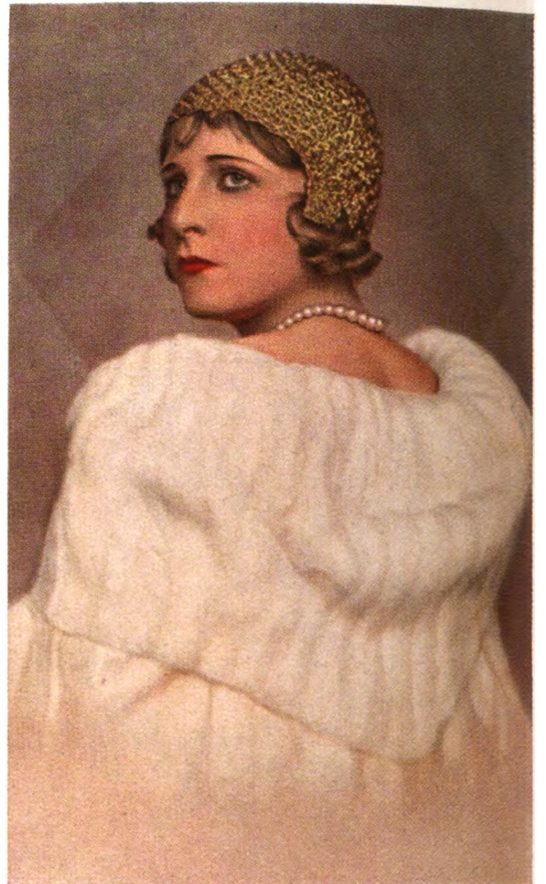


Ein unfreiwilliger Motorakrobat: Der Sturz sah böse aus, verlief aber für den Fahrer ziemlich glimpflich.

DIE SAISON BEGINNT







Melly Berehinak in dem modernen, die schmale Linie verkörpernden, fließenden Gesellschaftskleid. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Oben Mitte:

Das elegante, schlank machende Abendkleid aus grünem Georgette mit beigefarbenen Spitzen, getragen von Melly Berehinak. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Oben rechts:

Hildegard Maybaum trägt die neue schicke Goldabendkappe. Modell: Josef Paschka & Bruder, Wien.

Nebenstehend:

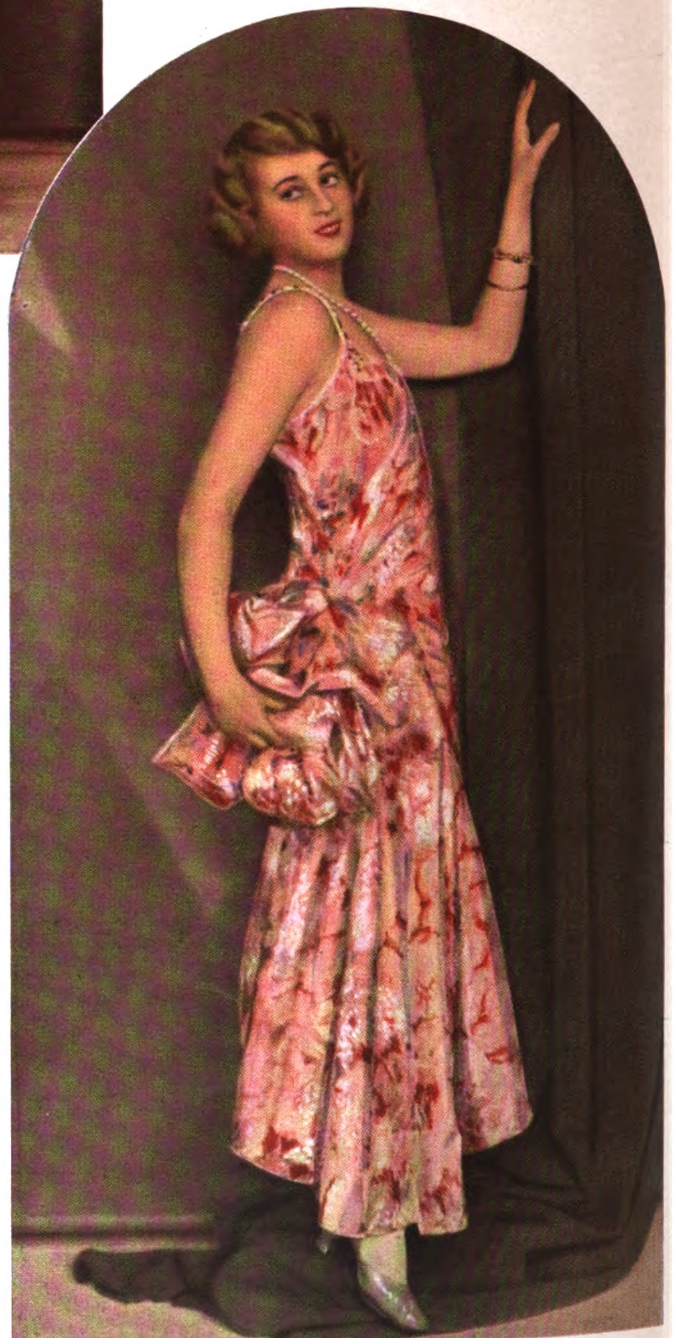
Maria Grete Ehrenstein in einem wundervollen, nach rückwärts etwas verlängerten Breitschwanzmantel mit Hermelingarnitur. Modell: S. Rosenberger, Wien.

Unten rechts:

Silberdurchwirkter rosa Taft bildet das Material zu diesem feschen Abendkleid, dessen lang fließende Linie nur durch ein apartes Seitenarrangement unterbrochen wird. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch Atelier Hoffmann.





Der Schreiber Fabrizius

VON HANS WATZLIK

Der riesige, bärenhaft zottige Hund, den Graf Thurn als Zeichen seiner Mißachtung der böhmischen Hofkanzlei mitgebracht hatte, glühte Herrn Philipp Fabrizius Platter mit seinen blutigen Augen bitter böse an, stellte die Vorderbeine auf den Tisch und schnob ehrfurchtslos in die dort liegenden Urkunden und in die Bogen Papier, die der Schreiber vor sich ausgebreitet hielt, der Verhandlung zu folgen und ihren Gang zu verzeichnen.

Fabrizius schluckte den aufdringenden Ärger hinunter und ließ das ungezogene Tier gewähren. Gehörte es doch einem vornehmen Herrn, wenn auch einem Erzaufrührer, und so wollte er es weder durch seine Mißbilligung noch durch einen Befehl beleidigen. Überdies fürchtete er, wenn er den Hund jetzt mit einem lauten oder auch nur gezischten Wort abwiese, so könnte dies als eine dreiste Einmengung in den Streit der Edelleute aufgefaßt werden, der sich da entsponnen hatte.

In den Tümpelfrieden der Seele darf kein Steinlein fallen. Das war die Weltkunst des Schreibers. Fein still bleiben, sich im Hintergrund halten, niemandes Blick auf sich lenken: dann fließt ein wohlangewandtes Leben in geruhsamem Zeitmaß dahin. So fuhr Fabrizius gut, so schwebte er in der Gunst seiner Herren und saß in dieser rätselhaften Zeit ungefährdet in Amt und Brot und lebte — wenn auch ungeliebt, so doch auch ungekränkt — mit jedermann in erfreulichem Frieden und dennoch so weit geschieden von dem launischen Treiben der Menge, wie es zu seinem rechten Wohlbehagen notwendig war.

Ei was! Mochte sich der Hund so widerwärtig benehmen, wie es ihm beliebte! Zeigten sich doch die Herrschaften, die eben, die Hüte bäuerisch und herausfordernd auf den Köpfen, waffenschüttelnd und halbbetrunken, in die stille Kanzlei hereingepoltert waren, kaum gezieemender und klüger als dieses Vieh. Und hatte doch der rumorische Ritter Kappler eben geschrien: „Will man uns wieder mit Papier abspeisen? Immer nur mit Papier? Papier! Papier!" Und dabei hatte dieser barbarische Schreier ihm, dem Schreiber, einen also mörderisch brennenden Blick zugeworfen, daß man damit hätte eine Papiermühle in Brand stecken können. Diese Wut gegen das Papier war unbegreiflich.

Während derlei Gedanken in dem Kopf des Schreibers nisteten, hatte Graf Thurn mit schnaubender, vor Leidenschaft heiserer Stimme alle Gluten des Hasses in seinen Begleitern aufgestört. Wie schwüler Dunst erfüllte dieser Haß die Kanzlei. Und er entlud sich in einem brausenden Wirrwarr. Schreie durchdrangen einander, Degen rasselten, Stühle wurden umgestoßen. Die Kehle des großen Hundes dröhnte.

Aus den Augen eines der aufrührerischen Herren brach ein schreckliches Licht, und er rief: „Ich erkläre den Slawata und den Martinitz als Todfeinde des böhmischen Landes!"

Darauf brüllte Wenzel von Ruppau: „Schmeißt sie zum Fenster hinaus!"

Der Oberstburggraf Adam von Sternberg wollte den Grafen Martinitz decken, denn der war sein Eidam. Er warnte: „Seid ihr alle hirngeil geworden? Denkt ihr nicht an die Rache des Kaisers?"

Er warnte umsonst. Die Rasenden zerrten ihn und den Großprior Lobkowitz aus der Stube.

Und nun standen die beiden katholischen Statthalter allein ihren Widersachern gegenüber, betäubt wie unter dem unerwarteten Niedergang eines sprühenden Ungewitters, und empfingen die wilden Verwünschungen und Schimpfwörter. „Betrüger! Ohrenbläser! Jesuitenknechte!" gellte es auf sie ein.

Jemand riß eines der breiten Fenster auf.

Der Mai drang herein und spülte um die erhitzten Köpfe. Er fühlte sie nicht. Tief drunten in den Gärten atmeten die blühenden Bäume, Vögel schlugen herauf. Gedämpft scholl der Lärm der meuterischen Stadt.

Der Schreiber Fabrizius tappte besorgt nach einem in der jähen Zugluft flatternden Papier und beschwichtigte es. Er hüstelte grämlich. Verdrossen empfand er den frischen Anhauch des Frühlings. Er liebte nur die trockene, erstorbene Luft der Schreibstube; in dem leisen Ruch des Papiers und der schweinsledernen Bände fühlte er sich wohl. Die freie, unbeherrschte, unbegrenzte Luft draußen und sonderlich die des Maien schien ihm etwas Umstürzlerisches, Verwegenes in sich zu tragen; es gärt darin wie von gefährlichen Geistern, und sie schmeichelt sich an das Blut heran, auch wenn es noch so gebändigt schlägt, und sucht es mit schier weiblicher Lockung zu verführen. Und die Seele des Schreibers war dürr und doch nicht durstig, und alles abenteuerische Wesen war ihm zuwider wie eine jede Äußerung des Lebens, die sich nicht in eine der papiernen Formeln fassen ließ, darin der federgerechte Mann dachte und schrieb.

Die tückische Maienluft mochte es auch gewesen sein, die die Rotte der Empörer entzündet und hergeführt hatte, Verwirrung zu stiften in dem Raume dieser heiligen Kanzlei, von der Ordnung und Gesetz ausgingen, die schlichten, helfen und gebieten mußte im Lande, und ohne die alles Leben des Volkes dunkel und unbotmäßig über die Dämme ränne.

Fabrizius blickte hastig über die aufgerührte Stube. Oh, er verachtete heimlich diese Männer hier, die trotz ihrer edlen Geburt eine trübe, schwer vernehmliche Schrift schrieben, eine greuliche Schrift, als habe sie eine betrunkene Krähe mit den Füßen hingekratzt! Gar unerquicklich waren die gewaltigen Schlingen und Öhre dieser herrischen Schriftzüge, die aus gespreilten, tölpisch gepackten Gansfedern glitten, wenn die hohen Herren mühselig ihre Namen zeichneten. Sie verdarben damit das feine Bild der Urkunden, die Fabrizius mit dem sauberen Gleichmaß seiner gelehrten Schreiberschrift verfertigt hatte. Wie er sich denn auch immer heimlich entrüstete, daß die Menschen nicht lauter gleiche Handschriften führten.

Was die protestantischen Edelleute sich hier vermaßen! Wie sie tosten! Fabrizius war in sich voll des schönsten Trostes. Was galt die flüchtige Aufregung hier und der Brand dieser wilden Herzen gegen die ewige Ruhe der Pergamente, in deren Buchstaben alle Macht geronnen lag!

Jetzt trieben die Eindringlinge es aber doch ein wenig zu toll. Sie lärmten: „Zum Fenster hinaus mit den zweien!" Wahrhaftig, ein übler Scherz! Sie werden es aber nicht auf die Spitze treiben.

Doch schon faßt einer, vom Blutrausch übermannt, den Grafen Martinitz um den Leib. Der entwindet sich ihm, fällt in die Knie, bettelt um sein Leben. Sie kennen kein Erbarmen. Bei den Händen halten sie ihn, sie packen ihn bei den Beinen. Der gefährdete Mann schlägt um sich wie ein gefangener Hecht, fleht und flucht in seiner Verzweiflung bunt durcheinander, indes sie ihn zu dem breitoffenen Fenster schleppen.

Der Oberstlandrichter Freiherr Slawata tut eine Gebärde, als wolle er den Gewalttätern in den Arm fallen. Die Augen sind ihm unstet. Schneehagelweiß wird ihm die stolze Stirn. Dann überfliegt ihn ein Schauer. Er wickelt sich fester in seinen schwarzsamtenen Mantel.

Graf Thurn ergreift ihn am Ärmel. Seine grünglühenden Augen sind wie einer Wildkatze entliehen.

Slawata steht steil, den Mund schmal und blutrot wie eine Wunde, die ein Schwert geschnitten. Er lächelt kühn und stechend: „Thurn, du toller Schopf, willst du der böhmische König werden? Verrechne dich nur nicht!" Und den anderen, die lechzend ansetzen, ihn zu überfallen, ruft er zu: „Der Thurn, der Schürknecht, hat euch aufgewiegelt! Einen Narren habt ihr über die Eier gesetzt. Das gedeiht euch übel. Gedenket des Henkers!"

Jählings aber schlägt sein Hochsinn um, und angesichts des Todes und die Klageschreie des Freundes im Ohr, wird er zum bangen Menschen. „Ich bin unschuldig", bittet er, „verschonet mich!"

Graf Martinitz schwebt schon im Fenster und ermißt die drohende, zerschmetternde Tiefe unter sich. Er keucht: „Ihr wollt mich wirklich hinunterwerfen?"

„Ist böhmischer Brauch", lacht Wenzel von Ruppau.

Martinitz ruft: „Ich bitte euch, laßt mich erst beichten!"

„Sollen wir dir einen schelmischen Jesuiter holen?" spottet der Ritter Kappler.

Jetzt krächzt Martinitz auf: „Jesus Maria!" Kopfüber stürzt er in die Tiefe.

Thurn deutet auf Slawata. „Ihr Herren, da nehmt den anderen! Mit seinen Hunden hat er die Leute in die Messe gehetzt."

„Das habe ich nicht getan!" schreit Slawata.

Der Schreiber Fabrizius stiert entsetzt hin. Träumt ihm dieses wüste Zeug? Der hochgestrenge Herr Slawata wird von diesen Soldbuben des Teufels zum Fenster getragen. Die heillose Rotte! Zahlen die mit grober Münze! Sie wollen ihn hinauswerfen! Das darf doch nicht geschehen! Übrigens hat Seine Gnaden der Herr Oberstlandrichter noch ein Protokoll zu unterfertigen!

Fabrizius zwingt sich zur Ruhe. Er starrt den Tintenfleck an seinem Mittelfinger an. Was schert ihn schließlich dieses arge Possenspiel? Er hat es nicht entfesselt.

Was kümmert es ihn, daß das halbe Land der Lutherei ergeben ist und dem kalvinischen Unfug? Was gehen ihn die krummen Händel der Herren an? Sein Beruf, seine Lust liegen woanders. Seine Lust ist es, in den alten, gediegenen Formeln Freibriefe zu

verfassen, darin etwa dem Orte Preloutsch oder irgendeinem anderen guten Städtlein der Bierausstoß in die benachbarten Nester oder Jahrmarktfreiheit eingeräumt oder es begnadet wird, mit rotem Wachs zu siegeln, oder seiner ehrbaren Bürgerschaft für immer und ewiglich gestattet wird, auf Eichhörnlein zu jagen, Geschöpfen, derer sich Fabrizius ebenso wie eines Waldes oder blumiger Wiesen allerdings nur aus fabelhafter Ferne erinnert, da er viele Jahre nimmer aus dem Bann der kahlen Kanzlei entlassen worden ist und sich auch niemals hinausgewünscht hat. Nur eines vergällt ihm den geliebten Beruf: wenn an diesem Tisch da Machtbriefe ausgestellt werden, denen zufolge irgendein lutherisches Gotteshaus niedergerissen wird, oder wenn er kaiserliche Drohungen gegen die widerspenstigen Stände abschreiben muß. Denn da ahnt er sich in die abgrundnahen Dinge der Welt gemischt, und ihm ist, als sei er an Segen und Unheil, der solchen Schriften entspringt, mitverantwortlich, wo er doch nur die willenlos gehorsame schreibende Hand der Gewaltigen des Landes ist.

Ei was! Er hat sich hier um nichts zu kümmern als um sein Amt. Er ist der Kanzleischreiber. Zum Lauschen und Gaffen ist er nicht bestellt. Und so taucht er den Gänskiel ins Tintenfaß, und seine Feder scharrt geschäftsmäßig auf dem Papier.

Unterweilen erfängt sich Slawata mit der Hand an dem Fensterrahmen und klammert sich mit der Kraft der Verzweiflung daran. Erst als man ihm mit einem Degenknopf auf die Finger schlägt, läßt er los und versinkt schweigend.

Thurn grüßt ihm nach: „Ad infernum!"

„Alle zwei sind hin!" schaudert der Schreiber und duckt sich tiefer über den Tisch. „Gott sei es gedankt, ich habe wenigstens ein stilles Gewissen!"

Aber schon taucht der junge Albrecht von Smirschitz vor ihm auf, ein offenkundiger Raufbold, schwarz und feurig wie ein Zigeunerkönig, im Gesicht eine kaum verkrustete Wunde. Weindunst umwittert ihn. „Pereat Skribifax!" ruft er und stößt dabei in den Tisch, daß das Tintenfaß umstürzt und die Tinte sudelnd über die teuren Urkunden sich ergießt, alle Ordnung und Sauberkeit darauf verderbend. Ein Messerstich könnte dem Schreiber nicht weher tun. Oh, dieser Unmensch! Oh, dieser ungeschulte Tölpel, wie mag er ihn und sein feines Werkzeug verachten! Dieser Raufbold weiß wohl nicht, daß Feder und Tinte die Grundfesten des Staates sind. Und daß Tinte wichtiger ist als Blut.

Fabrizius erhebt sich demütig. Eines ehrlichen Zornes ist er nicht fähig. „Ich bitte Euch, edler Herr", sagt er, „wollet Euch nicht an den Schriften vergreifen."

Der Edelmann lacht. „Was du alter Käuferer da auf deine Eselshäute kratzest, darauf pfeif' ich dir! Weg mit dem Satansströdel!" Und er blättert mit dem Degen in dem Protokoll.

Fabrizius beugt sich über das Papier, wie eine Henne ihre Brut deckt, wenn der Geier gesaust kommt. „Ich bitte Euch", sagt er sanft.

Da ruft der junge Mensch: „Schmeißt den Schreiberlehrling seinen Meistern nach! Aller guten Dinge sind drei."

Fabrizius schiebt den Gänskiel hinters Ohr. Er spürt sein unmannliches Herz in den Knien schlottern. Will man auch an ihm den Übermut büßen? Wollen diese Gewaltleute ihn auf solch bündige Art von seinem Amt reißen, das er mit willigem Fleiß so manches Jahr hier auf dem Prager Hochschloß verwaltet?

„Hochmögende Herren", stammelt er, „es ist nicht möglich, daß Ihr das Greuelwerk auch an mir verrichtet. Ich habe ja nichts gegen Euch unternommen."

Schon ist er umstellt. „Der kahle Gauch! Er will aufmucken!" toben sie. „Er muß nach!"

Fabrizius wagt es nicht, sich zu wehren. Er taumelt in die Arme der vom Wutrausch Besessenen. Wie ein Sack läßt er sich willenlos heben.

Er drückt die Augen zu und schluchzt auf. Er sucht ein Gebet. Aber aus seinem Hirn quellen ihm nur ein paar trostlose Amtsformeln entgegen.

Jetzt halten sie ihn zum Fenster hinaus. Drunten sieht er die beiden Statthalter liegen. Da vergißt er des marterlichen Todes vor sich und der fast grundlos vor ihm zurücksinkenden Tiefe. Seine vertrocknete Hämlingsstimme zetert: „Erbarmen! Erbarmen! Ich falle ja auf die hohen Herren!"

Ein farbiger Nebel umrauscht ihn.

Er landet nicht allzu hart auf einem Haufen von Kehricht. Mit dem Kopf stößt er den Grafen von Martinitz in den Rücken.

Der Graf sitzt schon aufrecht und mißt staunend die Höhe über sich, die er herabgefallen. „O Wunder!" ruft er. „Gott hat uns geholfen! Gott spart uns auf für seine Absichten!"

Der Schreiber hebt sich in die zitternden Knie.

Der Freiherr Slawata liegt neben ihnen. Den Schädel hat er sich an einem steinernen Sims zerschunden, das Blut rinnt ihm in den Mund hinein. Er ballt die matte Faust gegen das Schloß. „Ich zahle es euch heim!" stöhnt er. „Und wenn ganz Böhmen eine Brandstatt wird!" Er verliert das Bewußtsein.

Droben beugen sich die Aufständischen aus dem Fenster. Ein Schuß kracht nieder.

Martinitz flüstert: „Schnell fort! Sie erschießen uns. Der Kaiser muß benachrichtigt werden!"

Er kriecht zu Slawata hin, gießt hastig aus einem silbernen Fläschchen etwas Balsam in sein Taschentuch und netzt damit dem Ohnmächtigen Schläfen und Nase.

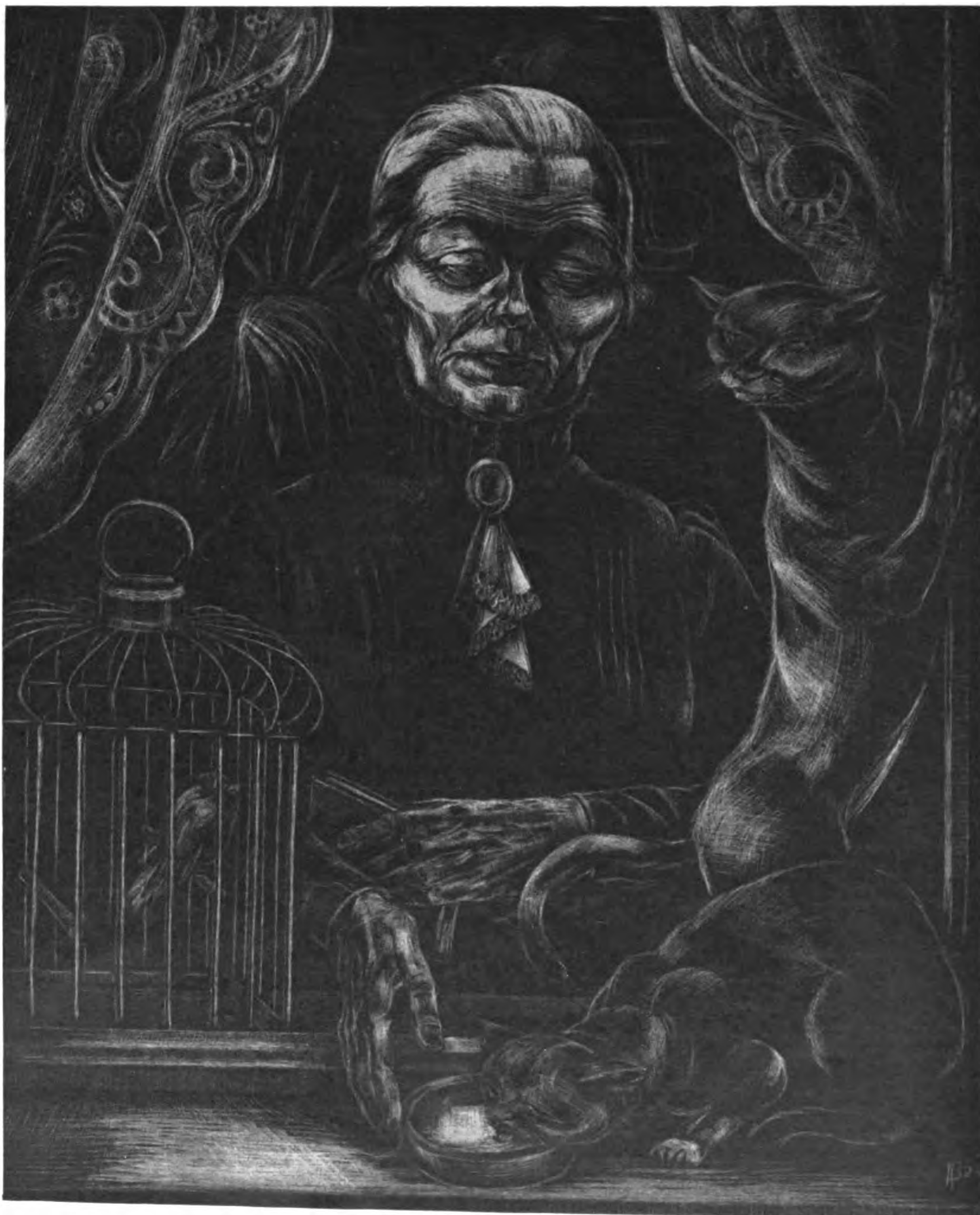
Der Schreiber kniet noch immer dumpf auf demselben Fleck. „Das schöne Protokoll haben sie mir befleckt!" murmelt er. „Warum? Warum?"

„Herr Philipp", ruft der Graf ihm zu, „helft mir den Freiherrn aus dem Bereich der Schüsse tragen!"

Doch schon kommen Diener der frommen Gräfin Polyrena von Lobkowitz gelaufen und bergen die beiden Herren.

Schüsse fallen nieder, die Glocken des Domes zu Sankt Veit stürmen, Trommeln poltern in den Gassen der Kleinseite, Volk schreit trunken und greift zu den Waffen. Plötzlicher Dunst verschleiert die Sonne, und sie droht blutig die Erde an. Der feurige Atem des Schicksals braust auf, der Deutschland dreißig Jahre lang versengen soll.

Der Schreiber Fabrizius dienert hinter dem Grafen Martinitz her und verneigt sich immer wieder vor dessen Rücken. „Gnädigster Herr, gnädigster Herr", bettelt er, „wollet es mir nicht in Ungnaden vermerken, daß ich so unhöflich gewesen bin, auf Euern Rücken zu fallen!"

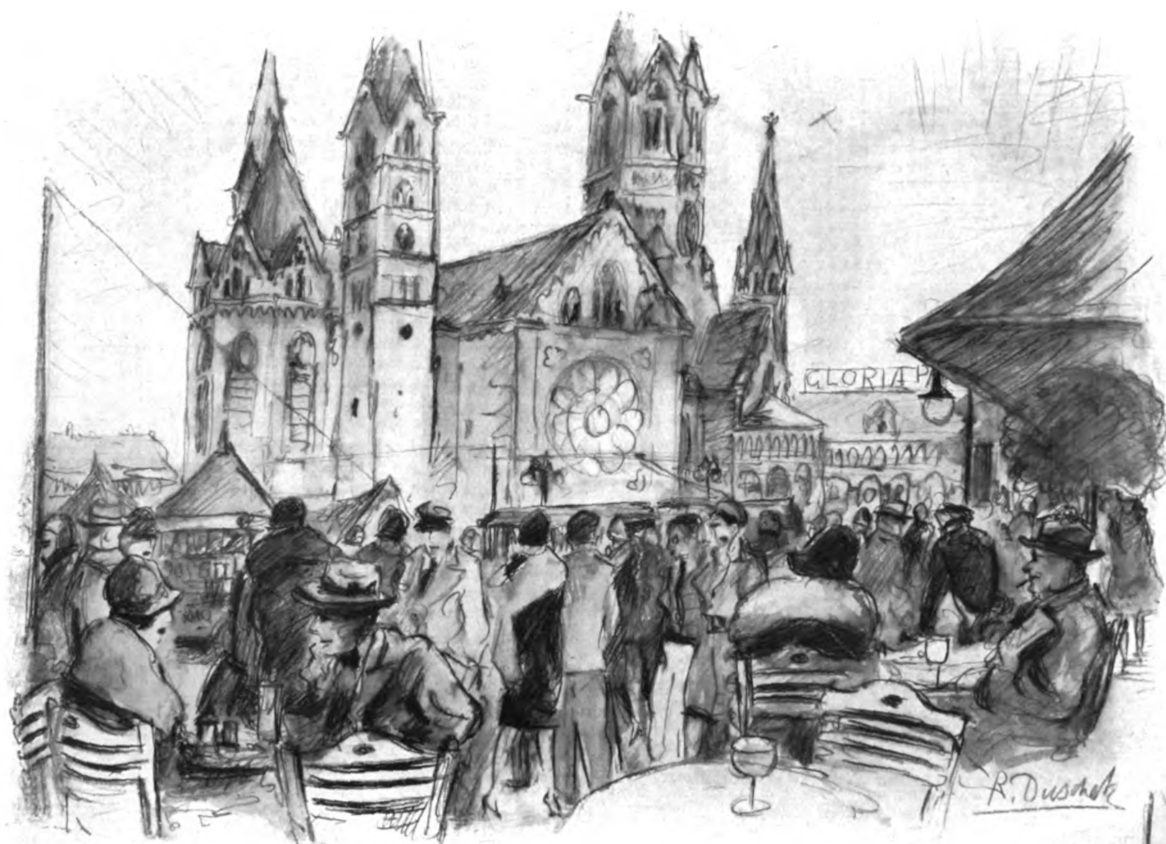


Linden-Verlag, München.

DAS ALTE FRÄULEIN
SCHABBLATT VON ALBERT BURKART

DAS GESICHT BERLINS

ZEICHNUNGEN VON RICHARD DUSCHEK



AN DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNIS-KIRCHE



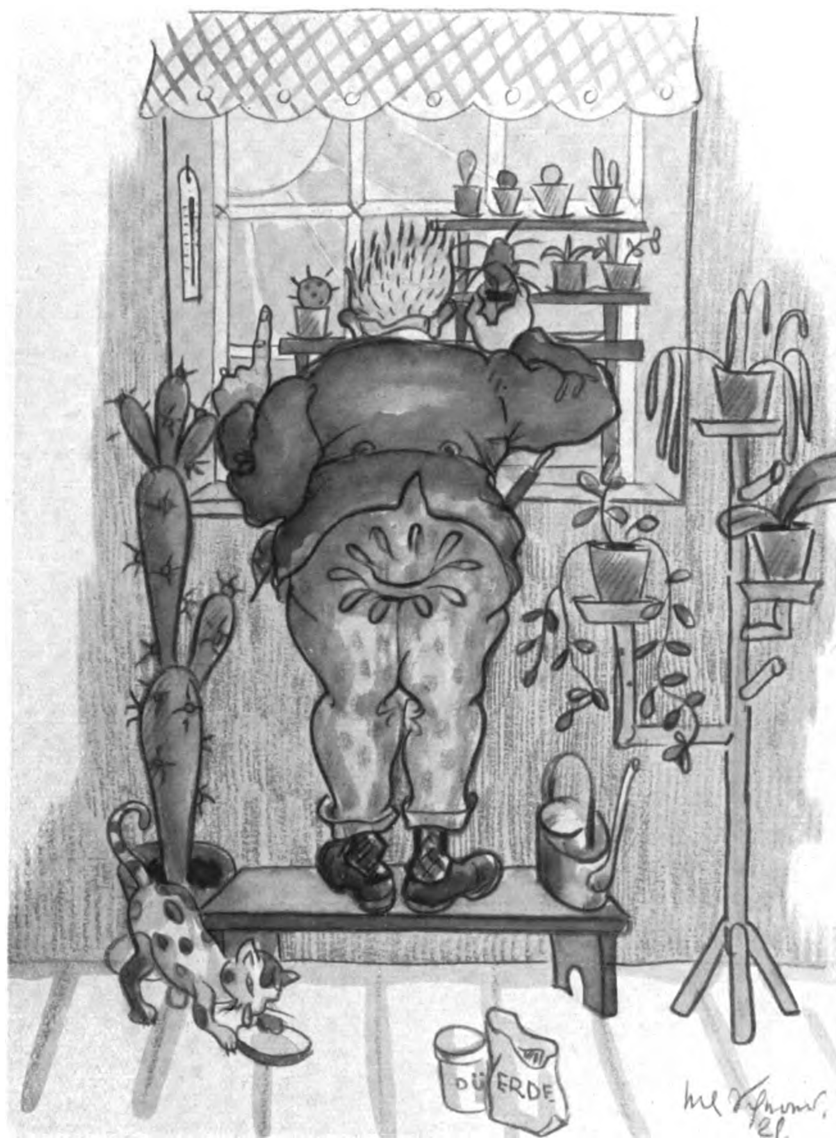
CAFÉ AM KURFÜRSTENDAMM



JOACHIMSTHALERSTRASSE



CAFÉ WILHELMSHALLEN AM BAHNHOF ZOO



Der Kakteenfreund: „Ach, daß sie ewig grünen blieben . . ."
Aquarell von Marie Luise Scherer.

DAS GEHEIMNIS

VON EMANUIL DIMITROFF

Aus dem Bulgarischen von Roda Roda.

Lieblich warst du, lieb und lüstern,
Hell vom lichten Mai berauscht.
Deiner Beichte scheues Flüstern
Hat der Wiesenbach belauscht.

Trug es schwatzend zu den Glocken —
Zu den Blumen blau und kraus.
Hörten sie es hold erschrocken —
Schellten es frohlockend aus.

So erfuhr's der Wind, der schnelle,
Leichtgesinnt und indiskret.
Übermütig von der Stelle
Hat er es hinausgeweht.

Alle Welt weiß um dein scheues,
Leidenschaftliches Begehr.
Du alleine, ungetreues
Mädel, weißt von gar nichts mehr.

SCHAUSPIELER-ANEKDOTEN

Als im Jahre 1810 die Schauspielerin Fräulein Maaßen in Berlin engagiert war und daselbst ungemein gefiel, wurde der Schauspielerin B. eines Tages eine Rolle abverlangt, um sie der erstgenannten zu geben. Die B. geriet darüber so in Wut, daß sie erklärte, sie könne den Abend nicht spielen. Der Theaterarzt stattete ihr einen Besuch ab und schrieb ins Attest: „Demoiselle B. hat sich so über die Maaßen aufgeregt, daß sie heute unmöglich auftreten kann."

*

Der berühmte Schauspieler Matthews besaß eine so große Herrschaft über sein Gesicht, daß er mit einer Darmsaite, die er über die Nasenspitze zog, sich jeden Augenblick unkenntlich machen konnte. Einmal speiste er beim Besitzer eines großen Leihhauses. Der Gastgeber wurde bei Tisch abgerufen. Matthews, allein gelassen, schob ein paar silberne Löffel in die Tasche, ging damit in das Bureau des Leihhausbesitzers und versetzte sie bei dem dort persönlich Anwesenden. Dann ging er ins Speisezimmer zurück und erwartete dort den Gastgeber, der auch bald zurückkam und des Erstaunens kein Ende fand, als ihm Matthews den Pfandschein über seine eigenen, inzwischen bei ihm versetzten Löffel vorlegte.

*

Legrand (1673—1728), Schauspieler und Lustspieldichter, wurde wegen seiner unvorteilhaften Gestalt in einer Heldenrolle ausgezischt. Er trat vor und redete das Publikum folgendermaßen an: „Ich finde, Hochverehrte, diese Zeichen Ihres Mißfallens nichts weniger als gerecht. Meine allerdings unansehnliche Person scheint Ihnen etwas fremdartig zu meiner Rolle. Indes können Sie sich, Verehrte, wenn es Ihnen beliebt, eher an meine Gestalt gewöhnen, als ich sie zu ändern vermag." Diese Äußerung wurde lebhaft beklatscht, und Legrand war bald der Liebling des Publikums.

*

Sheridan, der berühmte Dramatiker, Redner und Staatsmann, Verfasser der „Lästerschule", ging zu einem Haarkünstler, um sich eine Perücke zu bestellen. Der Friseur behandelte Sheridan mit so außerordentlicher Zuvorkommenheit, daß dieser von solch freundlicher Aufnahme gerührt war.

Als er aufstand und im Begriff war, wegzugehen, faßte er den Friseur bei beiden Händen und sagte: „Ihr sollt sehen, daß ich dankbar für Eure Güte bin. Macht mir, bitte, die gewünschte Perücke nicht!"

Aufs höchste erstaunt, erwiderte der Haarkünstler: „Aber, Herr Sheridan, womit habe ich das verdient?"

„Seht, mein Freund", fuhr Sheridan fort, „Ihr seid ein guter Kerl, und ich will deshalb von Euch keine Perücke gemacht haben, da ich dieselbe doch niemals zu bezahlen beabsichtige. Ich will Euch aber nicht betrügen, sondern werde zu einem Eurer Kollegen gehen."

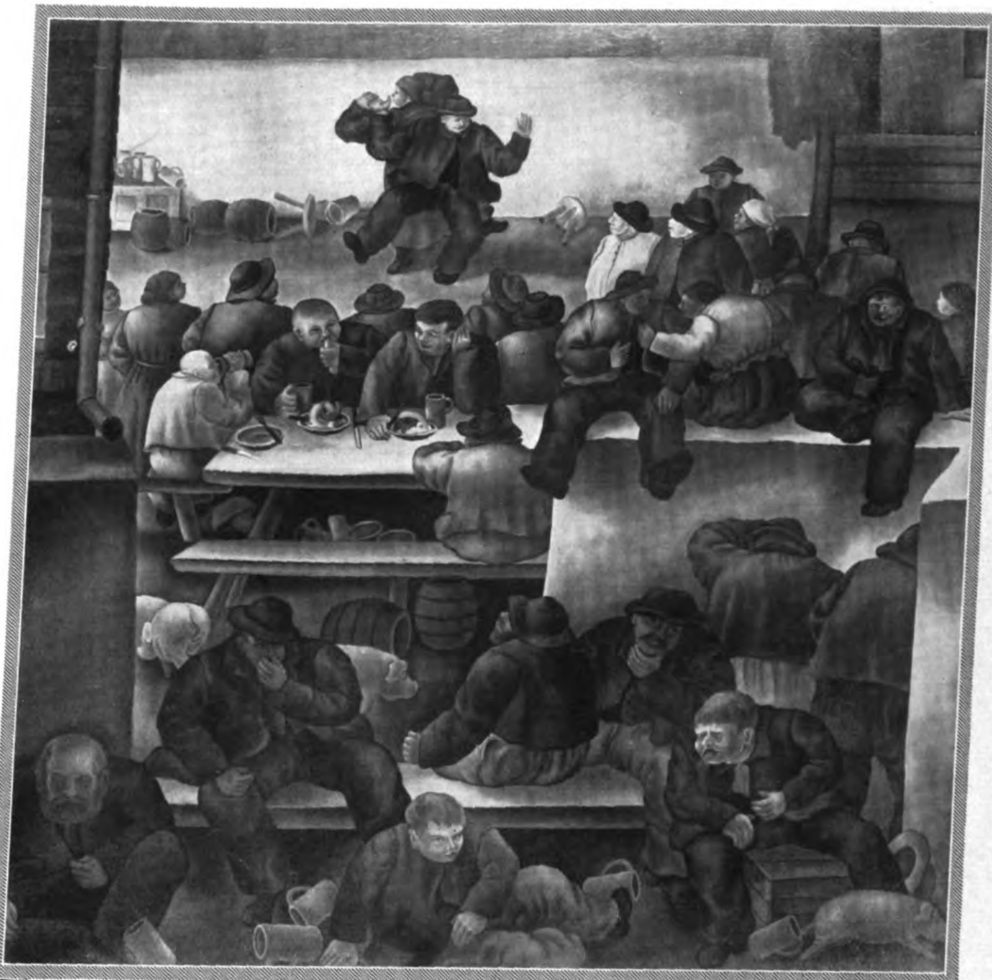
Sprach's und ging, während der Friseur ihm wie einer Erscheinung nachsah.



Die Kunstbeflissene — oder: Horizontale Malerei.
Aquarell von Marie Luise Scherer.

DIE JURYFREIEN IN BERLIN

BEMERKENSWERTE WERKE VON DER JURYFREIEN KUNST-AUSSTELLUNG IN BERLIN



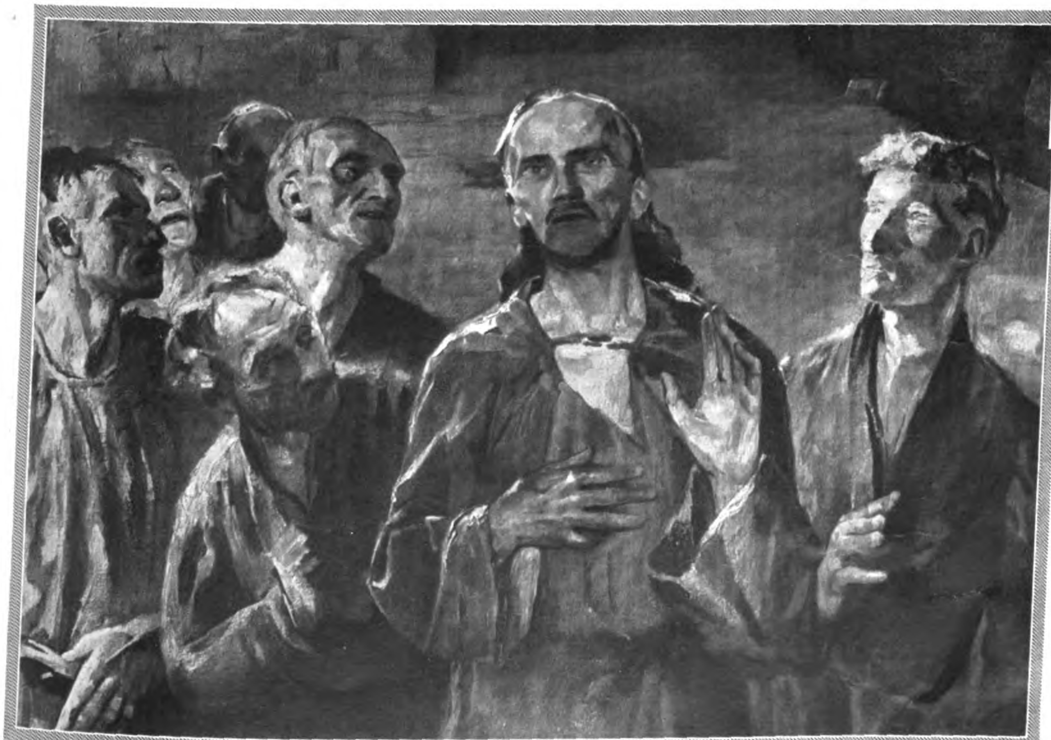
EBERHARD VIEGENER: DIE UNMÄSSIGEN



FELICE CASORATI: MODELLSTUNDE



WILLY KRIEGEL: FRAU MIT KATZE



HERMAN SANDKUHL: GESPRÄCH (AUSSCHNITT)



Die Feier auf dem Markt: Gildetanz der Knochenhauer (Fleischer) am 8. September. Links von der Fahne das Festgebäude.



Der reichgeschnitzte Eingang.



Alt-Hildesheimer Bürgerzimmer.



Kleinbürgerliche Küche.

400 JAHRE KNOCHENHAUER-AMTSHAUS IN HILDESHEIM



Brautkiste aus dem 17. Jahrhundert.

Die drei unteren Abbildungen sind Wiedergaben aus den kunsthistorischen Sammlungen des 1529 errichteten berühmten Fachwerkbaues der Hildesheimer Fleischergilde.

AUS DER GESELLSCHAFT



Besuch der Königin von Dänemark und der Kronprinzessin Cecilie im Ostseebad Graal i. M.

Von links aus: Erbgroßherzog Friedrich Franz von Mecklenburg; Großherzogin Alexandra; Kronprinzessin Cecilie; Königin Alexandrine von Dänemark; Großherzog Friedrich Franz; davor: die Prinzessinnen Alexandrine, Anastasia, Thyra und Cecilie. Die beiden äußeren sind Kinder der Kronprinzessin, die anderen beiden Kinder des Großherzogpaars. — In Graal fand vor 25 Jahren des Kronprinzenpaars Verlobung statt.



Tonkünstler in Ferien.

Die Kammersängerin Emmi Leisner und Prof. Georg Schumann, Direktor der Berliner Singakademie, bei ihrem Urlaubsaufenthalt in Kampen auf Sylt.



Beim Maler weiß man nie — erholungshalber oder studienhalber?

Kees van Dongen, der bedeutende holländische Maler, am Strand des französischen Modebades Deauville.



Ihn drückt noch keine Krone!

Kronprinz Peter von Jugoslawien freut sich, heiter und unbeschwert, seiner Blumen.



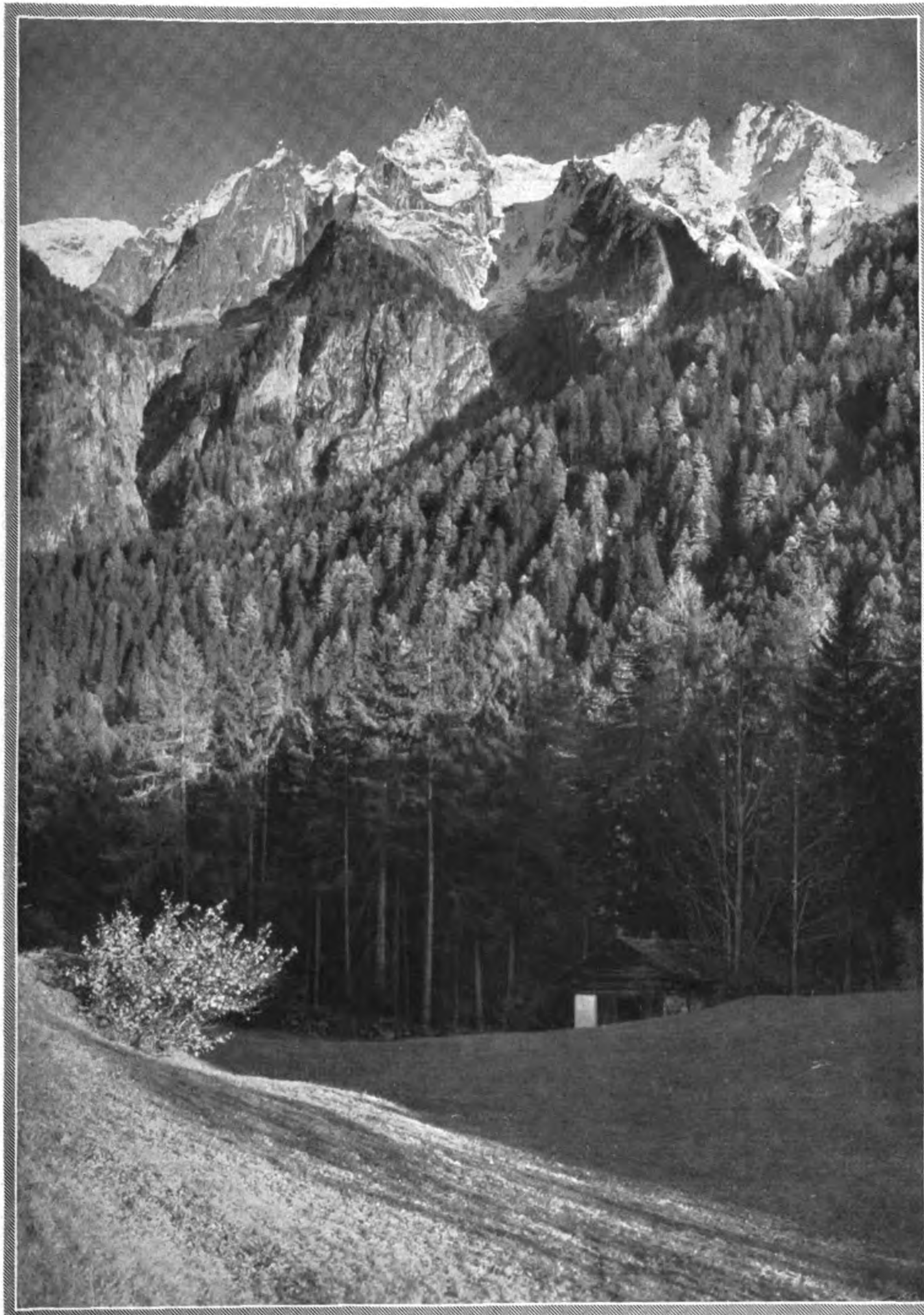
Carl Benrath,

Aufsichtsratsvorsitzender der Bemberg-Kunstseide-Gesellschaft, Barmen, einer der führenden Männer der deutschen Kunstseidenindustrie, wurde vor kurzem 50 Jahre alt.

BERGHERBST

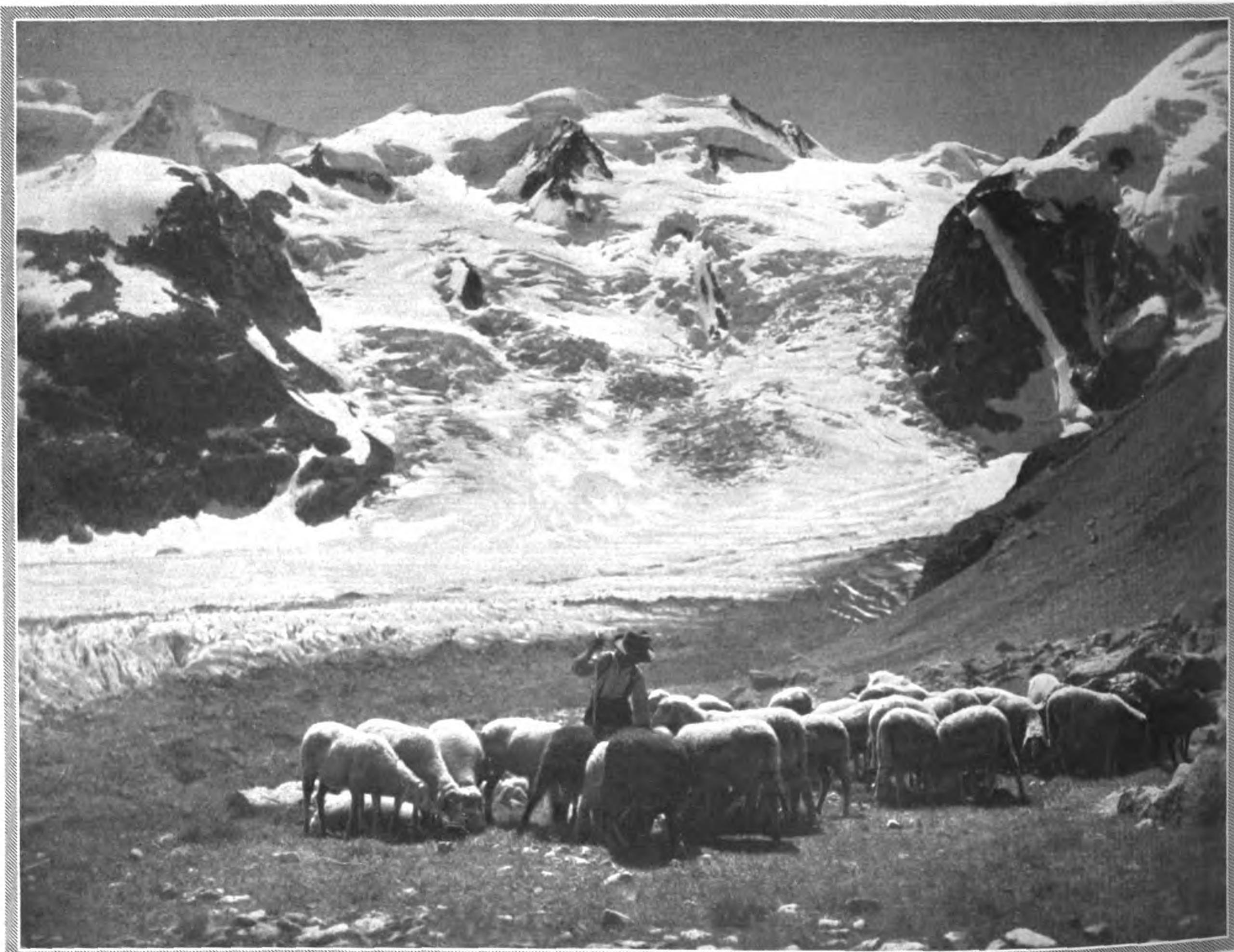
VON FLORIAN NIEDERER

MIT ABBILDUNGEN VON ALBERT STEINER, ST. MORITZ



HERBSTABEND IM BERGELL

Wenn in der zweiten Septemberwoche der letzte fahrplanmäßige Zug seine Menschenfracht aus Graubündens Hochgebirgskurorten zu Tale bringt, die Postautokurse über die Alpenpässe spärlicher und billiger werden, die Straßen nicht mehr Autokarawanen auf ihrem Rücken tragen, die Gaststätten nicht mehr die verwirrende Fülle leuchtender Augen aufweisen und man beim famosen Zuckerbäcker Hanselmann zu St. Moritz zur Teestunde endlich mal Platz findet — dann gehört wieder eine Sommersaison der Vergangenheit an. Die Welle des Verkehrs ist an ihren Ursprung zurückgeflutet und hat eine zu ihrer jungfräulichen Ursprünglichkeit erwachte Landschaft hinter sich gelassen. Das große Schweigen bricht an. Die Sonne nimmt einen kürzeren Weg, und die Farbensymphonie des anbrechenden Herbstes breitet sich über Bergwiesen, Wälder, Täler und Seen in einsamer Pracht aus. Herbstzeitlosen ringen sich aus dem kärglichen Bergboden ans Tageslicht, und späte Schmetterlinge zittern, das nahe Ende ahnend, lebensmüde über die Matten hinweg. Ins abgestufte Grün der Wälder mischen sich in bunter Fülle die breiten Flecke des herbstlichen Naturgewandes, das sich wie zum eigenen süßen Spiel in Graubündens klaren Alpenseen widerspiegelt. Und in gleicher, nur in der gläsernen, fernsichtig vollendeten Klarheit des Septembers erreichter Schärfe zeichnen sich die mächtigen Leiber der Bündner Berge am Himmelsgewölbe ab. Beständiges Herbstwetter läßt es meist tiefblau erstrahlen; aber rabenschwarz, nur durch die blendende Helle der zuckenden Blitze erleuchtet, spannt sich die himmlische Decke über die seufzenden Wälder und krachenden Berge, wenn zuweilen dröhnende vorwinterliche Stürme das Alpenland aus seiner Stille aufrütteln. Meist strahlt aber Frau Sonne über den hundertundfünfzig Alpentälern Graubündens bis in die Tage der ersten Schneefälle hinein. Wohl ist es nicht mehr der leidenschaftlich heiße Kuß des Sommers; es ist die maßvolle Wärme der reifen Frau, die wissend mahnt, daß die tief aufwühlende Leidenschaft des Sommers sich nicht ewig zu erhalten und in den temperierten Herbst hinüberzuretten vermag. — In dieser ruhigen Landschaft fehlt nur eins: die Menschen. Auf den rund 7000 Quadratkilometern Graubündens hausen 120000 Seelen, und die finden sich in der rätischen Kapitale Chur und in den Hauptorten des Kantons zusammen. Im Herbst, den die Hoteliers hierzulande in dem in ihrem Gewerbe allmächtigen Französisch als „saison morte“ bezeichnen, hebt sich die dünne Bevölkerungsschicht durch das Fehlen der „Fremden“, wie man allgemein die Gäste unzutreffend deklariert, besonders hervor. Die Engadiner Gaststätten Davos, Arosa und die weiteren paar Dutzend Kurorte sind leer geworden, und die im Saisonrummel in den Hintergrund getretenen Bodenständigen rücken wieder alleinherrschend hervor. Jetzt sind sie die Genießer, die in dieser still gewordenen Landschaft den köstlichen Bergherbst erleben, dessen Herrlichkeiten den ahnungslos zu früh abgereisten Gästen vorenthalten bleiben.



DIE LETZTEN SOMMERGÄSTE (MOTIV AUS DEM BERNINAGEBIET)



Dr.-Ing. e. h. Paul Mamroth,
Kommerzienrat, einer der Führer der deutschen Elektrotechnik, seit dem Jahre 1883 der Verwaltung der AEG in Berlin angehörend, seit 1928 Mitglied des Aufsichtsrates dieser Gesellschaft, kann am 21. September seinen 70. Geburtstag feiern.



Kommerz.-Rat G. Bretschneider,
bedeutende Persönlichkeit der deutschen Industrie, Begründer der Papierfabrik Muldenstein G. m. b. H., Vorsitzender des Vereins Deutscher Holzstoff-Fabrikanten, Mitglied des Aufsichtsrats vom Verband Deutscher Druckpapier-Fabrikanten, wird am 29. September 70 Jahre alt.



Wo bleiben die „Vereinigten Staaten von Europa"?
Dr. Stresemann bei seiner großen Rede vor der Völkerbundsversammlung in Genf (9. September), in der er für Verbesserung des Minderheitenschutzes, Neugestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse in Europa und für energische Abrüstung eintrat.



Die feierliche Grundsteinlegung für den Völkerbundspalast.
Der Präsident der Vollversammlung, Guerrero, führt mit silbernem Hammer die ersten Hammerschläge aus (7. September).



Ein Hindenburg-Ehrenmal auf Helgoland.
Während der Ansprache Geheimrat Stimmings vom Norddeutschen Lloyd bei der Denkmalsweihe (Hindenburg-Kopf, von den Fittichen des Reichsadlers überschattet) auf dem Helgoländer Oberland am 8. September. (Phot. Schensky.)





André Gide,
einer der einflußreichsten modernen Schriftsteller Frankreichs, von dem verschiedene Werke auch ins Deutsche übersetzt wurden, begeht demnächst seinen 60. Geburtstag.



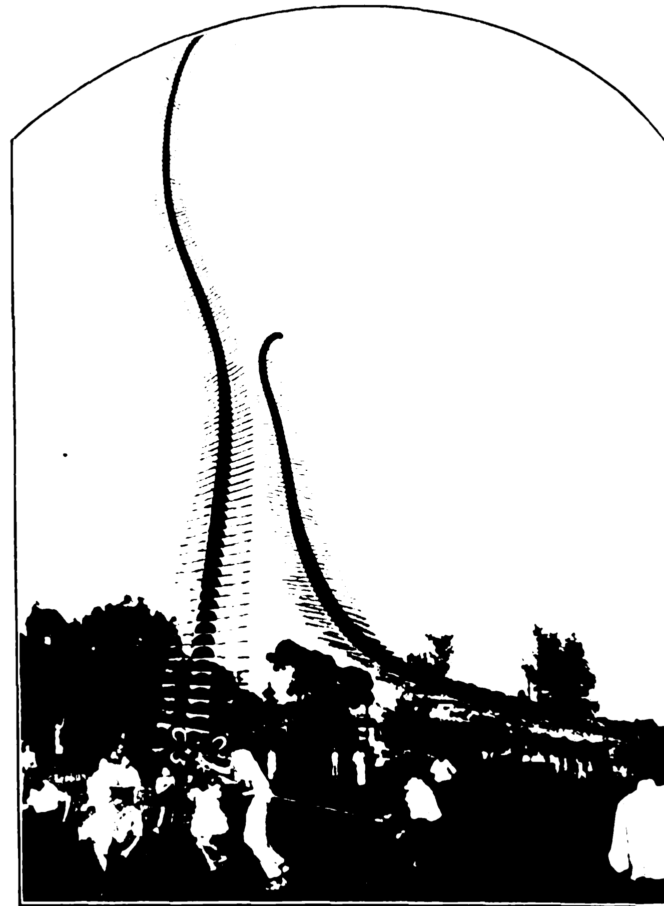
Dr. B. C. J. Loder,
der erste Präsident des Internationalen Schiedsgerichtshofes im Haag, hervorragender Kenner des internationalen Rechts, wurde am 13. September 80 Jahre alt.

Grenzmarkentag in Potsdam.
Versammlung der heimattreuen Ostmarken-Vereine im Lustgarten. — Reichskanzler a. D. Dr. Luther hält die Festrede. (8. September.)



Der Brand im Keller.

Schwierige Löscharbeiten der Feuerwehr bei einem Brand in den Kellereien eines Fabrikgebäudes in Berlin-Moabit am 6. September.



Wenn in China die Drachen steigen.

Eigenartige Drachen von 75 m Länge, die sich chinesische Jungen gebaut haben, werden gestartet. So ein Drachen vermag einen Mann auszuheben.



Das muß ein unangenehmer „Alpdruck" sein!

Der Berliner Athlet Helmut Lichterfeld trägt mit seiner Brust eine $2^1/_2$ Tonnen (50 Zentner) schwere Feldbahn-Lokomotive. Bitte, nachmachen!



Oben rechts:

Das Falt-Auto — ein seltsamer Absenker des Kraftwagenbaues.

Das in seine Bestandteile zerlegbare „Falt-Auto", das ein Berliner Ingenieur konstruiert hat. Selbstverständlich steuer- und führerscheinfrei, keine Garage mehr nötig. Preis ungefähr 1500 Mark. — Nur keine Schraube vergessen, sonst kann die Sache gefährlich werden!



Neue Pelzmodelle, gnädige Frau!

Pelzmodell-Vorführung auf der Rennbahn in Leipzig, veranstaltet am 8. September von der Kürschner-Innung in Leipzig.

Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(5. Fortsetzung.)

Pjotr, der kräftigste der Hunde, hatte am längsten gewartet, ehe er Lissas Verfolgung aufnahm. Er spielte das große Liebesspiel nicht zum erstenmal und kannte als Leithund die Überlegenheit seiner Kräfte.

Er hatte wahrhaft etwas Königliches. Und als er zum ersten Sprunge ansetzte, war sein Sieg schon entschieden.

Wie ein Pfeil von der Sehne geschnellt, schoß er an den Gefährten vorbei, hörte ihr Geheul hinter sich, sah nur noch Lissa, die schon müde zu werden begann und sich niedergelegt hatte.

Als sie Pjotr kommen hörte, stürzte sie weiter. Grauenvolle Angst schnürte ihr plötzlich die Kehle.

Es war ihr, als müsse sie ihr Leben retten. Wie eine blaßblaue Silhouette hob sich in der Ferne das Schiff übers Eis. Dort war Rettung.

Furcht verdoppelte ihre schwindenden Kräfte. Sie gewann wieder ein wenig Boden, aber Pjotr war stärker als sie.

Er brauste heran, jagte sie kreuz und quer, täuschte sie, daß sie wieder Mut gewann, erreichte sie mit einigen Sätzen und biß sie stumpf in den Nacken, ohne ihr wehezutun.

Da mußte sie sich ihm unterwerfen.

Ein Urweltspiel war es gewesen.

Und die Matrosen an Bord sahen ihm zu.

Als die anderen Hunde mit heraushangender Zunge zum Futterplatz zurücktrotteten, beachteten sie Lissa nicht mehr. Pjotr hätte ihnen sofort die Kehle durchgebissen, obwohl er jetzt sterbensmüde war. Er blieb bei der Hündin, bis sie in Sicherheit an Bord war. Dann erst fraß er gierig und nahm sich auch von dem, was ihm nicht gehörte. So mächtig fühlte er sich.

Diese Episode hatte Anissimow gemeint, als er von Pjotr sprach. Alexandrowna antwortete nicht.

Ihr erschreckendes Schweigen brachte den Alten jäh zur Vernunft. Nichts mehr von Sicherheit und Prahlerei. Viehisch war er gewesen und konnte seine Schande nicht mehr gutmachen.

„Mein Gott, verzeihen Sie mir, Alexandrowna Schdanko! Vergessen Sie, was ich sagte!"

„Gehen Sie, Anissimow!"

Er gehorchte sofort.

Taumelte in den Gang hinaus. Stieß sich.

Alexandrowna weinte lautlos.

Sie verachtete den Mann und hatte doch Mitleid mit ihm.

Anissimow tastete sich in die Kantine zurück.

„Besser, Alterchen?"

„Gebt mir was zu trinken!"

Er suchte den Becher vergeblich, griff immer wieder daran vorbei, bis Kalmykow ihn an seine Lippen hielt.

Er setzte sich und plärrte wie ein Kind.

*

„Störe ich Sie, Lwowitsch Brussilow?"

Alexandrowna mußte nochmals fragen, ehe der Kapitän von seiner Arbeit aufblickte.

Er hatte ihr Kommen völlig überhört, und sie geduldete sich, um ihn beim Schreiben nicht zu unterbrechen. So hatte sie ein wenig Muße, ihn zu betrachten.

Keiner an Bord hatte in diesen zwei Jahren so gelitten wie er. Keiner. Der Leutnant war ein junger, gesunder und kräftiger Mann gewesen, als er in St. Petersburg das Kommando über das Schiff übernahm. Er hatte die Frische eines Menschen, der es gewohnt ist, viel im Freien zu sein. Er war ja ein Jäger aus Leidenschaft. Sein Körper war trainiert und gegen Unbilden gestählt. Jetzt war er nur noch eine Ruine. So sehr hatte der Skorbut ihm zugesetzt. Auch der blonde Vollbart konnte die Blässe seines Gesichts nicht verbergen.

Wie müde er dasaß!

In der Abwegigkeit der Gedanken hatten seine entspannten Züge etwas Knabenhaftes.

Wie ein Märtyrer sieht er aus, dachte die Frau.

„Entschuldigen Sie, Alexandrowna Schdanko! Bitte, setzen Sie sich!"

Er schob das Bündel engbeschriebener Manuskriptseiten zusammen. Es war das Schiffsjournal, an dem er täglich arbeitete.

„Hatten Sie Ärger?"

„Ein wenig."

„Kann ich Ihnen helfen?"

„Nein. Wohl nicht."

„Soll ich den Lumpen bestrafen?"

Brussilow hatte sofort erraten, was geschehen war. Alexandrowna wurde flammend rot.

„Es wäre nicht gut, Kapitän. Nein. Ich kann mich auch selbst verteidigen."

„Sie sind eine Frau, Hermine Alexandrowna! Wer war es denn?"

Sie war gekommen, Hilfe zu suchen, aber jetzt erschien es ihr lächerlich, Anissimows Namen zu erwähnen.

„Ich sorge mich schon lange um Sie und möchte Ihnen so gern helfen."

„Ich fürchte mich nicht, Kapitän."

„Sie sind eine tapfere Frau, ich weiß, aber es wäre besser gewesen, Sie hätten nicht darauf bestanden, an Bord zu bleiben. Und ich hätte nicht nachgeben sollen."

„Ich bedauere es nicht, Lwowitsch Brussilow."

„Gut."

Er schwieg lange und sah sie an.

Dann sagte er leise:

„Auch wenn Sie nicht mehr heimkämen, Alexandrowna Schdanko?"

„Ich? Und wir alle?"

„Wir alle."

„Oh!"

„Ich bin der einzige, der Sie ein wenig beschützen könnte, Alexandrowna. Wollen wir darüber einmal kameradschaftlich reden?"

„Ja, Kapitän."

„Und Sie zürnen mir nicht, wenn ich Sie um etwas bitte?"

„Nein."

„Sie müssen diese Männer begreifen, die seit langem alles entbehren, was sie sonst glücklich macht. Ein Matrose übersteht die längste Schiffsreise. Er hat gelernt, sich zu gedulden, sich in Unvermeidliches zu fügen, zu hungern und zu dürsten, aber er will wissen, daß sein Schiff zum Hafen steuert, zu irgendeinem Ziel, wo er sich für alle Entbehrungen schadlos halten kann. Er fürchtet weder Stürme noch den Tod, aber Ungewißheit entnervt ihn, weckt alle schlechten Eigenschaften in ihm, macht ihn zur Bestie. Sie sind schon lange in Gefahr, Alexandrowna, aber Sie hätten trotzdem nichts zu befürchten, wenn es sicher wäre, daß die St. Anna wieder vom Packeis freikommt.

Auf einige meiner Leute kann ich mich verlassen, auf Potapow, Denissow, Schlenski und Kalmykow. Die würden mir helfen, daß Ihnen an Bord nichts geschieht. Doch wie lange? Sie sind alle nur Menschen. Nicht wahr? Wenn Sie sich entschließen wollten, meine Frau zu werden, Alexandrowna, hätten Sie vielleicht den Schutz, den Sie brauchen."

Brussilow sprach mit leidenschaftsloser Stimme. Er schien diesen Vorschlag schon oft erwogen zu haben. Ein Kapitän, der Ordnung im Schiffe haben will, kein Liebhaber, der um ein Mädchen wirbt.

Sein Gleichmut und seine Ruhe waren es, die Alexandrowna erschreckten. Der Mann schien fest entschlossen, den Plan zu verwirklichen, um ihr zu helfen.

Liebte er sie denn?

Alexandrowna hätte seine Bitte nicht als so ungeheuerlich empfunden, wenn sie der Aufrichtigkeit seiner Empfindungen sicher gewesen wäre. Ihr Instinkt sagte ihr, daß er nur ein Opfer für sie bringen wollte. Er begehrte sie nicht.

Wie sehr er sie dadurch demütigte!

„Sie lieben einen anderen, Alexandrowna?"

„Ja."

„Und können ihn nicht vergessen?"

„Ich weiß es nicht."

„Auch wenn ich Ihnen sage, daß Sie ihn niemals wiedersehen werden?"

„Ich bin seinetwegen an Bord der St. Anna gekommen, Kapitän. Ich war mit ihm verlobt. Er liebte mich wohl nicht genug, um mein Opfer zu begreifen, oder er war meiner schon überdrüssig."

„Albanow?" fragte Brussilow verwundert. „War es der Steuermann?"

Sie lächelte müde.

„Nein. Es war der Arzt, den Sie in Katharinenhafen erwarteten. Er kam nicht. Vielleicht hatte er zu früh erfahren, daß ich in seiner Nähe bleiben wollte. Gegen meinen Wunsch wollte er die Expeditionsfahrt mitmachen. Ich flehte ihn an, nicht zu reisen. Er hörte nicht auf mich, und ich hatte doch ein Recht, ihn zu bitten."

„Konnten Sie nicht in Kolafjord zurückbleiben, Alexandrowna? So hätten Sie ihn wiedergesehen!"

„Nein, Kapitän."

„Zu stolz?"
Sie antwortete nicht.
„Einem Feigling läuft man nicht nach, dachten Sie vielleicht. Und er erwartete wohl diesen Beweis Ihrer Treue."
„Soll man sich vor einem Mann verächtlich machen, Lwowitsch Brussilow?"
„Man muß auch demütig sein können, wenn man liebt."
„Ich habe fast schon seinen Namen vergessen. Es ist nicht wichtig genug, darüber zu debattieren. Wenn wir gerettet werden, würde ich ihn doch nicht wiedersehen."
„So sind Sie ja frei, Alexandrowna Schdanko! Aber ich war ungeschickt. Verzeihen Sie mir! Ich hätte Sie zuerst fragen müssen, ob Sie mich lieben könnten."
„Und wenn ich Ihnen aufrichtig antwortete, Kapitän?"
„Ich habe wenig Erfahrungen mit Frauen, Alexandrowna, so merkwürdig es klingt, wenn ein Offizier dies von sich behauptet. Ein paar kurze, leichtsinnige Erlebnisse zählen dabei nicht. Es war mir ernst, als ich Sie fragte. Glauben Sie das. Sie sind die erste, die ich achte und bewundere."
„Ist das so viel, Kapitän?"
„Sie weichen mir aus."
„Ich liebe Sie nicht, Lwowitsch Brussilow, das ist eine klare Antwort. Nicht wahr?"
„Wenn ich Ihnen zu helfen versuchte, das Vergangene vergessen zu machen?"
„Wollten Sie mich nicht beschützen?"
„Ja."
„Es wird nicht so leicht sein, mich vor den anderen zu verteidigen. Wenn ich nur Sicherheit brauchte... Lieber Gott!"
„Man wird Sie als Frau des Kapitäns respektieren, Alexandrowna."
„Sie würden die Mannschaft nur aufreizen. Auch dem Kapitän gönnt man kein Vorrecht mehr, wenn das Schicksal aller entschieden ist."
„Dann vertrauen Sie mir als Kameraden, Alexandrowna Schdanko! Ich werde Sie nicht enttäuschen."
„Ich danke Ihnen, Kapitän, und glaube Ihnen. Aber ich würde Ihnen zuviel schuldig bleiben müssen, wenn Sie meinetwegen jemand, der Ihren sanktionierten Besitz doch nicht achtet, über den Haufen schießen."
„Mein Gott, was sagen Sie da!"
„Morgen könnte es so sein, Lwowitsch Brussilow."
Er schien diese Möglichkeit nicht zu begreifen.
„Einen ... Menschen niederschießen? ... Nein. Nein."
„Damit er Ihnen nicht zuvorkommt."
„Ich bin doch der Kapitän, Alexandrowna."
„Nur solange man Sie fürchtet."
„Das bedeutet Rebellion!"
„Ja."
Sie mußte über seine Hilflosigkeit lächeln.
„Wir werden uns beide noch zu verteidigen haben, Lwowitsch Brussilow. Gebe Gott, daß es nicht so weit kommt! Wenn ich Ihnen dann helfen darf..."
„Sie könnten...?"
„Geben Sie mir nur eine Waffe!"
„Ja. Das ist gut. Nicht zu meinem Schutze, aber für Sie. Warten Sie!"
Brussilow suchte nach seinem Revolver.
„Hier sind auch Patronen. Können Sie damit umgehen?"
„Nein."
„Ich will es Ihnen erklären. Sehen Sie, so... Jetzt ist die Waffe entsichert."
Wie erregt er doch war!
„Noch eine Frage, Kapitän! Sie sagten vorhin, daß die St. Anna nicht heimkommen würde."
„Die St. Anna? Sagte ich das?"
„Oder ist es ein Geheimnis?"
Er zögerte mit der Antwort.
„Vielleicht ist es gut, wenn Sie die Wahrheit erfahren, Alexandrowna."
„Bin ich die einzige außer Ihnen?"
„Nein, auch Potapow weiß Bescheid."
Brussilow entfaltete eine Karte, in die der Weg des Schiffes von der Jugorstraße an eingezeichnet war. Jamal, die Bjelyi-Insel, die Einsamkeitsinsel. Im Zickzack am Wilczekland vorbei. Hier lag Kap Fligely, Kronprinz-Rudolph- und Franz-Joseph-Land.
„Was bedeutet das rote Kreuz, Kapitän?"
„An dieser Stelle hat uns Albanow verlassen."
In mächtigen Schleifen führte die Drift das Schiff über den 82. Breitengrad hinaus. Erst auf der Karte ließ sich erkennen, wie hilflos die St. Anna im Packeis trieb. Geradeswegs nach Norden, nach Westen und Süden und wieder nach Norden, daß sie die eigene Route mehrmals schnitt.
Hier schien sie sich Spitzbergen zu nähern, und Brussilow gewann wieder Hoffnung. Aber die geheimnisvolle Strömung der Tiefe trieb die unübersehbare Eisinsel nach Osten zurück. In Höhe des 85. Breitengrades kreuzte die St. Anna die Drift der „Fram", die glücklicher war und nach Westen getragen wurde. Die St. Anna aber steuerte ins Hoffnungslose. Dazu verlangsamte sich die Strömung von Tag zu Tag. Potapow maß kaum mehr als zwei Meilen. Unter allerglücklichsten Umständen konnte man erst im nächsten Jahre das eisfreie Meer erreichen. Und nur, wenn das Wunder geschah, daß man doch noch in die Westdrift in der Nähe des Pols geriet.
„Glauben Sie nicht mehr daran, Lwowitsch Brussilow?"
„Nein. Es gibt keine Wunder."
„Und wenn?"
„Bis dahin müßten wir die letzten Planken des Schiffs verfeuert haben, um nicht zu erfrieren."
„Es ist also das Ende?"
„Der Anfang vom Ende. Ja." — — —
Als Alexandrowna die Kabine Brussilows verließ, stieß sie auf Parapritz, der dicht bei der Tür lauerte.
Ob er das Gespräch belauscht hatte?
Sie konnte das Gesicht des Matrosen in der Dämmerung des Ganges nicht genau erkennen. Auch ging er abgewendet ein paar Schritte zur Seite, um sie vorbeizulassen.
„Willst du zum Kapitän?"
„Nein."
„Was suchst du dann hier?"
„Bin ich Ihnen eine Antwort schuldig, Alexandrowna Schdanko?"
Er lachte sie frech an.
Nein, er kannte Brussilows Geheimnis noch nicht. Er hatte sie nur überwachen wollen, und Anissimow hatte ihn aufgehetzt.

*

Dem Einsamkeitsland hoch im Norden ist die Natur nicht freundlich gesinnt.
Nicht mehr.
Es heißt, vor Jahrmillionen sei dort einmal Land gewesen, grünes Land ohne Grenzen, das bis auf ein paar Inseln zwischen den Kontinenten versank, und viele längst ausgestorbene Urwelttiere hätten in ihm ihre Heimat gehabt.
Sie brauchten der Sonne nicht nachzuwandern. Wo sie geboren wurden, lebten und starben sie. Der Wind hügelte Erde über ihre Riesenskelette und bedeckte die Erde mit Laub. Eins schützte und schirmte so das andere.
Es war die Zeit des großen Friedens über der Welt.
Mit den Tieren starben langsam auch die unübersehbaren Wälder, je spärlicher die Sonne wurde. Alles begann zu erstarren, und das harte Holz domhoher Stämme verwandelte sich in der Tiefe der Erde zu Kohle voll vereister Glut, Beute der Menschen unserer Zeit.
Vielleicht ist es nur ein Märchen, das man uns erzählt. Erlebt hat es keiner.
Jedenfalls war es die Sonnenzeit, das selige Zeitalter der Arktis. Die Menschheit war damals noch jung. Sie lebte irgendwo im Süden tierhaft in Höhlen und hatte sich gegen stärkere Feinde zu verteidigen, bis sie sich todbringende Waffen erfand und die Erde zu beherrschen begann.
Nur das Einsamkeitsland im Norden eroberte sie niemals. Es war gewesen, ehe ihre Zeit begann. Und als sie es entdeckte, lauerten dort nur noch das weiße Schweigen und der Tod. Vielleicht ist den Menschen darum unstillbar die Sehnsucht im Blut wie nach allem, das zu besitzen ihm verwehrt ist.
Das Eisland im Norden schläft seit Jahrtausenden, weiß, groß und unberührt. Ein Vogelruf schreckt es und verstummt. Spuren von Menschenschritten durchqueren es und verwehen.
Glücklich jeder, der den Weg zum Leben zurückfindet!

*

Dreizehn Menschen leben abseits in zeitloser Zeit. Ringsum von Schweigen umstellt, könnten sie die Letzten auf dem Erdball sein, so fern ist ihnen alles, was sie einmal mit anderen verband. Sie sind nur auf sich angewiesen, und jedem ist das gleiche Schicksal bestimmt. Sie werden leben oder gemeinsam untergehen.
Aber noch ist es Sommer, und das große Licht flammt über ihren Häuptern.
Sie sind zuversichtlich und immer noch hoffnungsbereit. Sie wollen an das Schlimmste nicht denken, solange noch die Sonne über dem Eisland scheint. Wie die Tiere, die schon nach Süden zurückzuwandern beginnen, haben sie Anteil an dem tiefen Beglücktsein der Natur.
Sie würden jetzt sogar an das Märchen glauben, daß unter der unbändigen Kraft des Lichts das Paradies uralter Vergangenheit neu erblühen könnte.
Nein, sie erwarten nichts Unmögliches, doch hoffen sie, daß endlich das Eis bersten wird und ihr Schiff wieder schwimmt. Überall zeigen sich jetzt große Risse im Packeis, und der See hat sich mächtig nach allen Seiten ausgedehnt.
Der Zwischenraum beträgt kaum noch eine Meile. (Fortsetzung folgt.)



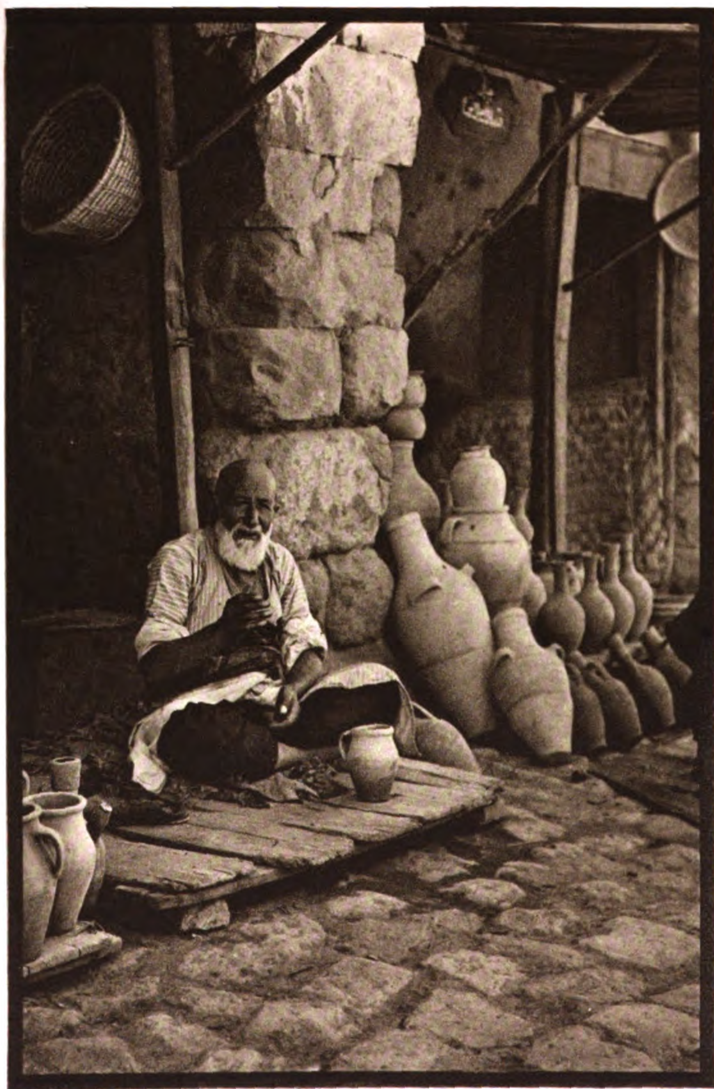
SIE SPINNEN DEN FADEN DES SCHICKSALS.... (DIE DREI PARZEN)

GEMÄLDE VON SERGEJ IWANOW

Auf dem anatolischen Hochland: Friedhof bei Kaisarie, gegen den schneebedeckten vulkanischen Erdschias (3960 m) gesehen.



Fleißige Teppichknüpferinnen.



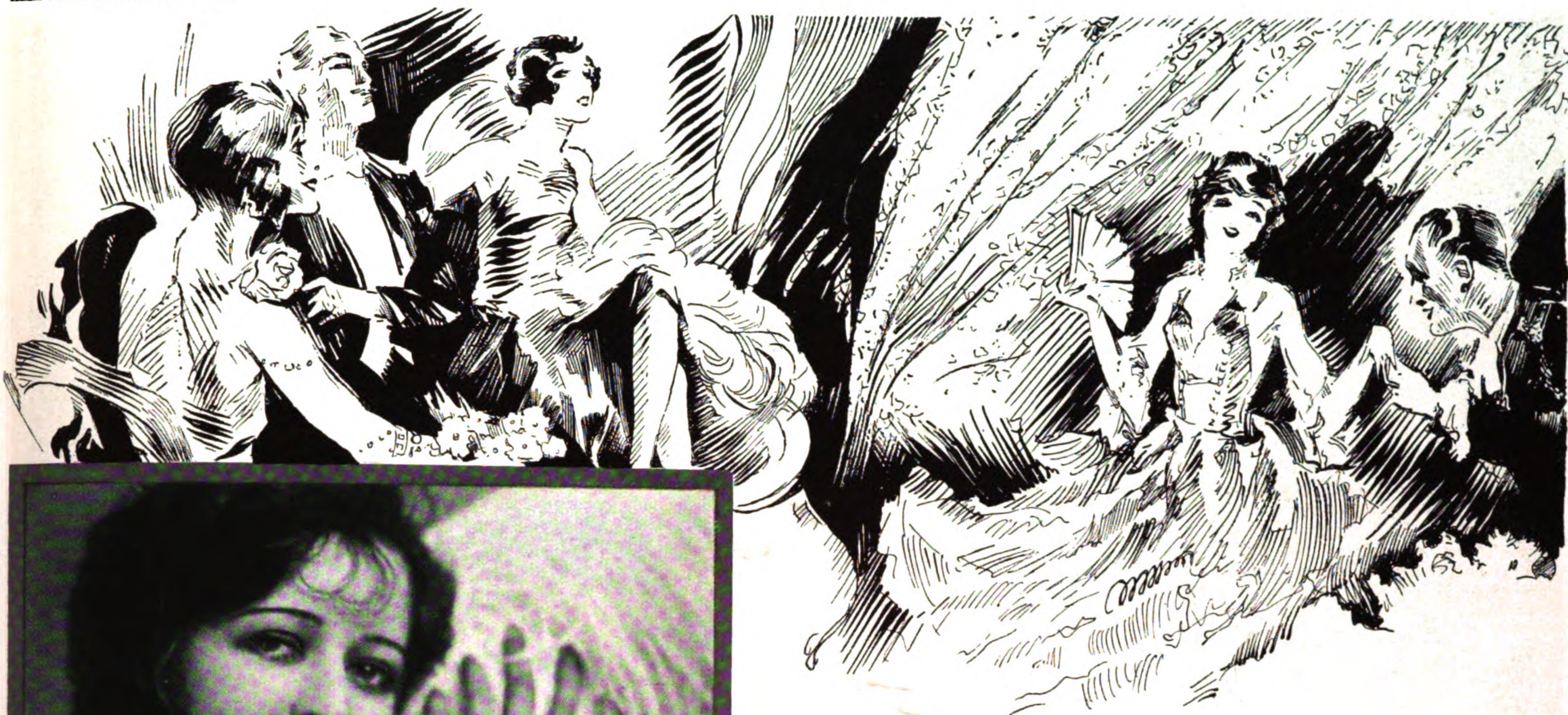
Im Basar von Kaisarie: Der Topfhändler wartet auf Kunden.

AUS ANATOLIEN

DEM KERNLAND DER TÜRKEI

PHOTOGRAPHISCHE AUFNAHMEN VON E. RITTER, DESSAU

Sammeln Sie Pixavon-Flaschenkapseln und Pixavon-Shampoonbeutel, man kann nie wissen ....





Die Frau auf der Bühne

Wenn wir die unbeschreiblichen Triumphe gefeierter Künstlerinnen erleben, so fragen wir uns dann und wann, ob die enthusiastischen Huldigungen ihrer Kunst oder ihrer Schönheit gelten. Müßige Frage: jede Kunst wurzelt im Menschlichen, in der Persönlichkeit ihres Trägers. So wurzelt auch der Triumph der vergötterten Künstlerin im harmonischen Einklang von Kunst und Charme. – Kunst auszuüben, ist nicht jedem gegeben, aber jede Frau vermag bestrickenden Liebreiz um sich zu verbreiten. Eine Frau, die ihr Haar planvoll und sorgsam, Woche um Woche, mit Pixavon pflegt, wird die gleichen Triumphe in ihrem Kreise erleben, um die sie die heimliche Rivalin auf der Bühne beneidet. Der gesellschaftliche Erfolg zahlloser Frauen beruht auf der Schönheit ihrer schimmernden Haare. Frauen, die im Leben und auf der Bühne erfolgreich sind, verwenden zur wöchentlichen Haarwäsche ausschließlich Pixavon.



Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon“ (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, **wie auch für die im Frisiersalon.**

PIXAVON

jetzt auch Pixavon-Shampoon!

NARKOSE EINST UND JETZT



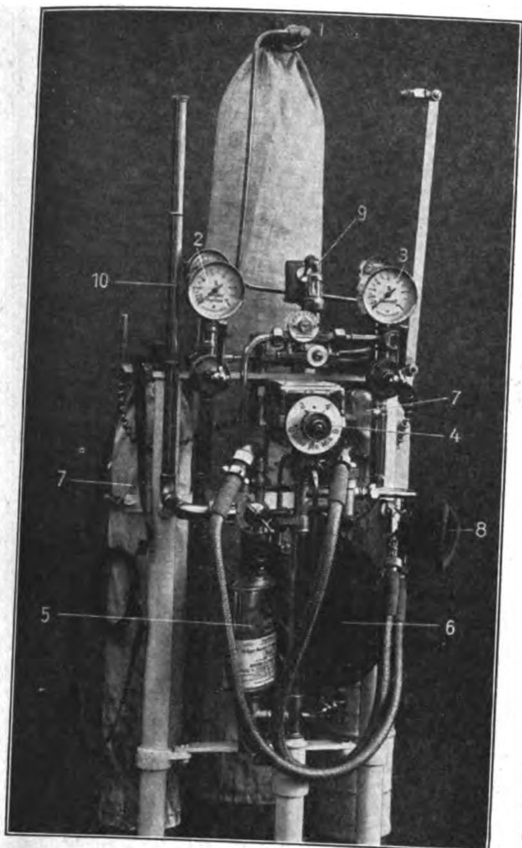
Aus dem Anfang der Narkose: Die erste Betäubung mit Äther zu chirurgischen Zwecken durch den englischen Arzt W. T. Morton am 16. Oktober 1846. Von links nach rechts: H. J. Bigelow; A. A. Gould; J. Mason Warren; J. C. Warren; Morton; Samuel Parkman; S. D. Townsend; George Hayward. (Aus: W. v. Brunn, „Kurze Geschichte der Chirurgie“ im Verlag Julius Springer, Berlin.)

Von Anbeginn der Medizin an besteht auch das Problem der Schmerzaufhebung, ganz besonders eng ist es aber verbunden mit den Fortschritten der chirurgischen Methoden. Heute noch spielt bei primitiven Völkern der Alkohol zur Schmerzbetäubung eine große Rolle. In manchen Gegenden wurden Drogen wie Mohn, indischer Hanf und Nachtschattengewächse zur Schmerzlinderung gebraucht, besonders in der römischen Kaiserzeit muß man eine sehr gute Betäubung mittels der Alraunwurzel gekannt haben, im späten Mittelalter scheinen jedoch diese Kenntnisse wie so viele andere in der Medizin verlorengegangen zu sein. Jetzt haben wir die Wahl zwischen den Betäubungsmitteln Äther, Chloroform, Chloräthyl, Lachgas usw.

Im Jahre 1776 entdeckte Priestley das Stickstoffoxydul, das, eingeatmet, eine angenehme Betäubung erzeugt. Die Erkenntnis dieser Eigenschaft fand 1799 der Engländer Davy, als er eines Tages etwas von diesem Gas einatmete. Zu seiner Verwunderung bemerkte er, daß sein Gedankengang immer schwunghafter, seine Stimmung immer heiterer wurde und zuletzt sich ein unstillbares Lachen einstellte. Er nannte dieses Gas deshalb Lachgas. Im Jahre 1813 teilte Faraday mit, daß Äther, eingeatmet, die gleichen betäubenden Eigenschaften habe wie Lachgas. Man kann also Davy und Faraday als die Begründer der Narkose ansehen. Aber die chemische Narkose wurde stark vernachlässigt durch die Erfolge Anton Mesmers mit der Hypnonarkose, auch Mesmerismus genannt, bis im Jahre 1839 der amerikanische Arzt Dr. Colleger einem Negerjungen, der sich an Rumdämpfen sinnlos berauscht hatte, eine ausgerenkte Hüfte schmerzlos wieder einrenkte. Wenige Jahre später zog in Amerika der Zahnarzt Wells die ersten Zähne schmerzlos in Lachgasbetäubung. Als er jedoch in einer großen medizinischen Gesellschaft sein Betäubungsverfahren zeigen wollte, mißlang der Versuch durch einen Zufall, und Wells wurde als Betrüger verjagt. Er beging am gleichen Tage Selbstmord. Inzwischen experimentierte in Boston Dr. Charles Jackson mit Äther. Sein Laboratorium war sehr klein, und als er eines Tages Fenster und Türen



Die Narkotisierung im Operationssaal der Gegenwart: Geheimrat Prof. Dr. Otto Hildebrand († 19. Oktober 1927) bei einer Darmoperation in der Berliner Charité. (Phot. Heinr. Lichte & Co., Berlin)



Ein moderner Narkoseapparat.
1 Narzylenbombe, 2 Narzylendruckmesser, 3 Sauerstoffdruckmesser, 4 Mischventil, 5 Kalipatrone, 6 Atmungsbeutel, 7 Sauerstoffbombe, 8 Einatmungsmaske, 9 Äthertropfvorrichtung, 10 Ausatmungsrohr.

geschlossen hatte, geriet er in einen Rauschzustand. Auf Grund seiner Nachforschungen kam es dann zur Einführung der Äthernarkose. In Europa wurde eine richtige Äthernarkose erst von dem Edinburger Frauenarzt Simpson angewandt, jedoch auch diese Methode sollte nicht allein den Sieg davontragen, im gleichen Jahre nämlich entdeckte der berühmte deutsche Chemiker Liebig die betäubenden Eigenschaften des Chloroforms. Dr. Simpson erprobte auch dieses Verfahren und gab ihm damals den Vorzug. Sogar die Königin von England wurde während einer Entbindung chloroformiert, und seit dieser Zeit ist dieser Betäubungsart der Name „Narkose à la Reine“ geblieben.

Wie ist nun die Wirkung der eingeatmeten Betäubungsmittel zu erklären? Äther und Chloroform werden durch eine dem Gesicht aufgelegte Maske aufgetropft und so durch die Einatmungsluft der Lunge zugeführt. Von dort aus gelangen sie durch die Lungenzellen ins Blut und verteilen sich im ganzen Körper. Die Nervenzellen reißen aus dem Blut gierig diese Stoffe an sich, werden allmählich gelähmt, und der Kranke verliert das Bewußtsein. Zuerst kommen aber die Großhirnzellen in eine Art Reizzustand, so daß der Mensch zu Beginn der Narkose oft unruhig wird, ja zuweilen sogar zu toben beginnt. Dann erst tritt die eigentliche Lähmung der Nervenzellen des Großhirns ein, später werden die Zellen des Rückenmarks gelähmt, und wenn man die Narkose dann noch mehr vertiefen würde, würden auch Atmungs- und Herznerven gelähmt werden. Hieraus sind die Gefahren jeder Einatmungsnarkose leichtverständlich.

Man versuchte daher in neuerer Zeit, durch Auffindung anderer Mittel die Gefahren der Äther- und Chloroformnarkose zu umgehen. Doch Methoden wie Einspritzung von Skopolamin, Morphium, Äther können zum Teil nur als Vorbereitung für die Operation gelten. Da Chloroform tiefer betäubt, aber gefährlicher ist als Äther, versuchte man, die Vorzüge beider Mittel zu vereinigen, indem man sie mischte. Bei der Mischnarkose wird die Betäubung mit Äther eingeleitet, während der Narkose wechselt man dann zwischen beiden Mitteln ab. Jedoch auch hier muß der Patient sorgfältig überwacht werden. Erst um die Jahrhundertwende gelang es Prof. Schleich in Berlin, eine neue, ungefährliche Betäubungsart zu finden. Er ist der Erfinder der örtlichen Betäubung, und Tausende von Menschen verdanken es ihm, daß sie unter Einspritzung von Novokain in die Haut oder in die Rückenmarksflüssigkeit schmerz- und gefahrlos von ihren Leiden durch chirurgische Eingriffe befreit werden konnten.

Eine gänzlich andere Art der Betäubung wird noch heute in Amerika und Ägypten geübt, durch Einläufe von Öl und Äther in den Mastdarm. Die deutsche Industrie hat sich in den letzten Jahren dieses alten Verfahrens wieder erinnert und ein neues Mittel hergestellt, das durch den Mastdarm eingeführt wird. Es ist unter dem Namen E 107 oder Avertin bekannt geworden.

In letzter Zeit bereitet sich in der Wahl der Betäubungsmittel ein Umschwung vor; die Versuche, die Äther- und Chloroformnarkose möglichst gefahrlos zu machen, können heute nicht weitergefördert werden. Jetzt geht unser Bestreben dahin, in der Einführung und Ausarbeitung der Gasnarkose den weiteren Fortschritt zu finden. Die Mischung von Lachgas mit Sauerstoff, unter einem gewissen Druck gesetzt, gibt eine weit ungefährlichere Narkose als Lachgas allein. In England und den Vereinigten Staaten von Amerika wurde dieser Betäubungsart schon zu Anfang des Jahrhunderts eine gewisse Beachtung geschenkt, und heute bemüht sich Prof. Sudek in Hamburg sehr um die Anwendung der verbesserten Lachgasnarkose in Deutschland. Wie bei der Einführung des Äthers das Chloroform mit entdeckt wurde, so wurde in Parallele mit der verbesserten Lachgasnarkose im Jahre 1922 von den deutschen Professoren Wieland und Gauß das Azetylen (Narzylen) als Narkosemittel in die Praxis eingeführt. Dieses Gas hat vor dem Lachgas den Vorzug, daß es nicht unter einem Überdruck dem Kranken zugeführt wird; lediglich durch die Mischung mit Sauerstoff wird eine gute Narkose erzielt.

Schon in nächster Zeit wird es sich zeigen, welchem der heute vorhandenen Betäubungsmittel der Vorzug gebührt; die alten bewährten Erfindungen der Äther- und Chloroformnarkose werden wohl niemals ganz verdrängt werden. Jedenfalls ist es zu begrüßen, daß sich die medizinische Wissenschaft bemüht, dem Kranken auf immer ungefährlichere Weise die Schmerzen bei notwendigen Eingriffen zu ersparen, damit er nicht zu der bereits vorhandenen Krankheit noch eine neue Schädigung erleidet durch das zur Operation nötige Betäubungsmittel.

Dr. Dr. Trendtel.

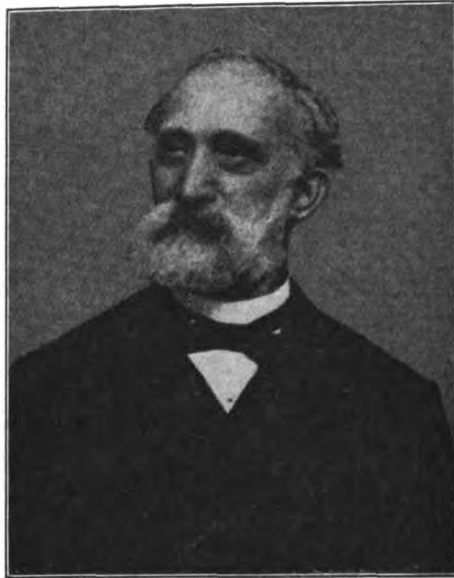
Wissen und Leben

Der Erfinder der elektrischen Glühlampe – ein Deutscher.

(Hierzu nebenstehende Abbildung.)

Zur Zeit werden in den Vereinigten Staaten von Amerika große Feiern veranstaltet, die die Öffentlichkeit daran erinnern sollen, daß Edison vor 50 Jahren die elektrische Glühlampe erfunden hat. Diese Ehrung gebührt aber dem Deutschen Heinrich Göbel, der bereits 25 Jahre vor Edison brauchbare elektrische Glühlampen baute und öffentlich vorführte. Göbels Leistung ist nur durch einen Zufall bekannt geworden. Kurz vor Ablauf des grundlegenden Patents Edisons auf seine Glühlampe verklagte die Rechtsnachfolgerin Edisons, die Edison Electric Light Co., eine Reihe von Firmen, die sich ebenfalls mit der Anfertigung von Kohlenfadenglühlampen befaßten, wegen Verletzung der Patente. Alle Prozesse endeten mit der Verurteilung der Beklagten. Zu Anfang des Jahres 1893 wurde diese Klage auch gegen eine Gesellschaft in Boston erhoben. Dieser Prozeß verlief aber in einer unerwarteten Art; es war der verklagten Gesellschaft möglich, einwandfrei nachzuweisen, daß Jahrzehnte vor Edison der Deutsche Heinrich Göbel eine wirklich brauchbare elektrische Glühlampe gebaut und öffentlich gezeigt hatte. Heinrich Göbel, ein gebürtiger Hannoveraner, war eine richtige Erfindernatur. Zuerst im väterlichen Geschäft tätig, fand dort sein Drang nach Beschäftigung mit Naturwissenschaften und Physik keine Befriedigung. Er sattelte um und wurde Uhrmacher und Optiker. Durch Anfertigung verschiedener Apparate für die Polytechnische Schule in Hannover hatte er vielfach Gelegenheit, technische Aufgaben zu lösen. Im Alter von 30 Jahren sehen wir Göbel in Neuyork landen und in einer ärmlichen Straße einen kleinen Laden aufmachen. In seiner freien Zeit bastelte Göbel sehr viel. Eines Tages brachte er auf dem Dache seines Hauses eine elektrische Bogenlampe an, die von einer Batterie von 80 Elementen Strom erhielt. Dieser Versuch wurde ihm sehr übelgenommen, die Nachbarn glaubten, ein Brand sei ausgebrochen, und er wurde als Brandstifter festgenommen. Nebenher arbeitete er emsig an dem Versuch, eine elektrische Glühbirne herzustellen. Durch Zufall — auf der Suche nach einem geeigneten Faden — verfiel er auf verkohlte Bambusfasern. Ein verkohltes Stück an der Zwinge seines Spazierstocks aus Bambusrohr, das er ausprobierte, erwies sich als außerordentlich vorteilhaft. Diese abgespaltene Bambusfaser, an Metalldrähte befestigt, wurde in Glasgefäße eingeschlossen, die er sich aus alten Kölnisch-Wasser-Flaschen zurichtete. Von seinen Versuchen mit Barometern in Hannover her wußte er, wie man die erforderliche Luftleere herstellt; er füllte die Gefäße mit Quecksilber, schmolz lange Glasrohre an und kehrte sie um. Das Glasgefäß wurde dann zugeschmolzen, und die erste elektrische Glühlampe war fertiggestellt. Das war 1854/55. Man darf nicht vergessen, daß die Stromerzeugung zu der Zeit, als Göbel seine Lampen baute, mit galvanischen Batterien unwirtschaftlich war. Erst die Dynamomaschine ermöglichte es Edison, seine Glühlampen einer „elektrisch aufgeklärten" Zeit zu geben. Göbel verbesserte seine Lampen, beleuchtete mit ihnen sein Schaufenster und setzte sie abends in den Straßen von Neuyork in Betrieb. Er fuhr mit einem selbstgebauten Fernrohr auf einem Wagen umher und benutzte die eingeschaltete Glühlampe als Reklame. Man könnte demnach Göbel auch als den Begründer der elektrischen Lichtreklame bezeichnen.

K. Skowronnek, Berlin.



Heinrich Göbel,
der Erfinder der elektrischen Glühlampe 25 Jahre vor Edison, geboren am 20. April 1818 zu Springe in Hannover, gestorben am 16. Dezember 1893 zu Neuyork, zu dessen Gedächtnis jetzt in seinem Geburtsort eine Gedenktafel enthüllt wurde. (Vgl. beistehenden Beitrag.)

Rundfunkwellen und Vogelzug.

In Spanien wurden vor einigen Monaten recht lehrreiche Versuche über die Einwirkung der elektrischen Rundfunkwellen auf das Orientierungsvermögen der Brieftauben angestellt. Bei der Militärfunkstation Paterna wurden zwölf Brieftauben, die man einem Taubenschlag in Valencia entnommen hatte, freigelassen. Gleichzeitig sandte die Station mit stärkster Energie Funksprüche. Der störende Einfluß auf den Orientierungssinn der gefiederten Flieger war sofort zu bemerken. Unsicher umflatterten die Tauben die Funkstation, um erst, nachdem der Sender ruhte, die Richtung auf Valencia einzuschlagen. Ein anderes Mal schickte man die Tauben durch den Bereich der Wellen mehrerer Sender. Jedesmal, wenn die Tauben Berührung mit den Wellen bekamen, verloren sie ihr Orientierungsvermögen so völlig, daß von vierzig aufgelassenen nur wenige, die ein Zufall dem Wirkungsbereich der Sender entzog, ihren heimatlichen Schlag zu erreichen vermochten. Diese Versuche haben klar ergeben, daß der Orientierungssinn der Brieftauben durch die elektrischen Wellen störend beeinflußt wird. Wir können weiter folgern, daß auch die Zugvögel, wenn sie in den Wellenbreich geraten, eine starke Störung ihrer Orientierung erleiden müssen. Ob damit eine neue Katastrophengefahr von seiten des Kulturfortschritts für die schon stark aus allen möglichen Richtungen bedrängte Vogelwelt gegeben ist, werden Beobachtungen und Erfahrungen vielleicht schon der nächsten Zukunft ergeben.

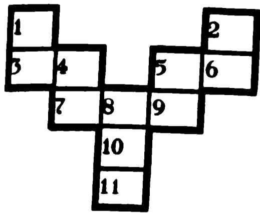
Wilhelm Hochgreve.

Anmerkung der Schriftleitung.

Der Holzschnitt auf dem Umschlag dieses Heftes ist „Obsternte" betitelt und stammt von Hanns Zethmeyer.

ZUM NACHDENKEN

Silben-Kettenrätsel.



Das Silben-Kettenrätsel besteht aus zweisilbigen Wörtern, die jeweils eine Silbe gemeinsam haben. An Stelle der Zahlen sind die Silben einzusetzen. Die Wörter bedeuten: 1—3 Frühlingsblume, 3—4 männlicher Vorname, 4—7 angesetzte Zeit, 7—8 weiblicher Vorname, 8—9 Befestigungsmittel, 2—6 Teilzahlung, 5—6 Schwimmvogel, 5—9 Bote Gottes, 8—10 Bezeichnung eines Einzelwesens, 10—11 deutscher Maler.

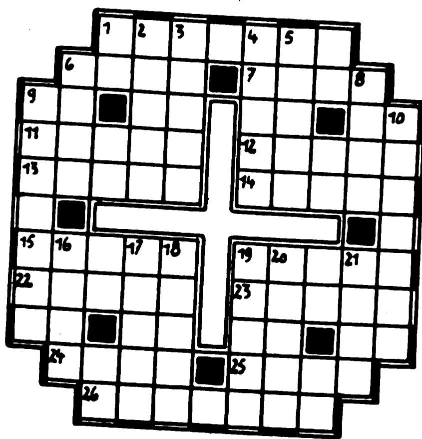
Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — au — ba — batt — che — e — ex — gel — hi — i — il — ka — kur — lent — lenz — lu — me — men — mer — mi — na — ne — ne — ra — ri — sto — ta — wo — zel — zer

sind Wörter nachstehend bezeichneter Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben — von oben nach unten gelesen — ein Sprichwort ergeben. Die Wörter bedeuten: 1 Südfrucht, 2 Titel, 3 Nebenfluß der Elbe, 4 Planet, 5 Preisnachlaß, 6 Erdteil, 7 Begabung, 8 Zeitabschnitt, 9 Name eines Sonntags, 10 Insektenfresser, 11 Futterpflanze.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Gebißstange des Pferdes, 6 Bodennährsalz, 7 Turngerät, 11 Nebenfluß der Weser, 12 Mittelmeerinsel, 13 Gesichtsausdruck, 14 Summe der Lebensjahre, 15 japanische Stadt, 19 Laufgraben, 22 Samoainsel, 23 Marderart, 24 römischer Kaiser, 25 Zeitraum, 26 Friseur; senkrecht. 2 europäisches Gebirge, 3 Innenorgan, 4 Wohlgeruch, 5 Büchergestell, 6 chinesischer Arbeiter, 8 norddeutsches Bauernhaus, 9 Trommler, 10 italienisches Fürstenhaus, 16 Hobelabfall, 17 weiblicher Vorname, 18 Verfasser, 19 biblischer Berg, 20 Baumgang, 21 mittelitalienische Stadt.

Was ist die Dame?



Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4411.

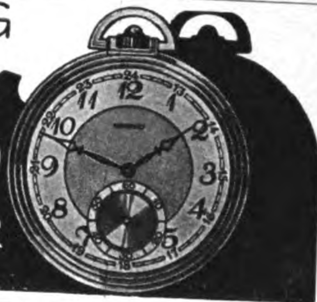
Lösungen der Rätsel in Nr. 4409.

Silbenrätsel: 1 **Je**längerjelieber, 2 **Mehr**zahl, 3 **Er**langen, 4 **Hat**to, 5 **Je**rusalem, 6 **Mehr**wert, 7 **Er**nestine, 8 **Will**kommgruß, 9 **Nie**derlande, 10 **Schwei**zergardist, 11 **Gen**tiane, 12 **Sei**fensiederei, 13 **Ne**bukadnezar, 14 **Kla**bautermann, 15 **Gen**darmerie, 16 **Still**stand. — Je mehr er hat, je mehr er will, / nie schweigen seine Klagen still. (Aus „Zufriedenheit".)

Versteckrätsel: **Star, Pfau, Ente, Rabe, Lori, Ibis, Nandu, Gans.** — Sperling.

Kreuzwort-Magie: 1 Vaterunser, 2 Abendstern, 3 Barde, 4 Brust, 5 Canterbury, 6 Rosenbusch, 7 Tenor, 8 Erbse.

Bank und Gelehrte: Hypotheken, Hypothesen.







Wer würde sagen, daß ich einstmals unter unerwünschtem Haarwuchs litt?

Nun für immer verschwunden!

Wer mich heute mit meiner klaren und reinen Haut sieht, würde niemals erraten, daß ich früher mein Gesicht wegen eines unansehnlichen Wuchses von häßlichem Haar unter einem Schleier verstecken mußte. Doch war dieses eine Tatsache. Jahrelang war mein Leben ein wahres Elend. Als eine junge Frau eines Armee-Offiziers in Indien litt ich unsagbar vor Scham. Ich hatte einen ausgesprochenen Schnurrbart, beinahe einen Vollbart. Nichts half mir. Selbst die teuere und schmerzhafte elektrische Nadel brachte mir nur einige Tage Erleichterung. Stets kam der entstellende Wuchs in Gesicht und auf den Armen stärker wieder.

Dann wurden meine Wolken eines Tages auf eine erstaunenswerte Weise gelüftet. Mein Gatte rettete das Leben eines einfachen Hindusoldaten. In seiner Dankbarkeit flüsterte der Sepoy ihm das streng gehütete Geheimnis der Hindureligion zu, welches den Frauen jenes Stammes ermöglicht, sich frei von jeder Spur unerwünschten Haarwuchses zu halten. Ich versuchte es in meiner Verzweiflung. Von diesem Tage — seitdem sind Jahre vergangen — habe ich nie wieder ein Zeichen von unerwünschtem Haarwuchs gesehen. Ich beobachtete es täglich monatelang, zu ängstlich, mich der Hoffnung hinzugeben, daß es für immer verschwunden sei. Aber es war so. Ich war vollständig befreit. Ich war wieder eine normale Frau. Seitdem habe ich vielen anderen Leidenden meine Erfahrung mitgeteilt. Die geheime Zusammenstellung hat niemals versagt. Es hat Freude und dauernde Erlösung in jedem Falle gebracht. Falls auch Sie leiden, lassen Sie mich Ihnen helfen. Erlauben Sie mir, zu erzählen, wie ich gelitten habe. Lassen Sie mich Ihnen das Geheimnis mitteilen, das mich gerettet hat. Ich will Ihnen dasselbe mit Freuden kostenlos senden, falls Sie mir den untenstehenden Coupon, versehen mit Ihrem Namen und Adresse, zusenden und mir mitteilen, ob für Frau oder Fräulein. Ich bitte Sie, nur 30 Pfg. in Briefmarken zu senden zur Deckung meiner Portoauslagen usw. Adressieren Sie wie unten.

Dieser Frei-Coupon oder Abschrift desselben ist mit Ihrem Namen und Adresse versehen nebst 30 Pfg. in Briefmarken einzusenden. Mrs. Hudson: Bitte senden Sie mir kostenfreie und vollständige Informationen und Instruktionen zur Vernichtung von unerwünschtem Haarwuchs. Adresse: FREDERICA HUDSON (Box 16 M.), Nr. 9, Old Cavendish Street, London, W. 1, England.

WICHTIGE ANMERKUNG: Mrs. Hudson gehört einer in Gesellschaft hochstehenden Familie an und ist die Witwe eines hervorragenden Armeeoffiziers, so daß Sie ihr mit allem Vertrauen schreiben können. Adressieren Sie wie oben.

Ein wirkliches Vergnügen

ist das Wandern nur mit leichtem Gepäck. Eine Tafel Schokolade beschwert weder den Rucksack noch den Magen. Sie gewährt Ihnen aber Kräftigung und Anregung und verschafft Ihnen dazu einen grossen Genuss.



STOLLWERCK SCHOKOLADE

ZUM AUSHANG

in den Schaufenstern, Schaukästen usw.

„DAS NEUESTE VOM TAGE“

in guter Auswahl und schöner Ausführung bringt in wöchentlichen Serien

„AKTUELLER BILDERDIENST“

AUSHÄNGE-RAHMEN DAZU
in verschiedenen Formen und Preislagen

Verlangen Sie unverbindlich
kostenlose Offerte mit Probebildern

VERLAG J. J. WEBER IN LEIPZIG C 1.



Original Schiessers Knüpftrikot

D. R. P. 302724.

Die beste poröse Unterkleidung, weil sie sich nicht verdreht, haltbar und elegant ist.

Nur Originalware trägt diese Schutzmarke.



Echt ägyptisch Mako, zweifädig.

In gut sortierten Spezialgeschäften erhältlich.

Allein. Fabrikant:
J. Schiesser A.-G., Radolfzell.



So, nun wird gebadet!

Aber natürlich nur mit einem „Vaillant“, denn dieser Apparat ist einfach und sicher zu handhaben, sparsam im Gasverbrauch, stets betriebsbereit und benötigt zur Badbereitung nur wenige Minuten.

Interessiert es Sie etwas Näheres darüber zu erfahren? Unser Prospekt 12 steht Ihnen kostenlos zur Verfügung.



Joh. Vaillant • Remscheid.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



ZUM BEITRAG: IM ZAUBER DES ZIRKUS

LEIPZIG
VERLAG J·J·WEBER

NR·4411 ✻ 26·SEPT·1929

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK
VIERTELJÄHRLICH (13 NUMMERN) 13.50 REICHSMARK

A.A.

Dies und Das.

Pädagogisches Preisausschreiben für Eltern und Erzieher. Die Deutsche Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. V.) beabsichtigt durch ein Preisausschreiben wertvolle Erfahrungen aus der praktischen Erziehungsarbeit der Familie zu sammeln, um diese Erziehungserfahrungen dann der gesamten deutschen Elternschaft zur Verfügung stellen zu können. Die Anregung hierzu wurde durch das Elternbuch von Dr. Johannes Prüfer „Wie erziehen wir unsere Kinder" gegeben, in dem zahlreiche zum Teil mustergültige Erziehungserfahrungen von über 50 verschiedenen Vätern und Müttern enthalten sind. Durch das geplante Preisausschreiben wird die durch Prüfer seinerzeit privatim begonnene Sammlung im Interesse der deutschen Elternschaft nunmehr auf breitester Grundlage fortgesetzt. An dem Wettbewerb kann jedermann teilnehmen. Die einzusendenden Erziehungserfahrungen sollen etwa 30 bis 50 Zeilen umfassen. Schlußtermin für die Einsendung ist der 31. Dezember 1929. Die ausgesetzten Geldpreise bewegen sich zwischen RM. 300 und RM. 25. Alle Einsendungen sind an die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung (E. V.), Leipzig N 22, Johann Georg-Straße 7 zu richten, von der unentgeltlich und postfrei auch die näheren Bestimmungen für das Preisausschreiben bezogen werden können.

Handels-Hochschule Leipzig. Das Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester ist soeben erschienen und für 50 Pfg. vom Sekretariat zu beziehen. Außer der Angabe der reichhaltigen Vorlesungen und Übungen, die über Betriebswirtschaftslehre, Volks- und Weltwirtschaftslehre, Rechtswissenschaft, Versicherungswissenschaft, Steuerlehre, Pädagogik und Philosophie, Sprachen, Erdkunde und Geschichte, Technologie, Reichskurzschrift und Leibesübungen abgehalten werden, enthält das Verzeichnis Näheres über den Bücherrevisorenkurs, das Steuer-Institut, das Weltwirtschafts-Institut und die neueingerichtete Studienabteilung für Wirtschaftsjournalismus und Zeitungsbetriebslehre, ferner über die Zulassungsbedingungen zum kaufmännischen und Handelslehramtsstudium, Prüfungen usw. Immatrikulationsfrist vom 15. Oktober bis 11. November; die Vorlesungen beginnen in den letzten Oktobertagen.

Jllustrirte Zeitung

LEIPZIG BERLIN DIE WOCHENSCHRIFT DES GEBILDETEN WIEN BUDAPEST

NR. 4411. 173. BAND

Die Jllustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung in Leipzig C 1. Reudnitzer Straße 1-7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzügl. Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif.

26. SEPTEMBER 1929

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



„NICHT MÖGLICH...!"

Der berühmte musikalische Clown Grock / Gemälde von Louis Rollet.

(Zu dem Zirkus-Beitrag auf den folgenden Seiten.

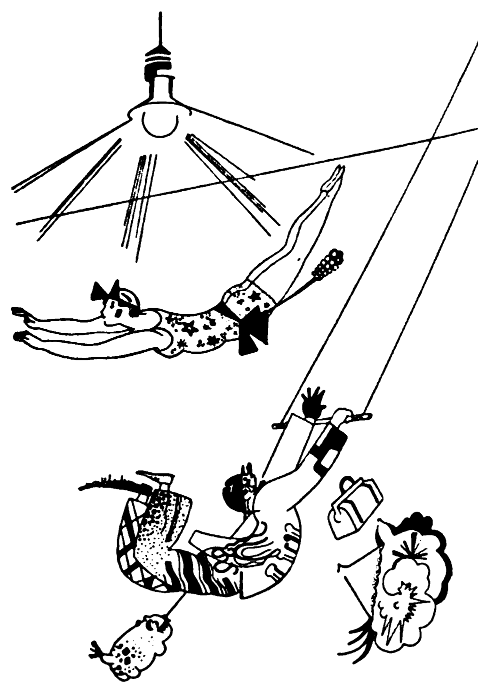
Im Zauber des Zirkus.

Romantik und Wirklichkeit der Manege.

VON DR. ALFRED LEHMANN



Im Vorhof des Lampenfiebers: Hinter den Kulissen des Zirkus. Von Briandion.





Zwei Meisterinnen des Balles. Von August Renoir.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß Ferdinand Avenarius die Worte schrieb: „Die ästhetische Leistung eines mittleren Komödianten steht sicher nicht höher als die einer guten Seiltänzerin.“ Warum hat er, der den Zirkus liebte, nicht gesagt: als die einer mittleren Seiltänzerin? Irgend etwas ist eben immer da, was den gebildeten, den künstlerisch interessierten Menschen abhält, den Artisten auf die gleiche Stufe wie den Künstler zu stellen. Ja, es gab Leute, die dem Kunstkritiker auch diesen eben zitierten Satz verübelten, weil sich angeblich die Worte „Artist“ und „Künstler“ gar nicht im gleichen Atemzug nennen ließen. Das ist so töricht, wo beide Begriffe einander so verwandt sind wie Bruder und Schwester. Denn ihre gemeinsame Mutter ist die ewige Lust des Menschen an Sport und Spiel, das Unterhaltungsbedürfnis, das dem primitivsten Menschen ebenso eigen ist wie dem vom Tempo unserer Tage gehetzten Zahlenmenschen. In ihren Wurzeln laufen Artistik und Schauspielkunst zusammen; ihr Werdegang allerdings hat nicht allzuviel Gemeinsames an sich. Es kann hier also von einem rangordnungsmäßigen Nacheinander gar keine Rede mehr sein — nur ein Nebeneinander der beiden Künste oder Unterhaltungsmittel ist diskutabel. Hin und wieder kommt im Laufe der Entwicklung, die von vielen sozialen und wirtschaftlichen Faktoren hemmend oder fördernd beeinflußt wird, eine Berührung zustande: da sind die englischen Komödianten Schauspieler und Gymnastiker, da ist die Schauspielkunst ohne zirkusmäßige Paraden undenkbar (Zeit des Hans Sachs, Zeit der großen italienischen Oper, Zeit der Revuen) — und wie ist es eigentlich heute? Gibt es nicht beim Theater, noch mehr beim Ballett und beim Film nicht gleichsam zirkusmäßige Forderungen?

Nein, scheltet mir den Zirkus nicht, der ohnehin heute, von der Last der Steuern erdrückt, von blasierter Jugend gemieden, von nörgelnden Erwachsenen in Grund und Boden kritisiert, ein wenig beneidenswertes Leben führt! Wem aber ist der Eindruck nicht haftengeblieben, den die ganze Zirkusluft erweckt? Wer vergäße den Duft der Sägespäne, den scharfen Geruch der Tierleiber? Wem blieben der glitzernde Tand der Schulreiterinnen, die brillierenden Kostüme der Clowns, die fleischfarbenen Trikots der Trapezkünstler nicht unvergeßlich?

Auf alle die Dompteure und Clowns, die Trapezkünstler und Schulreiter mag der lorbeergekrönte Mime mit einer gewissen Nichtachtung herabsehen. Und sie waren doch seine — Brüder, denn auch ihnen ist Beruf und Lebensausfüllung: zur Schau zu spielen! In diesem



Die Attraktionen des Wanderzirkus zeigen sich dem Volke. Von P. Meyerheim.

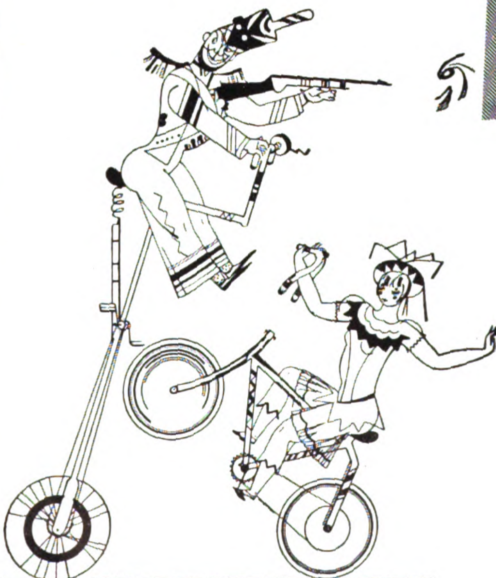


letzten Ziele, zur Schau zu spielen und die Menge zu begeistern, sind Schauspieler und Artist sich einig. Aber in der Methode, dieses Ziel zu erreichen, sind sie vollkommen voneinander verschieden. Die Welt des Schauspielers ist eine Welt des Scheins, die des Artisten mehr eine des Seins. Der Schauspieler hatte das Glück, von der Gesellschaft jeweils ernster genommen zu werden — der Ausdruck trifft nicht ganz das Richtige; vielleicht wäre es besser, zu sagen: sein geistiges Training sah nach mehr aus — während der Artist das Pech hatte, ein „Fahrender" zu sein, nirgends festen Fuß fassen zu können.

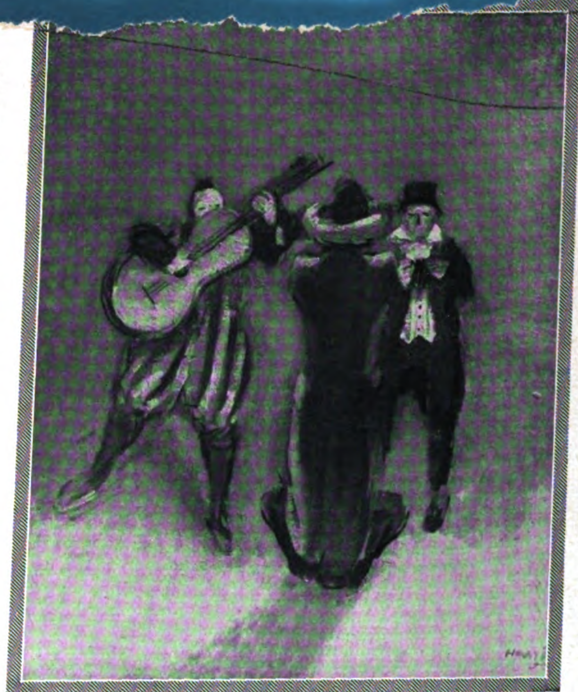
Die artistische Kunst als solche ist immer die gleiche geblieben: Seiltänzer sind auf pompejanischen Wandgemälden abgebildet, der griechische Schriftsteller Lukian erzählt von Bauchrednern, die übrigens damals mit ihren „Geisterstimmen" manchen „Spiritisten" zum Narren hielten, Schwerathleten und „Kraftakte" gab es schon zur Zeit des Augustus — etwa der Fufius Salvius, der zwei Zentnergewichte an die Füße, zwei in die Hände nahm, sich zwei Doppelzentner auf die Schultern legte und, auf solche Weise beschwert, eine Leiter emporstieg. Auch das Trapez, das schwebende Reck, war schon bekannt, ganz zu schweigen von den Tierdressuren, die eigentlich in jeder Form gebracht wurden. Die Römer konnten Elefanten als Seiltänzer und eine Bärenkomödie bewundern. Auch Powers tanzende Elefanten, eine heute sehr berühmte Zirkusnummer, gab es schon im alten Rom. Der Schriftsteller Alian hat auch Elefanten gesehen, die mit Kreide Buchstaben an eine Tafel schrieben. Wie reichhaltig die Zirkusmenagerien im alten Rom waren, geht aus der Tatsache hervor, daß es unter dem jüngeren Gordian in Rom 60 Löwen, 10 Tiger, 30 Leoparden, 32 Elefanten, 6 Flußpferde, 1 Rhinozeros, Hyänen, Elche, wilde Pferde usw. gab. — Es ist ganz eigenartig, daß ein Faktor des modernen Zirkus, der im Altertum wenig bekannt war, der aber, im Grunde genommen, der Bühne des Zirkus, der Manege, erst die heute fast noch allgemein übliche Form gegeben hat, relativ spät aufgetaucht ist: das dressierte Pferd. Das Pferd ist für die Geschichte des Zirkus so wichtig wie die Gummibereifung für den Autoverkehr. Gewiß erzählt schon Homer von Turnern, die von einem Pferd aufs andere sprangen, aber hier war de Turner das wichtigste, nicht das Pferd.

Wir sind die dr
Von Helene Perdriat.



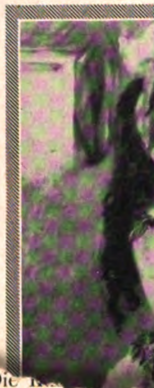


Die letzte Retusche.
Von Frank Linton.



Das berühmte Clowntrio: Die Fratellini.
Von Henzé.





Die …
Von Seurat.

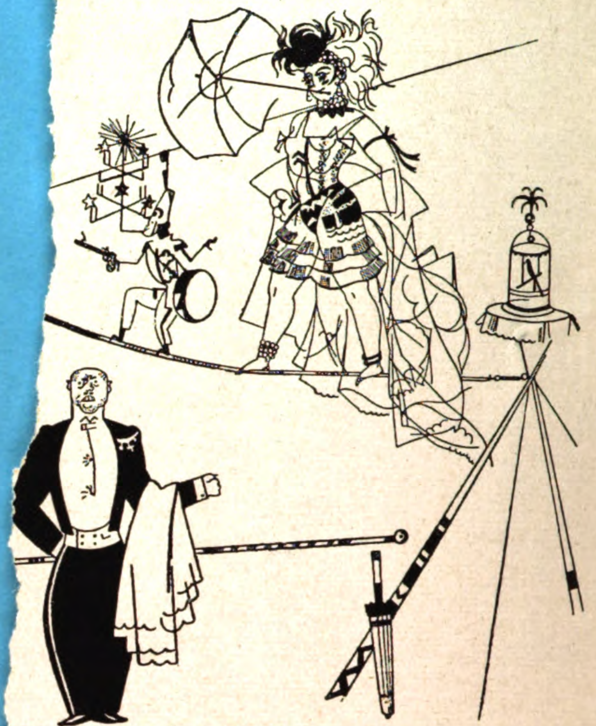




Athleten der Zähne.
Von Dreyfus-Stern.

Nein, die ersten Kunstreiter waren die Engländer, die im 18. Jahrhundert auf den Kontinent kamen, Truppen, die sich „englische" oder „spanische Reiter" nannten. Was heute noch die Kosaken- und Kaukasiertruppen in den großen Zirkussen eines Sarrasani oder Krone u. a. zeigen, etwa „Voltigen à la Texas" oder „Steppenpost, auf drei Pferden stehend vorgeführt" — das führte auch der erste Kunstreiter, von dem wir überhaupt wissen, Price, um 1760 vor. Bates machte die Kunststücke ein Menschenalter später auf vier Pferden nach.

Dieses Steigern, dieses Übertrumpfen, dieses wagemutige Überbieten, ist der lebenskräftige Impuls aller artistischen Kunst. Die Akrobatik gibt hier die besten Beispiele. Die Trapezkünstler hoch

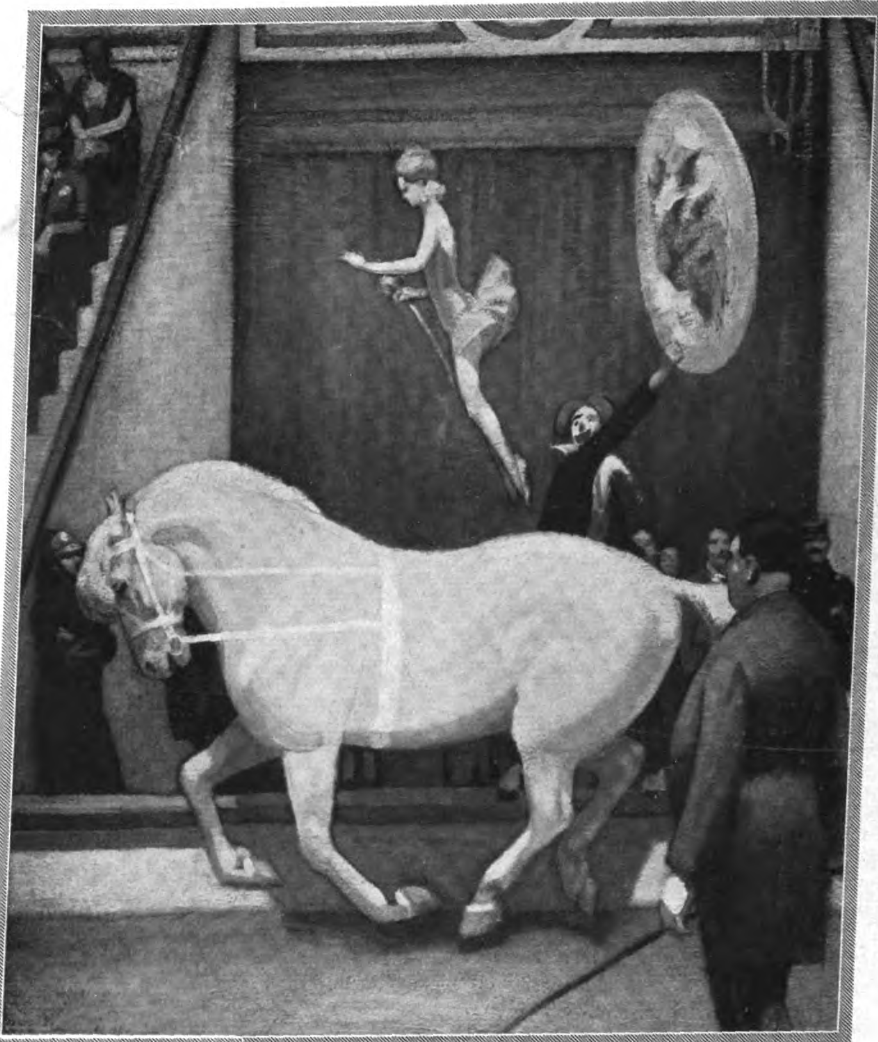


… in der Zirkuskuppel, die „Flieger", die sich von einem …ebenden Trapez zum andern in die Arme eines „Fängers" …n lassen, haben lange Zeit mit einem Doppelsalto in der Luft … Darbietung gekrönt. Ein Triplesalto war nie gelungen; 1842 …te der amerikanische Clown Gayton, der ihn zuerst versuchte, … Leben dabei ein. Auch die nächsten erlitten das gleiche Schick- … 1845 Hobbes in London, 1859 der Amerikaner Amor. Im Jahre … glückte er zum erstenmal dem amerikanischen Akrobaten …ton, der ihn aber nie wieder versucht hat. Das handelte sich … um sogenannte „par terre"-Versuche — bis dann schließlich … einmal vor wenigen Jahren einer kam, der Mexikaner Co- …, der den Triplesalto in der Luft von Trapez zu Trapez all- …dlich programmäßig drehte! — Ich habe dieses Beispiel heraus- …ffen, weil es zeigt, wie das Leben des Artisten in nichts besteht …inem unermüdlichen Training, einer ständigen Arbeit an seiner …nmer" (der Jongleur Rastelli probt täglich neun Stunden — …nteressant übrigens, daß er Nachahmer gefunden hat, die nicht schlechter sind als er!). Wie oft ist ein kleiner Effekt in der Vorstellung in wenigen Sekunden erledigt, der monate-, vielleicht auch jahrelanges Üben



Die beiden Favoriten des Publikums.
Von J. Metzinger.





Die große Nummer der kleinen Zirkusreiterin: Der Sprung durch den Reifen. Von A. Roubille.

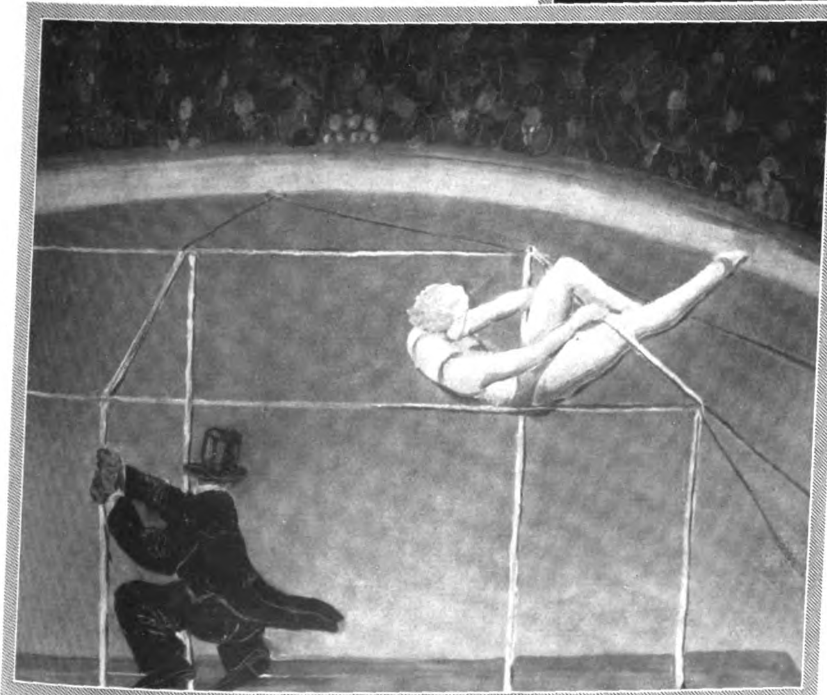
erforderlich machte. Dieser unermüdlichen Tätigkeit steht zumeist eine grenzenlose Bescheidenheit des Artisten gegenüber, die noch bis vor ganz kurzer Zeit sich auch darin äußerte, am Abend „Uniform zu stehen", d. h. im Kostüm eines Manegedieners oder Stallmeisters während einzelner Nummern am Arena-Eingang sich aufzustellen — der prominenteste Artist, der hervorragendste Clown neben dem jüngsten Stallburschen!

Ist so die äußere Form der artistischen Darbietung im Laufe der Zeit relativ wenig äußerlichen Veränderungen unterworfen gewesen, so hat der Ort dieser Darbietungen allerlei Wandlungen durchgemacht, Wandlungen, die der Romantik des „Fahrenden Volkes" verschiedentliche Hintergründe gegeben haben. Der Geist des „Fahrenden Volkes" ist immer derselbe geblieben, gleichgültig, ob die Artisten als wandernde Taschenspieler und Bärenführer unter freiem Himmel „arbeiteten" (das ist der artistische Fachausdruck für „auftreten"), oder ob man eine kleine Arena mit einem Zeltdach zu diesem Zweck aufschlug. Gleichgültig aber auch, ob ein Zwei- oder Dreimastenzirkus oder ein ganz modernes Riesenunternehmen in komfortablen Wohnwagen ihnen Unterhalt bot. Der Unterschied, der zwischen dem Tellersammeln und dem elektrisch beleuchteten, mit Geldschränken versehenen Kassenwagen besteht, betrifft nicht das eigentliche Wesen artistischer Kunst, nur — ihre Romantik. (Schluß auf Seite 446.)





Äquilibristik-Akt: Das ist der Moment, in dem die Musik aussetzt. Von Takasaki.



Der ungeschickte Clown muß die Grazie der Kunstturnerin ins rechte Licht setzen. Von Medgyes.



Die Vignetten sind Zeichnungen von Serge.

Die Leute der Sankt Anna

ROMAN VON HELLMUTH UNGER

(6. Fortsetzung und Schluß.)

Potapow redet wieder von einer Sprengung, die er vornehmen will. Eine Flutrinne möchte er schaffen. Ja, das Eis ist krank geworden und brüchig. Es gibt nach, schmilzt und verschwindet. Die Polarsonne hat es besiegt.

Nur Geduld, noch ein wenig Geduld, Leute!

Der goldene Ball am Himmel, der die Landschaft magisch beleuchtet, ist aber wohl müde geworden. Längst steigt er nicht mehr empor zum Zenit. Jeden Tag gleitet er ein wenig tiefer, bis er den Horizontsaum berührt.

Jetzt kann man die letzten Tage des Sommers zählen.

Morgen, übermorgen wird es Herbst.

Nein, es gibt keinen Herbst. Nach dem Lichtüberschwang kommt gleich das große Dunkel.

Morgen! denkt man und fürchtet sich wieder vor der Nacht.

Heute ist die Sonne zum erstenmal hinter dem Eisgürtel verschwunden und hat den Himmel im Westen mit flammender Lohe erfüllt.

Dämmern purpurt über den Quadern aus Eis, erlischt und erwacht nach Stunden wieder. Und nochmals erblüht das Licht.

Tag nach Tag in längeren Zwischenräumen. Gespensterhaft lang greifen schon die Schatten der Schiffsmasten übers Eis, bis sie ganz verschwinden, denn nun steigt die Sonne überhaupt nicht mehr auf.

Es gibt keinen Morgen mehr.

Dafür sind die ersten Nächte mit nie geahnten Wunderspielen erfüllt. Um den Silbernagel des Mondes im tiefblauen Himmelsdamast flammen Nordlichter auf. Ein fächerförmiges Strahlen, aus einer unsichtbaren Lichtquelle im Scheitelpunkt der unermeßlichen Sternenkuppel gespeist, überrieselt mit Flammenbändern das All, züngelt nach den Seiten, verflattert in farbigen Streifen, in Rot, Orange, in Blau, wirbelt in Kreisen und Spiralen, wechselt von brennendem Gold zu sanftem Grün, löst sich in magischen Schleifen auf, zackt blitzartig zur Tiefe und pfeilt zur Himmelshöhe wieder zurück.

Einzigartiges geschieht, was Menschenaugen sonst nicht erblicken. Unerhörtes Erschauern des Lichts, Feuerwerk Gottes, der seine ewige Einsamkeit selbst nicht zu ertragen vermag.

Doch die hilflosen Menschen, die er über seinem Spiel wohl vergaß, gehen jetzt mit geneigten Stirnen umher. Das Grauen lastet ihnen im Nacken. Sie fürchten sich sehr. Sie möchten ihre Sterbensangst am liebsten hinausschreien, aber ihr Mund bleibt stumm.

Flüchten möchten sie.

Alle.

Und wissen nicht mehr, wohin.

Überall lauert der Tod!

Schlimmer als der Tod ist aber die Ungewißheit, ob sie ihm nicht doch noch entgehen. Wer kann sagen, ob es noch Rettung gibt? — Der Kapitän!

„Der Kapitän muß es wissen."

„Ruft den Kapitän! Er soll uns Rede stehen!"

„Ja."

„Und wenn er nicht kommt?"

„Wir werden ihn zwingen."

Aufsässigkeit überall, aus Verzweiflung geboren. Der Steuermann wird als Beauftragter zu Brussilow geschickt. Er weigert sich zuerst, dann gehorcht er.

„Wenn ihr es so wollt, Leute."

„Ja."

In der Mannschaftskantine hocken zehn Männer um den Tisch dicht beieinander und forschen den Kapitän an, der mit Potapow erscheint. Er ist wohl gewarnt und läßt die Versammelten nicht warten.

„Wo ist Alexandrowna Schdanko?" fragt er.

Keine Antwort.

Feindseliges Schweigen.

„Sie soll auch kommen!"

Schlenski ruft sie.

„Wer ist euer Sprecher?"

Soviel Mannhaftigkeit haben die Matrosen wohl von ihrem kranken Kapitän nicht erwartet. Seine Sicherheit verwirrt sie. Einige blicken zur Seite, die anderen warten, daß Potapow reden soll.

„Was wollt ihr von mir, Leute?"

„Einen Becher Rum zuerst, Kapitän", sagt Schachnin. Er rekelt sich frech, die Hände in den Taschen, bereit, zum Angriff überzugehen.

„Rum?"

„Gut so", meckert Anissimow.

„Hat man dich bestimmt, Schachnin, mich darum zu bitten?"

„Wir bitten nicht, Kapitän. Was an Bord ist, gehört uns allen!"

Schachnins Dreistigkeit ist ohne Grenzen. Nein, es ist den anderen nicht recht, daß er die Verhandlungen führt.

„Laßt Potapow reden!"

„Potapow!"

Der Steuermann schweigt.

Der Mechaniker Freiberg erhebt sich.

„Wenn ich für euch fragen soll, Kameraden?"

„Ja. Ja."

„Es handelt sich nicht um Rum oder eine andere Vergünstigung, Kapitän. Wir möchten nur wissen, ob ... ob Hoffnung besteht, daß wir heimkommen werden."

„Wir wollen endlich nach Hause!"

„Oder ob wir noch einen dritten Winter im Packeis bleiben müssen."

Freibergs besonnene Worte, seine demütige Haltung bringen die anderen rasch zur Vernunft. Dies ist die richtige Art, mit dem Kapitän zu reden.

„Das ist es."

„Ja."

„Habt ihr keinen Platz für mich?" fragt Brussilow lächelnd. „Rückt ein wenig zusammen! So."

Stille.

„Einen dritten Winter!"

„Das ertrag' ich nicht mehr."

„Hört zu, Leute! Als Albanow uns im Frühling verließ, hatten wir an Bord der St. Anna mehr Hoffnung, gerettet zu werden, als unsere Freunde, die das Festland zu Fuß zu erreichen versuchten. Es stand jedem von euch frei, mit Albanow zu marschieren oder hierzubleiben. Habe ich einen zurückgehalten? Nein. Einige von euch kamen sogar zur St. Anna zurück. Schachnin, Paraprits, Ponomarew. Wollt ihr euch jetzt beklagen?"

„Wir sind Matrosen."

„Im Sommer sollten wir das eisfreie Meer erreichen, Kapitän. So war es versprochen", zischte Paraprits.

„Wie konnte ich etwas versprechen, Leute! Wir hofften es nur. Das Verhängnis bestimmte es anders und betrifft ja uns alle. Statt nach Westen zu gelangen, sind wir nach Nordosten abgetrieben. Ihr wart so heldenmütig bisher. Verliert ihr jetzt die Geduld?"

„Nein."

„Sagen Sie uns die Wahrheit, Kapitän!"

„Die Wahrheit!"

„Was wird geschehen?"

„Ich will nicht krepieren! Nein!"

„Feiglinge sind wir."

„Ruhe!" dröhnt Potapows Stimme.

„Wir haben vieles entbehren gelernt", sagt Brussilow, „das ist die Wahrheit, aber wir haben Leid und Freude kameradschaftlich ertragen. Soll es anders werden? Unsere Vorräte an Fleisch reichen noch für Monate aus. Verhungern werden wir nicht. Unter noch schlimmeren Entbehrungen wird es möglich sein, durchzuhalten, bis es wieder Frühling wird. Und dann..."

„Und dann? Und dann? Wir kennen das Lied, Kapitän!"

Schachnins Gelächter erschüttert den niedrigen Raum.

„Wir wollen aber nicht hungern! Wir wollen nicht frieren! Wir wollen nicht langsam verrecken, Kapitän!"

„Wenn du etwas Besseres weißt!"

„Hört nicht auf den Kapitän, Leute! Er will uns belügen. Er sagt uns die Wahrheit nicht."

„Die Wahrheit!"

„Die Wahrheit!"

Brussilow ist aufgesprungen. Sein wachsfahles Gesicht verschwimmt hinter den Rauchschleiern der qualmenden Lampe. Seine Fäuste sind auf die Tischplatte gestemmt.

„Wenn ihr rebellieren wollt, sind wir verloren."

„Verloren!"

„Wir wollen nur unser Recht, Kapitän!"

„Gebt die Schlüssel zur Vorratskammer heraus."

„Wir lassen uns nichts mehr befehlen!"

„Seid ihr denn wahnsinnig, Leute!"

Geschrei überstürmt jedes Wort.

PELZ INNEN UND AUSSEN

Oben links:
Schauspielerin Trude Morell trägt einen braunen Mantel aus englischem Stoff mit brauner Pelzfütterung.
Modell:
S. Rosenberger, Wien.

Oben rechts:
Fescher, blau-weiß karierter Wintermantel mit Pelzfütterung.
Modell:
Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Unten links:
Leicht glockig gehaltener, beigegrauer Mantel aus englischem Stoff, mit Bisam gefüttert und garniert.
Modell: E. Horovitz, Wien.

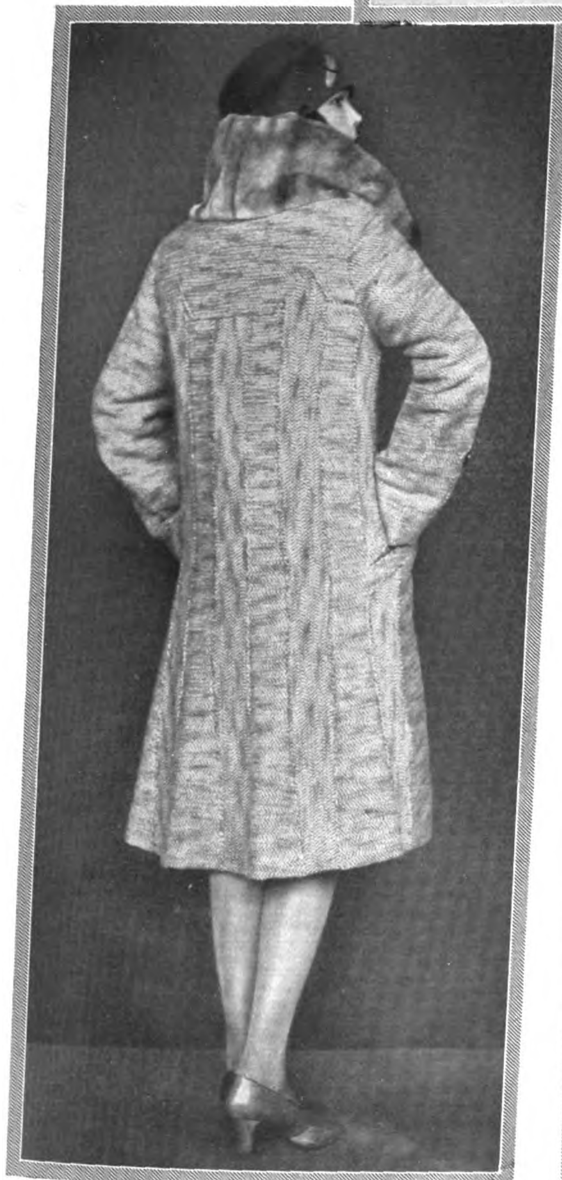
Unten Mitte:
Aus hellem englischen Stoff gearbeiteter Wintermantel mit Wildkatzenfütterung und gleicher Garnitur.
Modell: E. Horovitz, Wien.

Unten rechts:
Fescher Mantel aus Zibeline mit den heuer so modernen Glocken im Rückenteil.
Trägerin: Melly Berehinak.
Modell:
Schostal & Ladrer, Wien.

Spezialaufnahmen von unserer Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek durch Atelier Hoffmann, Wien.















Mit mächtigem Flügelschlag streicht er vom Neste ab.

Rechts oben:

Schon brütet die Störchin, und noch bringt der Gemahl weiteres Nistmaterial herbei.

UNSER STORCH

NATURAUFNAHMEN

VON

AMTMANN M. BEHR





Links:

Balzender Storch.

Rechts:

Der Gruß an vorüberziehende Artgenossen.



Der Eindringling wird mit kräftigen Schnabelhieben bekämpft.



Liebeswerben.

Schachnin hat wohl auf diesen Augenblick gewartet und hält seine Zeit für gekommen. Er ist seit langem mit Paraprit und Ponomarew im Bunde.

„Schlagt ihn nieder! Hund von einem Kapitän! Du allein bist an dem Unglück schuld!"

Drohend schiebt er sich vor zum Ausgang, ihm den Weg zu versperren.

„Für uns das Schiff und die Macht! Wir befehlen!"

„Gehen Sie, Lwowitsch Brussilow!" sagt Alexandrowna leise.

Der Kapitän begreift die Gefahr und hebt die Fäuste, Schachnin aber ist stärker als er und wird ihn zu Boden schlagen. Da hebt Potapow seinen Revolver und schießt. An Schachnins Schädel vorbei zischt die Kugel und trifft den hinter ihm lauernden Paraprit in die Schläfe. Er fällt lautlos.

Schachnin stürzt sich auf den Steuermann und umkrallt ihm die Kehle.

Tumult.

Einige kommen Potapow zu Hilfe und reißen Schachnin zurück. Vergeblich. Wie Schrauben bohren sich seine Finger in den Hals des Unterlegenen.

„Was tut ihr?" schreit Anissimow. „Laßt mich sehen, was geschieht. Ich muß auch dabeisein."

Raserei hat die armseligen Teufel überfallen. Sie wissen nicht mehr, was sie tun. Ihre Verzweiflung ist zu groß. Weil sie sich gegen das Schicksal nicht wehren können, möchten sie sich am liebsten gegenseitig zerfleischen.

Alles, was geschieht, ist sinnlos.

Den Kapitän beachtet im Augenblick keiner. Unbehindert verläßt er den Raum, während sich die Matrosen bemühen, Schachnin und Potapow zu trennen. Einer prügelt den anderen. Jetzt richtet sich Schachnin auf. Sein Gesicht ist haßverzerrt.

Der erdrosselte Steuermann bewegt sich nicht mehr.

Zwei Tote an Bord der St. Anna! So endet der erste Tag im Dunkel.

Alexandrowna ist an Deck geflüchtet. Sie sucht Brussilow und findet ihn nicht. Sie ruft. Niemand antwortet ihr. Fliegenden Atems wartet sie, was jetzt geschehen wird. Sie lauscht auf den Lärm unten im Schiff.

Plötzlich steht Denissow neben ihr.

„Sie haben Kalmykow die Schlüssel genommen, Alexandrowna Schdanko."

„Die Schlüssel?"

„Sie wollen plündern. Kommen Sie! Ich will Sie beschützen."

„Und der Kapitän?"

„Lassen Sie ihn! Er muß sich selbst helfen."

Herrisch packt er sie bei den Händen.

Sie gehorcht.

Es ist Denissow, denkt Alexandrowna. Gut, daß es Denissow ist!

*

Der Harpunier steht mit entsichertem Revolver hinter der verriegelten Tür in Alexandrownas Kabine. Das Mädchen kauert weinend am Bett.

„Wie konnte das nur geschehen, Michael Denissow?"

„Sie sind alle verrückt. Bei Gott!"

„Wollen Sie nicht lieber Brussilow suchen?"

„Nein."

Denissow weiß etwas viel Besseres, als den Kapitän vor der Mannschaft zu verteidigen. Er brauchte nur aus der Waffenkammer die Jagdgewehre und die Munition in Sicherheit zu bringen, dann wäre die Revolte sofort beendet. Ohne Waffen sind die Meuterer wehrlos. Aber er will die Frau nicht verlassen.

Jetzt nicht. Er ist ja verliebt in sie. In ihrer Nähe hat er längst eine andere vergessen, nur Alexandrowna noch mit allen Gedanken umkreist, bewacht und heimlich beschützt. Ihm ist es gleichgültig geworden, ob die St. Anna gerettet wird oder nicht. Diese Frau da will er besitzen. Und allein.

Denissow ist ein Abenteurer, ja, aber der prächtigste Bursche an Bord. Mit Leuten seines Schlages läßt sich auch Unmögliches möglich machen. Wenn man sie nur respektiert und ihre Leistungen anerkennt, dann sind sie zuverlässig und treu. Sie betrachten das Dasein als Schauplatz hundertfältiger Erlebnisse, sie spielen mit ihm und setzen sich jeden Augenblick selber ein. Das macht sie überlegen, fast unüberwindlich. Sie haben ständig alles oder nichts zu verlieren, das macht sie klug und sogar ein wenig weise. Sie sind Philosophen des Schicksals. Sie hassen oder lieben; Kompromisse kennen sie nicht.

Schon als Dreizehnjähriger hatte Denissow sein Elternhaus in Kleinrußland verlassen, sich als Tramp durchgefochten, bis er im ersten Hafen einen Lastdampfer nach Südamerika fand. Die Überfahrt kostete dem im Kohlenraum Entdeckten eine Tracht Prügel und Arbeit in der Kombüse, bis man vor Rio ankerte. Als Matrose fuhr er auf allen Meeren der Welt, bis er durch Zufall in Südgeorgien auf einen norwegischen Robbenfänger geriet. Dort gab es Arbeit nach seinem Herzen, Erlebnisse, Abenteuer. Er verheiratete sich in Tromsö und wurde einer der am meisten gesuchten Harpuniere. Als er von Brussilows Jagdexpedition hörte, ließ er in Norwegen alles im Stich und nahm Heuer auf der St. Anna.

Und hier sollte sich sein Schicksal entscheiden.

Denissow ist auf der Lauer. Jeden Augenblick erwartet er die Meuterer an Deck. Er weiß, daß Schachnin, der die Macht an sich gerissen hat, kommen wird, um auch mit dem Kapitän abzurechnen. Sein Weg führt an Alexandrownas Kabine vorbei. Schachnin ist feige, wenn er sich nur auf eigene Kraft verlassen muß, aber heute werden ihm die anderen in ihrer Mutlosigkeit und Verzweiflung blindlings gehorchen.

Recht gilt an Bord der St. Anna nicht mehr.

Die Stille wird langsam beängstigend.

„Jetzt!"

Nein. Nichts.

Die Matrosen im Schiff denken nicht an das Weib. Sie gieren nach einem schärferen Betäubungsmittel, das sie das furchtbare Geschehen vergessen läßt.

Rum. Rum hat Schachnin gefordert. Es ist klug von Kalmykow, daß er die Schlüssel zur Vorratskammer freiwillig hergibt. Sonst hätten sie ihn niedergeschlagen. Gegen diese Bestien ist jeder einzelne machtlos.

Schachnin poltert als erster die Treppe zum Bagageraum abwärts, und die anderen folgen, besorgt, sie könnten bei der Plünderung zu kurz kommen. Das Fäßchen, das sie suchen, ist leicht gefunden und in die Kantine geschleppt. Schachnin hebt es spielend über seine massigen Schultern. Ponomarew bringt Hammer und Zapfen.

„Einen Becher für jeden!" schreit Freiberg. „Und genug!" Er möchte die Gefährten zur Vernunft bringen.

Gelächter.

Es ist alles vergeblich.

„Wir saufen, soviel wir wollen, du Großmaul!"

„Keiner hat zu befehlen."

„Her damit!"

„Ich zuerst!"

„Scher dich!"

„Schlenski soll teilen!"

„Nein, Kalmykow!"

„Gebt eure Becher her."

Schachnin verteilt.

„Mir auch! Mir auch!" krächzt der blinde Anissimow, der sich die Wand entlangtastet. Er stolpert über den am Boden liegenden Paraprit und flucht. Sein Trinkgefäß hält er fest.

„Kannst du nicht warten, du Schwein!"

Oh, wie gemein sie geworden sind vor Gier und Unglück! Wie Wasser schlucken sie den Rum und verlangen noch mehr, weil er ihnen die Kehle versengt. Ohne Übergang, des Alkohols längst entwöhnt, sind sie berauscht, sinken mit verglasten Augen auf die Bänke, grölen, schreien, lallen.

Schachnin kriecht langsam am Boden zu Paraprit und schüttet ihm ein paar Schlucke Rum in den halbgeöffneten Mund.

„Da! Sauf! Sollst nicht zu kurz kommen. Aber dem Steuermann keinen Tropfen!"

Dann lehnt er im Sitzen schwer gegen die Wand und hat sofort alles vergessen.

Aus Paraprit' Wunde rieselt unaufhörlich ein Streifen Blut und bildet um den Hinterkopf eine Pfütze.

Keiner beachtet die Toten.

Melbard mit schwerer Zunge:

„Macht doch ein bißchen Musik!"

„Ja, Musik!"

„Schlenski soll spielen!"

Der Harpunier sitzt am Tisch und weint.

„Laßt ihn! Er ist besoffen."

„Möchtest wohl heim zu Mutter?"

„Vorbei! Vorbei! Hab' ich's euch nicht gesagt, daß wir alle verrecken?" kräht Anissimow.

„Zieht das Grammophon auf, Leute!"

Ponomarew versucht es.

Die abgenutzte Nadel kratzt auf der Platte. Tausendmal haben sie das kleine russische Lied schon gehört, bis zum Überdruß. Auf einmal tönt es seltsam und neu. Es ist wohl, weil sie jetzt alle wissen, daß sie Rußland nicht wiedersehen.

Es wird stiller und stiller im Raum. Schachnin, Ponomarew und Schabatura, die maßlos getrunken haben, sind eingeschlafen. Die anderen heben langsam die Köpfe und versuchen, sich in die Wirklichkeit zurückzufinden. Irgend etwas berührt ihr Herz, das sie nicht begreifen. Sie möchten sich dagegen wehren, mit Gelächter oder einem plumpen Wort.

Rasch verstummen sie wieder.

Kalmykow, der nichts getrunken hat, geht leise hinaus.

Das kleine Volkslied verklingt.

Kalmykow hat lange gewartet, ehe er es wagt, die betrunkenen Gefährten allein zu lassen. Seine Sorge um das Mädchen ist übergroß. Alexandrowna wird sich zum Kapitän geflüchtet haben. Bei ihm sucht er sie zuerst.

Die Tür von Brussilows Kabine steht halb offen, so daß man vom Gang aus den schmalen Raum gut überblicken kann.

Der Kapitän ist allein.

Er sitzt am Schreibtisch.

Wie kann er nach all den Geschehnissen jetzt arbeiten! Diese Ruhe ist bewundernswert. Und sollte er die Schritte überhört haben?

Jeder Feigling könnte ihn...

Da begreift Kalmykow.

Der Kapitän selbst hat die Tür aufgemacht und wartet auf die Rebellen, eine lebende Zielscheibe.

Er ergibt sich ohne Gegenwehr, wartet nur noch auf das Ende. Vielleicht ist er feige und wagt nicht, die Waffe selbst auf sie zu richten, hält es für leichter, den Gnadenschuß zu erwarten, als die Meuterer zu bestrafen, unschädlich zu machen und das Kommando über sein Schiff zu behalten. Er ist völlig gebrochen und mutlos. Das Schiffsjournal ist in Ordnung, bis zur Stunde peinlich geführt. Der Bericht schließt mit dem Tode des Matrosen Paparitz und dem Ausbruch der Revolte. Die Blätter sind in einer Metallhülse verschlossen und versiegelt.

Brussilow hat es nicht überhört, daß ihn jemand im Rücken belauert.

Es kann ein Freund sein. Warum spricht er dann nicht? Oder ein Feind!

Der Kapitän richtet sich auf. Er hält ein kleines, in Silber gerahmtes Bild der heiligen Anna in den Händen und betet stumm. Dann wendet er den Kopf zur Seite. Man müßte ein schlechter Schütze sein, ihn auf so wenige Schritte zu fehlen.

Kalmykow schließt lautlos die Tür und hastet weiter.

Er nicht. Er doch nicht! Nein.

*

Vor Alexandrownas Kabine bleibt er wieder stehen und pocht an.

„Alexandrowna Schdanko?"

Stille.

„Um's Himmels willen, antworten Sie mir! Sind Sie hier und allein?"

Denissow hat die Stimme des Schiffskochs sofort erkannt.

„Sagen Sie etwas", flüstert er ihr zu.

„Wer ist draußen?"

„Kalmykow."

„Das ist gut. Er will uns helfen."

Alexandrowna atmet auf, als sei eine große Gefahr für sie vorüber.

„Ja, Kalmykow!"

„Gott sei Dank!"

Der Koch ist ihr Freund. Ihm vertraut sie, ja, sie kennt seit langem seine kleinen Geheimnisse, die ein Mann keinem Manne erzählt, aber gern einer Frau. Oft hat er ihr von seinem Mädchen daheim berichtet, das er heiraten will, wenn er nach Jeisk zurückkommt. Nach Jeisk am Asowschen Meer.

„Hast du sie schon einmal geküßt, Ignaz Kalmykow?"

„Ein einziges Mal."

„Und sie litt es?"

„Was sollte sie tun, Alexandrowna Schdanko?"

„Sich wehren."

„Das versucht jede zuerst."

„Und dann? Und dann...?"

„Man hat doch Kraft, Alexandrowna Schdanko. Fühlen Sie, bitte!"

Und er hatte die Oberarmmuskeln gespannt, damit sie sich von seiner Stärke überzeugte.

„Ein prachtvoller Bursche bist du, Kalmykow! Nur geküßt hast du sie, sagst du?"

„Was sonst?"

Er ist ein großes Kind! Noch immer.

Es ist viele Monate her, wohl über ein Jahr, daß sich die zwei so unterhielten. Und Alexandrowna bekam damals nicht genug des Spiels, weil sie sich nicht zu fürchten brauchte.

„Ich würde mich von keinem Manne küssen lassen, Kalmykow", behauptete sie kühn.

„Oho!"

„Auch wenn ich ihn liebte!"

„Da müßten Sie stärker sein als unsereiner, Alexandrowna Schdanko."

„Es kommt auf den Versuch an."

Sie reizte ihn, und er begriff nicht. Vielleicht wollte sie einmal ernsthaft erproben, ob sie als Frau wehrlos war.

„Jede läßt sich küssen, wenn man nur will", sagte der Schiffskoch lachend. „Jede."

„Du bist dreist und frech, Kalmykow!"

„Verzeihen Sie mir, Alexandrowna Schdanko!"

Er entschuldigte sich noch, statt das Weib in die Arme zu nehmen.

Sie hatten das Gespräch niemals fortgesetzt, aber Alexandrowna hatte es Wort für Wort behalten. Und als Brussilow vor den Matrosen warnte, dachte sie sofort an Kalmykow.

Sie hatte sich in Gedanken wohl viel mit ihm beschäftigt. Er war jung, ja, der Jüngste an Bord, sauber, gesund und verliebt. Nicht mehr verliebt in sein Mädchen, nur noch in die einzige Frau an Bord.

Eine Gefahr für sie, aber eine herrliche.

Der Mann war mutig und stark. Er würde sie vor allen anderen beschützen.

Und jetzt pochte er an ihre Tür.

Sie wollte ihm öffnen.

Denissow stand ihr im Wege.

„Nein."

„Wir dürfen ihm doch vertrauen!"

„Fragen Sie, was geschehen ist!"

Sie gehorchte.

Wahrhaftig, ganz demütig tat sie, was Denissow ihr befahl.

„Ist noch Gefahr, Kalmykow?"

„Nein. Es ist keine Gefahr mehr. Wenigstens nicht für diese Nacht. Sie haben Branntwein im Magazin gestohlen und sich betrunken. Sie liegen berauscht oder schlafen."

„Wo ist der Kapitän?"

„In seiner Kabine."

„Wer hat Wache?"

„Keiner, Alexandrowna Schdanko."

„Er soll die Munitionskammer verriegeln", sagte der Harpunier leise. Die Frau stand in nächster Nähe des Mannes, der es auf einmal wagte, zu kommandieren, sah ihm groß in seine herrischen Augen.

Kalmykow hatte wohl die fremde Stimme drinnen erkannt.

Er lauschte beunruhigt.

„Sind Sie nicht allein?"

Alexandrowna schauderte, fühlte sich wieder an den Armen gepackt.

Sie sagte nicht: „Denissow beschützt mich." Sie war nicht weniger trotzig als er. Sie sagte:

„Denissow ist bei mir."

Und Kalmykow mußte sie verstehen.

„Zum Teufel, er soll die Munitionskammer verriegeln, der Narr!"

„Du sollst die Munitionskammer verriegeln, Kalmykow!"

Jetzt hämmert er gleich mit den Fäusten die Tür ein, dachte das Mädchen. Und er wird stärker als Denissow sein.

Nichts geschah.

Kalmykow stand nur und wartete.

„Hast du nicht verstanden?"

„Es ... ist ... keine Gefahr, Alexandrowna Schdanko."

Wahrhaftig, er ging. Er ließ sie mit dem anderen allein, ohne um sie zu kämpfen.

„Kalmykow?"

Keine Antwort.

Denissow lachte.

„Gut so."

„Wollen wir ihm nicht helfen?"

„Sie hörten doch, es ist keine Gefahr mehr. Sie sollen jetzt schlafen."

„Ja."

„Mädchen! Du!"

War es der Schmerz um Kalmykows Kleinmütigkeit oder Denissows Kühnheit, daß sie sich nicht wehrte, als er sie an sich riß.

Lachend, unbezwingbar nahm er sie in die Arme.

Eine Frau wehrt sich hilflos und weint. Sie stürzt wie in Abgründe. Im Schatten des Todes erlebt sie das große Mysterium ihrer Bestimmung. Das Gewesene und das Kommende, nichts besteht vor der Einzigartigkeit dieser Stunde.

Draußen dröhnt und trommelt der Sturm.

Zwei Menschen, wie auf einer Insel des Schweigens, hören ihn nicht.

*

Das tiefe Grau der Nacht beginnt sich langsam zu lichten und zerreißt in Fetzen bei der Wucht des Orkans, der über das Eis einherstürmt.

Ponomarew und Melbard sind die ersten, die aus der Dumpfheit ihrer Höhle herauskommen. Ekel würgt ihnen in der Kehle, ihre Augen sind noch immer verglast. Ihr schmerzendes Hirn vermag die Gedanken noch nicht zu ordnen. Sie wissen nur, daß etwas Furchtbares geschehen ist, Totschlag und Mord unter Kameraden, daß es Rückkehr zu Ordnung und Frieden nicht mehr gibt. Nichts ist wieder gutzumachen.

Der Himmel selbst hat das Strafgericht eröffnet und ist ohne Erbarmen.

Solch einen Sturm haben sie auf der St. Anna noch nicht erlebt.

Schachnins vertierte Fratze taucht in der Deckluke auf. Auch ihn hat das Donnern berstender, splitternder Eisschollen wachgerüttelt.

(Schluß auf Seite 444)



MITTAGSSTILLE

GEMÄLDE VON GEORG WICKERT

TOD UND BEGRÄBNIS AUF NEUGUINEA

Nach Ansicht der Eingeborenen auf Neuguinea werden Krankheiten entweder durch Zauberei, also böswillig durch feindlich gesinnte Menschen verursacht oder durch böse Geister, mit denen man im Busch, auf der Jagd, beim Fischfang oder sonstwo eine Begegnung gehabt hat. Es ist Sache des Medizinmannes, die Ursache der Krankheit festzustellen und zu entscheiden, durch wen und wie dies geschehen ist. — Der Behandlung eines Patienten durch den Medizinmann oder den Dorfpriester geht immer eine kräftige Massage voraus, und diese bildet auch den Hauptbestandteil der eigentlichen Behandlung. Zuerst pflegt der Medizinmann den Körper des Patienten abzutasten, um auf diese Weise nachzuprüfen, ob nicht etwa an irgendeiner Stelle ein Muskel, ein Blutgefäß oder eine Sehne durchschnitten sei. Denn solches wäre ein untrügliches Zeichen dafür, daß der Patient übelwollenden Menschen zum Opfer gefallen sei, die ihm im Zustand der Bewußtlosigkeit auf irgendeine Weise, ohne jedoch die Haut durchzuschneiden, innere Verletzungen zugefügt haben. Häufig behauptet aber der Medizinmann auch, an einer Stelle des Körpers eine kleine Geschwulst oder Erhärtung zu fühlen, die von einem in den Körper hineingezauberten Gegenstand herrühren soll. Dieser muß dann durch Massieren, Saugen und andere Manipulationen wieder herausbefördert werden. Bleiben indessen alle angewendeten Mittel ohne Erfolg, so nimmt auch die Sorge um den Kranken ab, je mehr die Krankheit sich steigert und schließlich tödlich zu verlaufen droht. Die Angehörigen machen sich schnell mit dem Tode vertraut, da nunmehr eben niemand mehr gegen die Macht des Zaubers etwas auszurichten vermag. So unterlassen sie denn auch die nötige Sorgfalt, den Kranken vor schädigenden Einflüssen zu schützen.



Eine „begreifliche" Diagnose: Medizinmann in Holländisch-Südneuguinea bei der Arbeit.



Geschmückte Leiche eines Papua. Bunte Blätter und Früchte umgeben den Toten, zu seinen Füßen sitzt (rechts) die trauernde Witwe. (Südliches Küstengebiet von Holländisch-Neuguinea.)

Sobald der Tod eingetreten ist, rüstet man sogleich zum Begräbnis, es sei denn, daß das Absterben in der Nacht geschah. In diesem Falle wartet man bis zum Morgen. Der Tote wird nun mit allen in der Verwandtschaft vorhandenen Schmuck- und Wertsachen geschmückt, das Gesicht mit buntesten Farben bemalt, wie es sonst nur bei Festlichkeiten üblich ist. Inzwischen beginnt sich die Sterbehütte mit Menschen zu füllen. Von nah und fern kommen sie herbei, meist Frauen, vereinzelt auch ältere Männer, alle vom Kopf bis zu den Füßen mit weißem Ton oder Lehm beschmiert; auch auf dem Haupte tragen einzelne dicke Tonfladen, so daß man das Haar nicht mehr sieht. Dies ist das Zeichen der Trauer, und von der Echtheit dieser Trauer wird man auch überzeugt, wenn man gewahrt, wie tief der Schmerz über den Verlust eines Angehörigen — mag er auch nur kurz sein — bei diesen Kindern der Natur zu gehen vermag.



Aufbahrung der Leiche eines Papua.



Begräbniszeremonie am Sentanisee.

Schmerzerfüllt hockt die Witwe in nächster Nähe des Toten, streicht ihm liebkosend übers Gesicht und das mit reichem Federschmuck gezierte Haupt. Die anderen hocken resigniert in einiger Entfernung, kauen Betel und unterhalten sich in gedämpftem Ton. Plötzlich erschallt ein gellender Aufschrei. Schluchzend wirft sich die Witwe dem Toten an die Brust, die anderen fallen mit der Totenklage ein. Man vernimmt nichts als ein tiefes, unharmonisches Gemurmel, von dem man nur einzelne abgerissene Silben heraushört, aber gleichwohl hat es etwas Ergreifendes, namentlich des Nachts, wenn ringsum Totenstille herrscht.

Zusehends füllt sich der enge, dumpfe Raum mit Menschen, und die Luft wird zum Ersticken. Man hockt und kauert dichtgedrängt um die Leiche herum, verrenkt den Oberkörper, die Arme und streckt mit seltsamen Bewegungen die Hände nach dem Toten aus, als wollte man ihn, die entfliehende Seele, zu sich ziehen.

Im düsteren Hintergrund des Raumes laufen Weiber tänzelnd auf und nieder und murmeln unablässig vor sich hin.

Auch draußen wird getanzt. Alles ist aus Rand und Band. Man hat die Herrschaft über sein eigenes Ich verloren, weiß nicht mehr, was man tut. — Draußen vor dem Dorfe graben die Männer die ziemlich flache Gruft. Andere verfertigen von den Blattscheiden der Arekapalme einen Sarg, eben groß genug, um die eingewickelte Leiche zu fassen; darum werden die einzelnen Stücke mit gespaltenem Rotang zusammengenäht.



Die Trauerversammlung vor dem Totenhause: Papuafrauen tanzen vor dem Sterbehaus eines Dorfgenossen und geben so ihrem Schmerz Ausdruck. (Sentanigebiet.)



Begräbnisstätte eines Mannes, davor die trauernde Witwe. (Sentanigebiet, Holländisch-Nordneuguinea.)

Endlich ist alles bereit: der Tote ist in zahlreiche neue, noch ungebrauchte Stücke geklopfter Baumrinde gewickelt, das unförmige Bündel fest verschnürt worden, und es mahnt die sinkende Sonne zum Aufbruch. Heulend und lärmend wogt der ganze Menschenknäuel wie berauscht durchs Dorf. Voran tragen die Männer den mit bunten Blättern und duftenden Blumen gezierten Sarg, und hinter ihm drein wird die Witwe getragen. Doch nicht sogleich wird der Sarg in die Gruft hinabgelassen. Am Grabe angelangt, kehrt man nochmals zurück und wiederholt diese Zeremonie noch ein zweites und drittes Mal. Die Weiber raufen sich das Haar, schlagen mit den Fäusten die Brust, wer einen Stock zur Hand hat, bearbeitet damit das Haupt, und mit scharfen Scherben ritzt man sich die Haut. Blut soll fließen! Blut will man sehen! Endlich hält man inne, kommt zur Besinnung. Rasch wird der Tote hinabgelassen, und mit rasendem Geschrei stürzt sich auch die Witwe in die Gruft. Nur mit Mühe gelingt es, die dem Wahnsinn nahe Frau wieder herauszuziehen. Rasch schaufeln nun die Umstehenden das Grab zu.



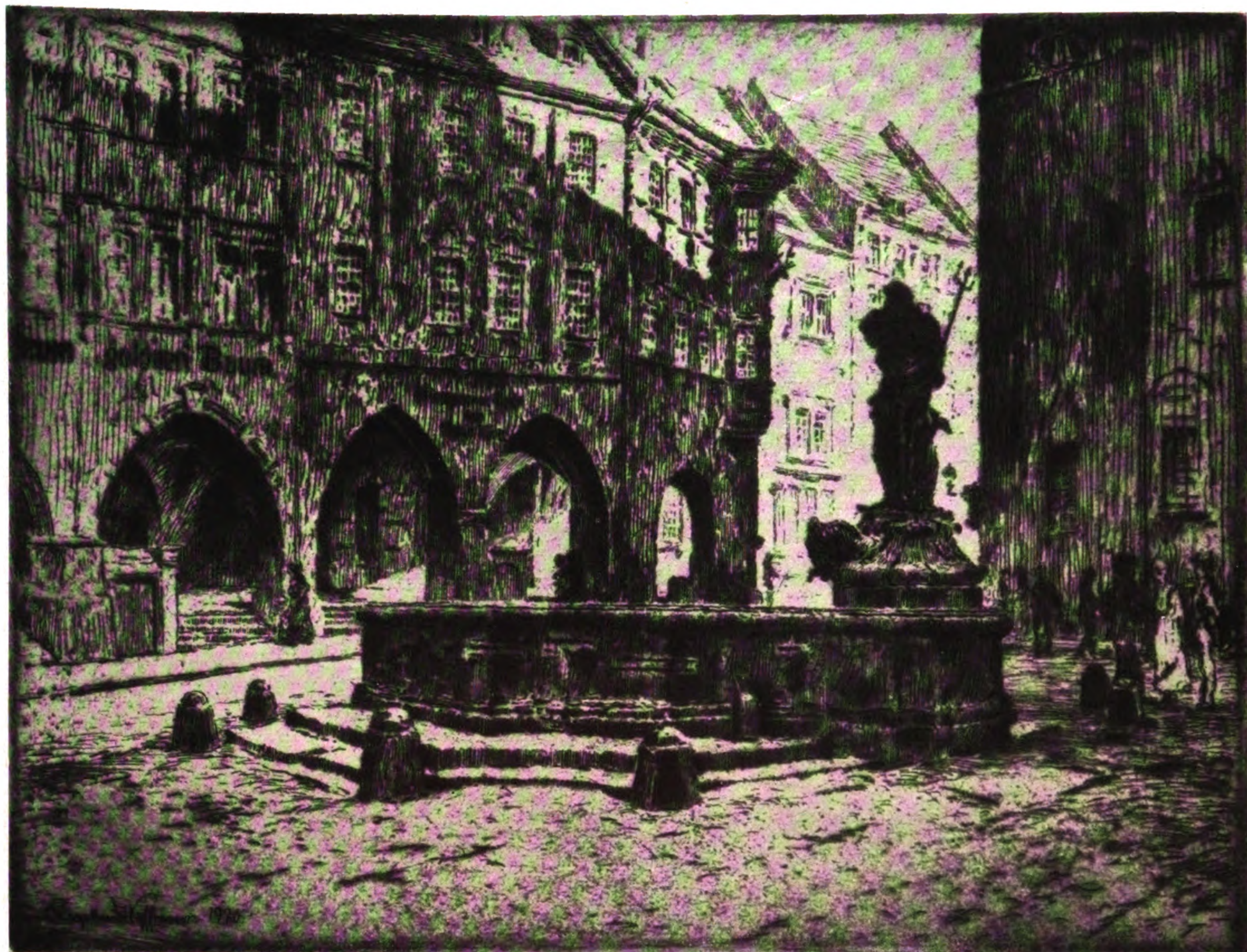
Grabstätte einer jungen Frau. Ihr Merkmal ist das bunt bemalte „Maro", ein Lendentuch aus geklopfter Baumrinde, das neben dem Hüttchen ausgespannt wurde. (Saboiboi, Sentanigebiet.)



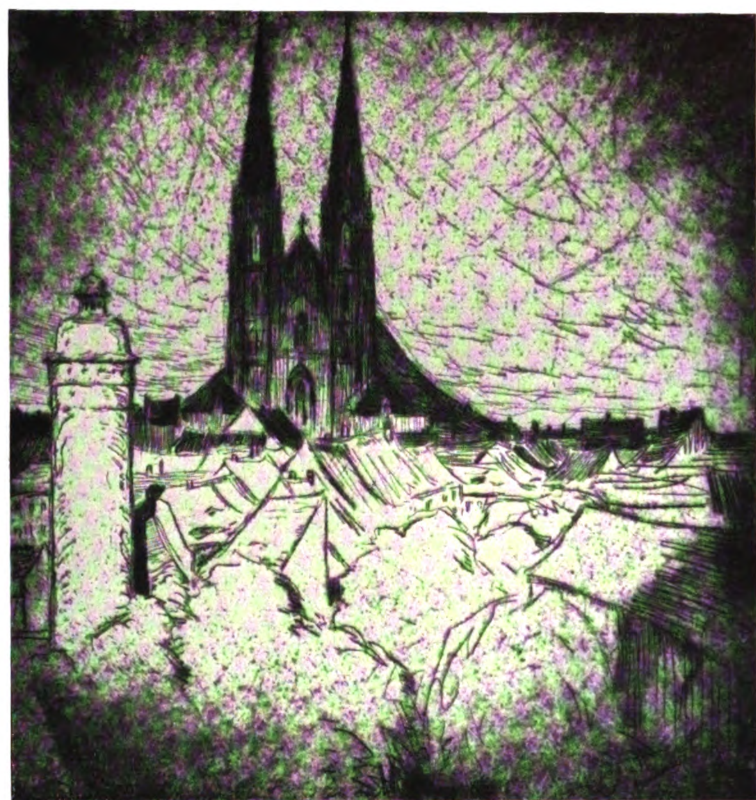
Grab eines Jünglings mit Schnitzwerk im Atapdach. (Sentanigebiet.)

Mit Aufnahmen des Verfassers.

Dr. Paul Wirz.



BRUNNEN AUF DEM UNTERMARKT



BLICK AUF DIE ALTSTADT

MALERISCHES AUS GÖRLITZ

(SCHLESIEN)

RADIERUNGEN
VON OTTO ENGELHARDT-KYFFHÄUSER



AM SCHÖNHOF, DEM ALTEN RENAISSANCEBAU
(1526) GEGENÜBER DEM RATHAUS

PLÄDOYER PRO DOMO

VON RICHARD ESSWEIN.

Mein Fräulein Richterin!

Es wäre, da Sie einmal den Kopf in die Hand gestützt und die Augenlider gesenkt haben, um mich nicht zu sehen und mir um so aufmerksamer zuhören zu können — es wäre zwar nicht unfein, aber auch nicht elegant, wenn ich Sie, wie es mein Recht ist, als Richterin ablehnen wollte. Ich könnte sagen, Sie seien befangen in einer Sache, die Sie selbst innerlich angeht; aber ich würde mir, wenn ich diesen Einwand erheben wollte, die Frage vorlegen müssen, ob er nicht einer Befangenheit auf meiner Seite entspringt. Und diese Frage möchte ich nicht beantworten.

Ich, der Angeklagte, wird gesagt, hätte mich seit jener Zeit, da ich Ihnen, mein Fräulein Richterin, einen schmalen Goldreif auf den Ringfinger der linken Hand gesteckt habe, gründlich geändert; so gründlich, daß es Ihnen nicht mehr zugemutet werden kann, der näheren Bekanntschaft die Ehe folgen zu lassen. Ich sei ungleichmäßig in meinem Wesen, ich sei nicht immer aufmerksam, sondern sogar bisweilen ungefällig, mürrisch, unfreundlich, und es lägen außer diesen noch weitere und ähnliche Anzeichen dafür vor, daß die Zuneigung, die unbedingt zu einer dauerhaften Ehe gehört, auf meiner Seite erkaltet sei. Kurz und sehr wenig gut: ich sei ein ganz anderer geworden.

Das ist eine schwere und, wie man annehmen sollte, wohl durchdachte und begründete Anklage, und es will mir, dem Verteidiger, fast scheinen, daß meine, des Angeklagten, Lage wenig hoffnungsvoll sei. Aber ich muß Sie zunächst, mein Fräulein Richterin, der Unannehmlichkeit einer Frage aussetzen, die eine erste Antwort sein soll: Sind Sie ganz sicher, daß Sie heute noch genau die gleiche sind, die Sie am ersten Tage der Bekanntschaft waren? — Ich weiß, daß Sie als Richterin nicht antworten können, aber die juristische Unbewegtheit Ihres Gesichts scheint mir dennoch zu zeigen, daß Sie geneigt sind, die Frage mit Ja zu beantworten. Das spricht zu meinen, des Angeklagten, Gunsten, wie ich, der Verteidiger, sogleich auseinandersetzen will. Lassen Sie mich, mein Fräulein Richterin, ein Wort zitieren, das viel zu wenige kennen und von denen, die es kennen, viel zu wenige ausdenken — das Wort: „Die Frau liebt ununterbrochen — der Mann hat dazwischen zu tun." Ich will diesen Satz auf meinen, des Angeklagten, Fall anwenden und ihn nicht kommentieren: er sagt, was ich sagen will.

Sie glauben, mein Fräulein Richterin, Sie hätten sich in der ganzen Zeit des Verlöbnisses nicht verändert, und ich, der Anwalt, weiß es, daß es zutrifft. — Man muß hierbei eine kleine und etwas diffizile Frage stellen: Ist es ein Unterschied, ob Sie die gleiche, die völlig Unveränderte geblieben sind, und ich empfinde es so — oder ob Sie sich doch geändert haben, und ich empfinde es nicht? — Sie werden sagen: Es ist kein Unterschied. Es ist aber einer, und ich muß noch ein paar Worte sagen, um das klarzumachen.

Nehmen Sie den ersten Fall: Sie hätten sich tatsächlich nicht im geringsten verändert. Das heißt: es steht eine Scheu zwischen Ihnen und mir, die schöne und heiße und wunderbar beklemmende Scheu, die das Verlöbnis zu etwas Einmaligem macht; es ist zwischen uns eine Kühle: die Kühle des Nicht-Verstehens, des Sich-nicht-Gehörens — und eine Hitze: die Hitze des Erwartens, des Wissen-Wollens und Nehmen-Wollens. Es ist die Kühle des Wartens neben der Hitze des Verlangens; die Kühle des Nicht-Verstehens neben der Hitze des Wissen-Wollens; die Kühle des Sich-nicht-Gehörens neben der Hitze des Nehmen-Wollens.

Nehmen Sie nun den zweiten Fall: daß Sie sich geändert hätten, ohne daß ich es empfinde. Das würde voraussetzen, daß ich mich in genau demselben Maß und in genau derselben Richtung geändert hätte — und daß das nicht der Fall ist, behaupten Sie, mein Fräulein Richterin, und ich, der Verteidiger, behaupte es gleichermaßen. Es ist so, daß von Ihnen die Kühle des Wartens ausgeht, aber von mir die Hitze des Verlangens; und so, daß Sie die Kühle des Nicht-Verstehens atmen, und daß mich die Hitze des Wissen-Wollens verbrennt.

Das ist es aber gerade, worauf ich hinauswill: ich will die Anklage Punkt für Punkt zugeben; ich will sogar die Gründe angeben, weshalb die Anklage recht hat; ich will die Anklage, soweit es mir möglich ist, beweisen — denn dieses Plädoyer, das ich pro domo halte, geht, wenn man es auf eine kurze Formel bringen will, auf ein Paradoxon zurück: Sie können mich freisprechen, dann verurteilen Sie mich, weil Sie sich selbst freisprechen — oder Sie können mich verurteilen, dann sprechen Sie mich frei, weil Sie sich selbst verurteilen...

Das ist ein bißchen kompliziert, ich weiß, und Sie werden es erst verstehen, wenn Sie meinen, des Anwalts, Antrag gegen mich, den Angeklagten, gehört haben. Ich will aber vorher noch eines sagen, was unwesentlich sein mag, aber nicht übergangen werden soll: daß es nämlich in dieser heimlichen Gerichtsverhandlung gar keinen „Tatbestand" gibt, aus dem sich ein Beweis folgern ließe. Oder vielmehr: daß sich ein Tatbestand nur feststellen läßt, wenn man ihn in dem erblickt, was **nicht** geschehen ist. Es ist, wenn man so sagen darf, ein „Fehlbestand"... Es sind vier Augen da, zwei und zwei — und der „Tat"bestand ist: daß sie nicht ineinander gelesen und auseinander getrunken haben. Es sind vier Lippen da, zwei und zwei, und der „Tat"bestand ist: daß sie nicht hemmungslos und hingerissen und ganz toll von der eigenen Süße einander geschmiegt und gewiegt und gekost und gequält haben. Es sind ein paar süße, heiße, unsinnig gute Stunden da, aber der „Tat"bestand ist: daß sie **waren**; daß sie ein Versprechen waren, aber keine Erfüllung wurden; daß sie ein Funken waren und wohl auch ein bißchen Glut, aber sie sind nicht zur Flamme geworden.

Oder dies vielleicht könnte man zum Fuß der Anklage machen: daß einer **gedacht** hat und hat nichts gesagt — und der andere hat **gefühlt** und hat auch nichts gesagt. Wenn man aber hiervon ausgehen will, und das „Fühlen ohne zu sagen" ist auf meiner, des Angeklagten, Seite, so kann man, mein Fräulein Richterin, kaum anderes feststellen als ein **beiderseitiges** Schulden und Verschulden. Aber ich, der Angeklagte, habe mich, meinen Verteidiger, genauestens angewiesen, davon nicht zu sprechen; es möchte sonst geschehen, daß man annehmen kann, dieses Plädoyer pro domo sei ja gar nicht pro domo, sondern ganz allein und ausschließlich — für Sie. Das darf natürlich nicht sein, und darum will ich jetzt von mir reden und das sagen, was ich, der Angeklagte, mir, dem Verteidiger, anvertraut habe:

Ich, der Angeklagte, sagt man, hätte mich geändert; ich sei nicht mehr, der ich einmal gewesen bin. — Ach nein, ich **bin** der alte geblieben: ich bin am hellen Tag und in der Nacht, in jeder Stunde und jedem Augenblick mitten in jener dummen, süßen, kurzen Zeit, die nie wiedergekommen ist. Aber ich habe mich auch geändert: es beengt mich, es quält mich sogar, es macht mir den Kopf ganz heiß und rüttelt mich wie ein Frost — daß es nur Stunden waren und kein Tag... Daß es nur Stunden waren und keine Nacht... Daß **Sie** es waren, mein Fräulein Richterin, und **ich** war es — aber **wir** waren es nicht...

... ich sei „bisweilen ungefällig, mürrisch, unfreundlich..."

Ich muß wahrscheinlich zugeben, daß ich das bin. Ich, der Angeklagte. Es wird wohl so sein, daß ich am Tage freudlos bin, weil sich das andere, das Lichte und Freundliche, in ganz heimlichen und weichen Nächten ausgibt, in denen ich ans Fenster gehe, an das Fenster, das nach dem Süden geht, weil ich meine: vielleicht kommt doch ein Wind, es braucht nur ein ganz kleiner zu sein, der einen Duft von ihr bringt; ein Wind, der ein Wort von ihr herträgt: „... Lieber" oder „... Guter", oder „... dich gern..."

Das hört sich, zugegeben, weichlich oder wohl gar phantastisch an — aber, mein Fräulein Richterin, es gibt um den goldenen Reif, den Sie eben so gedankenverloren um Ihren Finger drehen — es gibt rings um diesen Reif viele, viele, viele Dinge, die keine Paragraphen sind und keine Wissenschaft. Jene Dinge nämlich, gefühlsmäßige, verschämte, heimliche, die mich, den Angeklagten, geändert haben; und jene Dinge, die Sie nicht sehen wollten, oder an denen Sie vorbeigegangen sind. Ich bin durch diese Dinge ein anderer geworden, und die Dinge, von denen ich spreche, sind schön. Aber nicht nur das: sie sind stark. Aber auch nicht nur das: sie hängen sich an uns, auch an mich, auch an Sie, und wir tragen sie mit uns durch allen Tag und durch alle Nacht, und einmal werden wir sie an uns entdecken und erstaunt sein, erst ein bißchen un-

willig und dann verzeihend oder wohlgefällig. Vorher haben wir nie von ihnen gesprochen, und wenn, so war es ein Spott; jetzt sprechen wir von ihnen in einem fort und wollen in einem fort von ihnen hören, von der Liebe hören und reden und schweigen und träumen. Wir wollen mit einem Male; wir wollen alles: singen und schreien, oder toben, oder teilen, oder schenken — wir wollen alles von der Liebe. Und mit einem Male und ohne Übergang sind wir „andere"; so, wie ich jetzt bin, und so, wie ich jetzt angeklagt bin...

Das ist es, mein Fräulein Richterin, und ist süß und traurig und einmal nicht in Gesetze zu fangen. Und weil es so ist, bitte ich, der Verteidiger, mich, den Angeklagten, zu Folgendem zu verurteilen:

1. jeden Tag von neuem zu zeigen, daß ich „ein anderer" bin (damit die Frau, die nicht „dazwischen zu tun" hat, beruhigt die gleiche bleiben kann);
2. jeden Tag von neuem zu sagen, daß ich „der gleiche" geblieben sei; (diese Verpflichtung soll eine fromme Täuschung sein, denn ich bleibe ja eben nicht „der gleiche"; aber bei diesen beiden Punkten liegt der Ton auf den Worten „jeden Tag", weil sie ein Beieinander in sich schließen; und darum sollte ich, der Angeklagte, verpflichtet werden:)
3. in jeder Stunde des Gedenkens an dieses notwendige Plädoyer pro domo dem Feminium dieses Prozesses das zu sein, was ein anständiges Urteil einem Menschen, der durchaus verdonnert sein will, einmal nicht aufgeben kann. (Womit allen übrigen Punkten der Anklage Rechnung getragen wäre.)

Ich deute das Lächeln, das da eben vor dem Ernst des Augenblicks so gar keinen Respekt gehabt hat, als den Beginn der Beratung vor dem Spruch und bitte nur, mein Fräulein Richterin: Urteilen Sie richtig, und urteilen Sie — in dubio contra reum.

Vöglein Laune

Von Franz Karl Matiuka

Es hatte ein wunderschönes Gefieder und hüpfte von Ast zu Ast, von Wipfel zu Wipfel in einem großen Park rund um das stolze Schloß, das ein plötzlich reich gewordener Mann tief unter dem Wert erworben hatte.

Das Vöglein Laune war mit dem neuen Schloßherrn hierhergekommen, fraß weder Engerlinge noch Raupen und war voll ausgesprochener Abneigung gegen Regenwürmer. Hatte es Appetit, so flog es einfach in die Schloßküche und fand dort auf goldener Schüssel ein leckeres Mahl vor, oder es setzte sich gleich auf die Tafel des reichen Mannes und rief: „Zirp, zirp!", worauf der Speisenträger auch ihm servieren mußte.

„Ich weiß ja, du bist mein Glücksvögelchen", lächelte dann der Reiche, „und weiß ich auch nicht, wie ich zu dir oder, besser gesagt, wie du zu mir gekommen bist, so hab' ich dich doch über alle Maßen lieb, nur mußt du mir auch versprechen, daß deine Anhänglichkeit von Dauer ist."

Das Vöglein Laune blickte dann immer einen Moment lang auf, wie jemand, mit dem sich's klug spricht, und entgegnete nur wieder: „Zirp, zirp!" Dann tauchte es augenblicklich wieder mit seinem Schnabel in der goldenen Schüssel unter, worauf der Dialog beendigt war. —

Es folgten nun Zeiten der rauschendsten Feste und des unaussprechlichsten Überflusses. Vornehm aussehende Herren und duftende, mondäne Damen kamen in kostbaren, flinken Fahrzeugen in die stolze Domäne des Reichtums, und alle lobten in überschwenglichen Worten den wunderbaren Geschmack des geschmeichelten Gastgebers, der es sich nicht versagen konnte, schon auf dem Zufahrtsportal in wuchtigen, goldenen Lettern folgende Inschrift anzubringen:

Dies ist mein Königreich, mein Stolz,
Durch Glück ward pures Gold aus Holz!

Das Vöglein Laune aber, das immer, wenn viele Gäste kamen, neugierig oben auf dem Portal saß, rief dann ein kräftiges Zirp, zirp.

Dies war, wenn schon kein Kommentar, so doch eine Unart, die dem Schloßherrn Mißtrauen einzuflößen begann, und da ihn die allzu große Freiheit des Vögleins verdroß, ließ er es in einen goldenen Käfig sperren und diesen in das Innere des Schlosses bringen. So wurde aber auch das Vöglein Laune zum Mitwisser von Vorgängen, von denen es sonst niemals erfahren hätte. Eine Flut übermütigen Lebens spülte gar seltsame Existenzen in die prunkhaften Räume des Schlosses, das oft ganze Nächte hindurch in ein Meer von Licht und Glanz aufzugehen schien. Es sah aus, als ob diese Herrlichkeit ohne Ende wäre.

Aber es kamen auch wieder ruhigere Tage und Nächte in das Schloß. Sein Besitzer verweilte oft viele Wochen lang auswärts, und wenn er wieder heimkehrte, dann lagen das Mißbehagen und die Unzufriedenheit breit auf seiner Stirn. Die Feste wurden immer seltener, und die Sorge schien stets größer zu werden. Das Vöglein Laune ließ sein Zirp, zirp fast wie eine Drohung vernehmen und zeigte eine außerordentliche Lust, den goldenen Käfig zu sprengen. —

Und es kamen noch ruhigere Zeiten. Kein Tag verging, an dem nicht irgendein Bediensteter als überflüssig entlassen wurde. Bald machten im weiten Umkreis um das Schloß die niederschmetterndsten Gerüchte ihre Runde, und eines Tages wurden all diese Gerüchte zur Lawine der Gewißheit, die furchtbar war in ihres Niederganges Wucht. —

Verstört trat der unglückliche Schloßherr an den goldenen Käfig des Vögleins Laune heran. Der stand offen, und das Vöglein war entflogen. Einer der noch wenigen Bediensteten, dem die Betreuung des Vogels oblag, hatte den Käfig in der allgemeinen Kopflosigkeit schlecht verschlossen. —

Tags darauf fuhr ein diskreter Wagen vor das Portal des Schlosses.

Steife Herren mit gemessenen Gesten führten einen Haftbefehl durch.

Gebrochen folgte der Schloßherr ihrer Aufforderung, bestieg mit ihnen den Wagen, der nach längerer Fahrt vor einem stattlichen Gebäude hielt.

Ein anderes Portal wurde sichtbar, über dem die Göttin mit der Augenbinde und den beiden Wagschalen thronte. —

Dem unglücklichen Ankömmling, der nunmehr den Wagen verließ, schien es, als trüge auch dieses Portal eine Inschrift, nur für ihn und nur in diesem Augenblick sichtbar:

Vorbei sind Reichtum, Glück und Stolz,
Aus purem Gold ward wieder — Holz!

Die kurze Spanne Zeit, die der verstörte Mann mit seiner strengen Gefolgschaft benötigte, um vom Wagenschlag bis an den bewachten Hauseingang zu gelangen, benutzte das Vöglein Laune zu sinnig flüchtigem Abschied von seinem früheren Besitzer, flog über dessen Haupt hinweg und rief noch einmal ein recht kräftiges Zirp, zirp.

Mit einem wehmütigen Blick sah der, dem es gegolten, dem Vöglein nach, das über das Häusermeer hinwegflitzte, um endlich ganz draußen in der Vorstadt vor dem Fenster armer Leute laut Einlaß zu begehren.

Mehrmals klopfte es mit dem Schnabel an die etwas erblindeten Scheiben, hinter denen in dürftiger Stube ein abgehärmter Mann stand. Er hielt eine umfangreiche Ziehungsliste in der einen Hand, in der andern aber, die zitterte, ein Lospapier.

Zehnmal hatte er schon die Nummer seines Loses mit jener auf der Ziehungsliste verglichen. Jetzt endlich glaubte er. Und indem er sich halb nach rückwärts wandte, rief er mit ungewöhnlich freudiger Stimme:

„Weib, es ist doch so! Wir haben wirklich das viele Geld gewonnen. Wir sind nun reich!"

Gleich darauf öffnete er auch schon das Fenster. Ein spinnwebgrauer Schatten verließ die Stube. Das war die Not, die Abschied nahm.

Das Vöglein Laune aber flog herein.

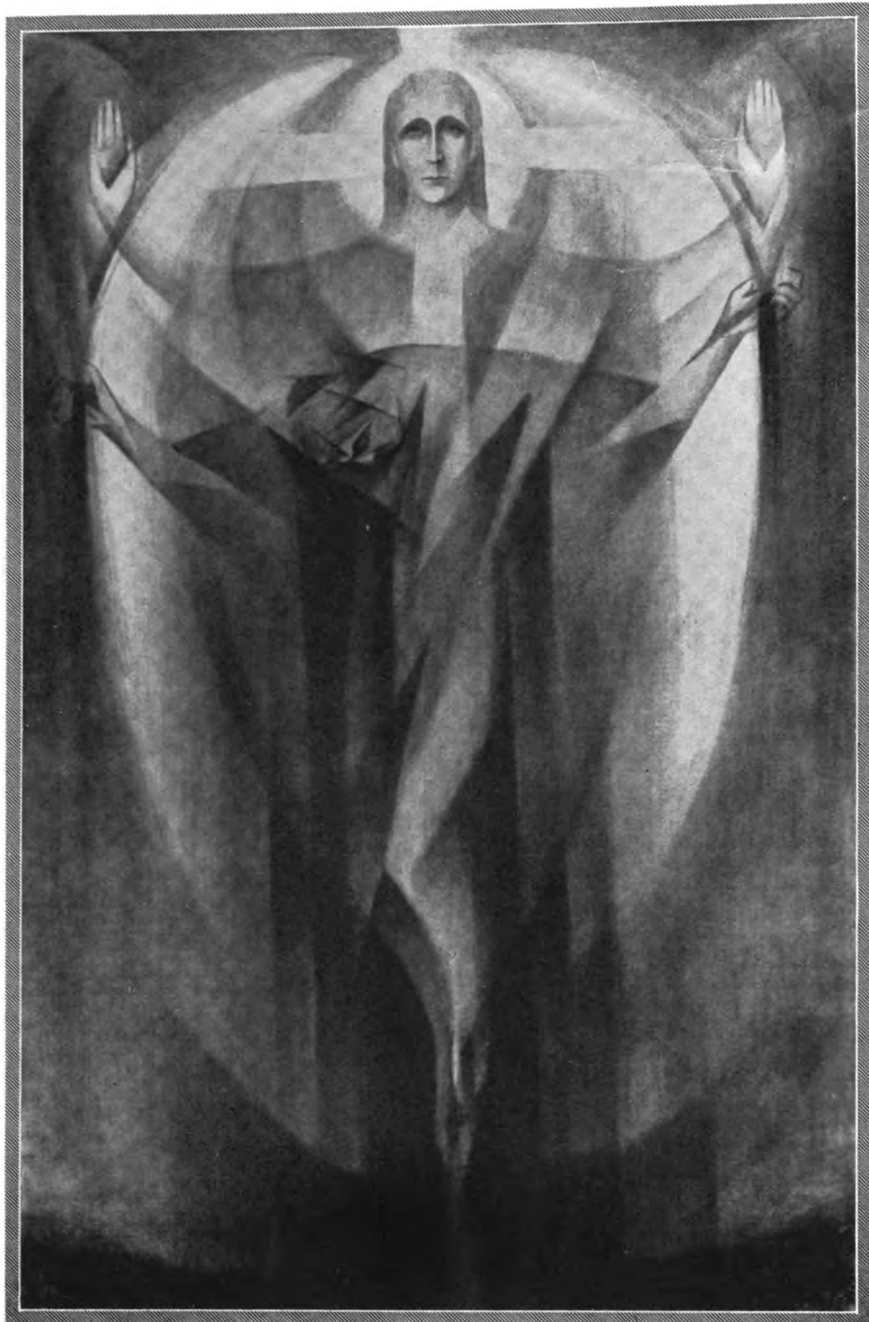


MARION

GEMÄLDE VON WOLFGANG BORN

ANTHROPOSOPHISCHE MALEREI

ZUM SCHAFFEN DES MALERS BERNHARD EYB



NACHFOLGE CHRISTI

Anthroposophie heißt Weisheit vom Menschen. Das alte Wort hat in der neuesten Zeit durch die von Dr. Rudolf Steiner begründete anthroposophische Bewegung, durch die „Geisteswissenschaft“, wie sie dieser bedeutende Mann verstand und verkündete, einen gewaltigen Sinn erhalten, indem die „Weisheit vom Menschen“ nun auch zur Wissenschaft nicht nur von den physischen, sondern auch von seelenhaften und geistigen Wesensteilen des Menschen wurde. Denn die Anthroposophie Dr. Rudolf Steiners begreift den Menschen als eine hierarchische Organisation, die vom Stoff (vom physischen Körper) bis zum niegeschauten „Ich“, als ewigem Wesenskern des Menschen, reicht. Sie begreift den Menschen als Weltenbürger, an dem bestimmte geistige Bilde- und Zerstörungskräfte teilhaben, und der sein eigentliches Leben in geistigen Welten lebt. Da sind Christuskräfte, da sind luziferische Kräfte, ahrimanische Kräfte, Michaelskräfte und andere Weltenkräfte, die Aufstieg oder Untergang, Wachstum oder Verfall des Menschen und der Menschheit bewirken. Der Wiener Maler Eyb fühlte sich zur malerischen Darstellung solcher geistigen Kräfte veranlaßt, zur Projektion solcher geistigen Prinzipien. Wenn er beispielsweise einen „Ackernden“ malt, so soll der auf dem Felde arbeitende Mensch gezeigt werden, dem sich die tierische Energie des Rindes helfend gesellt. Es sind hier also Menschen- und Tierkräfte im Zweiverein am Werke. Das soll in einer solchen spiritualen Malerei dargestellt werden. Der „Materialismus“ wird als das grimmig verhärtete Antlitz einer Wesenheit gezeigt, die spinnenhaft den Menschen ergreift und der Verhärtung zuführt, ihm gleichsam das frische Lebensblut langsam aussaugt und ihn so lebendig fossiliert. Es sterben im Menschen durch die Einwirkung des Materialismus die blühenden Energien des Glaubens, die belebenden positiven Kräfte, die Christus zu vergeben hat. Denn „Nachfolge Christi“ heißt Verwirklichung des Wortes. Der „Sonnenflug“ kennzeichnet den Freudeflug einer zum Geist befreiten Seele. Geistesmächte darzustellen, die auf den Menschen wirken: das eben ist das Wollen und das Ziel der anthroposophischen Malerei.

Max Hayek.



SONNENFLUG



DER ACKERNDE



DER MATERIALISMUS

VON DEN BÜHNEN





Lustspiel „Wiegenlied“ von Ladislaus Fodor.

Bild aus dem I. Akt mit (von links aus) Ilse Irene Hoffmann, Kurt Erlich und Richard Spethmann bei der Uraufführung im Mecklb. Staatstheater in Schwerin am 14. September. — Die deutsche Bearbeitung dieses Werkes des bekannten Verfassers von „Arm wie eine Kirchenmaus“ besorgte Siegfried Geyer.

Links:

Wieder einmal eine Eheirrung.

Szene aus der Komödie „Der Unwiderstehliche“ von den Franzosen Paul Geraldy und Robert Spitzer, aufgeführt in den Kammerspielen in Berlin. Har. Paulsen in der Titelrolle (als „unwiderstehlicher“ Henri) und Anni Mewes als Schauspielerin.
(Phot. Zander & Labisch.)



Eheschluß mit Hindernissen.

Szene aus der unlängst erfolgten Uraufführung des Lustspiels „Grand Hotel“ von Paul Frank am Württembergischen Landestheater in Stuttgart; Frau E. Pfeiffer als Glay und Ernst Waldow als Fritz Ebner.
(Phot. W. Balluff.)



Im Wettlauf der Konkurrenz.

Elisabeth Lennartz als durchgebrannte Millionärstochter Nora Ginster und Kurt Bois als fixer Kerl Bubbles in der Erstaufführung des Lustspiels „Scribbys Suppen sind die besten“ von Julius Berstl (Verfasser von „Dover-Calais“) am Komödienhaus in Berlin. Das Stück bietet eine Mischung von Wirtschaftskampf und Weltverbesserungsplänen.



Eine praktische Neuerung: Der Proben-Anzug für Schauspieler.

Am Deutschen Volkstheater in Berlin wurde diese zweckmäßige Einheitskleidung eingeführt, die dem Schauspieler große Bewegungsfreiheit und Schonung der eigenen Kleidung bietet. — (Von links aus) die Schauspieler Wangenheim, Erika v. Thellmann, Gallwitz und Nicklisch bei einer Probe zu Shakespeares „Die beiden Veroneser“.

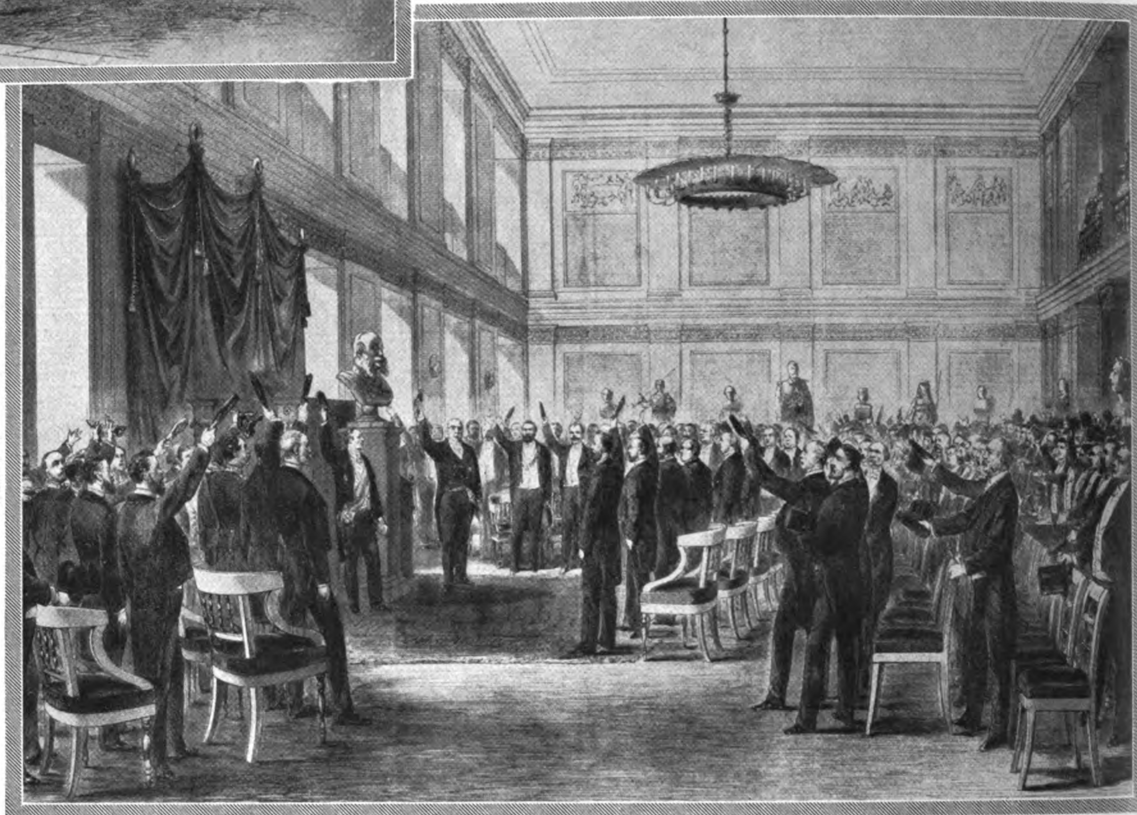
50 Jahre Deutsches Reichsgericht



Haus Ecke Goethestraße — Brühl in Leipzig, in dem das Reichsgericht bei seiner Eröffnung (1879) untergebracht wurde. (Zeitgenössischer Holzschnitt.)

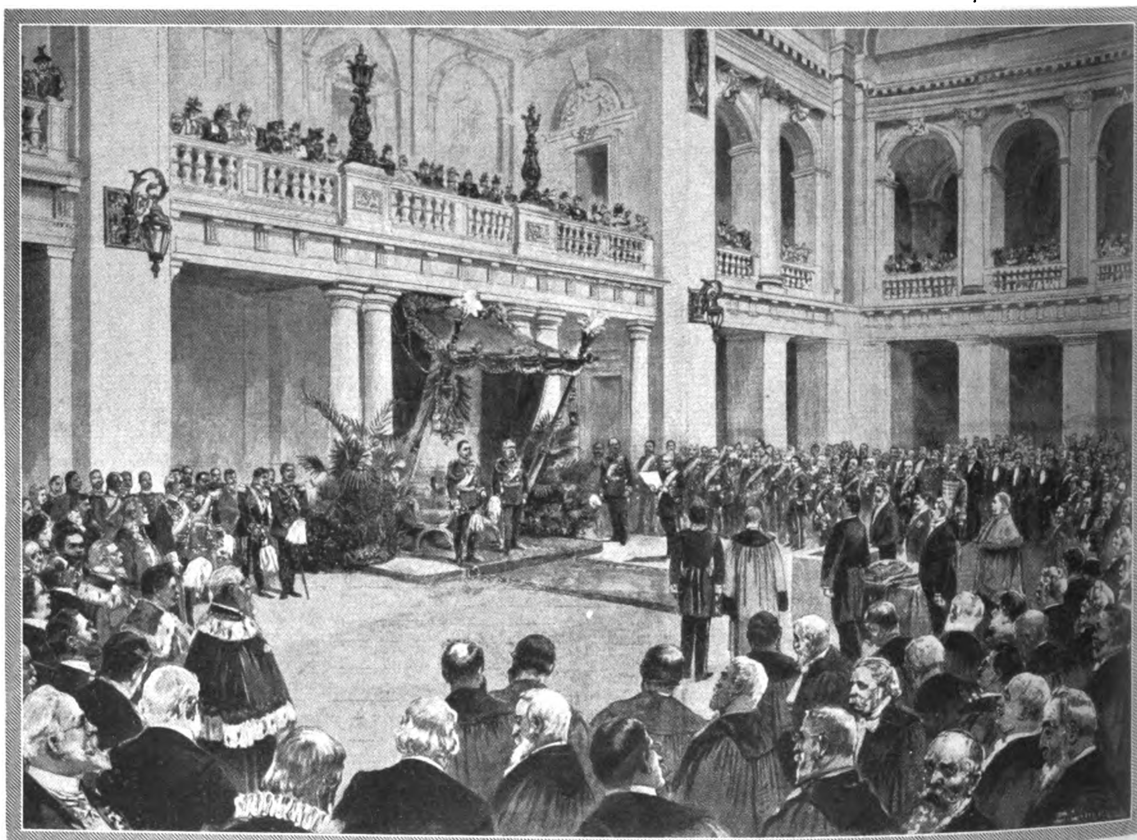


Dr. Eduard v. Simson, der erste Reichsgerichtspräsident (1879—1892).



Die Eröffnung des deutschen Reichsgerichts in der Aula der Leipziger Universität am 1. Oktober 1879: Das Hoch auf Kaiser Wilhelm I. am Schluß der Feier. (Zeichnung von F. Waibler.)

Das Reichsgericht in Leipzig besteht am 1. Oktober 50 Jahre. Die große Bedeutung des Reichsgerichts für die Rechtsprechung bringt es mit sich, daß weite Kreise des deutschen Volkes an diesem Jubiläum lebhaftes Interesse nehmen. Das Reichsgericht ist ein Symbol der deutschen Einheit. Schon im alten Deutschen Reich bestanden höchste Gerichtshöfe: der Reichshofrat und das Reichskammergericht. Mit dem alten Deutschen Reich erloschen 1806 auch die Reichsgerichte. In den Jahren 1813 und 1848 wurden zwar Versuche gemacht, einen obersten Gerichtshof für ganz Deutschland zu errichten; aber sie hatten keinen Erfolg. Waren doch die politischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen noch nicht gegeben. Erst mit der Gründung des Norddeutschen Bundes ergab sich diese Möglichkeit. Damals schon war es Leipzig, wo die Anfänge eines Reichsgerichts ins Leben traten. Die Handelskammer Leipzig machte den Vorschlag, ein Bundesoberhandelsgericht in Leipzig zu errichten. Der Norddeutsche Bund gab seine Zustimmung, weil Leipzig nicht nur als Sitz einer Universität, sondern auch als Stadt der Messen, des Buchhandels und anderer Industrie- und Handelszweige besonders geeignet erschien. Im August 1870 wurde das Bundesoberhandelsgericht in Leipzig eröffnet. Als dann 1871 das geeinte deutsche Kaiserreich erstanden war, mußte auch daran gedacht werden, einen allgemeinen obersten Ge-

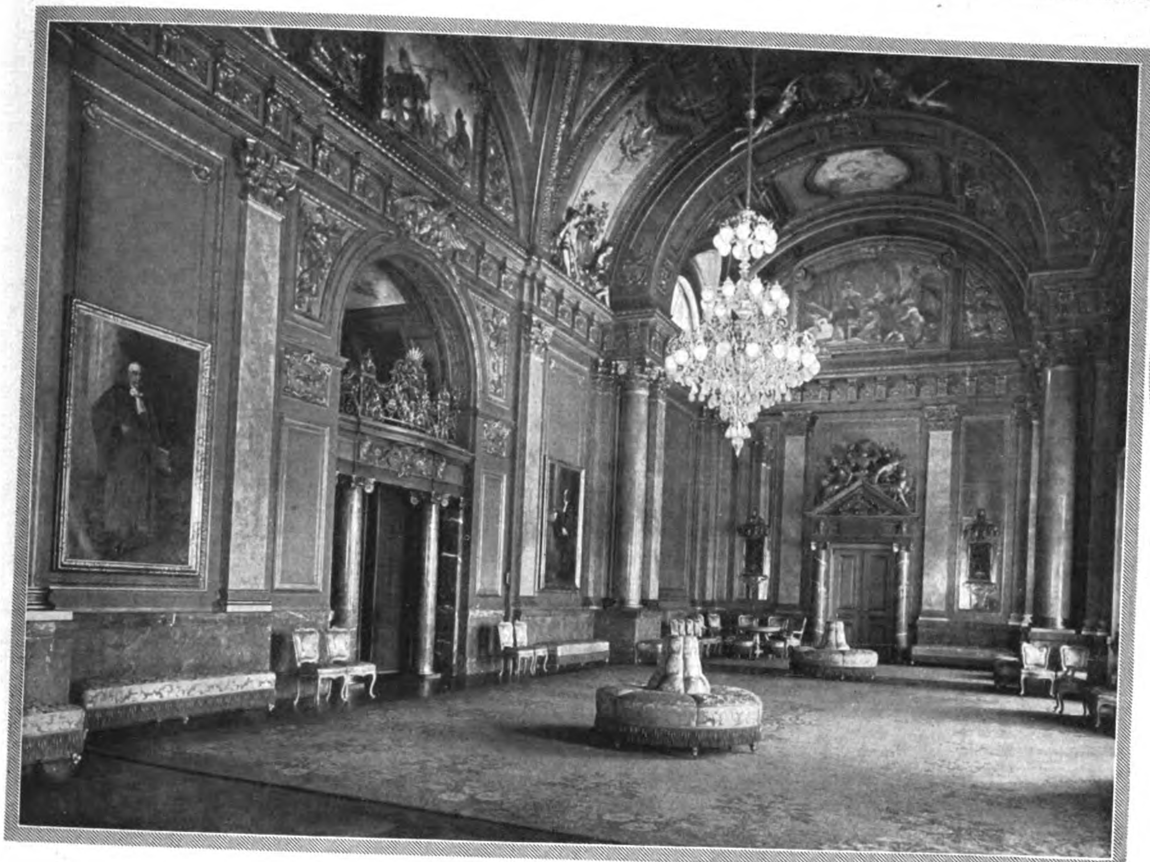


Die Weihe des Reichsgerichtsgebäudes am 26. Oktober 1895: Festfeier in der Halle in Gegenwart Kaiser Wilhelms II. und König Alberts von Sachsen. (Zeichnung von E. Limmer.)

richtshof zu schaffen. Diese Frage kam 1874 im Reichstag bei Beratung des Gerichtsverfassungsgesetzes zur Sprache. Übereinstimmung bestand darin, daß die Gründung des Deutschen Reiches auch einen obersten Gerichtshof bedingte; aber zu heftigen Kämpfen führte die Frage, welche Stadt Sitz des Reichsgerichts werden sollte. Im Bundesrat trat Preußen für Berlin ein, Sachsen für Leipzig. Sehr stark war hierbei der Einfluß Bismarcks, der auf dem gerechten Standpunkt stand, daß nicht alle Reichsbehörden in Preußen sitzen, sondern auch andere Staaten berücksichtigt werden sollten. So erhielten in der entscheidenden Sitzung im Bundesrat Leipzig 30, Berlin 28 Stimmen; und im Reichstag wurden für Leipzig 213 Stimmen, für Berlin 142 abgegeben. Am 1. Oktober 1879 wurde dann das Reichsgericht in der Aula der Universität feierlich eröffnet.



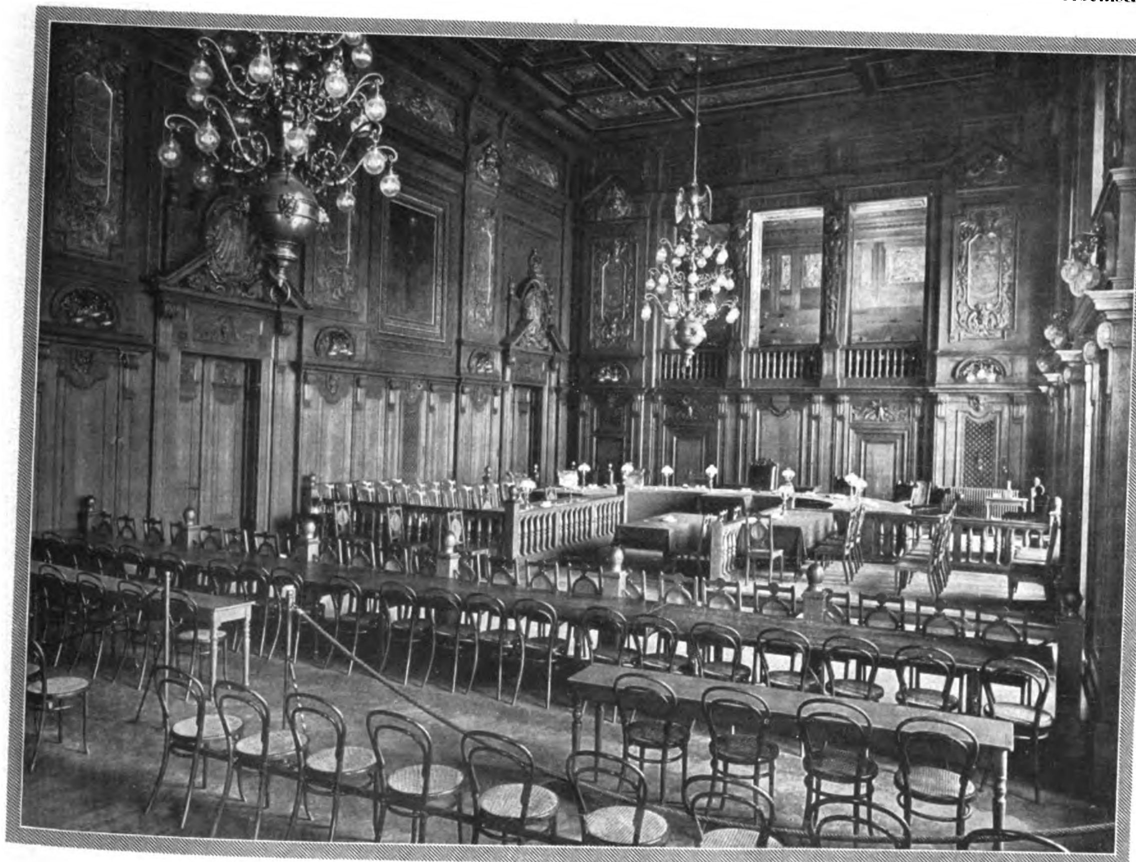
Vorderansicht des Reichsgerichtsgebäudes. (Phot. Taggeselle, Leipzig.)



Ein Raum würdiger Repräsentation: Der Festsaal in der Dienstwohnung des Reichsgerichtspräsidenten. (Phot. E. Hoenisch.)



Dr. Erwin Bumke, der jetzige Reichsgerichtspräsident (seit 13. April 1929). (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Blick in den Hauptverhandlungssaal. (Phot. E. Hoenisch.)

Zunächst wurde das Reichsgericht in dem Hause Ecke Goethestraße und Brühl untergebracht. Erst 1882 entschloß sich das Reich zum Ankauf eines Platzes südlich der Karl-Tauchnitz-Brücke. Auf diesem Platze wurde in den Jahren 1888 bis 1895 der stolze Riesenbau des Reichsgerichts nach den Plänen von Ludwig Hoffmann und Peter Dybwad erbaut und von Otto Lessing mit Figurenschmuck ausgestattet. Der weit ausgedehnte Bau mit der mächtigen Kuppel über der Mitte und der Säulenreihe des Eingangs macht einen feierlichen, weihevollen Eindruck. Der Flächenraum ist nur wenig kleiner als der des Reichstagsgebäudes in Berlin. Das neue Haus wurde am 16. September 1895 bezogen. Die Schlußsteinlegung fand am 26. Oktober desselben Jahres in Anwesenheit des deutschen Kaisers, des Königs von Sachsen und des Reichskanzlers statt.

Das Reichsgericht umfaßte bei seiner Eröffnung 5 Zivilsenate und 3 Strafsenate. Heute besteht es aus 8 Zivil- und 4 Strafsenaten. Es zählt 1 Reichsgerichtspräsidenten, 11 Senatspräsidenten und 83 Reichsgerichtsräte. Die als Staatsanwaltschaft tätige Reichsanwaltschaft setzt sich zusammen aus dem Oberreichsanwalt, 6 Reichsanwälten, 30 Oberstaatsanwälten und Hilfsarbeitern. Rechtsanwälte beim Reichsgericht sind 22 zugelassen. Erster Präsident des Reichsgerichts war Eduard v. Simson, derzeitiger Präsident ist Dr. Bumke.

Das 50jährige Jubiläum wird am 1. Oktober durch einen Festakt in der großen Halle des Reichsgerichtsgebäudes gefeiert; der Rat der Stadt Leipzig veranstaltet ein Festkonzert im Gewandhaus.

Dr. L. Stettenheim.



Ein Dorf in Flammen.
Das unter Entwicklung mächtiger Rauchschwaden wütende Schadenfeuer in der Ortschaft Wormsfelde bei Landsberg a. d. Warthe, wo vor kurzem 28 Gehöfte zerstört wurden. — Diese Aufnahme wurde uns von F. Klaus, Flugkapitän der Deutschen Lufthansa, zur Verfügung gestellt, der den Brand auf dem planmäßigen Streckenflug Breslau-Stettin aufnahm.

Direktor Robert Otto,
Begründer und kaufmännischer Leiter der Elektrizitätsgesellschaft „Sanitas", Berlin, führend in der Herstellung von elektromedizinischen Apparaten und Apparaten zur Körper- und Schönheitspflege (Original Fön), wird am 3. Oktober 70 Jahre alt.

Dr. Karl Muck,
Generalmusikdirektor, bedeutende Persönlichkeit der musikalischen Welt, Leiter der Philharmonischen Konzerte in Hamburg, Dirigent der Parsifal-Aufführungen von Bayreuth, feiert am 22. Oktober seinen 70. Geburtstag.



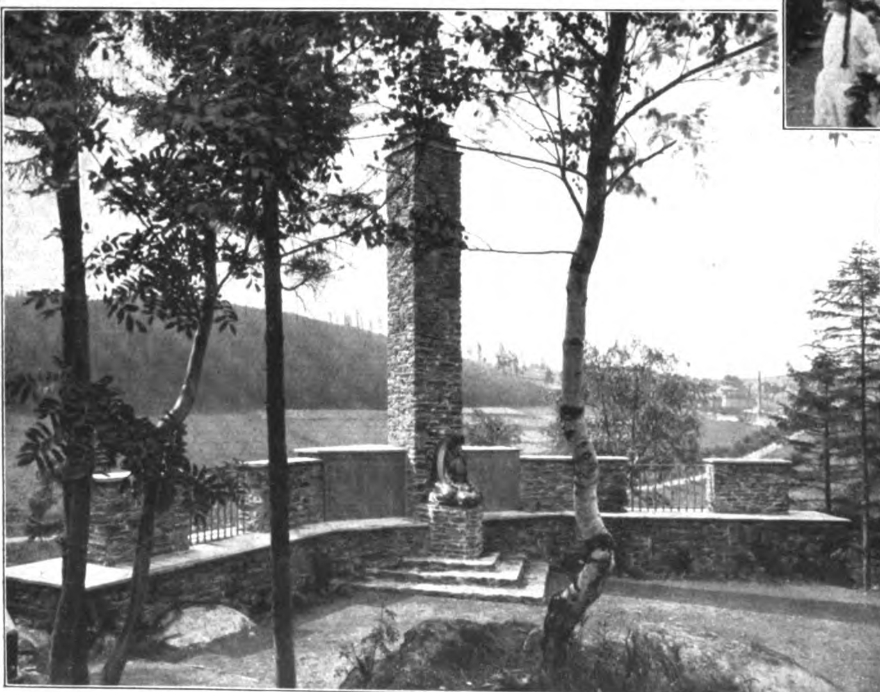
„Graf Zeppelin" begrüßt seinen heimkehrenden Führer.
Das Luftschiff über dem Hapag-Dampfer „New York", auf dem Dr. Eckener aus Amerika zurückkehrte (17. September).



Links:
Sie können am besten tanzen.
Fred Hawthorn und Fräulein Charlotte Hepprich, die Sieger des Tanzturniers in Baden-Baden, die als bestes Tanzpaar Deutschlands den ersten Preis erhielten.



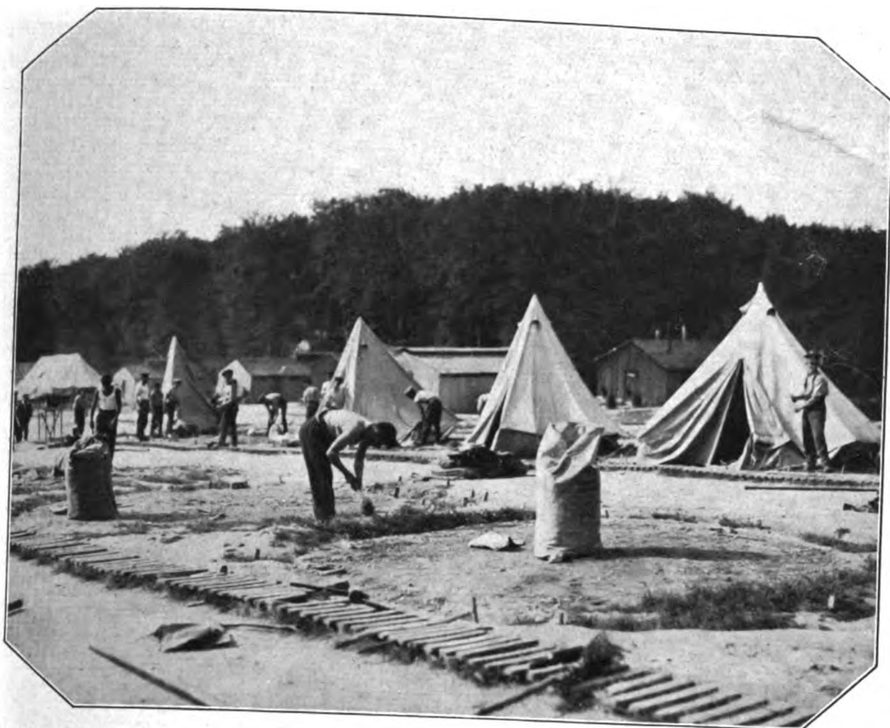
Hildegardisfest in Bingen
zum 750. Todestag der heiligen Hildegard von Bingen (vgl. unseren Beitrag in Nr. 4409). — Die Festprozession (15. Sept.) mit den Reliquien der heiligen Hildegard.



Links:
Das neue Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkriegs in Grünhain (Sa.).
Das vom Militärverein gestiftete Denkmal wurde von Bildhauer Bruno Ziegler, Chemnitz, entworfen.

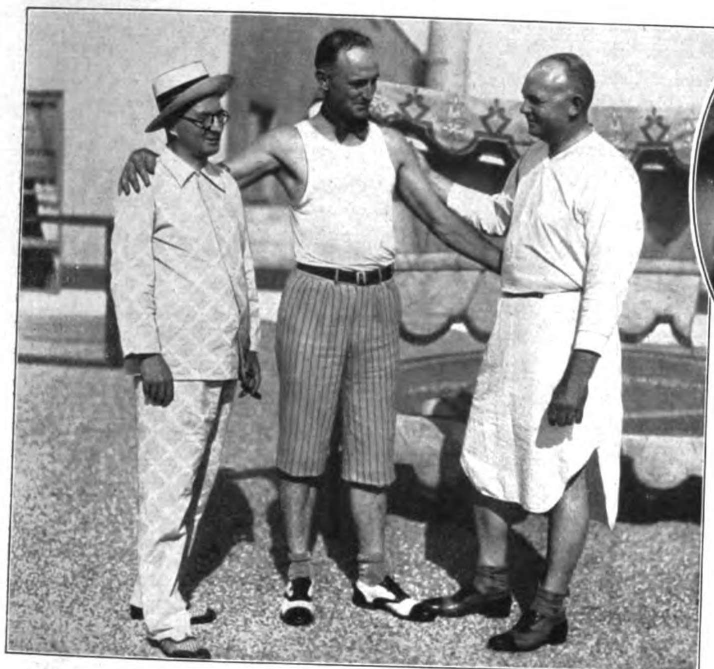


Rechts:
Die schönste Rothaut.
Die indianische Schönheitskönigin Rosie Grinnel aus Topeka, die bei dem Schönheits-Wettbewerb auf dem Jahrmarkt in Mayetta (Kansas) preisgekrönt wurde. — Sie ist eine Vollblut-Indianerin aus dem Stamm Pottawatomie und war eine Schülerin des Indianer-Instituts von Haskell.





Endlich ein Anfang zur Rheinlandräumung.
Links: Abbrechen von „Camps“ englischer Truppen in den Taunuswäldern bei Wiesbaden.
Rechts: Good-bye, Germany! — Soldaten der englischen Garnison in Königstein bei Wiesbaden beim Verpacken von Heeresmaterial.



Werden die Herren im nächsten Sommer so herumlaufen?
Diese drei zeigen, wie die künftige Männertracht aussehen soll. Sie gehören einem amerikanischen Verein an, der die bisherige Herrenmode reformieren will.



Paul Rosenhayn,
bekannter Schriftsteller, Verfasser hauptsächlich von kriminalistischen Romanen, † am 11. September im Alter von 51 Jahren.
(Phot. Atelier Jacobi.)



Dr. Hugo Bach,
Geheimer Sanitätsrat, früher in Bad Elster, jetzt im Ruhestand auf dem Weißen Hirsch in Dresden lebend, feierte am 22. September seinen 70. Geburtstag. Er wies als erster auf die Bedeutung der ultravioletten Strahlen für die Heilpraxis hin.
(Phot. G. Klemm, Dresden - W. H.)



Dr. Carl Linz,
Reichsgerichtsrat, der beim Deutschen Richtertag in Köln zum Präsidenten des Deutschen Richterbundes gewählt wurde an Stelle des langjährigen Präsidenten, Senatspräsidenten Dr. Reichert (13. September).



Unruhe über dem „Gelobten Lande“.
Polizei-Verhör festgenommener Araber, die verdächtigt sind, mit den immer noch andauernden Unruhen in Palästina in Verbindung zu stehen.



Eine neue Waffe für den Zukunftskrieg.
Einmann-Tanks bei den Herbstmanövern des englischen Heeres bei Salisbury.

Wissen und Leben

Wie das Eichhörnchen die Nüsse benagt.

(Hierzu untenstehende Abbildungen.)

Eichhörnchen können sich sehr rasch erregen und in Wut geraten. Wird man bei solcher Gelegenheit in den Finger gebissen, dann kann man drei Bißwunden unterscheiden, von denen zwei leichtere nebeneinander sind und eine dritte, stärker blutende und tiefere wie auch größere gegenüber liegt. Das überrascht zunächst jeden, der da weiß, daß das Eichhörnchen als echtes Nagetier oben und unten zwei meißelförmige Schneidezähne besitzt. Entweder müßte man meinen, man bekäme mit einem Biß zwei und zwei Wunden oder auch eine und eine. Woher dann die dritte? Ich nahm mein Tierchen am Genick und legte es auf den Rücken, wobei ich ihm — und das muß natürlich geschickt gemacht werden — die Unterlippe leicht herunterdrückte. Obwohl das für das Hörnchen völlig schmerzlos ist, nimmt es die Sache doch sehr übel auf und will beständig beißen. Wir aber haben bei dieser Gelegenheit etwas Wichtiges beobachten können, nämlich wir sahen, wie das erregte Wesen seine beiden unteren Nagezähne ungefähr so spreizte, wie etwa unsere beiden Zeigefinger auseinandergehen, wenn wir sie Knöchel an Knöchel hart aneinanderlegen. Lassen wir das Tierchen wieder los, dann kehren die Zähne wieder in ihre normale Lage zurück. Am Skelett aber und noch mehr am frischen Präparat kann man ohne weiteres die verschiedenen Stellungsmöglichkeiten ersehen. Diese werden durch einen eigenen Muskel, der die beiden Unterkieferäste verbindet, herbeigeführt, und so entstehen die Ruhe-, die Angriffs- und die Sprengstellung. Letzterer Ausdruck deutet auf die Funktion des Aufsprengens von Nüssen hin, und tatsächlich bewirkt der Muskel indirekt auch diese mit. Die beiden vorn aneinandergepreßten Unterzähne passen genau in das genagte Loch. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß in Wut, beim Beißen und beim Nagen von harten Gegenständen vor allem auch die Unterzähne weit auseinanderweichen (Zeigefingerstellung); die Normalstellung ist die mittlere und die Sprengstellung die engste. Steckt man einem wütenden, auf den Rücken gelegten Tierchen rasch eine Wachsnuß ins Mäulchen, dann sieht man am Zahnabdruck genau, wie weit die Zähne auseinanderstanden, denselben Versuch kann man mit einer Möhre machen. Von ungefähr tausend Hasel- und Walnüssen, die ich von einem meiner Eichhörnchen teils in geöffnetem, teils in halbgeöffnetem oder nur angenagtem Zustand untersucht habe, fand ich, daß das Tierchen durchaus nicht nach einem Rezept arbeitet, vielmehr kommt es auf die Nuß an, und es stellt sich dann von Fall zu Fall verschieden ein. Da sehen wir Nüsse, die nach einem kurzen Nagen einfach wie mit einem Brecheisen aufgebrochen werden. Dann wird der Inhalt mit den unteren Zähnen nach und nach herausgeholt. Diesem Fall steht ein anderes Extrem gegenüber — es gibt nämlich verschiedene Übergänge — die Nuß wird mit größter Kunstfertigkeit aufgemacht. Sie wird senkrecht zum Grat — das ist der Gegenpol zur Narbe, wo die Nuß seinerzeit in der grünen Fruchtschale stak — benagt. Das geschieht auf die Weise, daß die Oberzähne jenseits dieses Grates angesetzt werden und die unteren senkrecht zum Grat heftig zu arbeiten beginnen. So entsteht allmählich eine kleine Rinne zur Gratspitze hin. Inzwischen wird die Nuß wiederholt und mit größter Geschwindigkeit gedreht und an gleicher Stelle bearbeitet und sofort gedreht und unter denselben Ansatzbedingungen der Zähne auf der anderen Seite weiterbearbeitet, bis sich die beiden Rinnen in Nähe der Spitze treffen und ein Loch entsteht. Von hier aus wird dann wahrscheinlich durch Einsatz der Oberzähne die Nuß geöffnet. Wie man nun an den Schalen sehen kann, haben die unteren Zähne verschiedene Spuren hinterlassen, größtenteils haben sie bei der Arbeit wie ein Meißel, ein Zahn gewirkt, sie haben die Sprengstellung angenommen. — Viele Nüsse werden am Grat von allen Seiten benagt usw. Bei Walnüssen kommt es häufig auf irgendein Ausfeilen von Vertiefungen, Aufbrechen oder Hereinnagen von Löchern an, um zu dem Kern zu gelangen. — Ist es übrigens nicht merkwürdig, daß wir heute noch nicht genau wissen, welchen Anteil die Oberzähne am letzten Knacken der Nuß haben?

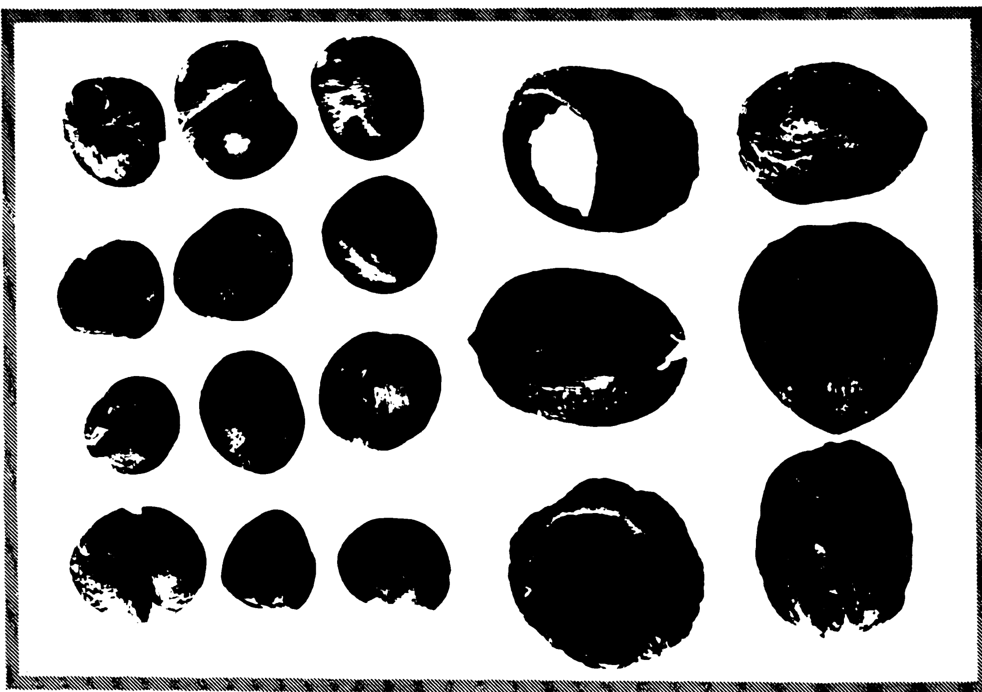
Prof. Dr. Bastian Schmid.



Der Chinese will seinen Tee in Ruhe genießen: Teehaus in Schanghai mit Zickzackbrücke, um den Geistern den Zugang zu erschweren. (Phot. Lily S. Krug.)

Eine wichtige chemische Entdeckung.

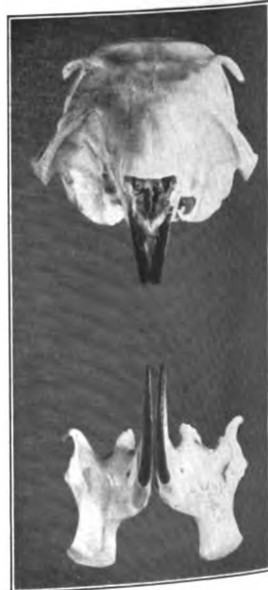
Bereits zu Beginn dieses Jahres konnten die beiden deutschen Chemiker Prof. Bonhoeffer und Harteck vom Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie in Berlin-Dahlem über ein wissenschaftlich hochinteressantes Ergebnis berichten, das sie bei der genauen Untersuchung des Wasserstoffs erzielten. Vorweg sei bemerkt, daß, entgegen den Meldungen der Tagespresse, dieser Entdeckung keineswegs eine praktische Bedeutung zukommt, und es vollkommen abwegig ist, auf Grund dieser Forschungen nun von einer Umwälzung auf technischem Gebiet im Hinblick auf die Erzeugung bzw. die Verwendung von Wasserstoff zu sprechen, obwohl gerade dem Wasserstoff in der chemischen Industrie eine außergewöhnliche Rolle (Stickstoffgewinnung aus der Luft, Kohlehydrierung zwecks künstlicher Benzingewinnung usw.) zukommt. — Es ist dem Chemiker bereits seit langem eine geläufige Tatsache, daß manche Elemente in verschiedenen Modifikationen vorkommen, dabei aber das gleiche Atomgewicht aufweisen, sich allerdings in ihrem physikalischen Verhalten recht erheblich unterscheiden können. So kennen wir beispielsweise seit langem das Element Kohlenstoff in seinen Formen Graphit, Kohle, Diamant. Der bekannte Schwefel ist uns gleichfalls in verschiedenen Modifikationen, die sämtlich ihre Existenzfähigkeit in bestimmten Temperaturgebie-



Haselnüsse und Walnüsse, von einem halbjährigen, einheimischen Eichhörnchen benagt.

Die ersten drei linken Reihen geben einer sehr hartschaligen, großen Sorte angehörende Haselnüsse wieder. Von unten nach oben: Erste Reihe: Nuß 1, 2 und 4, nicht voll geöffnet, Kern herausgefressen, 1 tief gefurcht, 2 und 4 starke Gratbenagungen. Zweite Reihe: Nuß 4 zeigt selten vorkommende, tiefe Furche vom Grat bis in die Narbe hinein. Dritte Reihe: Nuß 1 ist ein typischer Fall zweier Sprengfurchen in einer Geraden. Von dem oben befindlichen Loch aus wird die Nuß geöffnet; Nuß 2 typischer Fall der Benagung mit gespreizten Zähnen links vom Grat und Nuß 4 seltener Fall der Benagung in Richtung der Narbe. — Die Walnüsse der ersten Reihe sind zum Teil aufgebrochen. Löcher eingeschnitten. Zweite Reihe: 1. Schwere Arbeit einer Furchung: die Nuß konnte nicht geöffnet werden. 2. Inmitten der Nuß ist eine Öffnung gesägt. 3. Tiefe Furchung; der Kern wurde herausgeholt.





Links: Unterkiefer eines einheimischen Eichhörnchens mit den beiden Schneidezähnen in Sprengstellung (oben) und Angriffsstellung. — Rechts: Schädel eines russischen Eichhörnchens: Die oberen und die unteren Schneidezähne. Letztere in Ruhestellung.

Die Nagezähne des Eichhörnchens und ihre Opfer.

(Zu dem Beitrag auf dieser Seite.)

ten haben, bekannt. Auch das Metall Zinn kennen wir in verschiedenen Modifikationen, die dadurch interessant sind, daß die eine bei niedrigen, aber noch über dem Nullpunkt liegenden Temperaturen sich manchmal plötzlich bildet, und zwar an wertvollen alten Zinngegenständen wie Orgelpfeifen, Zinnkrügen usw. Diese werden von der sehr gefürchteten, ganz treffend als Zinnpest bezeichneten Krankheit befallen, in der weiter nichts zu erblicken ist als der Übergang des Zinns aus der allen bekannten Modifikation in eine andere, eben als Zinnpest bezeichnete. Die Wahrscheinlichkeit, daß solche verschiedene Modifikationen auch bei zahlreichen anderen Elementen, wenn nicht bei allen, unter extremen Temperaturverhältnissen bestehen, ist nicht von der Hand zu weisen, und den erwähnten deutschen Forschern ist es gelungen, derartige verschiedene Modifikationen beim bekannten, zur Zeppelinfüllung und vielen anderen technischen Zwecken verwendeten Wasserstoff nachzuweisen, und zwar vorläufig zwei Modifikationen, die als Ortho- und Para-Wasserstoff unterschieden werden. An dieser Stelle kann nicht beschrieben werden, wie diese Feststellungen gelungen sind; es sei aber darauf hingewiesen, daß die verschiedene Wärmeleitfähigkeit der beiden Modifikationen des Wasserstoffs zum Nachweis herangezogen werden kann. Bei normalen Temperaturen kommen auf 1 Teil Parawasserstoff 3 Teile Orthowasserstoff; bei Erniedrigung der Temperatur bildet sich aus dem Orthowasserstoff Parawasserstoff, so daß bei der Temperatur der flüssigen Luft das Verhältnis 1 zu 1 ist. Durch katalytische Beschleunigung mittels aktiver Kohle kann man die Bildung der Paraverbindung aus der Orthoverbindung stark beschleunigen. Bei der Temperatur des flüssigen Wasserstoffs als Kühlmittels (— 253 Grad C) verwandeln sich unter dem katalytischen Einfluß der aktiven Kohle 99 Prozent der Orthoverbindung in die Paraverbindung, man erhält also praktisch reinen Parawasserstoff; allerdings ist es nicht gelungen, reinen Orthowasserstoff zu erhalten. Der bei tiefer Temperatur gewonnene Parawasserstoff verwandelt sich, wenn man ihn auf normale Temperaturen bringt, in wenigen Tagen wieder in das Ausgangsgemisch von 1 Teil Parawasserstoff und 3 Teilen Orthowasserstoff. Bei hohen Temperaturen (+ 900 Grad C) geht diese Umwandlung des Parawasserstoffs in das Gemisch von Ortho- und Para-Wasserstoff 3:1 ganz plötzlich vor sich. Es bleibt zu erwarten, daß diese höchst bedeutsamen Untersuchungsergebnisse dazu beitragen werden, daß man auch unterschiedliche Modifikationen anderer Elemente, wie des Chlors, Sauerstoffs usw., auffinden wird. Dr. F.

DIE LEUTE DER SANKT ANNA

(SCHLUSS VON SEITE 428.)

Er muß handeln. Irgendwie. Er ist jetzt der Führer und will seine Macht nicht mehr preisgeben. Wie einen Ball schleudert ihn ein Sturmstoß über die Planken, daß er aufheult vor Wut.

„Wo ist der Kapitän?" ächzt er. „Wo?"

Und greift nach dem Hammer, den er beim Sturze verlor.

Da sieht er Denissow aus Alexandrownas Kabine herauskommen. Der Harpunier beachtet die Männer an Backbord nicht. Er hat schwer gegen den Sturm zu kämpfen, der ihn umheult, tastet sich tiefgeduckt an der Reling entlang und verschwindet.

„Denissow!" schreit Ponomarew.

„Habt ihr das gesehen?"

„Er war bei dem Mädchen!"

„Ist es so?"

„Schuft."

„Er ist uns zuvorgekommen!"

„Alexandrowna Schdanko!"

Die drei Männer brüllen sich an, aber keiner versteht, was der andere ruft, doch sie denken das gleiche.

Schachnin überlegt. Jetzt weiß er, daß der Harpunier bei der Plünderung nicht dabei war. Keiner hat ihn vermißt.

„Kommt herauf!" schreit der Matrose. „Kommt sofort herauf!"

„Willst du auch noch mit den anderen teilen?" verhöhnt ihn Ponomarew.

„Ah!"

Unbändig ist Schachnins Wut. Denissow hat ihn betrogen. Das Beste ist ihm entgangen. Das Allerbeste, während man sich mit Rum betrank.

Und er ist der Führer. Der Führer kommt immer zuerst.

Wie ein Stier stürzt er zu Alexandrownas Kabine.

Sie ist verriegelt.

Schachnin wartet nicht lange auf Antwort. Mit dem Hammer zerschmettert er die Planken der Tür.

Die beiden Gefährten drängen hinter ihm nach.

Ein kurzer Knall durch die Stille, wie wenn eine Eisader springt. Oder war es ein Schuß?

Er verhallt im Orgeln des Sturms.

*

Die vier Hunde an Land heulten die ganze Nacht. Was ist mit den Menschen an Bord geschehen, daß sie so wenig wachsam sind? Ihnen droht doch Gefahr! Haben sie denn keine Witterung? Nur Lissa hat mit langen Klagelauten geantwortet, aber niemand ist gekommen, nach den Tieren zu sehen.

Man hat sie vergessen.

Mit Eisschauern kommt der Sturm von Norden aus seinen Einsamkeitsverstecken. Jetzt ist er wieder an der Macht und beginnt sein grausames Spiel. Den ganzen Himmel überzieht er mit stählernem Blau, in dem die Schneekristalle wie Funken blitzen. Er wuchtet über massige Quader aus Eis und zerstäubt sie zu nichts. Der Boden

bebt unter seinem Frostatem. Weh allem, was sich ihm in den Weg stellt!

Da liegt sie noch immer, die hölzerne Barrikade des Schiffs, fest und unerschüttert und so oft schon mit wuchtigen Stößen gerammt.

Menschenwerk! Menschenwerk!

Einmal muß sie doch stürzen.

Einmal. Endlich.

Mit einem einzigen Prankenschlag wird die Takelage zerfetzt. Der Mastbaum zerknickt. Aber der Schiffsleib, von allen Seiten vom Eise umklammert, zittert nur und bewegt sich nicht.

Eine unbezwingbare Festung.

Jeder Ansturm ist vergeblich.

Da zersprengt der Orkan mit stärkster Wucht alle Fesseln und schlägt vom See her eine breite Narbe ins Packeis. Messerscharf zerschneidet er den Eispanzer bis zur Tiefe. In den klaffenden Spalt, gewaltig wie ein Gebirgstal, schäumt milchig das Wasser, reißt das Badehaus und die Magazine nieder und überstrudelt sie mit zackigen Blöcken. Die Hunde, noch immer angepflockt, treiben auf einer kleinen Scholle an den zerschmetterten Booten vorbei.

Wie durch ein Wunder sind sie gerettet und nicht zermalmt.

Pjotr, in sinnloser Furcht, reißt den gelockerten Pfahl zur Seite. Jetzt sind die Tiere frei, doch immer noch durch die unzerreißbaren Riemen aus Seehundsfell aneinandergebunden.

Pjotr versucht, sich ins Wasser zu stürzen, um schwimmend das feste Eis zu erreichen. Sein Instinkt sagt ihm, daß er verloren ist, wenn er das Schiff aus den Blicken verliert.

Futter, Wasser, Rettung, alles Gute kommt nur von den Menschen. Die Kameraden folgen ihm nicht. Sie winseln und heulen vor Angst.

Wassertretend, müht er sich vergeblich, von der schwankenden Scholle freizukommen, doch der gestraffte Riemen drosselt ihm die Kehle. Die drei anderen Hunde zusammen sind stärker als er. Er muß japsend zurück auf die treibende Insel, streckt sich durchnäßt, frostschauernd und müde aus, den klugen Kopf schiffwärts gerichtet.

Hochauf ragt der mächtige Leib der St. Anna, an der Steuerbordseite von der Packeisumklammerung frei, mit der Backbordseite wie an die steile Kristallwand genagelt und über der Tiefe schwebend.

Jeden Augenblick muß er niederschmettern. Seine Planken ächzen und knarren.

Und die Menschlein irren ziellos, wehrlos an Deck hin und her.

Sie haben keine Zeit, an die Hunde zu denken und ihnen zu helfen.

Sie sind selbst in Todesnot.

Da löst sich der Rumpf vom Eise und fällt wie ein Stein. Schräg mit dem Bug voran, daß die Flut weißschäumend aufsteigt.

Die St. Anna schwimmt kurze Zeit, neigt sich, verschwindet und taucht wieder auf, in die Höhe gepreßt. Ein splitterndes Wrack mit zerbrochenen Rippen. Wie eine Riesenfaust, die einen kleinen Vogel zermalmt, greift etwas nach ihm und zerstört es völlig.

Von allen Seiten treiben wirbelnde, kenternde, herangeschleuderte Eisblöcke zu neuer Umklammerung, je mehr der Flutspalt sich wieder schließt, wuchten sich empor zu Gipfeln und tragen das geborstene Schiff.

Der Sturm treibt Schneewälle auf und beginnt ihm das Grab zu hügeln.

Die Tragödie der St. Anna geht zu Ende. Die Natur hat das Spielzeug der Menschen besiegt.

Mit der anbrechenden Nacht wird es still. Totenstill. Nur die verlassenen Hunde heulen bis zum Dämmern. Wie leblos und ohne Farben das Land doch geworden ist, das nicht mehr erwacht! Der fahle Schein am Himmel wird immer schmaler. Halbdunkel erfüllt den unermeßlichen Raum.

Die Tiere hungern und dürsten.

Drei Tage und vier.

Ihre Kräfte schwinden. Auch Pjotr, der doch der stärkste ist, vermag sich nicht mehr zu erheben. Er ist am Erfrieren.

Nur eine kurze Strecke trennt ihn vom Schiff, das der Tod überfiel. Aber um es zu erreichen, müßte er wenigstens kriechen können, doch seine bleischweren Glieder lösen sich nicht mehr vom Eis.

Dicht neben ihm liegt Kalmück, erstarrt, mit gebrochenen Augen. Pjotr sieht es von der Seite. Den Kopf kann er nicht mehr drehen. Schleier rieseln vor ihm nieder wie Schnee. Sein Atem geht schon kurz und schmerzend. Da hat er noch eine Vision.

Etwas Unbegreifliches geschieht.

An Bord der St. Anna bewegt sich etwas. Ein Mann.

Es ist noch Leben im Schiff.

Ja, ein Mann schreitet langsam, fast taumelnd über das Deck und klettert herab aufs Packeis. Bleibt stehen und wartet hilflos.

Er ruft.

Pjotrs leises Winseln erstickt.

Er hört es nicht.

Der Mann, in Pelz vermummt, kommt langsam, mühselig daher. Er ist der einzige Überlebende von dreizehn, der „Greis" Anissimow, mit den blinden Augen. Ein blinder Mann marschiert über das Eis ins Dunkel hinein und nach Norden. Immer nach Norden.

Er hat wohl sein Ziel und wendet sich keinmal um.

Staubschnee verweht seine Spuren.

IM ZAUBER DES ZIRKUS

(SCHLUSS VON SEITE 425.)

Wenn auch die ersten Kunstreiter Engländer waren, so stand die erste Zirkusmanege doch in Paris. Der englische Reiter Jacob Bates errichtete 1767 einen kleinen Rundbau, den er „Cirque équestre“ nannte. Ein Zirkusprogramm dieser Zeit ist immerhin sehr interessant: 1786 hatte der Kunstreiter Astley in Paris einen Zirkusbau errichtet, in dem er ein Programm von neun Nummern in zwei Teilen abwickelte. Davon waren vier Pferdenummern, außerdem gab es ein klavierspielendes Wunderkind, einen seiltanzenden Affen, dressierte Hunde, einen Tanz mit lebenden Bildern und zum Beschluß natürlich eine Pantomime. Pantomimen, in denen später Renz, Schumann und Busch in Deutschland Meister werden sollten, sind erst in letzter Zeit von revueartigen Balletten abgelöst worden, die sich allerdings nicht ganz stilecht in den Rahmen eines Zirkusprogramms einfügen. Hans Stosch-Sarrasani war in dieser Beziehung richtunggebend. Die Geschichte des Zirkus nennt eine ganze Reihe großer Namen. Die Franconi, Gautier, Léjars, Loisset in Frankreich, die Ducrow, Sanger in England, die Robinson, Barnum, Ringling in Amerika, die Wollschläger, Renz, Carré, Wulff, Schumann, Busch, Althoff, Sarrasani, Hagenbeck, Schneider, Krone, Kreiser und wie sie noch heißen, in Deutschland — sie alle repräsentieren ganze Zeitalter der großen Massen-Unterhaltung.

Am deutschen Zirkushimmel leuchtet der Name Renz in besonders hellen Lettern. Er ist der Vorläufer der großen Riesenunternehmen, die heute bestehen. Renz ist in seinem Leben von ungeheuerem Glück begünstigt gewesen, schon von den Tagen an, als seine Gesellschaft nur aus seiner Frau Antonetta, einer Stehendreiterin, dem Ehepaar Wilhelm und Kätchen Carré und dem Ehepaar Salomonsky bestand, zu denen sich noch die Brüder Schumann und dann „Mlle. Adeline“ = Friederike Krause aus Eisenach, eine außerordentlich wagemutige Springpferdreiterin, gesellten. Renz hat in späteren Jahren den Beifall von Hunderttausenden in Berlin einheimsen können, da seine Familienmitglieder nicht nur in immer hervorragenderen Leistungen das Publikum entzückten, sondern er selbst auch ein glänzender Organisator war. Hier erstehen nun in der Erinnerung all die Geschichten der berühmten Schulreiterinnen, die Fürsten in den Zirkus lockten und als Gräfinnen starben.

Die großen Zirkuspantomimen, die hervorgegangen waren aus den equestrischen Balletten der Reitertruppen (etwa „Der Tod des Kapitäns Cook unter den Wilden von Otahaiti“, „Fra Diavolo“, „Mazeppa“, „Der Vorposten von Ostrolenka“), wurden durch Renz vollkommen umgestaltet, denn er fand, daß sich unter seinen Reitern, Akrobaten und Clowns recht brauchbare Pantomimendarsteller befanden. Da waren „Aschenbrödel“, der berühmte „Karneval auf dem Eise“, „Julius Cäsar“, „Bacchus und Gambrinus“ und vor allem „Die lustigen Heidelberger“, vom Hofballettmeister August Siems erdacht, die am 13. April 1890 zum 1000. Male gegeben wurden! Hier trank der Oberstallmeister Ackermann stets ein riesiges Glas Bier aus — allerdings nur scheinbar, denn das Ganze war ein Zaubertrick. Um die neunziger Jahre kam die „Wasserpantomime“ aus Paris mit der Devise „Zirkus unter Wasser“. Sosehr sich Renz erst gegen diese neue Mode sträubte, stellte er schließlich mit der Wasserpantomime „Auf Helgoland“ alles bisher Dagewesene in den Schatten.

Von dieser alten Tradition sind heute nur noch Reste vorhanden, aber die alten Artisten schwärmen noch immer von den Zeiten, die Pantomimen brachten. Den deutschen Zirkusunternehmer hat, im Gegensatz zu dem Amerikaner, stets ein gewisser Idealismus geleitet, der den Begriff Kunst über den Begriff Geschäft stellte. Wer erinnert sich nicht noch an Barnum & Bailey, die auch Europa überraschten — ein Unternehmen, das jetzt den Ringling Brothers gehört. Es zählt heute etwa 1600 Angestellte, 800 Artisten, 700 Pferde, 1000 exotische Tiere. Barnum hatte seinem Zirkus nicht nur eine Menagerie, sondern auch eine sogenannte „Side-Show“ angegliedert, ein Museum lebender Abnormitäten, das zusammengewachsene Menschen, Riesen und Zwerge und andere Sehenswürdigkeiten umfaßte. Diese Spezialität scheint jetzt wieder aufzuleben.

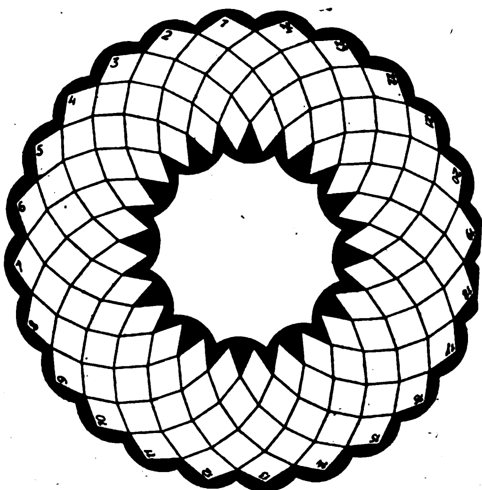
In Deutschland repräsentieren heute Krone und Sarrasani die größten und umfangreichsten Unternehmen. Auch sie haben schwer mit den wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Wer da sagt: „So etwas paßt nicht mehr in unsere Zeit“, dem sei die Tatsache entgegengehalten, daß der Mensch seit Anbeginn, so hoch auch seine Kulturen jeweils gewesen sind, „panem et circenses“, das tägliche Brot und das Schau-Spiel, immer als die beiden Faktoren hingestellt hat, die er zum erträglichen Leben braucht. Das zirzensische Spiel läßt sich durch Gesetze, durch technische Konkurrenzen, durch Nichtachtung seitens der Behörden bestimmt nicht töten, dafür sorgt in erster Linie auch der zähe Lebensmut, die unermüdliche Arbeitskraft des „Fahrenden Volkes“ das es verstanden hat, sich im Laufe der Jahrhunderte von einem zigeunerhaft vagabundierenden Gesindel zu einem hochachtbaren, ehrlichen Erwerbsstand emporzuarbeiten.

Und wenn wir heute, abseits der großen Städte, auf der Landstraße noch dem kleinen grünen Wägelchen, der Maringotte, begegnen, das das Schulpferd zieht und der „Herr Direktor“ lenkt, dann sollten wir seinen Spuren folgen und eine Vorstellung im nächsten Dorf besuchen — mit Bestimmtheit geht unser anfängliches Lächeln über in ein ehrliches Staunen vor solchem tapferen Lebenskampf, der keinen Unterschied macht zwischen würdiger und unwürdiger Arbeit, dessen Anerkennung letzten Endes nur in dem Beifall der Zuschauer besteht, der so rasch verhallt . . .

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel „Ideal".



Jeder Buchstabe jedes Wortes ist gekreuzt.

Wagerecht (in der Schriftlage der Ziffern): 1 Fangvorrichtung, 2 berühmter französischer Tragöde, 3 inneres Organ, 4 Kapitalertrag, 5 Gefolgschaft, 6 Singvogel, 7 Gesichtsfarbe, 8 Nebenfluß der Aller, 9 Schmuckgegenstand, 10 Geflügeltier, 11 moderne technische Errungenschaft, 12 Kurort im italienischen Tirol, 13 Wüstentier, 14 Marktplatz, Gerichtsstand, 15 unentschieden, 16 Land in Hinterindien, 17 mittelitalienische Provinz, 18 Erfinder des Schreibtelegraphen, 19 Falz, Nut, 20 Dreschboden, 21 Badegefäß, 22 Schreibmaterial, 23 Fluß in Pommern, 24 Art, Gattung; senkrecht (unter den Ziffern): 1 Stirnrunzel, 2 Verwandte, 3 Gespenst, 4 verfallenes Bauwerk, 5 Fluß in Frankreich, 6 Wegmaß, 7 österreichischer Lotterieausdruck, 8 russischer Staatsmann, 9 Fahrradbestandteil, 10 orientalisches Frauengemach, 11 einer der Gründer Roms, 12 weiblicher Vorname, 13 Interpunktionszeichen, 14 Entfernung, Weite, 15 Märchengestalt, 16 Obstfrucht, 17 Tagesgestirn, 18 Liebe (poetisch), 19 wie 4 wagerecht, 20 Nadelbaum, 21 Grasfläche, 22 bekannter Physiker, 23 Tropenbaum, 24 Sumpfvogel.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
a — au — au — bar — be — ber — ber — bern — bil — chiem — chol — del — der — der — di — ei — el — er — ger — ger — go — herbst — i — lie — lied — lo — ma — mark — mei — mo — na — na — ne — ort — ot — pel — re — rha — satz — se — se — see — see — sin — so — stei — stein — ster — stern — tan — tat — te — te — te — tern — the — to — to — u — um — wa — zei — zeit sind 24 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, eine chinesische Sentenz ergeben. (ch = 1 Buchstabe.) Die Wörter bedeuten: 1 immergrüner Strauch, 2 Verwandte, 3 Arzneipflanze, 4 Tonstück, 5 norddeutscher Küstenfluß, 6 Gefühl, 7 versteinertes Harz, 8 österreichisches Alpenland, 9 Tanz, 10 Nähgerät, 11 Schwachsinniger, 12 See in Oberbayern, 13 Gartenfrucht, 14 Meerestier, 15 Uhrteil, 16 Begriff für Warenverkauf, 17 kriminalistischer Ausdruck, 18 Frauengestalt aus der Nibelungensage, 19 italienische Stadt, 20 giftige Pflanze, 21 französischer Opernkomponist, 22 Frauenname, 23 Oper von Wagner, 24 Fahrzeug.

Kopfrätsel.

Salve — Fuge — Truppe — Sattel — Athos — Linse — Ariel — Papier — Milde — Puter — Weihe — Sektor — Thorn — Bake — Söller — Wiesel — Etah — Sala — Alster — Pinie — Lymphe.

Der erste Buchstabe jedes Wortes ist durch einen anderen zu ersetzen, so daß neue Wörter entstehen. Deren Anfangsbuchstaben nennen Zeugen des Luftdrucks.

Zweierlei Wirkung.

Wer sich 's fühlt, stürmt auf Gegner ein
Oder legt sich ins Bett hinein.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4412.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4410.

Silben-Kettenrätsel: 1—3 Tulpe, 3—4 Peter, 4—7 Termin, 7—8 Minna, 8—9 Nagel, 2—6 Rate, 5—6 Ente, 5—9 Engel, 8—10 Namen, 10—11 Menzel.

Silbenrätsel: 1 **Banane**, 2 **Exzellenz**, 3 **Ilmenau**, 4 **Merkur**, 5 **Rabatt**, 6 **Amerika**, 7 **Talent**, 8 **Woche**, 9 **Estomihi**, 10 **Igel**, 11 **Luzerne**. — Beim Rat weile, / zur Tat eile.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Kandare, 6 Kali, 7 Reck, 11 Aller, 12 Malta, 13 Miene, 14 Alter, 15 Osaka, 19 Suppe, 22 Upolu, 23 Iltis, 24 Nero, 25 Ära, 26 Barbier; senkrecht: 2 Alpen, 3 Niere, 4 Aroma, 5 Regal, 6 Kuli, 8 Kate, 9 Tambour, 10 Farnese, 16 Span, 17 Klara, 18 Autor, 19 Sinai, 20 Allee, 21 Pisa.

Was ist die Dame? — Klavierlehrerin.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post

bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen. Wird unsere Zeitung in beschädigtem Zustande zugestellt, so bitten wir, die Annahme unter Hinweis auf die Beschädigung zu verweigern und in diesem Falle uns gleichzeitig direkt zu benachrichtigen.

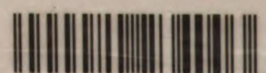
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber) in Leipzig C 1.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig; Niederlassung Berlin: W 35, Am Karlsbad 10. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hauptschriftleiter Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Johannes Maßmann; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Anzeigen-Vertreter für die Schweiz: Annoncen-Expedition Kosmos Friedrich Schröder, Zürich, Moussonstraße 12. — General-Vertreter für Frankreich: Agence de Publicité de l'Europe Centrale, S. A., Paris 9., 94, Rue Saint-Lazare.


A000020234003






A000020234003